DEUTSCHE REVUE ÜBER DAS GESAMTE NATIONALE LEBEN DER GEGENWART

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Unter ständiger Mitwirkung

von

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Buhl** (München), Prof. Dr. **Carriere** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Gareis** (Gießen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Gießen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München)

herausgegeben von

Richard Fleischer.

Dritter Jahrgang. — Zweiter Band.

(Januar bis März 1879.)

Berlin, 1879.

Verlag von Otto Janke.

1879, Feb. 3 – March 28.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgang III.

(Januar bis März 1879.)

Seite

Allgemeiner Theil.

Hermann Lingg: Waldwege 1
Fr. Bodenstedt: Thamar und ihr Kind, Erzählung 3
F. Krones: Am Steinbruch 24
K. Vierordt: Die Sprache des Kindes 29
Daniel Schenkel: Das Christenthum und die sociale Frage 46
C. v. Vincenti: Der Wunder größtes ist die Liebe, Erzählung . . . 153
Johannes Hanstein: Eine Großmacht unter den Pflanzenvölkern . . . 178
Adolf Lasson: Ueber das Tragische 189
Hermann Kopp: Ueber das Nationalitätsprincip in den Wissenschaften . . . 199
Heinrich Brugsch: Der Cholera-Mann 214
Josef Rank: Kläre, Erzählung 289
E. Schönfeld: Die Lehre des Copernicus und ihre Stellung in der Wissenschaft 317
Heinr. Viehoff: Die Ethik als Glückseligkeitslehre, das Heilmittel der modernen Gesellschaft 329
P. Zech: Die Europäische Gradmessung 341

Rundschau über das nationale Leben.

„Marineminister v. Stosch und die Katastrophe bei Folkestone." Fachmännisch beleuchtet 67
Zur Eisenbahnfrage 75
F. von Schulte: Der „Culturkampf" und die Politik 77
— — Parlaments-Disciplin 350
H. Breßlau: Der neueste Geschichtschreiber des Herrn Thiers 83
— — Ein Stück Culturkampf aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts 374
L. v. Buhl: Die Staubeinathmungs-Krankheiten. I. II. 90. 260
Alfred Kirchhoff: Wie die Inseln im Meer entstanden sind 96
— — Die Verbreitung der deutschen Arbeit auf Erden 379
K. A. Zittel: Neuere Forschungen über Eiszeit 105
Max Wirth: Die Theilbarkeit des electrischen Lichtstroms und die Fortschritte der electrischen Beleuchtung 110
M. Carriere: Schopenhauers Leben. Von Wilhelm Gwinner 121
— — Die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins 410

Seite
H. v. Ritgen: Die neuesten Arbeiten bei Wiederherstellung der Wartburg und deren künstlerische Ausstattung 127
Franz Reber: Betrachtungen über die moderne Historienmalerei 143
J. C. Bluntschli: Englische Parlamentsregierung. — Deutsche Beamtenregierung 223
Vertrauliche Briefe aus Oesterreich-Ungarn. I. II. 229. 364
Max Haushofer: Die wirthschaftliche Politik des Reiches 235
E. Laspeyres: Die „Hoffnungslosigkeit", das schwarze Gespenst im Leben des Arbeiters 244
— — Die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirthschaftsordnung . . 398
G. R. Credner: Ein Blick auf die Landesnatur Afghanistans 250
Carl Möbius: Blicke in das Thierleben des Meeres 265
Eugen Werner: Ueber Bastardzucht 270
Emil Naumann: Der deutsche und der englische Händel 274
A. Strodtmann: Ein Schicksalsgenosse Lenau's und Hölderlin's 280
v. Bockum-Dolffs: Die Strafgewalt des Reichstages gegen seine Mitglieder betreffend 354
Der Regierungswechsel in Frankreich 357
Der Religionsunterricht am Gymnasium 368
F. Seitz: Die Fürsorge für die Verwundeten in den letzten Kriegen in der Türkei 386
Josef Landgraf: Die Volkswirthschaft auf technischen Hochschulen . . . 393
K. Birnbaum: Ueber die Schutzzölle und die Landwirthschaft 403
Robert Zimmermann: Englische Dramen 416
Rundschau über die Revuen des Auslandes 149. 286. 427

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dritter Jahrgang.

Heft 4. Januar 1879.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhaltsverzeichniß.

III. Jahrgang. Heft 4. Januar 1879.

Allgemeiner Theil.

Seite

Hermann Lingg: Waldwege 1

Friedrich Bodenstedt: Thamar und ihr Kind, Erzählung . 3

J. Krones: Am Steinbruch 24

K. Vierordt: Die Sprache des Kindes 29

Daniel Schenkel: Das Christenthum und die sociale Frage . 46

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

„Marineminister von Stosch und die Katastrophe bei Folkestone.“ Fachmännisch beleuchtet 67

Zur Eisenbahnfrage 75

F. v. Schulte: Der „Culturkampf“ und die Politik 77

Harry Breßlau: Der neueste Geschichtschreiber des Herrn Thiers 83

L. v. Buhl: Die Staubeinathmungs-Krankheiten. I. 90

Alfred Kirchhoff: Wie die Inseln im Meer entstanden sind . 96

K. A. Zittel: Neuere Forschungen über Eiszeit 105

Max Wirth: Die Theilbarkeit des electrischen Lichtstroms und die Fortschritte der electrischen Beleuchtung 110

M. Carriere: Schopenhauers Leben. Von Wilhelm Gwinner 121

H. v. Ritgen: Die neuesten Arbeiten bei Wiederherstellung der Wartburg und deren künstlerische Ausstattung 127

Franz Reber: Betrachtungen über die moderne Historienmalerei 143

Rundschau über die Revuen des Auslandes 149

Allgemeiner Theil.

Waldwege.

1.

Auch euch muß ich gealtert finden,
Ihr Bäume aus der Jugendzeit!
Der Epheu drang um eure Rinden
In immer wild'rer Ueppigkeit.

Ihr trotztet Stürmen, trugt die Lasten
Von Eis und Schnee titanenhaft;
Nun seid ihr müd' und möchtet rasten,
Kein Frühling weckt mehr eure Kraft.

Hinabgebeugt zum Untergange,
Habt ihr zum ersten Mal erlauscht,
Was unter euch der Quell schon lange
Vom Wandel aller Dinge rauscht.

2.

Aus einem blitzgetroff'nen Stamme,
Der ganz vom Feuer war verzehrt,
Schlug hie und da noch eine Flamme,
Die schien sich mehr als and're werth,
Weil sie, gezeugt vom Himmelssohne,
Geschleudert ward in eine Krone.

3.

Wie so zart die Heckenrose
Hier den rauhen Felsen schmückt,
Und zur Erdbeer sich, zum Moose
Und zum Waldbach niederbückt.

Und die zierliche Libelle,
Wie sie schwebt im Flügeltanz,
Von dem dunklen Grund der Welle
Zu der Blume lichtem Glanz!

Ein Accord scheint all' der Friede
Aus des All's Musik zu sein,
Und dazu mit ihrem Liede
Stimmen Wald und Fluren ein.

4.

Aus seiner Unschuld Heiligthume
Schaut Dich das Kind verwundert an,
Mit Augen wie die Tropenblume,
Voll Seele, wie die Griechen sah'n.

Es sieht Dich an, so seltsam eigen,
So fremd und dennoch so vertraut,
Mit einem tiefberedten Schweigen,
Wie uns ein Bild entgegenschaut.

Auf all' die tausend dunklen Fragen,
Die unserm spätern Leben droh'n,
Liegt eine Antwort aufgeschlagen
In diesen klaren Augen schon.

5.

Seltsam war mir's, als ich nah
Bei den Alpenblumen sprossen
Eine Belladonna sah —
Finster war ihr Kelch erschlossen.

Sie erschien mir wie ein Geist,
Der vom Guten abgewichen,
Wie ein arg Gemüth, das dreist
An die Unschuld sich geschlichen.

Dennoch, wie befreundet fast,
Schien sie mir — und wie ein Leben,
Das sich einsam fühlt, verhaßt,
Und es hinnimmt, stolz ergeben.

6.

Am Abhang mäht in aller Frühe
Ein alter Mann mit vieler Mühe
Die Blumen und den frischen Klee;
Doch meine Freundin dort, die Möve,
Schwingt fröhlich über Wald und Höfe
Hinüber sich zum blauen See.

Hermann Lingg.

Thamar und ihr Kind.

Erzählung
von
Friedrich Bodenstedt.

I.

Wenn man, von Tiflis aus, dem südöstlichen Laufe des alten Kyros (heute Kur genannt) zum Kaspischen Meere folgt, so gelangt man nach dem ersten Drittheil des Weges in die Nähe einer uralten Stadt, welche den Namen Gandscha oder Gändscha trägt und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts die Hauptstadt eines tatarischen Chanats oder Fürstenthums bildete, das in den Kriegen zwischen Rußland und Persien eine bedeutende Rolle spielte.

Die Stadt liegt nicht unmittelbar am Kyros, sondern dehnt sich weithin zu beiden Seiten eines ihr gleichbenannten, dem Kyros zueilenden Flusses aus, der den steilen Porphyrbergen von Armenien entspringt, welche den hochgelegenen Sewangsee (im Tatarischen Gjök-tschai genannt) umschließen.

Gandscha hat, obwohl nur sechszehntausend Einwohner zählend, einen meilenweiten Umfang, weil es so reich an großen Gärten ist, daß die Häuser im Verhältniß dazu nur einen kleinen Flächenraum einnehmen. Die Hälfte dieser sorgfältig gepflegten Gärten, deren Zahl etwa anderthalb tausend beträgt, ist mit Reben, die andere Hälfte mit Fruchtbäumen bepflanzt. Die Weinkultur wird vorzugsweise von Armeniern betrieben, welche, in einem besonderen Stadtviertel, getrennt von den Tataren wohnend, nahezu ein Drittheil der ganzen Bevölkerung bilden.

Der schönste Theil der in baulicher Beziehung sonst unansehnlichen Stadt ist zugleich ihr belebender Mittelpunkt: ein von den hervorragendsten Gebäuden umrahmter großer Platz, von hochragenden, mächtigen Platanen beschattet, deren viele ihr Alter nach Jahrhunderten zählen. Am Südrande dieses Platzes erhebt sich die herrliche Moschee, welche von Schah-Abbas dem Großen erbaut und in weitem Viereck mit Platanen umpflanzt wurde; auf der Ostseite dehnt sich ein großes Karawanserai aus.

Den höchsten Punkt auf der früher starkbefestigten linken Uferseite des Gandschaflusses krönt die gewaltige Festung, welche im vorigen Jahrhundert von einem europäischen Ingenieur erbaut wurde und die Hauptresidenz der Chane bildete.

Der letzte Herrscher von Gandscha war Dschewat-Chan, der nach einem kurzen aber vielbewegten Leben im Jahre 1804 im Kampfe gegen die Russen fiel, welche das ganze Chanat Gandscha unterwarfen und die Hauptstadt, welche sie gerade am Tage der heiligen Elisabeth besetzten, dieser zu Ehren Elisabethpol nannten. Doch wurde und wird auf den russischen Karten neben dem neuen Namen der alte fortgeführt und wir werden uns in unserer Erzählung an diesen allein halten.

Die Russen hatten seit den Tagen Iwan Wassiljewitsch des Schrecklichen schon zu wiederholten Malen — zuletzt i. J. 1795 — Gandscha erobert aber nie dauernd zu behaupten gewußt; erst seit sie durch Einverleibung des alten Königreichs Georgien, zu Anfang dieses Jahrhunderts, festen Fuß in Transkaukasien gefaßt, war auch die dauernde Unterwerfung der benachbarten tatarischen Chanate, welche noch unter persischer Herrschaft standen, nur eine Frage der Zeit.

Maria, die junge, entthronte Königin von Georgien wurde nach Rußland geführt, um dort ihre Tage zu beschließen; viele dem Königshause verwandte georgische Fürsten wurden für den russischen Dienst gewonnen und erwiesen sich, nach erprobter Treue zu hohen Stellungen befördert, als die geschicktesten und zuverlässigsten Vorkämpfer gegen die bis zum Kaspischen Meere sich hinziehenden tatarischen Fürstenthümer, die das christliche Georgien einst in den Tagen seiner Macht selbst unterworfen und später, in den Tagen seines Verfalles, wieder an Persien verloren hatte. Das Verhältniß dieser Tatarenstämme zu Georgien blieb denn auch in sogenannten Friedenszeiten ein ähnliches wie das der Montenegriner zu den Türken: an den Grenzen fanden fortwährend Reibereien statt; die Grenzen selbst wurden wenig beachtet, verwegene Einfälle, Raub- und Rachezüge aus einem Gebiete in's andere unternommen.

Von einem solchen Zuge hatte Dschewat-Chan als kostbarste Beute Thamar, eine schöne Georgierin, mit heimgeführt und so schnell ihre Gunst zu gewinnen gewußt, daß sie, in aller Form unter großem Gepränge zu seiner Gemahlin erhoben, sich bald gar nicht mehr nach der nahen Heimath zurücksehnte, da er ihr Alles bot, was ihr Herz begehrte. Auch der Schmerz der aus edlem Geschlechte stammenden, aber mit zeitlichen Gütern wenig gesegneten Eltern über den Verlust ihrer Tochter dauerte nicht lange, da diese nicht versäumte, ihnen Botschaft zu senden, wie glücklich sie sich fühle, und Dschewat-Chan Mittel und Wege fand, ihnen reiche Geschenke zukommen zu lassen.

Er war ein Mann von mittlerer Größe, einnehmendem Aeußern und ungewöhnlicher Begabung, so fest gefügt und zugleich so elastisch wie eine Damascenerklinge. Aus dem Stamme der Kadscharen entsprossen, gehörte er zur Verwandtschaft des persischen Herrschergeschlechts, was ihm unter den übrigen Vasallen eine bevorzugte Stellung und seiner Haltung einen gewissen Stolz gab, der jedoch nie in steife Würde ausartete. Streng bis zur Grausamkeit wo es galt die Ordnung aufrecht zu erhalten und Heimtücke zu strafen, war er doch beim Volke ebenso beliebt wie gefürchtet, als Wohlthäter der Armen, Gründer nützlicher Anstalten und eifriger Förderer der heimischen Industrie, besonders der zahlreichen Seidenwebereien, welche fast ganz Georgien mit ihren trefflichen Erzeugnissen versorgten. Er war auch ein Freund der Wissenschaft, verkehrte gern mit Gelehrten und hatte selbst eine nach morgenländischer Art gelehrte Bildung erhalten durch gründlichen Unterricht in der arabischen und persischen Sprache und Literatur. Besonders Firdusi und Sadi übten auf ihn eine große Anziehungskraft. Er wußte viele der schönsten Stellen aus ihren Werken auswendig, unterhielt sich gern darüber und suchte auch seine Gemahlin damit bekannt zu machen, der dadurch ein neues Leben aufging, da sie zu Hause nur eine dürftige Erziehung erhalten hatte nnd ihre heimischen Poeten auch nichts boten, was den Hervorbringungen der genannten persischen Dichter in Gehalt und Gestalt ebenbürtig gewesen wäre.

Den erotischen Dichtern war der thatkräftige Dschewat-Chan weniger zugethan, wie er denn überhaupt in der Liebe seine eigenen Wege ging und den entnervenden Haremsgeschmack der persischen und türkischen Großen nicht theilte. Er hatte seinen Vater oft sagen hören, daß es leichter sei, ein ganzes Reich zu regieren als die Frauen eines Harems in Frieden und Ordnung zu halten, und so war schon früh

in ihm der Entschluß gereift, nach dem Beispiel der Christen seines Landes nur Eine Frau zu nehmen. Er war glücklich in seiner ersten Ehe mit Fatme, einer Tochter des Chans von Schuscha gewesen, welche, nachdem sie ihm zwei Söhne geboren, an dem bösen Fieber starb, welches regelmäßig im Sommer, in Folge der unerträglichen Hitze und der Ausdünstungen von ein paar tausend künstlich bewässerten Gärten, Gandscha heimsucht und viele Opfer fordert. Er war glücklich mit Fatme gewesen, insofern er es wohlthuend empfinden mußte, daß sie nur für ihn lebte und, anschmiegsamer Natur, allen seinen Wünschen nach bestem Vermögen entgegenkam; allein sie konnte ihm nicht bieten, was sie nicht hatte: höheres geistiges Verständniß, wie er es nun weit über alle Erwartung bei seiner Thamar fand. Die Trauer über den Verlust Fatme's hatte er in den wilden Kämpfen ausgetobt, die, seit der Eunuch Aga Muhammed sich auf den persischen Thron geschwungen, die kaukasischen Länder verheerten.

Nur wenige Jahre der Ruhe waren ihm mit seiner geliebten Thamar beschieden, deren Schönheit in demselben Maaße zu wachsen schien als sich ihr Geist unter seiner Leitung entfaltete. Ihr Verständniß schwieriger Dinge eilte dem seinen oft voraus, so daß er sich allmälig daran gewöhnte, nichts ohne ihren Rath zu unternehmen und sie sogar — allem landesüblichen Herkommen zuwider — an den kleinen Gesellschaften theilnehmen ließ, die er häufig auf seiner Hochburg versammelte. Mit einer Anzahl fanatischer Priester, denen diese Neuerung ein Aergerniß war und die das Volk gegen ihn aufzustacheln suchten, machte er kurzen Prozeß und ließ es sich überhaupt eifrig angelegen sein, allem Glaubenshader zu steuern und ein gutes Verhältniß zwischen der christlichen und islamitischen Bevölkerung von Gandscha herzustellen, indem er sowohl Armenier wie Tataren, die sich in irgend einer Weise hervorgethan, zusammen in seine Gesellschaften einlud und sogar seiner Gemahlin, die Christin geblieben war, gestattete, den armenischen Gottesdienst zu besuchen. Der Anstoß, den dies bei vielen Tataren erregte, kümmerte ihn wenig; es durfte selbst in seinen Gesellschaften frei darüber gesprochen werden, denn er hörte ehrlichen Meinungsaustausch gern, achtete jede Ueberzeugung und zeigte sich nur unerbittlich streng in der Bestrafung haßerregender Umtriebe.

So geschah es, daß ein streng orthodoxer Tatar, der alte Kerbelai-Ssadyk, der sich kein Pünktchen von seinem Glauben abhandeln ließ und bei jeder Gelegenheit die freisinnigen Anschauungen Dschewat-Chan's eifrig bekämpfte, zu den bevorzugten Lieblingen des Herrschers von Gandscha zählte und dessen unbeschränktes Vertrauen genoß.

Kerbelai-Ssadyk war ein sehr geschickter Baumeister, der sich sogar auf den Festungsbau verstand, und großen Scharfsinn entwickelte, die während der letzten Kriegsstürme arg beschädigten Vertheidigungswerke der Hochburg von Gandscha neu herzustellen und durch Verstärkungen und Erweiterungen uneinnehmbar zu machen. Seine erste Aufgabe nach der Neuvermählung des Chans war gewesen, in dem gesündesten und gesichertsten Theil des Gebirges, zu dessen Füßen Gandscha liegt, eine Sommerwohnung zu bauen, wo die Fürstin Thamar immer die heißen Monate zubringen sollte, um nicht dem tödlichen Fieber der Stadt zum Opfer zu fallen, wie ihre Vorgängerin im Reich. In diesem reizend gelegenen Schlößchen verlebte Dschewat-Chan mit seiner Thamar, die ihn schon im ersten Jahre ihrer Ehe mit einem allerliebsten

Töchterchen, Püstä genannt, beschenkt hatte, glückliche Tage und knüpfte hier auch, in heimlichen Zusammenkünften mit den Fürsten der angrenzenden tatarischen Gebiete, Verbindungen an, welche auf eine starke Bundesgenossenschaft unter seiner Führung abzielten, um nicht durch Zersplitterung ihrer Streitkräfte wieder eine Beute der Russen zu werden. Zur Erreichung dieses Zieles war es vor allem nöthig, in den verschiedenen tatarischen Fürstenthümern ein so gutes Einvernehmen zwischen Christen und Moslimen herzustellen wie Dschewat-Chan in Gandscha gethan, um so auch die Bewohner des alten Königreichs Armenien, welche das russische Joch ebenso fürchteten wie das persische haßten, für den Bund zu gewinnen.

Das Schicksal schien den Bundesgenossen zur raschen Ausführung ihrer Pläne gleichsam die Hand zu bieten, denn ein Ereigniß trat ein, welches ihnen unvorhergesehene Gelegenheit bot, ihren Bund über alle Länder des Kaukasus auszudehnen. Es hatte sich nämlich in dem benachbarten Georgien ein überraschender Umschwung in der Stimmung vollzogen, welche einen großen Theil des Volks, und besonders des Adels, trieb, mit den Tataren gemeinschaftliche Sache gegen die Russen zu machen.

Wir haben gesehen, daß Rußland, nachdem es ihm schon im Laufe des vorigen Jahrhunderts gelungen war, viele georgische Edle für sich zu gewinnen, im Anfang dieses Jahrhunderts den letzten König des Landes, Georg XIII., einen geistesschwachen Mann, zur Thronentsagung zu bewegen wußte und dessen Gemahlin, die Königin Maria, welche nicht auf ihre Hoheitsrechte verzichten wollte, in die Gefangenschaft führte. Ueber die Art und Weise wie dieses geschah, gingen haarsträubende Geschichten im Lande um, die viel böses Blut im Volke machten und als thatsächlichen Kern, aller Zusätze entkleidet, Folgendes enthielten: Der blöde König war ohne Zustimmung seiner Gemahlin, welche in Wirklichkeit das Regiment führte, zur Abdankung gezwungen worden. Als man seine Unterschrift auf der ihm vorgelegten Urkunde ihm abgedrungen hatte, wurde mit der Königin kurzer Prozeß gemacht. Der zur Ausführung des Gewaltstreichs beauftragte Oberst Lasarew trat mit einem Dolmetscher in das Gemach, wo sie auf dem Diwan zwischen ihren schlummernden Kindern saß. Die Königin Maria, damals noch ein junges, schönes Weib, weist die frechen Eindringlinge entrüstet zurück. Der Oberst zeigt, statt aller Entschuldigung, seine Papiere vor und befiehlt der hülflosen Maria, ihm auf der Stelle zu folgen. Vor Erregung unfähig zu antworten, weist sie auf ihre schlafenden Kinder hin. Da ergreift Lasarew, dem das Ding zu lange dauert, den Fuß der Königin, um sie zum Aufstehen zu zwingen. Zornentflammt springt sie auf, zieht ihren Dolch aus dem Gürtel und durchbohrt damit das Herz ihres Beleidigers, der auf der Stelle leblos zu Boden sinkt. Doch in demselben Augenblicke stürzt der Dolmetscher über sie her und bringt ihr mit dem Säbel mehrere gefährliche Wunden bei. Sie hätte unter seinen Streichen verbluten müssen, wäre nicht auf den Lärm der Kämpfenden und das Schreien der Kinder plötzlich Hülfe gekommen. Erst nach geraumer Zeit von ihren Wunden genesen, wurde sie mit ihren Kindern als Gefangene nach der Hauptstadt Rußlands abgeführt.

Ein solches Ende ihres uralten Herrscherhauses hatten sich die Georgier nicht träumen lassen und so geschah es, daß sie den Anfang der russischen Herrschaft mit nichts weniger als freundlichen Gefühlen begrüßten. Doch zu schwach, um das ihnen mit ansehnlicher Heeresmacht auferlegte Joch gleich wieder abschütteln zu

können, sahen sie sich nach allen Seiten nach Beistand um und suchten selbst Hülfe bei ihren alten Erbfeinden, den Persern und Türken.

Prinz Alexander, der als Sohn des Königs Heraklius von Georgien das nächste Anrecht auf den Thron hatte, wandte sich, da sowohl Persien wie die Türkei von den letzten Kämpfen mit Rußland noch zu erschöpft waren, um auf's Neue das Loos der Schlachten zu wagen, nun an die kaukasischen Bergvölker, die bald eine ansehnliche Reiterschaar aufbrachten, aber zu früh für seine Pläne losschlugen, welche darauf berechnet waren, mit den vereinten Kräften der Chane von Gandscha, von Awarien und Schuscha in's Feld zu rücken. So erlitten zwar die Russen vor dem Anstürmen der lesghischen Reiter manche Schlappe, fanden jedoch, während Prinz Alexander noch persönlich mit Dschewat-Chan und den anderen Tatarenfürsten unterhandelte, hinlänglich Zeit, sich wieder zu sammeln und neue Streitkräfte herbeizuziehen, stark genug, Georgien zu behaupten und das Vordringen der Tataren zu verhindern.

Allein inzwischen fingen auch die Perser und Türken an sich wieder zu sammeln, und Rußland hielt es nun für geboten, einen in den Kämpfen gegen diese schon bewährten Feldherrn, den Fürsten Paul Zizianow zum Generalgouverneur von Georgien und Oberbefehlshaber der kaukasischen Armee zu ernennen. Zizianow war, obwohl aus einem der angesehensten georgischen Fürstenhäuser entsprossen, in Rußland aufgewachsen, wo sein Großvater als Begleiter des von den Türken vertriebenen Königs Wachtang sich zur Zeit Peters des Großen niedergelassen hatte. Nach glänzenden Waffenthaten gegen die Polen und Türken kam er i. J. 1796 mit der Armee unter Subow zum Erstenmale nach dem Kaukasus, wo er bei allen Unternehmungen soviel Umsicht und Festigkeit offenbarte, daß er i. J. 1802 an die Spitze der Armee und der Verwaltung gestellt wurde. Vergebens suchten ihn die Georgier für sich zu gewinnen, um ihn zum Abfall von Rußland zu bewegen und zum König des Landes seiner Ahnen zu machen. Er wußte alle Aufstandsversuche rasch zu bewältigen, erklärte den Prinzen Alexander für einen Rebellen, schlug die durch diesen geführten Einfälle der Lesghier zurück, drang in den Daghestan vor, erstürmte nach blutigen Kämpfen das starke Bélokany und wandte sich dann gegen Gandscha, um auch dieses mit Sturm zu nehmen. Allein Dschewat-Chan, auf den versprochenen Beistand seiner Bundesgenossen hoffend, hielt sich gegen die große russische Uebermacht so hartnäckig, daß vier Monate vergingen ehe Zizianow zum Sturm schreiten konnte, obgleich die elenden Lehmmauern der Stadt dem Angriffe kein nennenswerthes Hinderniß boten. Der einzige wirklich feste Punkt war die Hochburg mit ihren steinernen Bastionen und Courtinen; sonst mußten überall schnell aufgeworfene Erdwälle und die Todesverachtung der dahinter kämpfenden Tataren das Fehlende ersetzen.

Dschewat-Chan verstand es, durch verwegene Ausfälle die Russen zu überraschen, zu zersplittern und in Athem zu halten. Als aber durch die täglichen Kämpfe gegen eine erdrückende Uebermacht die Schaar seiner Tapferen allmälig bis auf ein Häuflein zusammenschmolz, die erwartete Hülfe ausblieb und in der Stadt die Lebensmittel zu mangeln begannen, stellte der Fürst den Bewohnern die Nutzlosigkeit jedes weiteren Widerstandes vor und forderte sie auf, selbst zu entscheiden, ob sie den Kampf fortsetzen oder sich den Russen unterwerfen wollten. Und als sich Alles dafür ent-

schied, den Kampf bis auf's Aeußerste fortzusetzen, traf er, zu schwach, dem Feinde noch im offenen Felde die Stirn bieten zu können, Anstalt, jedes Haus durch Erdwerke in eine Festung zu verwandeln. Die Frauen zeigten sich bei dieser Arbeit ebenso eifrig wie die Männer und Thamar ging Allen mit belebendem Beispiel voran, bis sie, durch einen Granatsplitter am Arme verwundet, zusammenbrach. Sie wurde unter Kerbelai-Ssadyk's Führung sammt ihrem Töchterchen Püstä in das außerhalb des Schußbereichs der Feinde gelegene Bergschlößchen geschafft, wo sie, bald von einem heftigen Wundfieber befallen, nichts hörte und sah von den Greueln der Verwüstung, die nun über Gandscha hereinbrachen.

Die Einwohner vertheidigten jeden Fußbreit Landes gegen die stürmenden Russen, deren so viele im Handgemenge umkamen, daß Fürst Zizianow es bald für gerathen hielt, dem Straßenkampf Einhalt zu thun und seinen Angriff blos auf die Festung zu richten, um wo möglich Dschewat-Chan lebend in seine Gewalt zu bekommen. Allein dieser wollte von Uebergabe nichts wissen, schlug jeden Sturmversuch zurück und hielt sich so lange, bis seine Vorräthe völlig erschöpft waren. Dann machte er einen Ausfall an der Spitze seiner Getreuen, die Alle, gleich ihm, entschlossen waren, sich durchzuschlagen oder zu sterben. Zu den ersten Opfern des mörderischen Kampfes, der sich nun entspann, gehörte Dschewat-Chan mit seinen beiden Knaben, die nicht von seiner Seite wichen. Aber der Tod des Führers und seiner Kinder steigerte nur die Wuth seiner Krieger, von denen kein einziger entkam und nur wenige schwerverwundete in die Hände der Russen fielen.

Es wird dem Fürsten Zizianow nachgerühmt, daß er seine Gewalt nicht mißbraucht habe, nicht mehr Strenge übte als nöthig war um die Ordnung herzustellen, was freilich bei der Entfesselung aller bösen Leidenschaften und der Plünderungswuth der Soldaten lange genug währte. Gandscha wurde zu einer Trümmerstätte.

Als der Fürst in die verödete Burg einzog, fand er überall an den Wänden und Mauern in großen, schöngeschwungenen Zügen geschriebene Inschriften, deren Sinn er zu erforschen wünschte. Allein das Wissen seines Dolmetschers reichte nicht aus, sie befriedigend zu entziffern. Er zog einen des Russischen kundigen Schriftgelehrten von der zur großen Moschee gehörigen Medresse (Hochschule) zu Rathe, der die Inschriften genau abschrieb und übersetzte. Es wird erzählt, daß sie einen tiefen Eindruck auf den Fürsten Zizianow gemacht haben, der sie oft in einsamen Stunden las und bis zu seinem Tode mit sich trug. Hier sind einige davon.

1.

Der diese Burg gethürmt, bewohnt sie nicht;
Der Feind, der sie erstürmt, verschont sie nicht.
Der Tod hat Dir das Leben nicht gegeben,
Doch als des Lebens Feind raubt er das Leben.

2.

Klag' nicht um des Glückes Unbestand,
Denn es geht, wie die Macht, von Hand zu Hand.
Des Lebens Werth liegt nicht in der Dauer:
Das Haus steht länger als sein Erbauer.

3.

Hört nicht auf die Schmeichler, Ihr Großen der Welt!
Erwerbt einen Ruhm der nicht mit Euch zerfällt!
Bedenkt daß das Leben im Hauch vergeht
Und am tiefsten fällt wer am höchsten steht!

4.

Wie nutzlos, durch dieses Leben zu wandern,
Wär's nicht die Brücke zu einem andern!

5.

Magst Du den Gütern der Welt entsagen,
Magst Du sie genießen nach Behagen:
Das Leben bleibt eine schwere Bürde,
Hilft nicht die Liebe sie Dir zu tragen.

6.

Wie Flut und Ebbe treibt das Schlachtenglück
Die Welterobrer vorwärts und zurück.
Der Sieger jubelt, der Besiegte trägt
Die Schmach, bis seine Rachestunde schlägt.

7.

Bedenkt, Ihr Herrscher, daß ein bessrer Held
Der Mann ist, dessen Eisen pflügt das Feld,
Als dem Ihr Eisen in die Hände gebt,
Damit zu tödten was in Frieden lebt.

8.

Der Staub, wie hoch der Wind ihn auch erhebt,
Bleibt doch gemein;
Der Edelstein, den man in Staub begräbt,
Bleibt Edelstein.

II.

Es war für den alten Kerbelai-Ssadyk eine schwere Aufgabe, Thamar die Kunde vom Tode ihres Gemahls mitzutheilen; doch er fand sie gefaßter, als er erwartet hatte. Ihr Schmerz über den ungeheuren Verlust war zu groß, um in Worte gefaßt werden zu können und er fand sie zu stolz zu weibischem Klagen. Sie wußte vorher, daß Dschewat-Chan den Sturz seiner Herrschaft nicht überleben werde und schon lange hatten ihre Gedanken kein anderes Ziel als an seiner Seite zu sterben. Und hätte sie, als sie schweren Herzens von ihm scheiden mußte, die Wahl gehabt ihn im Kampf gegen die Uebermacht fallen oder wohlerhalten in russische Gefangenschaft geführt zu sehen, sie würde sich für das Erste entschieden haben, und jetzt war es ihr kein geringer Trost, die näheren Umstände seines Heldentodes zu erfahren und seine Leiche von Freundeshänden geborgen zu wissen; Abdullah, ein junger Freund Kerbelai-Ssadyk's, hatte die Leiche des gefallenen Chan's aus dem Getümmel zu retten gewußt und sie mit Hülfe Kerbelai-Ssadyk's zwischen den Gräbern seiner Vorfahren zur Erde bestattet.

Der Gedanke, nach ihrer Genesung das Grab des Geliebten besuchen und es mit Blumen schmücken zu können, brachte eine Art Freude in ihre Trauer. Da es ihr nicht vergönnt gewesen, nach ihrem Wunsche an seiner Seite zu sterben, so wollte sie wenigstens seiner würdig leben, seines Lieblingsspruches eingedenk, der sich ihrem Gedächtnisse tief eingeprägt hatte:

„Ich fürchte weder Gefahr noch Tod,
Da beides täglich uns Allen droht;
Nichts fürcht' ich, als, wenn sie mich einst begraben,
Nicht würdig genug gelebt zu haben."

Erachtete Thamar das Leben fortan auch werthlos, wenn sie nur an sich dachte, so fühlte sie doch seinen hohen Werth, wenn ihr einziges Kind, die liebliche Püstä, die Aermchen nach ihr ausstreckte, als der einzigen Stütze in dieser schwankenden Welt.

Püstä, deren Züge wunderbar an die ihres Vaters erinnerten, als dessen verfeinerter Auszug sie erschien, war zur Zeit, da er starb, kaum sieben Jahre alt, aber geistig schon so entwickelt, daß ihre Fragen und Bemerkungen die Mutter oft ängstigten, da sie fürchtete, daß eine so erstaunliche Frühreife des Geistes das leibliche Gedeihen des Kindes beeinträchtigen werde. Allein das war nicht der Fall; Püstä wuchs auf und gedieh wie andere Kinder, war gesund an Leib und Seele, hatte auch Freude an kindlichen Spielen und selbst keine Ahnung von der höheren Begabung, durch welche sie sich von ihren Altersgenossen unterschied. Vielleicht war diese auch nicht in so hohem Grade vorhanden, wie die Mutter glaubte, deren eigenes Geistesleben erst seit ihrer Vermählung mit Dschewat-Chan zu rechter Entfaltung gekommen, weil sich früher Niemand ernstlich um ihre Ausbildung bekümmert hatte, wohingegen sie sich derjenigen ihres einzigen Kindes mit großem Eifer widmete und mit so glücklichem Erfolge, daß ihr Püstä als ein Wunderkind erschien.

Thamar's Jugend war vergangen wie die Jugend der meisten, fast aller Töchter des Morgenlandes vergeht, ohne tiefe, nachhaltige Eindrücke zurückzulassen. Was man Glück und Unglück nennt, war ihr nicht viel mehr gewesen als gutes und schlechtes Wetter, wovon es abhing, ob sie im Freien spielen und zur Abwechslung auf dem Dach des Hauses sitzen konnte, oder im halb unterirdischen Wohngemache abwarten mußte, bis es draußen wieder hell und trocken wurde, worüber zuweilen Wochen vergingen, während ihr dann kein anderes Vergnügen blieb als das landesübliche, mit Mutter oder Magd ein paar Stunden des Tages im Kuppelbau der heißen Bäder der Stadt zuzubringen und sich in dem einen Bassin die zarte Haut verbrennen und in dem andern wieder abkühlen zu lassen.

Die Kriegsstürme, welche ab und zu ihr schönes Heimathland verwüsteten, hatten sie nicht mehr zu ernstem Nachdenken angeregt als die furchtbaren Gewitterstürme, welche oft Himmel und Erde erbeben machten und durch wolkenbruchartige Regengüsse die Felder verheerten. Sie verkroch sich ängstlich, wenn es ringsum krachte und Feuer spie, und kam fröhlich wieder zum Vorschein, wenn Alles vorüber war. Sie betete mit ihren Eltern, weinte mit, wenn die Mutter weinte und freute sich, wenn es dem Vater gelang, seinen Kummer in rothem Kachetiner zu vertrinken. Sie lernte lesen und schreiben, ohne besonderen Gewinn daraus zu

ziehen: sie lernte tanzen ohne Tanzmeister und singen ohne Gesanglehrer und ohne

[illegible]essanten [illegible] medias in res:

1. H. Kaulbach schildert eine der anziehendsten Scenen aus dem Nest der Zaunkönige. (Ahnen II.) Immo sitzt als Gast am Tisch des Grafen Gerhard neben dessen holdem Töchterlein Hildegard, die nach beendetem Mahl den schönen und unternehmenden Gastfreund zum Wortkampfe einladet. Papa Gerhard schaut überaus fröhlich drein. Die Dekoration ist bis ins Detail meisterhaft; Immo könnte wohl ein wenig selbstbewusster aufgefasst sein; im Uebrigen ist's ein Kopf von idealster Schönheit. Ebenso die überaus sinnig aufgefasste Hildegard. Die Gruppe ist meisterhaft concipirt. Das ganze Bild athmet Freitag'sche Geistesfülle und Anmuth.

2. C. E. Döpler. Die Brüder vom deutschen Hause (Ahnen III pag. 402). Dorso hat Friderun gefangen weggeführt, Ivo will sie befreien und greift zu den Waffen; Hedwig hält ihn zurück. «Und wieder fasste ihn Hedwig am Arm und rief mit blitzenden Augen: Willst du der Nichte des Kaisers Schimpf anthun in deinem eigenen Hause, um die Bauerndirne zu retten?» ... So der Hergang. Die Conception dieser Scene ist prächtig, Ivo's Gestalt überaus gelungen und Antheil weckend, die Gewandung und alles Detail von historischer Treue und gewissenhafter Durcharbeit. Der Gesichtsausdruck zeigt die vollste Wiedergabe der vom Dichter geschilderten Charaktere.

3. Flüggen illustrirt eines der herrlichen Bilder aus der deutschen Vergangenheit in überaus charakteristischer Weise und hat sich in seiner Composition bis ins kleinste Costümzipfelchen gar sorgsam um historische Treue verdient gemacht. Felix Platter's Selbstbiographie erzählt den Besuch des Meisters Franz und Magdalenens in Quadeldingen ausführlich genug.

[illegible] von Bora, bei welcher sein Freund, der berühmte Lucas Kranach, gleichsam die väterliche Vermittlerrolle spielt. Die Scene bedarf keines Commentars. Die drei Köpfe nehmen ohne Frage das Hauptinteresse in Anspruch und sind nach den besten zeitgenössigen Portraits concipirt. Die Gruppe bot sonst keinen sonderlichen Anlass, des Malers Phantasie selbstthätig erscheinen zu lassen. Ein Familienbild aus guter alter Zeit!

7. A. v. Heyden giebt zu der Sage von Hailaga und Siguruna (Bilder aus deutscher Vergangenheit, I. pag. 94) eine ergreifende Illustration, die in ihrer künstlerischen Auffassung wie in ihrer technischen Ausführung gleich hohes Lob verdient. Am Todtenhügel des ermordeten Königs kniet die Gattin. «Wie ist dir dein Haar Gebieter» — so ruft sie dem Schreckensbild auf der Höhe zu, «in Angstschweiss gehüllt, übergossen mit Grabesthau dein Leib, so kalt deine Hände!» — Und er giebt ihr halb vorwurfsvoll, halb tröstend die Antwort: Du, Siguruna, bist schuld, wenn ich vom Thau triefe, jede Thräne, die du vergossen bei Tag und Nacht, fiel kalt auf meinen Leib und beklemmte die Brust! — Die Erscheinung Hailaga's möchte in voller Farbenausführung des Bildes wohl noch wirksamer sein; der Effekt der Scene ist trotzdem auf jeden Beschauer ganz fraglos ein gewaltiger.

8. J. Herterich vertritt den Humor Freitags. Er schildert die köstliche Trinkscene des Conrad Bolz und der ehrsamen Philisterfamilie Piepenbrink, mit dessen Oberhaupt der «schlaueste Teufel, der je aus einem Tintenfass hervorgekrochen ist» nach der bekannten Lebensrettungs-Geschichte Schmollis trinkt. Figur und Maske des Bolz erinnern uns unwillkürlich an den populärsten Darsteller dieser Rolle. Die Fa-

Der Gedanke, nach ihrer Genesung das Grab des Geliebten besuchen und

Gustav Freytag-Galerie.

Ein Prachtwerk in grösstem, edelstem Styl, wie es in diesem Genre selten, ist die Serie von Illustrationen, die von verschiedenen Meisterhänden die Werke Gustav Freitags gleichsam in neuer Edition darbieten.

Die Namen der betheiligten Künstler allein geben Bürgschaft, dass dieses Unternehmen in jeder Hinsicht darnach strebte, überall eine gewisse Congenialität zwischen dem Schriftsteller, den hier die darstellende Kunst in ihrer eindringlichen Weise interpretiren sollte und dem Künstler, welchem diese eben so schöne wie anregende Arbeit zufiel, zu Tage treten zu lassen, und in Wahrheit, fast jedes einzelne der so ungemein fesselnden Kunstblätter giebt den Beweis, dass diese gewiss nicht leichte Wahl fast überall mit Erfolg gekrönt worden sei. Ein Schriftsteller, der wie Gustav Freitag den Besten seiner Zeit genug gethan, hatte freilich wohl auch ein doppeltes Anrecht darauf, dass nur eine ebenbürtige Palette berufen werde, um die Zeichnungen seiner genialen Feder in volleren Formen seinen zahllosen Freunden vor das Auge zu stellen. Es kann uns nicht beikommen, die Geduld unserer Leser zu ermüden durch eine Rekapitulation der literarischen Verdienste des gefeierten Poeten; sämmtliche Literaturgeschichten unserer Zeit sind sich über dieselben einig; wir haben es hier lediglich mit den Interpretationen durch die bildende Kunst zu thun, wie solche in dieser inter-

4. Liezen Meyer liefert eine kühn entworfene Composition vom Untergange Ingo's und Irmgard's. Der Beschauer wird durch das prächtige Blatt sofort an die betreffenden Stellen aus dem ersten Theil der Ahnen erinnert. Die volle erschütternde Wirkung der grandiosen Scene ist von dem Maler mit congenialem Geiste erfasst. — Näher rollte der Donner.. «Hörst du die oben rufen» murmelte der Sterbende... «halte mich Ingo» rief Irmgard.. Und nun folgt kein Wort mehr.. Was kann noch folgen?.. die Katastrophe, die Alles endet: «ein flammender Blitzstrahl erfüllte die Halle, ein Wetterschlag dröhnte, die Balken des Daches krachen zusammen».. Die Figur der Irmgard ist von prächtigster Wirkung und verräth in jeder Linie die Hand eines Meisters.

5. Wisnieski hatte die nicht leichte Aufgabe, eine einfache Stelle aus dem berühmtesten Roman des Autors: «Soll und Haben» (I. pag. 15), zu illustriren und zwar die Begegnung Antons und Leonorens, die von Freitag so lebensfrisch und geistvoll geschildert sind, dass ein solches Blatt unwillkürlich in unseres Geistes Auge einen erinnerungsvollen Rückblick in diese beiden interessanten Charaktere zu Wege bringt. Es ist die bekannte Scene im Park. «Das Fräulein redete ihrem Pferde zu, im Schritt zu gehen und machte den Erklärer» — das Uebrige soll uns der Maler sagen!

6. O. Spangenberg wählte sich einen populären Stoff aus den Bildern aus deutscher Vergangenheit

ziehen; sie lernte tanzen ohne Tanzmeister und singen ohne Gesanglehrer und ohne diese Künste zum melancholischen Klange der Saß anders zu üben als auf dem flachen Dach ihres Hauses oder, bei besonderen Gelegenheiten, im Ringelreihen, dem altgriechischen Hormos ähnlich, mit ihren Gespielinnen im Garten.

Kam einmal eine Frage der Neu- oder Wißbegier über die Lippen des Kindes, so erfolgte keine andere Antwort als: „das hat der liebe Gott so eingerichtet," oder: „das muß so sein," — und Thamar entwöhnte sich allmälig des unnützen Fragens nach dem Woher, Wohin und Warum der Dinge und ließ, dem beruhigenden Beispiele ihrer Eltern folgend, Alles gehen und stehen wie es sein mußte und wie der liebe Gott es eingerichtet. Erst am Feuer Dschewat-Chans entflammte ihr Herz und Geist, um nun Schätze zu offenbaren, die früher, ihr selbst unbewußt im Dunkeln geruht wie Edelsteine im Schachte.

Was Wunder, daß unter den Augen solcher Eltern, die jede geistige Regung ihres Kindes mit liebender Sorgfalt belauschten, Püstä's glückliche Anlagen früh zur Entfaltung kamen! Als dreijähriges Kind brachte sie ihren Vater in Verlegenheit durch die Frage, warum die Moslimen keine Haare auf dem Kopfe und die Christen keine Haare im Gesicht haben. Ein Jahr später wollte sie wissen, warum die Frauen verschleiert gehen und die Männer nicht. Während der blutigen Kämpfe um Gandscha konnte sie sich gar nicht darüber beruhigen, daß der liebe Gott den Menschen erlaube, einander todtzuschießen und zu schlagen und sie flehte ihn täglich unter Thränen an, er möge der Todtschlägerei doch ein Ende machen und mit seinem Donner und Blitz die Feinde vertreiben. Als dies aber nicht geschah, vielmehr der Himmel ganz heiter blickte, während unter dem Donner und Blitz der Kanonen der blutigen Opfer täglich mehr fielen und endlich gar ihr eigener, so heißgeliebter Vater um's Leben kam, da hörte sie in ihrem wilden Schmerze ganz auf zu beten und wollte von dem lieben Gott gar nichts mehr hören, der solche Greuel zulasse.

Thamar hatte, selbst vom Schmerz überwältigt, große Mühe, die Gedanken des Kindes wieder in die rechte Bahn zu lenken, ihm klar zu machen, daß Gottes Wege unerforschlich seien, daß er nicht alle Gebete erhören könne, da wir selbst nicht wissen, was uns heilsam ist und deshalb nie das Vertrauen in seine weise Führung verlieren dürfen, auch wenn unsere theuersten Wünsche dabei unerfüllt bleiben.

„Aber wenn Gott Alles bestimmt, was die Menschen thun," sagte Püstä, „so ist er es ja auch, welcher die Feinde getrieben hat, den lieben Vater zu tödten, und die Feinde sind dann nicht schuld daran."

„Die Führung des Menschen durch Gott," erwiderte Thamar, „ist nicht wie die Führung eines Pferdes durch seinen Reiter, der es am Zügel lenkt wohin er will, sondern wie die eines Kindes durch seine Eltern, die es lehren, das Rechte zu thun und das Unrecht zu meiden. Ein folgsames Kind wird immer nach den Geboten seiner Eltern handeln, selbst wenn es ihm schwer wird; ein ungehorsames Kind aber wird lieber seinen eigenen Neigungen folgen und dafür zu büßen haben, wie das Kind Deiner Wärterin, dem seine Mutter verboten hatte, den Kopf zum Fenster hinauszustecken, was es in Abwesenheit der Mutter dennoch that, dabei das Gleichgewicht verlor, in den Hof stürzte und sich so arg verletzte, daß es nun als Krüppel durch's Leben wandern muß. Da siehst Du also: das Kind wußte, daß es Unrecht that und that es doch, und Gott ließ es zu, weil er die Menschen so

geschaffen hat, daß Jeder handeln kann wie er will, aber auch die Folgen seines Handelns auf sich nehmen muß. Darum wird der Kluge bestrebt sein, immer gut zu handeln, weil er weiß, daß er nur dadurch glücklich werden kann."

„Mein Vater war klug und gut, und doch haben sie ihn getödtet!"

„Der Tod ist kein Unglück für den, der so stirbt wie Dein Vater gestorben; das Unglück trifft nur die Hinterbliebenen."

„Aber warum macht der liebe Gott uns unglücklich? Wir haben ihm doch nichts zu Leide gethan; warum hat er uns den Vater genommen?"

„Weil dieser es selbst so gewollt hat. Einmal muß der Mensch sterben und das Beste, was er hinterlassen kann, ist ein gutes Andenken. Dein Vater wollte lieber im Kampfe gegen die Feinde sterben als sich gefangen von ihnen fortschleppen lassen."

„Dann hatte uns der Vater doch nicht so lieb wie ich ihn. Ich hätte mich lieber mit ihm gefangen nehmen lassen um ihn am Leben zu erhalten."

„Ich auch, mein Kind, wenn er es gewünscht hätte. Allein, da ich weiß, daß die Gefangenschaft ihn unglücklich gemacht haben würde, so will ich lieber selbst unglücklich sein als ihn unglücklich wissen. Du bist noch zu jung um schon ganz verstehen zu können, warum Dein Vater einen rühmlichen Tod einem schmachvollen Leben vorgezogen; doch die Zeit wird kommen, wo Du's verstehst."

Püstä war noch lange nicht zu trösten, doch löste ihr Schmerz sich allmälig in brütendes Nachdenken über die unerforschlichen Wege Gottes auf, statt in Klagen auszubrechen.

Ab und zu kam Kerbelai-Ssadyk zu Thamar, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ihr Nachrichten aus Gandscha zu bringen, wo seit der Eroberung der Stadt durch die Russen eine Stille herrschte, die den Russen selbst unheimlich wurde — eine Stille, als ob die von den verzweifelten Kämpfen erschöpfte Bevölkerung allen Lebensmuth verloren hätte und sich nun willenlos in ihr Schicksal ergäbe. Fürst Zizianow hatte wenige Tage nach seinem Einzuge in die Festung, wo er mit seinem Stabe in der Burg Dschewat-Chan's Wohnung genommen, einen Aufruf erlassen, in welchem er dem Volke von Gandscha seine Befriedigung über dessen ruhiges Verhalten ausdrückte, es ermahnte, Vertrauen zu den edlen Absichten des Selbstherrschers aller Reußen, dem es jetzt unterthan sei, zu haben, und ihm erklärte, daß er alle Fürsorge treffen werde, die Wunden zu heilen, welche er habe schlagen müssen, um das Volk für die Segnungen der russischen Herrschaft zu gewinnen.

Fürst Zizianow hatte auch Kerbelai-Ssadyk, nebst anderen Vertrauensmännern des Volks, wiederholt zu sich kommen lassen zu gemeinschaftlicher Berathung über die besten Mittel, die Ruhe dauernd zu erhalten und Stadt und Land mit dem Umschwung der Dinge auszusöhnen. Er hatte dabei nicht versäumt sich angelegentlich nach der fürstlichen Wittwe Dschewat-Chan's zu erkundigen, in deren Gemächern, wo Thamar bei ihrer Flucht viele Bücher, Aufzeichnungen und Schmucksachen zurückgelassen, er Spuren von Geschmack und Bildung gefunden, die sein Staunen erregten.

Kerbelai-Ssadyk wurde beauftragt, Thamar mitzutheilen, daß ihr Alles wieder zur Verfügung stehe und daß sie auch aus der Hinterlassenschaft Dschewat-

Chan's sich die ihr werthvollsten Andenken auswählen dürfe. Der Fürst würde sich freuen, wenn Thamar ihm bald Gelegenheit geben wollte ihre Wünsche aus ihrem eigenen Munde zu vernehmen.

Thamar sträubte sich Anfangs den Fürsten zu empfangen, gab aber dann doch den Bitten des klugen Kerbelai-Ssadyk nach, der ihr klar machte, daß sie durch Weigerung die Zukunft ihres Kindes gefährden, durch Nachgiebigkeit sichern könne. „Jeder andere Sieger", sagte er, „würde nicht soviel Umstände mit Dir machen, Dich erst um Erlaubniß zu fragen, das zu thun, wozu ihn seine Macht berechtigt. Der Fürst weiß, daß Du nie so abgeschlossen von allem Verkehr mit Männern hier gelebt hast, wie es sonst bei uns Sitte ist, und so erbittet er von Dir nur eine Gunst, die Du schon Manchem gewährt hast."

Der Besuch des Fürsten machte auf Thamar einen tieferen Eindruck als sie erwartet hatte. Es heimelte sie schon an, daß er sie in ihrer Muttersprache anredete, was er wohl nicht blos that, um keines Dolmetschers zu bedürfen und der Unterhaltung freieren Spielraum geben zu können, sondern auch um zu beweisen, daß ihm Land und Sprache seiner Väter theuer geblieben sei. In schlichten aber herzlichen Worten gab er seinem Bedauern Ausdruck, bei der Erstürmung von Gandscha den Tod Dschewat-Chan's nicht haben verhindern zu können, da dieser den Widerstand bis zum Aeußersten getrieben, selbst dann noch, als schon Alles verloren war.

„Was bleibt," entgegnete Thamar traurigen Tones, „was bleibt in einem so ungleichen Kampfe, wo die Uebermacht des Angreifers endlich zum Siege führen muß, dem Angegriffenen übrig als sich schmachvoll zu ergeben oder ruhmvoll zu sterben?"

„Nach heldenmüthigem Widerstande einem stärkeren Gegner erliegen, ist so wenig eine Schmach, wie es ein Ruhm ist durch Uebermacht zu siegen. Allein ich begreife und ehre den Entschluß des edlen Dschewat-Chan, lieber im Kampfe zu sterben als sich zu ergeben. Ich würde an seiner Stelle wahrscheinlich ebenso gehandelt haben als Haupt eines Volkes dem sein Haupt genommen wird, gleichviel ob es fortfährt oder aufhört zu athmen . . ."

Bei diesen Worten des Fürsten leuchteten Thamar's Augen in verklärendem Glanze. „O, hätte ich mit meinem Gemahl sterben können!" rief sie unwillkürlich aufspringend. Der Fürst stand ebenfalls auf, mit dem Ausdruck inniger Theilnahme sich Thamar ehrerbietig nähernd. Allein in demselben Augenblicke fühlte er sich so heftig an den Rockschößen gezerrt, daß er, sich rasch umdrehend um nach der Ursache zu sehen, strauchelte und der Länge nach zu Boden stürzte, während Thamar einen lauten Schrei ausstieß . . .

Die kleine Püstä, deren Wohngemach von dem ihrer Mutter nur durch einen Vorhang getrennt war, hatte, da sie von ihrer tatarischen Gouvernante gehört, der Mörder ihres Vaters sei bei der Mutter und fürchtend, daß dieser ein Leides geschehen könne, wie der Königin Maria, deren Geschichte man ihr erzählt, in athemloser Spannung durch den Vorhang gespäht und gelauscht, ohne ein Wort von der in georgischer Sprache geführten Unterhaltung zu verstehen. Als aber die Mutter flammenden Blicks aufgesprungen war und der Fürst sich ihr näherte, glaubte Püstä den Augenblick der Gefahr gekommen und schoß pfeil-

geschwind hinter dem Vorhang her durch das Zimmer auf den Fürsten los, ihn mit ganzer Kraft bei den Rockschößen zurückziehend unter dem Ausruf: „Du sollst meine Mutter nicht auch tödten wie Du meinen Vater getödtet!"

Auf diesen Ruf Püstä's und den lauten Schrei ihrer Mutter beim Sturz des Fürsten Zizianow, waren dessen im Vorzimmer harrende Begleiter, der alte Kerbelai-Ssadyk und Achmed-Chan, ein junger, in russischen Diensten stehender Tatar, in das Wohngemach gedrungen, wo sich ihnen nun der überraschende Anblick der oben geschilderten Scene bot, noch räthselhaft belebt durch die aus dem Vorhang herbeispringende Gouvernante, welche mit aller Kraft den Fürsten zu verhindern suchte, sich wieder aufzuraffen und ihn erwürgt haben würde, im besten Glauben ein gutes Werk zu thun, wenn Thamar und die beiden Männer sie nicht daran verhindert hätten.

Fürst Zizianow kam wieder auf die Beine, ohne durch seinen Fall auf den weichen Teppich, welcher das Gemach durchzog, Schaden genommen zu haben und behandelte den Vorfall mit der Ruhe eines überlegenen Mannes. Daß ihn die kleine Püstä gewaltsam zurückgehalten hatte, im Wahne, er wolle ihrer Mutter etwas zu Leide thun, fand er ganz natürlich; weniger gefiel es ihm allerdings, daß Béla, die Gouvernante, sich auf ihn geworfen, um ihn mit ihren kleinen Händen zu erdrosseln; indeß begriff er, daß auch diese im guten Glauben gehandelt ihre Herrin von einem vermeintlichen Feinde zu befreien und so bat er Thamar, es bei den Vorwürfen, welche sie Béla machte, sich an einem Gaste des Hauses vergriffen zu haben, bewenden zu lassen, da er nicht gekommen sei, Unfrieden im Hause zu stiften, sondern die Wunden zu lindern, die er habe schlagen müssen. Er stellte es nun Thamar anheim, nach Georgien zurückzukehren, wo ihr dann eine für ihre Bedürfnisse ausreichende Rente gesichert werden solle, oder auf ihrem Landsitze zu bleiben, in welchem Falle ihr die Einkünfte der beiden nächstgelegenen Dörfer zur Verfügung stehen würden.

Ohne Schwanken entschied sich Thamar für das Letztere, mit dem Bemerken, daß sie das Haus, welches sie jetzt bewohne, nie anders verlassen möchte als um das Grab ihres Gatten zu besuchen. Sie dankte dem Fürsten für sein freundliches Entgegenkommen und reichte ihm zum Abschiede die Hand, die er ehrbietig an die Lippen führte.

Während dieser ganzen, in georgischer Sprache geführten Unterhaltung, wovon keiner der Anwesenden ein Wort verstand, hatte Achmed-Chan kein Auge von Thamar gewendet, sie mit leidenschaftlichen Blicken förmlich verschlungen, deren edles Gesicht durch den Schmerz, der ihr das Roth von den Wangen genommen, wie verklärt erschien, da die dunklen Augen aus dem feinen, blassen Antlitz nur um so wunderbarer leuchteten. Sein Herz pochte gewaltig während der ihm unverständlichen Wechselrede zwischen dem Fürsten und Thamar, und als diese ihm gar die Hand reichte, die jener an die Lippen führte, griff Achmed-Chan im Feuer der Eifersucht unwillkürlich nach seinem Dolche, aber in demselben Augenblick wandte sich der Fürst zum Gehen und Achmed-Chan ließ die Hand wieder sinken, um mit Kerbelai-Ssadyk zu folgen. Noch einmal wandte er sich beim Hinausgehen nach Thamar um, die von seinen Gluthenblicken unheimlich getroffen, rasch auf das anstoßende Zimmer zuschritt, wohin Püstä mit Béla sich zurückgezogen hatte.

Dem scharfblickenden Fürsten war das seltsame Benehmen Achmed-Chans nicht entgangen und er machte ihm unter vier Augen Vorwürfe darüber, die Achmed-Chan einigermaßen trotzig erwiderte, so daß den Fürsten seine gewohnte Ruhe verließ und er drohend rief: „Noch ein Wort und ich lasse Dich festnehmen!"

Achmed-Chan verbiß schweigend seinen Groll, da er wohl einsehen mußte, daß, gegenüber dem zahlreichen Reitergefolge des Fürsten, thätlicher Widerstand eine Thorheit gewesen wäre. Aber am folgenden Morgen, als nach ihm geschickt wurde, war er verschwunden und keine Spur zu entdecken, wohin er seine Flucht gerichtet.

Inzwischen hatte der Besuch des Fürsten auch im Hause Thamar's eine Spannung zurückgelassen, welche die Zeit nicht zu mindern vermochte. Die kleine Prinzessin Püstä konnte nicht begreifen, was ihre Mutter mit dem Mörder ihres Vaters — wie sie hartnäckig den Fürsten Zizianow nannte — so lange zu reden gehabt, um dann so freundlich von ihm zu scheiden, und sie ließ sich von ihrer Ueberzeugung nicht abbringen, daß Béla sehr mit Unrecht verhindert worden, ihm den Hals umzudrehen. Alles, was Thamar einzuwenden hatte von der Heiligkeit des Gastrechts, von ihren Pflichten als Mutter, von der Dankbarkeit, die sie dem Fürsten schulde u. s. w., wollte nicht verschlagen. Vergebens kam sie wiederholt auf den Punkt zurück, daß Fürst Zizianow dem Vater Püstä's persönlich durchaus keinen Groll getragen habe, vielmehr glücklich gewesen sein würde, dessen Leben erhalten zu können, daß er aber als Feldherr des Herrschers von Rußland gegen den Herrscher von Gandscha habe kämpfen müssen und dabei nicht verhindern können, daß Dschewat-Chan den Tod der Unterwerfung vorgezogen.

„Ich und Béla" — sagte die kleine Prinzessin — „wir haben gegen den Fürsten Zizianow auch keinen persönlichen Groll gehegt bevor er unsere Stadt mit Leichen gefüllt und Ursache des Todes meines Vaters geworden, wofür er nun verdient wieder zu sterben, damit er nicht als Feldherr seines Herrschers noch mehr Städte verwüstet und Menschen umbringt."

„Aber, liebes Kind, wenn wir ihn getödtet hätten, so wäre sicher nicht blos ein schlimmerer Mann, als er ist, an seine Stelle gekommen, sondern es würde auch sofort sein überlebendes Gefolge Rache geübt und uns umgebracht haben."

„Nun, desto besser! Wir wären dann gleich in's Paradies zum Vater gekommen, seit dessen Tode ich doch keine rechte Freude mehr am Leben habe."

Die Mutter wußte auf solche Schlußbemerkung des Kindes nichts zu erwidern und wandte sich traurig ab, während Béla die kleine Prinzessin heimlich küßte und koste und in ihren Gesinnungen bestärkte. Sie wurden Ein Herz und Eine Seele; gegen die Mutter aber wurde Püstä immer schweigsamer und zurückhaltender, was diese sehr unglücklich machte, da sie doch nur für ihr Kind lebte.

Die Begebenheiten im Hause Thamar's beim Besuch des Fürsten Zizianow kamen bald, mannigfaltig entstellt und übertrieben, in den Volksmund, zwar ohne den guten Ruf der allgemein verehrten Herrin Thamar zu trüben, aber doch sehr zur Verherrlichung der Prinzessin Püstä, die als eine kleine Heldin gepriesen wurde, von der man sich erzählte, daß sie dem Fürsten Zizianow mit blanker Waffe zu Leibe gegangen sei.

Kurze Zeit nach diesen Begebenheiten mußte der Fürst plötzlich mit seinem Heere nach den Ländern am Phasis und dem Schwarzen Meer aufbrechen, wo die Völker von Imerethi und Mingrelien das russische Joch von sich geschüttelt hatten. Er ließ in Gandscha nur eine kleine Besatzung zurück, nahm aber eine Anzahl der angesehensten Einwohner als Geiseln mit. Nach glücklicher Beendigung dieser Expedition zog er gegen die Perser, die unter Feth-Ali-Schah und dessen Sohn Abbas-Mirza heranrückten. Allein trotz mehrerer Siege gelang es ihm nicht, sein nächstes Ziel, Eriwan, zu gewinnen. Er wurde zurückgeschlagen und wandte sich nach dem Kaspischen Meere, wo der Chan von Baku sich zur Uebergabe der Stadt bereit erklärte. Am 8. Februar 1806 hielt Fürst Zizianow mit seinem Stabe vor dem Thore von Baku, um die Schlüssel der Stadt in Empfang zu nehmen, aber in demselben Augenblicke, als diese ihm überreicht wurden, traf ihn eine Kugel von hinten, die ihn sofort todt zu Boden streckte.

Dieses Ereigniß rief solche Bestürzung unter den Russen hervor, daß es leicht gewesen wäre, sie ganz aus dem Lande zu vertreiben, wenn Einigkeit unter den Tatarenstämmen geherrscht, oder wenn diese sich mit den Persern verbündet hätten. Allein die mächtigsten ihrer Fürsten wollten weder unter russische noch persische Herrschaft kommen, sondern ihre Unabhängigkeit bewahren, und so geschah es, daß sie von beiden Seiten bedrängt wurden und ihre Kräfte in fruchtlosen Kämpfen erschöpften, denn der Besitz der Länder des Kaukasus und Armeniens war ja eben der Preis, um welchen Russen und Perser rangen.

Gandscha blieb auch nach der Ermordung des Fürsten Zizianow unter russischer Herrschaft, allein nur dem Namen nach; die russische Besatzung befand sich mehr in der Gewalt der Einwohner als umgekehrt und hätte nicht wagen dürfen, irgendwie gewaltsam einzuschreiten, ohne Gefahr zu laufen, ganz aufgerieben zu werden. Sie verhielt sich deshalb ebenso zurückhaltend und ruhig wie die Einwohner, welche ihrerseits befürchten mußten, durch gewaltsames Vorgehen neue russische Streitkräfte herbeizuziehen.

So konnte Achmed-Chan, den man für den Mörder des Fürsten Zizianow hielt, bald nach der Unthat es wagen, am hellen Tage mit stattlichem Gefolge durch Gandscha zu reiten und die Chanum Thamar in ihrem Landhause aufzusuchen. Ein langer Zug Tataren schloß sich dem Gefolge an, theils aus Neugier, theils um der Fürstin Schutz bieten zu können, falls ihr Gefahr drohen sollte. Sie weigerte sich Anfangs, den unheimlichen Mann zu empfangen, als er aber darauf bestand und ihr sagen ließ, daß er ihr wichtige Enthüllungen zu machen habe, ließ sie ihn vor, auf den Rath des alten Kerbelai-Ssadyk, welcher sich als Vermittler angeboten hatte, um einem blutigen Zusammenstoße des verwegenen Achmed-Chan mit den Tataren von Gandscha vorzubeugen.

Er begrüßte sie mit aller ihrem Range gebührenden Ehrerbietung, entschuldigte sein aufdringliches Erscheinen durch die Wichtigkeit dessen, was er ihr mitzutheilen habe und keinem Andern habe anvertrauen können. Doch müsse er, um nicht mißverstanden zu werden, ein bischen weit ausholen, und so begann er in wohlgesetzter Rede zu erzählen, wie er schon in früher Jugend als Geisel nach St. Petersburg gekommen, dort eine sorgfältige Ausbildung erhalten, auch gründlich Russisch und Französisch gelernt und später, als Offizier von der Garde in den

höchsten Kreisen gelebt und sich auch gut darin gefallen habe. Erst seit seiner Rückkehr in den Kaukasus sei ihm das Heimathsgefühl wieder ganz aufgegangen, mit einer Macht, der er sich nicht mehr erwehren könne. Nur mit innerem Widerstreben habe er an den Kämpfen gegen seine Landsleute theilgenommen; der Sturm auf Gandscha sei zugleich ein Sturm auf sein Herz gewesen, erst beim Anblick Thamar's sei ihm die Bedeutung und Bestimmung seines Lebens klar geworden: er habe die große Mission zu erfüllen, die Kriegskunst, die er bei den Russen gelernt, gegen diese selbst anzuwenden, um sein Heimathland und alle Länder des Kaukasus von ihrer Herrschaft zu befreien. Ihr bester Feldherr, Fürst Zizianow, sei schon gefallen und sie müßten alle fallen oder vertrieben werden; aber zur Vollendung dieses großen Werks müsse Thamar ihm die Hand reichen, um den Tod ihres edlen Gemahls an den Feinden zu rächen, denen er erlegen . . .

Hier machte Achmed-Chan eine Pause, seine Augen wie um Zustimmung flehend auf Thamar richtend und sie antwortete: „Hätten alle Bundesgenossen so treu zu Dschewat-Chan gehalten wie er zu ihnen, so würden wir nicht besiegt und er nicht gefallen sein. Aber er ist in offenem Kampfe gefallen, der Uebermacht erliegend, nicht hinterrücks ermordet. Ich bin ihm, der mich zur glücklichsten Frau gemacht hat, immer eine treue Lebensgefährtin gewesen, und meine Liebe und Treue ist nicht mit ihm gestorben: mein Herz kann nie einem Anderen gehören!"

„Aber Deine Hand!" rief Achmed-Chan flammenden Blicks.

„Auch meine Hand nicht!" entgegnete Thamar fest: „Herz und Hand gehen bei mir zusammen."

„Reich' mir Deine Hand," rief er mit vor Erregung fast tonloser Stimme, „und ich werde Dich so sanft führen, daß das Herz ihr folgen soll! Ich flehe Dich bei Allem, was heilig ist, an: reich' mir Deine Hand!"

„Nie!" sagte sie, ihre Hand vor der seinen zurückziehend, als ob eine giftige Schlange sie bedrohte.

„Du weißt nicht, Thamar, wie ich Dich liebe und wohin meine Leidenschaft mich treiben kann, wenn Du mich nicht erhörst."

„Sie kann Dich treiben, mich zu ermorden und mein Kind zur Waise zu machen. Aber ich fürchte den Tod nicht für mich: mein Leben gehört nur noch meinem Kinde."

„Ich will Dich nicht ermorden: ich trage Dir mein Herz entgegen, nicht meinen Dolch. Reich' mir die Hand, Thamar!"

Sie trat einen Schritt zurück, unwillkürlich den Kopf schüttelnd.

„Du hast Deine Hand dem Fürsten Zizianow gereicht, dem Feinde unseres Volks, der Dich zur Wittwe gemacht, und Du verweigerst sie mir, dem Freunde des Volks, der ihm seine verlorene Freiheit wiedergewinnen und den Wittwenschleier von Dir nehmen will. Du hast unsern Feind geliebt . . ."

„Genug!" rief Thamar, sich mit Mühe beherrschend, „verlaß' mich!"

„Ich verlasse Dich, aber um Dich wiederzusehen. Gewährte Liebe ist süß, aber verschmähte Liebe ist bitter. Nur Eines kann sie überwinden: die Süßigkeit der Rache. Du sollst mich kennen lernen!"

Thamar stand starr wie eine Bildsäule, als er hochaufgerichteten Hauptes und drohenden Blicks das Gemach verließ. Doch kaum war er fort, als das Ge-

fühl, wenigstens augenblicklich von ihm befreit zu sein, die Furcht vor den Gefahren überwog, welche seine drohenden Blicke und Worte ihr für die Zukunft verkündet hatten. Sie eilte dahin, wohin ihr Herz sie zumeist zog: zu ihrem Kinde. Sie wußte nicht, daß Püstä die Unterredung mit Achmed-Chan hinter dem Vorhange belauscht hatte und daß das Kind dadurch zu ganz anderen Gefühlen und Gedanken erregt worden war als die Mutter.

Püstä ließ die stürmischen Liebkosungen Thamar's über sich ergehen, ohne sie zu erwidern; sie war noch schweigsamer als gewöhnlich. Nie hatte die Mutter ihr Kind sich so entfremdet gefunden, wie heute. Im Augenblick war ihr Schmerz zu groß, um sich in Thränen auflösen zu können, aber auch zu groß, um lange anhalten zu können, ohne ihr das Herz zu brechen, und als sie wieder allein war und ihr Lager aufsuchte, ohne Ruhe zu finden, weinte sie stundenlang bitterlich, bis der Schlaf endlich ihre Augen schloß, aber nur, um sie mit unseligen Träumen heimzusuchen.

Achmed-Chan brachte die Nacht bei seinem Gastfreunde Abdullah zu.

III.

Abdullah war ein damals etwa im Alter von dreißig Jahren stehender Mann, der eine ungewöhnliche Schärfe des Verstandes mit eifriger Gläubigkeit vereinigte, d. h. einer Gläubigkeit, ähnlich derjenigen eines orthodoxen Protestanten im Gegensatz zu der eines strenggläubigen römischen Katholiken; denn etwa so läßt sich der Unterschied bezeichnen, welcher die Schiiten, zu denen Abdullah gehörte, von den Sunniten trennt, die neben oder auch über dem Koran die Sunna, oder gesammelte Ueberlieferung von Aussprüchen des Propheten und Berichten über sein Leben als Richtschnur des Glaubens anerkennen. Er hatte in der Medresse zu Gandscha gründliche Koranstudien gemacht, aber nicht um sich dem geistlichen Beruf zu widmen, sondern um sich selbst über die Quelle des Glaubens klar zu werden und die Deutungen der vielen dunkeln Stellen und Widersprüche des heiligen Buchs zu prüfen. Daneben war er ein sehr verständiger Geschäftsmann geworden und hatte, als der Erbe eines mäßigen Vermögens, dieses durch fruchtbringende Arbeit glücklich zu nützen und zu mehren gewußt, ohne je mit seiner Habe zu geizen. Er hatte eine allezeit offene Hand für die Armen und guten Rath für seine Freunde, zu welchen auch der alte Kerbelai-Ssadyk zählte, dem er bei den Gartenanlagen um Thamar's Landhaus sehr nützlich war, denn es hieß von ihm, daß Alles gedieh, was er angriff. Darum zog ihn auch Thamar oft zu Rathe bei der Verschönerung ihres Gartens, womit sie sich viel beschäftigte, und er brachte ihr Setzlinge, Samen und Blumen aus seinem eigenen Garten, ohne jedoch je das Geringste als Entschädigung oder Belohnung für seine Darbietungen anzunehmen. Auch beobachtete er im Verkehr mit Thamar eine Zurückhaltung, die nie ein Wort mehr aus seinem Munde kommen ließ, als gerade nöthig war, ihre Fragen kurz zu beantworten. Er erwies ihr die Ehrerbietung, welche ihrem Range gebührte, allein es konnte ihr auf die Dauer nicht entgehen, daß er, der strenge Muhammedaner, ihre, der Christin Gegenwart eher mied als suchte. So hielt sie sich allmälig selbst von ihm fern, wenn er in den Garten kam, um nach den Anlagen zu sehen, und machte Béla zur Vermittlerin ihrer Wünsche und Anliegen, die dann auch immer höchst befriedigend erfüllt wurden.

Béla fand Gnade vor Abdullah's Augen. Er hatte sie, die Tochter eines rechtgläubigen Nachbarn, schon als Kind gekannt und mit Wohlgefallen betrachtet; dann war sie, als verschleierte Jungfrau, eine Reihe von Jahren hindurch seinen Augen entzogen worden, und nun, da er sie im Garten Thamar's wiedersah, gefiel sie ihm noch besser als ehedem. Denn obwohl er den Glauben über Alles schätzte, so wußte er doch auch eine so schöne Trägerin des Glaubens, wie Béla war, zu schätzen.

Er hegte einen so innigen Glauben, daß er Alles, was ihm glückte, nicht seiner Einsicht und Tüchtigkeit, sondern lediglich der Gnade Gottes zuschrieb, weshalb er denn auch alles Unheil, das über seine geliebte Heimath gekommen, dem schwachen Glauben Dschewat-Chan's und dem Christenthum Thamar's zuschrieb. Das verhinderte ihn nicht, die sonstigen trefflichen Eigenschaften Beider anzuerkennen, allein was gelten dem Himmel alle trefflichen Eigenschaften der Menschen ohne den wahren Glauben, welcher allein Wunder wirken kann in Zeiten der Noth! War nun schon die Thatsache, daß Dschewat-Chan sich eine Christin zur Gemahlin genommen, genügend gewesen, den Zorn des Himmels auf Gandscha herabzuziehen, wohin sollte es erst kommen mit dem unglücklichen Volke unter dem alleinigen Regiment des russischen Christenthums!

Dieser Gedanke ließ dem frommen Abdullah Tag und Nacht keine Ruhe und bestärkte ihn immermehr in dem Vorsatze, Gandscha ganz zu verlassen, um nach Persien, dem Schutzreich der Schiiten, überzusiedeln. Er hatte, als Besitzer einer Seidenweberei, viel mit russischen Kaufleuten zu thun gehabt, auch ihre Sprache erlernt, um seine Geschäfte mit größerem Nutzen zu betreiben, und alle russischen Bücher, deren er habhaft werden konnte, eifrig gelesen, um zu sehen, welcher Art die Cultur war, die Rußland verbreiten wollte. Allein mit der russischen Literatur sah es damals noch sehr kläglich aus, ihre Träger boten nichts den großen persischen Dichtern irgendwie Ebenbürtiges. Ebenso fand Abdullah die russischen Kaufleute, von denen die meisten weder lesen noch schreiben konnten, an Bildung tief unter den persischen stehend. Für das, worin die Russen den Persern wirklich überlegen waren: ihre festere staatliche Gliederung, ihre bessere militärische Zucht und Organisation und die Kraft, welche in allen aufstrebenden Völkern liegt, hatte Abdullah noch kein Verständniß. Auch bedachte er nicht, daß Rußland noch in der schweren Arbeit begriffen war, sich aus der Barbarei vieler Jahrhunderte zu erheben, während Persien die Zeiten seines Glanzes längst hinter sich hatte und durch inneren Zerfall und Mißregierung der Barbarei wieder entgegengeführt wurde.

Sein Entschluß, nach Persien auszuwandern, stand fest, aber er wollte nicht allein ziehen, sondern die geliebte Béla mitnehmen, wenn sie sich entschließen konnte, seine Gattin zu werden. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, schlug er als frommer Muselmann, der streng an den Bräuchen der Väter hielt, den landesüblichen Weg ein, durch seine Mutter erst die Zustimmung von Béla's Mutter zu erlangen, was, wie sich bald zeigte, keine Schwierigkeit hatte. Beide Mütter sahen in dem erstrebten Bunde das Glück ihrer Kinder, und Béla machte kein Geheimniß daraus, daß sie Abdullah's Liebe von ganzem Herzen erwidere. Nur konnte sie sich ebenso schwer von Püstä trennen, wie diese von ihr. Indeß mußte ein Entschluß gefaßt werden, Abdullah drängte zur Abreise und die Liebe zu ihm überwog bei Béla alle anderen Bedenken.

So standen die Dinge, als Achmed-Chan im Hause Thamar's erschien und von dieser zurückgewiesen wurde, sehr zu Béla's Verdrusse, der die Gründe des stürmischen Bewerbers einleuchtender waren als Thamar's Zurückweisung. Püstä hing mit Leib und Seele an Béla, und als diese ihr andeutete, daß sie nicht immer zusammenbleiben könnten, sagte das Kind: „Dann sterbe ich!"

Abdullah hatte schon seit einiger Zeit die Führung seiner Geschäfte einem jüngeren Bruder übertragen und bewohnte nun sein Sommerhaus im nahen Dorfe, wo Alles zur Vermählung vorbereitet war. Durch Béla von allem Vorgefallenen rasch in Kenntniß gesetzt, erwog er ernstlich, ob es rathsam sei, Püstä mitzunehmen oder nicht; die Flucht sollte noch an demselben Abend stattfinden und Achmed-Chan, den er in sein Geheimniß zog, ihm dabei behülflich sein.

Béla traf zur verabredeten Stunde ein, aber Püstä hatte sich an sie geklammert und würde durch ihren Schrei die Flucht unmöglich gemacht haben, wenn Béla sie nicht mitgenommen hätte. Abdullah sah darin einen Rathschluß des Himmels und Achmed-Chan war außer sich vor Freude, jetzt das Schicksal Thamar's in der Hand zu haben. Er hütete sich aber wohl, seiner Freude Ausdruck zu geben; das Gefühl der Rache für die Demüthigung, die er erlitten, war ihm zu süß, um es mit Andern theilen zu mögen. Er wußte, wo er hinfort Püstä finden konnte, wenn er sie brauchte, und das genügte ihm vorläufig, wo er vor Allem bedacht sein mußte, die kostbare Beute sammt den Neuvermählten sicher in das nahe Armenien zu schaffen, was ihm, wenn auch unter großen Schwierigkeiten beim Uebersteigen der Berge, glücklich gelang.

Thamar war nach einer durchweinten Nacht erst am Morgen eingeschlafen und schlief bis spät in den Tag hinein, um beim Erwachen vergebens nach ihrem Kinde zu fragen. Niemand wußte, wann und wie Püstä und Béla verschwunden waren, die zwei ihnen blind ergebene Zofen, ohne welche die Flucht unausführbar gewesen wäre, mitgenommen hatten.

So überwältigt von Schmerz wie jetzt, wo man ihr das Letzte entrissen, was sie an's Leben fesselte, war Thamar selbst beim Tode ihres Gatten nicht gewesen. Sie hatte sich schon lange unglücklich gefühlt durch die wachsende innere Entfremdung Püstä's, aber die bloße Nähe des Kindes war ihr doch immer noch ein Trost gewesen. Jetzt war sie ganz untröstlich und ihr Unglück grenzenlos.

Inzwischen wurde nichts versäumt, die Spur der Verlorenen zu finden und der alte Kerbelai-Ssadyk bewährte sich auch hierbei wieder als zuverlässiger Freund, aber er war wie Thamar auf falscher Fährte, in dem Wahne, Achmed-Chan sei der Entführer Püstä's und Béla's. Der verschwiegene Abdullah hatte seine Maßregeln so klug getroffen, daß auf ihn kein Verdacht fiel; wenn in seinem Hause nach ihm gefragt wurde, so hieß es einfach: er sei wieder auf einer Geschäftsreise begriffen.

Kerbelai-Ssadyk ließ sich bei seinen Nachforschungen von der Vermuthung leiten, Achmed-Chan sei in sein Heimathland Karabagh geflüchtet und während er ihn dort vergebens suchte, traf bei Thamar Botschaft von Achmed-Chan aus Armenien ein. Er schrieb ihr: „Obgleich Du meine Liebe mit Haß erwidert hast, will ich Dich doch nicht länger den Qualen der Ungewißheit über das Schicksal Deines Kindes überlassen. Lebst Du wirklich nur für Dein Kind, wie Du mir

gesagt, so folge dem Boten, der Dir diese Zeilen überbringt; er wird Dir die Wege zeigen zu mir und ich werde sorgen, daß die glühenden Kohlen, die jetzt Dein Lager sind, sich alsbald in Rosen verwandeln. Nur durch die Vereinigung mit mir kannst Du wieder zu Deinem Kinde gelangen."

Thamar kämpfte einen schweren Kampf; so groß ihre Mutterliebe auch war, sie wurde vom Abscheu gegen Achmed-Chan überwogen. Als sie noch darüber sann, welche Antwort sie dem Boten mitgeben solle, kam Kerbelai-Ssadyk von seiner Irrfahrt zurück und rieth der hülflosen Thamar, die sich ihm anvertraute, ihm die Beantwortung von Achmed-Chan's Brief zu überlassen. Er war rasch entschlossen, Achmed-Chan selbst aufzusuchen und folgte dem Boten nach Eriwan, wo ein glücklicher Zufall ihn gleich nach seiner Ankunft mit Abdullah zusammenführte, der sich in Eriwan verweilt hatte, um Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. Es ward dem alten Manne nun bald klar, daß Abdullah gemeinschaftlich mit Achmed-Chan die Flucht unternommen und er beschwor ihn, Mitleid mit der unglücklichen Thamar zu haben und ihr wieder zu ihrem verlorenen Kinde zu verhelfen. Zugleich theilte er ihm mit, welchen Drohbrief Achmed-Chan an Thamar geschrieben. Ueber diesen Schritt Achmed-Chan's zeigte sich Abdullah, der davon nichts gewußt hatte, sehr ungehalten, und da ihm sehr an Kerbelai-Ssadyk's guter Meinung gelegen war, so setzte er ihn von allen Einzelheiten der Flucht in Kenntniß, zum Beweise, daß es durchaus nicht seine Absicht gewesen sei, Püstä zu entführen, sondern daß diese von Béla sich nicht habe trennen wollen. Er betheuerte, daß sie zurückkehren könne, sobald sie wolle, daß sie nicht Achmed-Chan's Zwecken dienen und ihr kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden solle.

Das war schon ein Lichtstrahl der Hoffung für Kerbelai-Ssadyk, der eine weitere Zusammenkunft mit Abdullah verabredete und dann Achmed-Chan aufsuchte, dem er sagte, Thamar sei so zusammengebrochen von ihren schweren Heimsuchungen, daß sie dem Boten nicht habe folgen können und ihr Unglück wohl nicht lange überleben werde, wenn Achmed-Chan ihr das entführte Kind nicht zurückgebe.

„Laß sie sterben, wenn sie nicht mit mir leben will!" rief Achmed-Chan wüthend. „Aber sag' ihr zuvor, daß ich ihr Kind zurückbehalte und dieses Kind einst zu meiner Gattin machen werde, wenn mich die Mutter verschmäht."

Kerbelai-Ssadyk sah bald die Unmöglichkeit ein, den Trotz des leidenschaftlichen Mannes zu brechen, und er kehrte zu Abdullah zurück, der ihm traurig mittheilte, das Kind sei nicht zu bewegen, sich von Béla zu trennen. „Aber," fügte er beruhigend hinzu, „Du kannst wenigstens der Mutter den Trost bringen, daß ihr Kind bei mir gut aufgehoben ist und eine sorgfältige Erziehung erhalten soll. Ich werde Achmed-Chan, welcher Kriegsdienst bei den Persern genommen und mit Abbas-Mirza in den nächsten Tagen gegen die Russen ziehen wird, meinen künftigen Aufenthalt nicht verrathen; Dir aber vertraue ich an, daß ich mich in Täbris niederzulassen gedenke, von wo aus der Verkehr mit Gandscha keine großen Schwierigkeiten haben wird. Du kannst Dich mit eigenen Augen überzeugen, daß Püstä sich glücklicher bei uns fühlt als daheim, wo der Zwiespalt des Glaubens Mutter und Kind nie zu dauernd innigem Verständniß kommen ließ."

In der That fand Kerbelai-Ssadyk das Kind von einem Aussehen, welches nichts zu wünschen übrig ließ und es überhäufte ihn mit Liebkosungen, um welche die Mutter ihn beneidet haben würde. Doch fand diese wirklich Trost in den Nachrichten und Grüßen, welche der alte Freund des Hauses ihr von Püstä brachte und die Hoffnung, ihr Kind dereinst wiederzusehen, half ihr über die Trübsal ihres verödeten Lebens hinweg. Und es kam die Zeit, wo diese Hoffnung erfüllt werden sollte.

Abdullah war in Persien noch glücklicher in seinen Handelsunternehmungen als er in Gandscha gewesen, aber was er sonst in dem einst so gesegneten Lande suchte, eine weise Regierung, wohlgeordnete Zustände, gegründet auf wahren Glauben, Recht und Sitte, fand er nicht. Nachdem er in Täbris sein Hauswesen eingerichtet und seiner geliebten Frau und Pflegetochter Alles möglichst bequem gemacht hatte, war seine nächste große Gewissens-Angelegenheit gewesen, eine Pilgerfahrt nach Mekka zu unternehmen, welche ihm den Ehrentitel „Hadschi“ (der Pilger) eintrug, ihm aber im Ganzen nur traurige Erinnerungen hinterließ, da er im Zusammenleben mit den Gläubigen aller Länder nichts fand, was seinen Erwartungen von der läuternden und erhebenden Wirkung des wahren Glaubens entsprach. Seine Reisen führten ihn weit umher; er besuchte die heiligen Gräber fast aller Imame, suchte Belehrung bei allen Priestern, welche als besondere Leuchten des Glaubens galten, kam aber mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß sich bei den meisten Alles nur um Aeußerlichkeiten drehe, daß sie nicht lebten wie sie lehrten und die Religion nur als Mittel der Herrschaft betrachteten. Ihm war sie eine Herzenssache, und ohne religiöse Grundlage konnte er sich kein Glück denken. Nun bot sich ihm überall nichts als roher Fanatismus, der Haß gegen Andersglaubende schürte, oder völlige Glaubenslosigkeit, die sich in den Mantel der Heuchelei hüllte, um Vortheil aus dem Glauben und Aberglauben der unwissenden Menge zu ziehen. Seine Handelsgeschäfte mehr und mehr in den Hintergrund rückend, trieb er mit großem Eifer theologische und philosophische Studien, um zu den Quellen der Wahrheit zu gelangen, nach den Worten des Dichters:

„Gott wohnt nicht in einem Haus von Stein,
Er wohnt in der Wahrheit: — da tretet ein!“

Er sammelte alle Gedankenperlen, die er fand, zog sie auf die festgesponnenen Fäden seiner eigenen Betrachtungen und bildete daraus eine Richtschnur weiser Lebensführung und werkthätiger Frömmigkeit, deren Gottesverehrung in den Worten Dschelal-eddin-Rumi's gipfelte:

„Dich findet kein Grübeln des schärfsten Verstands:
Nur dem Auge der Liebe enthüllst Du Dich ganz!“

Allein er fand wenig Menschen, die ihn verstanden oder denen überhaupt daran lag, höhere Erkenntniß zu gewinnen als nöthig war, um sich ein zeitliches Wohlleben zu sichern. Inzwischen sollten ihm schwere Prüfungen seines Gottvertrauens nicht erspart werden. Seine Béla hatte ihm im Verlauf von fünf Jahren drei Kinder geschenkt, die er alle drei bald wieder verlor, wozu er noch erleben mußte, daß Béla selbst bedenklich erkrankte.

Um diese Zeit kam Achmed-Chan auf einer Sendung nach Teheran durch Täbris, wo er im Bazar Abdullah's Wohnung leicht erfuhr und diesem anzeigte,

daß er bei seiner Rückkehr Püstä als Frau mitnehmen werde. Abdullah wagte nicht, den jähzornigen Mann durch Widerspruch zu reizen und bat ihn nur, seine Rückkehr, wegen der kranken Béla, deren Tod es sein würde, gerade jetzt von Püstä sich trennen zu müssen, so lange wie möglich hinauszuschieben.

Béla hatte selbst hinlänglich erfahren, wie schwer es für eine Mutter ist, ein Kind zu verlieren, und oft Reue darüber empfunden, Püstä so lange von Thamar ferngehalten zu haben. Sie trieb deshalb, sobald sie sich wieder etwas besser fühlte, Abdullah an, seinen Plan, nach Gandscha zurückzukehren, schnell auszuführen, was denn auch glücklich geschah. Püstä war, bei der sorgfältigen Erziehung, die sie erhalten, genug herangereift um zu begreifen, welchen Schmerz sie ihrer Mutter durch ihre Flucht geschaffen und freute sich der Rückkehr um so mehr, als sie dabei Béla, mit welcher sie so viele trübe Tage verlebt hatte, nicht zu verlassen brauchte. Von Achmed-Chan's Absichten erfuhr sie nichts.

Thamar wurde durch einem vorauseilenden Boten anvertraute Briefe von der bevorstehenden Wiedervereinigung mit ihrem Kinde in Kenntniß gesetzt und vergaß in der Freude darüber die langen Jahre des Kummers, die sich ihrem edlen Antlitz so tief eingegraben hatten, daß Püstä beim ersten Wiedersehn unwillkürlich in heftiges Weinen ausbrach, was nicht leicht bei ihr geschah. Thamar weinte auch, aber aus Freude über ihr herrlich aufgewachsenes Kind, in dessen charaktervollem Antlitz sie ganz die Züge des Vaters wiedererkannte.

Der unseligen Vergangenheit wurde mit keinem Worte gedacht. Thamar erwies sich für die Heimbringung ihres Kindes so herzlich dankbar gegen Abdullah und Béla, daß diese zu Püstä sagte: „Deine Mutter ist eine Heilige.“

Dafür hielten sie auch die Bewohner von Gandscha, welche lange nicht hatten begreifen können, warum sie, ganz gegen die Landessitte, nicht wieder heirathen wollte, endlich aber doch die Treue ehren lernten, welche sie ihrem unvergeßlichen Gemahl bewahrte.

Der alte Kerbelai-Ssadyk war in Armuth gestorben, ohne noch die Freude erlebt zu haben, seinen Sohn Schaffy, der in der Medresse von Gandscha Theologie studirte, in Amt und Würden zu sehen. Hadschi-Abdullah nahm sich nun des jungen Theologen an, um ihn zu unterstützen und zugleich bei seinen Studien auf den rechten Weg zu führen, der jedoch den Schriftgelehrten der Medresse als ein Irrweg erschien. Sie erkannten Abdullah, seit er zum Hadschi geworden war, gar nicht wieder, da er sich aus einem blinden Gläubigen in einen überlegenen Denker verwandelt hatte, gegen dessen beredten Scharfsinn nicht aufzukommen war, während er sich zugleich durch streng sittlichen Lebenswandel und als Wohlthäter der Armen hervorthat. Er wurde als Freigeist verlästert und sein treuer Anhänger Schaffy aus der Medresse verstoßen.

Inzwischen drangen die Russen mit verstärkten Kräften wieder siegreich gegen die Perser vor, welche durch den Frieden von Gulistan (1813) alle ihre Besitzungen im Kaukasus verloren.

Wenige Jahre darauf starb Thamar und die Prinzessin Püstä wurde als rechtmäßige Erbin des Besitzes und der Einkünfte ihrer Mutter von der russischen Regierung anerkannt. Allein obgleich von überlegenem Geiste, war sie wenig zur Führung von Geschäften geeignet und folgte in Allem den Rathschlägen ihres

väterlichen Freundes Hadschi-Abdullah. Dieser übernahm eine Zeitlang die Führung der Geschäfte selbst, wobei sein Schützling Schaffy ihm behülflich sein mußte, der dann im Lauf der Jahre Hadschi-Abdullah's Nachfolger wurde und zugleich die Stelle eines Secretärs bei der Prinzessin vertrat und als solcher Mirza-Schaffy genannt wurde. Sie war eine große Bücherfreundin, unterhielt sich gern über das Gelesene und schrieb auch häufig ihre Betrachtungen darüber nieder. Schwierige Stellen in poetischen Werken ließ sie sich von Mirza-Schaffy erklären, der die Jahre, welche er bei ihr zubrachte, die glücklichsten seines Lebens nannte.

Die Prinzessin führte, trotz ihres feurigen Geistes, ein sehr eingezogenes Leben, ohne anderen näheren Verkehr, als mit ihrem väterlichen Freunde Hadschi-Abdullah und dessen Gattin Béla. Der Ernst war in ihrem Wesen vorherrschend; man sah sie selten lächeln und hörte nie ein überflüssiges Wort von ihr. Die trüben Eindrücke ihrer Jugend hatten einen Schatten über ihr ganzes Leben geworfen, über dessen Ende selbst ihren nächsten Freunden nichts bekannt geworden.

Im Jahre 1826 suchte der persische Prinz Abbas-Mirza den Glaubenskrieg wieder unter den Tataren des Kaukasus zu entflammen und drang mit seinem Heere siegreich bis Gandscha vor, wo er am 25. September von Paskjewitsch geschlagen wurde. Während der Schlacht verschwand die Prinzessin Püstä aus ihrem Hause, aber Niemand wußte zu sagen, wie und wohin.

Am Steinbruch.

Idylle

aus den Erinnerungen Eines, der „die Cultur nach Osten tragen" sollte.

Von
F. Krones.
Graz.

Es ist nun neunzehn Jahre her, daß ich am Abende eines sonnenmüden Sommertages meinen Lieblingsweg aus der Stadt Kaschau in das anmuthige, waldfrische Csermelythal einschlug. Drei Jahre zuvor hatte mich das Geschick in den Vorort des ostungarischen Berglandes verpflanzt, und schnell faßte der blutjunge Extraordinarius der Rechtsakademie Wurzel in der Fremde, unter den kunterbunten, vielsprachigen Bewohnern des „bucklichen Landes" (görbe ország), wie der Alfölder, das Kind der weitspurigen Donau-Theißebene, das gebirgige Oberland zu nennen beliebt.

Noch störte damals kein herber Mißton das gesellschaftliche Leben Kaschaus, innerhalb dessen Mauern sich der vielköpfige Beamtenkörper eines großen Verwaltungsgebietes mit den deutschen, slowakischen und magyarischen Insassen friedlich und freundlich berührte. Der Fremdländer fand sich da bald zurecht und heimisch; noch lag der „Krach" offizieller „Culturträgerei" im dunkelen Zeitenschooße verborgen, noch wahrte der Cylinder, das richtige Feldzeichen einerseits des Kosmopolitismus, andererseits des „normalmäßigen Amtsbewußtseins" das Recht seiner harmlosen Existenz. — Unter all den privilegirten „Culturträgern" galt überdies der Mann der Schule nicht als zum eigentlichen Corps der „beamterek" gehörig, man

rechnete ihn nicht zur regulären Armee der „Bachhusaren“, sondern sah in ihm mehr einen „Freischärler“ oder höchstens einen „halb regulären Milizmann“. — Kurz und gut, — das damalige Kaschauer Leben war leicht verdaulich, die Bevölkerung gastlich entgegenkommend, vor Allen der Magyare älterer Generation; es gab in dem Landgebiete am Südsaume der Tátra viel zu sehen und zu lernen, und der arbeitsfreudige Idealismus eines jungen kosmopolitisch angehauchten Mannes der Katheder fand willkommene Nahrung in der Erkenntniß, daß nicht Wenige das Gemeinnützige der „deutschen Invasion“ anzuerkennen sich gedrungen fühlten. Aber schon nahte der bewegte Ausgang dieses Stilllebens, das tragikomische Ende der deutsch-österreichischen Reformidylle; dem officiellen Culturdrama folgte ein nicht-officielles aber um so erfolgreicheres Satyrspiel. — Lange zuvor hatte gegen mich ein Kernmagyare mit der ihm eigenen rückhaltlosen Offenheit geäußert: „Ihr Oesterreicher von drüben werdet mit uns nicht fertig werden; Eure Hände sind wohl unablässig in Bewegung, aber die Finger zittern bei der Arbeit; Ihr könnt nicht einmal, wenn es Noth thut, eine rechtschaffene Faust ballen und Püffe austheilen. Ihr möchtet Alles wollen, aber Ihr wollt nicht recht. Ihr versteht nicht gut den Topf beim Henkel zu fassen und zu halten; bald überläuft er an dem Feuer, und nicht Wir — Ihr werdet die Verbrühten sein. Euere Koffer und Reisetaschen waren mit Cultur angepfropft, aber mehr noch mit papiernen Gesetzen und vor lauter Reichsgesetzblättern, Satzungen und Durchführungsverordnungen kommt Euere ausposaunte Culturmission nicht recht zu Athem. Wir freuen uns, je dickleibiger Eure Gesetzblätter werden, denn dann brauchen wir sie, um den Graben auszufüllen, wenn es einmal den Sturm auf Euere Verschanzungen gilt. Vor Euerer Justiz haben wir Respect, sie ist besser, als unsere eigene war, die Meisten vom Lehrerhandwerk verstehen das Ihrige; auch Euere Verwaltungsbeamten haben das Sitzfleisch zur Arbeit, — aber Euer Verwaltungssystem ist eben so theuer als ungeschickt, und wir fürchten es nicht, — denn es wird sich selbst zu Tode hetzen. Ihr wollet uns „germanisiren“, — begnügt Euch aber mit dem bloßen Anstrich, und der ist pure Wasserfarbe. — Wir aber warten unserer Zeit und werden nicht vergebens warten.“

Das klang allerdings ganz anders, als uns an hoher und höherer Stelle unablässig gepredigt wurde: das System ruhe auf ehernen Säulen und der passive Widerstand des Magyaren sei nur ohnmächtiger Aerger über sichere Erfolge. — Als aber das Jahr 1859 mit ehernem Schritte vorbeizog und das Jahr 1860 kam, als die Hügel der Széchényifeier sich erhoben und das Szózat Vörösmarty's überall kühn erscholl, da wankten und brachen wie Rohrstäbe jene „ehernen Säulen“, rascher als die kühnsten Hoffnungen der Magyaren es erwartet hatten, und bald warf man das eigene, mühevolle und kostspielige „System“ zum Fenster hinaus, zur freudigsten Ueberraschung seiner Gegner, — es kam die Zeit, da Alles „normalwidrig“ zu werden begann, wie Einer der Herrn mit breitem Goldkragen zu jammern pflegte.

Aber — es ist hohe Zeit, daß ich meine „Idylle“ zeichne, das „Genrebild aus der Zeit vor dem großen Sturm; — aus den Tagen des „Uebergangswetters“.

Noch einen Blick auf die Radowa, den „Burgberg“, wie die Waldhöhe heißt, an deren Fuße sich vor Jahrhunderten das verschwundene und verschollene Alt-

oder Ober-Kaschau befand, und ich war über der Schwelle der Thalung des Csermelybaches, dem die Ehre zu Theil wird, seinen bescheidenen Wasserfaden mitten durch die Stadt spinnen zu dürfen, während der eigentliche Strom der Landschaft, die Hernad oder „Kundert", wie sie der Zipser Deutsche nennt, ziemlich abseits von der Stadt einherrauscht, um in der Ferne, mit dem Sajó vereinigt, der Theiß entgegenzueilen.

Kopf und Herz eines rechtschaffenen Historikers steckt immer und überall voll geschichtlicher Erinnerungen. Und so gedachte auch ich der grauen Vergangenheit, da sich das Hernádgelände mit deutschen Ansiedlungen füllte, Kaschaus deutsches Bürgerthum, auf slawischer Grundlage zum kräftigen Gemeindewesen erstarkend, seine Rechte und Freiheiten gegen den Gewaltherrn der Nachbarschaft, Palatin Omodė Aba zu vertheidigen entschlossen war, den Bedränger im hellen Aufstande erschlug (1311), und vom 14. Jahrhundert ab — an der Spitze des Fünfstadtbundes: Kaschau, Leutschau, Eperies, Bartfeld und Zeben — das Herz des ostungarischen Berglandes wurde, durch welches der Pulsschlag seines politischen, kirchlichen und Kulturlebens ging. Alle Noth der Zeit, alle Unbilden konnten den Kern deutschen Wesens allhier nicht ganz ersticken.

Die Sonne ließ noch immer verspüren, daß sie den Platz nicht ganz geräumt; das heiße Gestein am Wege, das schlaffe Baumblatt, und — als zufälliger Hauptvertreter der Thierwelt, — mein träge einherwandelnder Hund, — alles und ich vor allen lechzte nach labender Kühle. Bald meldete sich auch von Norden her ein frischerer Luftzug an, längere und dichtere Schatten glitten an den Bergwänden herunter und füllten das Thal als braungoldiger Duft, und die Vöglein, bisher durch die Hitze verschüchtert, begannen wieder laut zu werden, um ihr Abendlied fertig zu bringen.

Noch ein paar Augenblicke früher hatte sich das Klopfen der Hämmer im nahen Steinbruche vernehmen lassen; jetzt verstummte es, und als ich um die Waldecke bog, war nurmehr das leichte Rieseln des zerkleinerten Gesteins die Geröllhalde hinab zu vernehmen. Die Hämmer und Schlägel ruhten, und die sie geführt und geschwungen hatten, saßen und lagen am mittlern Absatze des Steinbruches. — Es war eine bunte, jedem Genremaler sicher willkommene Gesellschaft.

Hier reckten und streckten sich drei braune Gestalten echt magyarischen Schlages und bliesen die Wölkchen ihrer Tabakspfeife träumerisch in die Luft. Dicht in der Nähe lagen vier blondhaarige Slowaken; drei von ihnen waren mit der Austheilung und Verspeisung einer gewaltigen Speckschwarte beschäftigt, während der vierte, wie unempfindlich für solche Genüsse, den Kopf in beide Hände gestützt, eines jener melancholischen Liedchen eintönigen Klanges vor sich hin sang, wie man sie dort allerorten zu hören bekommt. — Etwas tiefer, am Haselgesträuch, war eine Gruppe Zigeuner zu sehen. Ziemlich in der Mitte kauerte ein alter Mann mit eisgrauem Barte und ließ den Kopf gar tief hinunterhängen; zwei Weiber, die eine noch hübsch und frisch, die andere mumienartig vertrocknet, ja eingedörrt, saßen, den Rücken an einander, und ließen Steinchen spielend durch die Finger gleiten, während ein Zigeunerknabe, prachtvollen Wuchses, die schlaffen Glieder in eigenthümlicher Weise aufzufrischen suchte, indem er, auf Kopf und Händen aufrecht gestellt, mit den Füßen lustig in der Luft herumfuchtelte.

Am obersten Steinbruchrande jedoch, dem Wege zunächst, tauchten zwei Personen auf, die ich erst sah, als ich, dicht an den Steinbruchrand vortretend, hinunterblickte. Beide waren gleich gekleidet; dunkle Beinkleider, blaue, etwas verschossene Jacken, von großen Bleiknöpfen zusammengehalten, und schwarze breitkrämpige Filzhüte bildeten ihren Anzug. Der Eine stand aufrecht, ein untersetzter muskulöser Mann, und untersuchte ein paar Pulverpatronen, offenbar für die Sprengungsarbeit des nächsten Tages; der Andere saß und flickte an dem Riß seiner Hose, indem er dazu sang:

„E jeder leubt sei Vaterland,
Drom leub' ich mers halt euch
Und ess es sich noch nech bekant,
Sä kenders an der Spreuch."

Nun erkannte ich rasch meine Leute; es waren Zipser, „Vollblut-Zepser". — Meine Stammesbrüder mußte ich doch ansprechen. Da erfuhr ich denn, daß es Leutschauer seien, seit Langem aber zu Metzenseifen — im Abaujvárer Comitate, ein paar Meilen von Kaschau — haus'ten und seit einiger Zeit die Arbeiten in diesem Steinbruche zu leiten hätten. Beide waren verständige Gesellen, mit klugen hellen Augen, die nicht ohne Nutzen das bischen Schule durchlaufen hatten und ein gutes „Buchdeutsch" sprachen; denn in ihrem hausbackenen „Zepser-Daitsch", wenn es auch kein „Garstvogeldialect" war, hätte ich mich, obschon nicht ganz Laie, schwerlich ganz zurechtgefunden. — Da erfuhr ich denn so mancherlei, was ich halb und halb mir längst schon selbst gereimt hatte. „Herr", sagte der Eine von ihnen, „s'ist so, wie ich sag'. Bei uns will's mit dem alten guten Leben, von dem die Leut' erzählen, nimmer recht vorwärts. Das Berghäuern ist eine verlorne Sach' und das Schmiedhandwerk macht bald so mager, wie die Weberei. S'ist kein Geld und kein Muth unter den Leuten, und das junge Volk läuft lieber im weiten Ungerlande herum, als daß es zu Hause bleiben thät. S'gibt zu Haus wenig zu beißen — jaa!" — Dabei hatte er die Pfeife langsam in den Mund geschoben und schlug so bedächtig aber so entschieden Feuer, daß augenblicklich der Schwamm Feuer fing. „Aber das deutsche Gewand und die deutsche Sprach' habt Ihr doch noch in Ehren?" meinte ich mit der Hast eines jugendlichen Germanophilen und Germanisators.

„Hum jaa, jaa" — ergriff nun der Zweite das Wort, indem er die ihm angebotene Cigarre sorgsam in Papier wickelte, in eine Tasche schob und aus der andern einen ziemlich geräumigen und geräucherten Ulmerkopf an's Tageslicht zog — „es ist damit so und so. Wir älteren freilich reden und gehen noch deutsch daher, aber die Jungen, die treiben es anders. S'is auch eine eigene Sach' mit dem Deutschbleiben, und viele, die gescheidter sind als ich, meinen, wer im Ungerland zu Haus ist und im Ungerland etwas werden will, muß ganz und gar ungerisch werden. Ich glaub' wohl, die Herren Beamten von draußen meinen's recht gut mit uns, aber über's Kniee werden sie's auch nicht brechen, und das letzte Wort wird doch der Unger behalten. Jaa."

Während dessen erscholl vom Thalgrunde her, wo die Straße führt, das melodische Chaos der Zigeunerfideln. Ein paar lebenslustige Vertreter der adligen und bürgerlichen „Goldjugend" aus der Hernádstadt hatten sie zur Verherrlichung eines

Abendschmauses nach Bankó, den nahen Gasthausort im Walde, mitgenommen. Die braunen Söhne der Frau Musika ver- und zerarbeiteten schlecht und recht die bekannte Csárdásweise: rózsa bokor (Rosenstrauch) und die jungen Herren johlten dazu mit der Kraft unverdorbener nationaler und aristokratischer Lungen. — Die Scenerie des Steinbruches hatte sich inzwischen rasch geändert. Die jüngere Zigeunerin und der Knabe, der vordem ausschließlich Studien über das Gleichgewicht angestellt, flogen den Thalsteg des Steinbruches hinab, um vor den „schönen, goldenen jungen Herren" zu springen und zu tanzen; die drei Magyaren, wie Metallfedern emporgeschnellt, begleiteten, ihre Kurzpfeifen schmauchend, die Csárdásweise mit dem Wiegen und Hinundherwenden des Körpers, ohne ihren engen Standort zu verlassen, — während die Slowaken, mit der Speckschwarte längst fertig geworden, liegen blieben und voll Behagen mit den Füßen strampften. Und wir drei Deutsche oben? Wir ließen uns die Musik ruhig gefallen. Sie bog um die neue Thalecke, und plötzlich hörte ich einen mir nicht unbekannten Junker mit seiner impertinent schnarrenden Stimme dem barfüßigen Director der Musikcapelle zurufen: „Huzzd meg nótámat: hunczvut a német" (Spiele mir meine Leibweise: der Deutsche ist ein H . . ."). — Ich sah, wie der Eine der beiden Zipser eine krause Miene zog, mich, wie verlegen anguckte und dem Andern zum Fortgehen winkte. Beide packten dann ihr Arbeitszeug zusammen — und wir schieden.

Aber — um Himmelswillen — wird der geduldige Leser fragen — und das soll die versprochene „Idylle", das „Genrebild" sein? — Diese etwas einschüchternde Frage hatte auch damals schon ein guter Freund, auch „Culturträger" wie ich, von den Lippen laufen lassen, als ich ihm beim Abendtische mein Erlebniß als ungemein interessant unter obigen Titeln auszumalen mich befliß. Damals sagte ich zu meiner Rechtfertigung beiläufig folgendes: „Mein lieber J., Du unverbesserlicher Idealist, der Du in Deinem frommen Culturwahne ganz Ungarn an Dein kosmopolitisches Deutschherz drücken möchtest, — gibt es wohl ein lehrreicheres Schauspiel für uns Kinder einer andern Sonne, die am westlichen Lejtha-Ufer aufgeht?! In meiner Steinbruchidylle findest Du alle Völkerstämme Ober-Ungarns beisammen, in vollkommen stylgerechter Haltung: den Magyaren, der seinen passiven Widerstand am Tabakrauche und Csárdás kräftigt, den Slowaken, welcher sich mit der Speckschwarte zufrieden gibt, die ihm der Magyar übrig läßt, den Deutschungarn, der das Arbeiten und Sparen nicht verlernt hat und die Intelligenz in der Arbeit vertritt; dazu Zigeuner und Zigeunerinnen und für uns Beide als Memento, als vielsagendes Mene tekel upharsin das: Hunczvut a német! Einen Israeliten hätte ich auch leicht unterbringen können; er wohnt ja in nächster Nähe als Branntweinschänker und Du kennst seine hübsche Tochter. Ist es Dir endlich um den polyglotten Charakter Ober-Ungarns zu thun, so denke Dir als Epilog des Bildes den ehrsamen Magistratsbeamten B. mit seinem stereotypen: Jó estét professoruram! (magyar.: Guten Abend, mein Herr Professor), jak še maju? (slow.: wie befinden Sie sich?), war das a Hiz'! Gustabat jam dominatio Vestra vinum apud K.? Bonissimum est — und es bleibt Dir nichts mehr zu wünschen übrig."

Die Sprache des Kindes.

Von
K. Vierordt.
Tübingen.

Mit vollem Recht hat man die Sprache als die größte und wunderbarste aller Fertigkeiten und Künste bezeichnet, die der Mensch sich erworben hat. Von selbst und ohne unser Zuthun gehen die Verrichtungen des vegetativen Lebens von Statten; leicht und mühelos erlernen wir den genügenden Gebrauch der Sinneswerkzeuge, wenigstens für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens und auch die verschiedenen Stellungen und Fortbewegungsweisen des Körpers machen uns, wenn das Muskel- und Knochensystem gehörig erstarkt ist, keine allzugroßen Schwierigkeiten.

Ganz anders verhält es sich mit der Sprache. Ihre Erlernung verlangt, außer der entsprechenden psychischen Anlage und weiteren Entwicklungsfähigkeit, die vollständige Beherrschung der Athembewegungen zur Regulirung des Luftvorrathes und Luftwechsels in den Lungen, sowie der von dem Stimmorgan (dem Kehlkopf) und den Sprechwerkzeugen (Lippen, Zunge, Gaumensegel u. s. w.) auszuführenden mannigfaltigen, verwickelten und fein nuancirten Bewegungen. Das Kind ist deshalb nur sehr langsam und allmälig im Stande, diese ebenso schwierigen als umfassenden Aufgaben bewältigen und sich damit in die geistige Gemeinschaft mit seinen Nebenmenschen einführen zu können.

Unser Gegenstand bietet eine physiologische Seite: insofern es sich um die, theilweis schwierig zu untersuchenden, Bewegungen und Stellungen handelt, die von den Sprachwerkzeugen bei der Bildung der einzelnen Sprachlaute ausgeführt werden; eine physikalische, welche die objectiven Eigenschaften der Sprachlaute erforscht, d. h. die acustischen Eigenthümlichkeiten der Luftbewegungen, welche die Einzellaute der menschlichen Sprache characterisiren und eine psychologische, welche die Beziehungen der physiologischen Leistungen der Sprechwerkzeuge zur Seele und somit die wahre, innere Bedeutung des gesprochenen Wortes zu erörtern hat.

Damit habe ich mich aber nur auf die unumgänglichsten Wechselbeziehungen der hier zunächst verwandten und auf einander angewiesenen Wissenschaften beschränkt und die Berührungen mit verschiedenen anderen Wissenszweigen unerörtert gelassen. Der Sprachwissenschaft z. B., die in neuerer Zeit in anerkennenswerther Weise ihre so innigen und fruchtbaren Beziehungen zu den entsprechenden naturwissenschaftlichen Fächern aufzufinden bemüht war, dürfte eine eingehendere Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten der Kindersprache mit vollem Recht zu empfehlen sein.

Die verschiedenen Disciplinen, welche die Sprache und das Sprechen von dieser oder jener Seite cultiviren, verfolgen ganz naturgemäß und zunächst unbekümmert um die Bemühungen ihrer Nebenwissenschaften ihre besonderen Ziele, auf den ihnen angewiesenen und zugänglichen Wegen; aber diese Wege stoßen wieder zusammen, um so öfter, je gründlicher und objectiver die Methoden sind, die der Forschung zu Grunde liegen. Deshalb kann auch nur ein oberflächlicher Dilettantismus der modernen Wissenschaft die oft weitgetriebene Theilung der Arbeit und Specialisirung der Aufgaben zum ernstgemeinten Vorwurf machen.

Eine auch nur die Hauptpunkte berührende Erörterung der, mir am nächsten stehenden, physikalisch-physiologischen Seite unserer Aufgabe würde in entsprechender Kürze um so weniger durchführbar sein, als einer solchen eine anatomische Einleitung über den Bau der Stimm- und Sprachorgane vorausgeschickt werden müßte. Wir werden uns deshalb auf die Leistungen und allmäligen Fortschritte des sprechenlernenden Kindes, einfach wie sie in die Erscheinung treten und von jedem vorurtheilslosen und nüchternen Beobachter auch ohne die entsprechenden naturwissenschaftlichen Vorkenntnisse aufgefaßt werden können, mit einem Worte auf die Außenseite unseres Gegenstandes beschränken, um so mehr als auch dieser rein äußerliche Standpunkt — der an sich schon des Interessanten genug bietet — uns da und dort einen sicheren Blick in die inneren Vorgänge, wie in die Analogien eröffnet, welche zwischen der Erlernung der Sprache durch das Kind und der Erfindung und Weiterbildung der Sprachen überhaupt stattfinden.

Zur Tonbildung sind die Stimm- und Sprachorgane vom ersten Lebenstag an befähigt. Diese ersten acustischen Producte, die keineswegs isolirt für sich, rein zufällig und regellos entstehen, sind die unverkennbaren Ausdrücke bestimmter körperlicher Empfindungen (Gemeingefühle) und deshalb auch für den Arzt beachtenswerth. Auffallenderweise geben in den ersten Lebenswochen fast ausschließlich nur unbehagliche Gefühle, z. B. Schmerzen, Hungergefühl, die mit unbequemer Lage des Körpers oder einzelner Körpertheile verbundenen Muskelgefühle, Anlaß zu ihrer Entstehung, wobei auch die Gesichtszüge einen entsprechenden schmerzhaften Ausdruck annehmen. Gemeingefühle behaglicher Natur sind uns offenbar in der ersten Lebenszeit nicht, oder nur in sparsamer Weise beschieden; jedenfalls gelangen sie in der Regel erst später, etwa vom zweiten Monat an durch bestimmte characteristische Töne zum häufigeren Ausdruck. Das Kind gebraucht sein Stimmorgan von nun an nicht mehr ausschließlich zum Schreien; es bringt auch sanftere und wohlklingendere Töne hervor, von anderer Klangfarbe (Timbre), wiederum in Begleitung des entsprechenden mimischen Ausdruckes des Wohlbehagens.

Von besonderem Interesse und durchaus characteristisch sind die Timbres dieser Stimmtöne. Anfangs haben sie fast ausschließlich einen deutlichen Vocalcharacter, vor Allem ae — als Ausdruck des Unbehagens — und a als Zeichen des Wohlbehagens, Laute, die ja auch der Erwachsene als unwillkürliche, rein natürliche Ausdrücke des Mißfallens oder Wohlgefallens noch vielfach gebraucht. Die Timbres e und i, welche bestimmte Zungenstellungen verlangen, sowie das u kommen erst später und überhaupt seltener vor. Als erster deutlicher Consonant muß m bezeichnet werden, welches bei geschlossenem Mund, während die Zunge in der Ruhelage verharrt, also unter einfacheren Bedingungen und früher entsteht als n, das wiederum eine bestimmte Zungenstellung verlangt. Der erste Explosivlaut ist b, der nothwendig entstehen muß, wenn die vorher geschlossenen Lippen rasch von einander entfernt werden, während die Ausathmungsluft mit einer gewissen Kraft durch die Mundöffnung strömt.

Das kleine Kind bringt also schon in den ersten Lebenswochen eine Anzahl Lauttimbres der Sprache deutlich hervor. Einige dieser Timbres sind, wie erwähnt, mit bestimmten Körpergefühlen verbunden; während andere offenbar mehr zufällig, d. h. immer dann entstehen und entstehen müssen, wenn die Sprachwerkzeuge

bestimmte Stellungen eingenommen haben, während zugleich das Kind eine Stimme producirt.

Die ersteren, h. h. die Schraie- und sonstigen Töne, welche die Körpergefühle ausdrücken, haben also eine psychische Bedeutung, indem sie mit den niedersten Formen des Empfindungslebens: den Gemeingefühlen zusammenhängen. Sie sind uns angeboren; wir haben sie mit den meisten Thieren gemein, welche Stimmwerkzeuge besitzen und die ihre instinctiven Bedürfnisse und natürlichen Gemüthsbewegungen, Hunger- und Durstgefühle, Angst, Zorn, Wohlbehagen u. s. w. durch, für die Einzelspecies wohl characterisirte, Töne und Schraie kund geben. Auch das taubstumme Kind und selbst der Idiot bringen, wenn auch nicht so häufig, Töne der Art hervor.

Die anfangs blos für sich bestehenden Laute werden vom dritten und vierten Monat an in die mannigfaltigsten Verbindungen mit einander gebracht. Dabei ist es auffallend, daß das Kind manche Laute mit Leichtigkeit hervorbringt, die ihm später beim Sprechenlernen förmliche Schwierigkeiten machen. Die Einen lassen mehr die Lippenlaute (b, v), die Anderen Zungenlaute (l, s, r) hören; sogar die schwierigen Gaumenlaute (ch — k — das hintere n und das harte r) kommen vor. Man hört z. B. mam — ämma — fu — pfu — ess — äng — angka — acha — erra — hab u. s. w. Diese ein- oder zweisilbigen Lautcombinationen entstehen ursprünglich durchaus unwillkürlich und maschinenmäßig; da aber der Säugling mit denselben in der Art wechselt, daß er von den anfangs vorzugsweis gebildeten Lauten einer bestimmten Articulationsstelle zu solchen einer anderen Articulationsstelle übergeht, da er ferner eine bestimmte Lautcombination oft vielfach nacheinander wiederholt, so sind dieselben in der späteren Periode des Säuglingslebens offenbar als willkürliche Hervorbringungen zu betrachten. Sie haben natürlich nicht die symbolische Bedeutung der Worte der Sprache, das Kind hat aber eine Freude an ihrer Production und wiederholt sie nicht selten, ihres acustischen Eindruckes wegen mit sichtbarem Behagen. Die Angehörigen geben auch wohl ihrem jüngsten Familienglied das von demselben „erfundene Wort" zum vorübergehenden Uebernamen. „Hab hob ha" habe ich unzählige mal einen Säugling lallen hören; ein anderer machte sich das Vergnügen, das schnarrende Zungen-R mit Vorliebe zu erzeugen und jedesmal möglichst lang fortklingen zu lassen.

Die Functionirung der Stimm- und Sprechwerkzeuge erfolgt somit in den ersten Lebensmonaten unter denselben Bedingungen wie die der Sinnesorgane und der Muskeln. Die Functionsfähigkeit aller dieser Apparate ist von vornherein vorhanden; sie arbeiten aber anfangs nur maschinenmäßig und ohne jede Betheiligung des Willens, der noch gar nicht vorhanden ist. Das Auge empfängt zahlreiche Lichteindrücke von der Außenwelt, aber erst im dritten Monat fängt das Kind an, seine Mutter zu erkennen; die Haut ist empfindlich gegen Berührungen, die Muskeln sind functionsfähig, die Gliedmaßen u. s. w. kommen vielfach in Bewegung, das eigentliche Greifen nach Gegenständen beginnt aber erst mit dem vierten Monat. Das Gehörorgan reagirt auf viele acustischen Eindrücke, aber erst im dritten Monat giebt das Kind unzweideutig kund, daß es seine Mutter auch an der Stimme erkennt und vom vierten Monat an beginnen die Drehungen des Kopfes in der Richtung des gehörten Schalles.

In dieselbe Zeit — also ungefähr in die Mitte des Säuglingsalters — fällt die Production jener an sich inhaltslosen Lautcombinationen, die später immer mehr den Character des Gewollten gewinnen. Das Kind hat freilich in der Folge keinen Anlaß, dieselben mit seinen primitiven Vorstellungen irgendwie in Verbindung zu bringen, weil die von seiner Umgebung gehörten Worte der Sprache sich ihm von selbst aufdrängen und dadurch reichlich Gelegenheit zur besseren Fixirung und Verdeutlichung seiner bereits vorhandenen sparsamen Vorstellungen, sowie vor Allem zur Entstehung völlig neuer Anschauungen und Vorstellungen geben.

Ganz anders muß es sich in der ersten Periode unseres Geschlechtes verhalten haben. Wenn wir, ohne sonst dem Darwinismus zu huldigen, mit der modernen Sprachforschung von der, auch physiologisch vollberechtigten, Annahme ausgehen, daß die damaligen Menschen in ihrem anfänglich thierischen Zustand durchaus sprachlos waren und somit nur die dem kleinen Kinde und den Thieren möglichen Schraie und Töne hervorbringen konnten, so liegt nichts näher, als daß wir den letzteren, vor allem aber den oben erwähnten willkürlichen Lautcombinationen eine gewisse Bedeutung bei der allmäligen Entstehung und Erfindung der Sprache zuschreiben.

Die bekannte Erzählung Herodot's (II. 2) über den Versuch des ägyptischen Königs Psammetich, die älteste aller Nationen und Sprachen ausfindig zu machen, bezieht sich ebenfalls auf unseren Gegenstand. „Er gab" — so berichtet der Vater der Geschichte — „zwei beliebige neugeborne Kinder einem Hirten zu seinen Heerden, um sie in der Art zu erziehen, daß Niemand ihnen einen Laut hören lasse; sie sollten in einer einsamen Hütte für sich liegen; er solle zur gehörigen Zeit ihnen Ziegen zuführen, sie mit Milch sättigen und dann seinen sonstigen Verrichtungen nachgehen. So machte es Psammetich und gab diese Anordnung in der Absicht, von den Kindern, wenn sie über das unverständige Lallen hinaus wären, zu hören, welches Wort sie zuerst hervorbrechen lassen. So geschah es denn auch. Nachdem der Hirte zwei Jahre so verfuhr und einmal die Thüre öffnete und hineintrat, kamen die beiden Knaben auf ihn zu und sprachen „Bekos", indem sie die Hände ausstreckten. Wie der Hirt dies zum ersten Mal hörte, machte er nichts daraus; wie aber beim öfteren Kommen und Besorgen dieses Wort häufig kam, that er es seinem Herrn kund und führte die Kinder vor sein Angesicht. Nachdem Psammetich ebenfalls das Wort gehört, erkundigte er sich, welche Menschen etwas „Bekos" nennen und erfuhr, daß die Phryger das Brod so nennen. In Anbetracht dieser Erfahrung räumten die Aegypter ein, daß die Phryger älter als sie seien. Diesen Hergang habe ich von den Hephästospriestern in Memphis gehört."

Schade, daß der naive Experimentator sich mit einer ganz ungerechtfertigten Verwerthung dieser Erfahrung begnügt und festzustellen versäumt hat, welche Vorstellung die Kinder dem „Bekos" (Onomatopoëticum für Ziege?) zu Grunde legten.

Viel weniger bekannt ist ein ähnlicher Versuch, den Kaiser Friedrich II. angestellt hat. Unter Hinweisung auf die Chronik des Franziskaners Salimbene äußert sich Raumer (in seiner Geschichte der Hohenstaufen): „Man sagte dem Kaiser nach, er habe einige Kinder erziehen, aber nie in ihrer Gegenwart sprechen lassen, um zu erfahren, ob und welche Sprache sie von selbst reden würden. Sie mußten

sterben, sagt der Erzähler, da man sie nicht mit Liedern einschläferte (!) und eine solche unmenschliche Stille unerträglich ist." Bei dem italienischen Mönch, der schon als Angehöriger eines Bettelordens dem großen Kaiser gram sein mußte, ist freilich kein Verständniß für dessen wissenschaftliche Bemühungen vorauszusetzen. Er hat auch für anderweitige, zum Theil rein physiologische, Versuche des hochgebildeten Regenten, die wissenschaftlich viel besser gerechtfertigt waren, als der eben erzählte, nur Worte der Geringschätzung und des Tadels.*)

Die Sprachwerkzeuge sind also schon einigermaßen geübt, wenn das Kind am Ende des ersten, oder zu Anfang des zweiten Jahres — das Mädchen in der Regel etwas früher als der Knabe — die ersten Worte der Begriffssprache hervorbringt. Diese beziehen sich anfangs ausnahmslos auf einige wenige sinnlichen Gegenstände; sodann folgen Worte, welche sinnliche Eigenschaften, z. B. groß, klein, heiß, oder gewisse natürliche Körperverrichtungen ausdrücken, die das Kind allmälig beherrschen lernt. Auch für sonstige sinnliche Handlungen, sowie für die Bewegungen und Stellungen des Körpers oder seiner einzelnen Theile werden allmälig Bezeichnungen gebraucht.

Der Uebergang zum sinnlich Begrifflichen wird einfach dadurch vermittelt, daß das Kind Worte, die es bisher auf bestimmte sinnliche Gegenstände bezogen hatte, auf andere, diesen mehr oder weniger ähnliche überträgt. Alle Männer heißen Papa, alle Hunde erhalten den Namen des Haushundes; das Kind

*) Eine Uebersetzung der Erzählung Salimbene's, dessen Chronica (Parma 1857) ich mir erst nachträglich verschaffen konnte, möge hier noch Platz finden. „Eine zweite Thorheit des Kaisers bestand darin, daß er erfahren wollte, welche Sprache und Ausdrucksweise (lingua et loquela) Knaben bei ihrer weiteren Entwickelung zeigen, die mit Niemandem sprechen würden. (Sollte heißen: „mit denen Niemand sprechen würde.") Daher gab er Wärterinnen und Ammen die Vorschrift, daß sie den Kindern Milch reichen und die Brust geben, sie waschen und baden sollten, ohne sie zu liebkosen oder mit ihnen zu reden. Denn er wollte ersehen, ob sie hebräisch, als die älteste Sprache, oder griechisch, oder lateinisch, oder arabisch, oder etwa die Sprache ihrer Eltern sprechen würden. Aber er bemühte sich vergeblich, weil sie alle im Kindes- oder vielmehr Säuglingsalter starben. Sie konnten ja nicht leben ohne den Beifall, die Geberden, freundlichen Mienen und Liebkosungen ihrer Wärterinnen und Ammen; deshalb nennt man Ammenzauber die Lieder, welche das Weib hersagt beim Schaukeln der Wiege, um das Kind einzuschläfern, ohne welche dasselbe nur schlecht schlafen und keine Ruhe haben könnte."

Die Erklärung des frühzeitigen Todes der Kinder ist selbstverständlich grundfalsch. Salimbene scheut sich nicht zu behaupten (a. a. O. S. 169), der Kaiser habe zweien Männern dieselbe Nahrung reichen lassen, worauf der eine hätte schlafen, der andere auf die Jagd gehen müssen; Aerzte hätten dann beide in des Kaisers Gegenwart secirt, um nachzusehen welcher die Mahlzeit besser verdaut hätte! Dabei habe es sich herausgestellt, daß in dem, ruhig Gebliebenen die Verdauung vollständiger erfolgt sei. Ein ähnlicher Versuch wurde erst neuerdings an zwei Hunden mit demselben Erfolg angestellt; Friedrich II., ein genauer Beobachter der Sitten der Thiere, hat gewiß auch Thiere zu seinem Verdauungsversuch verwendet.

Der Chronist ist ein durchaus verdächtiger Gewährsmann auch in dem uns zunächst interessirenden Versuch über die Sprache der Kinder; er überschüttet den Kaiser mit einem Schwall von Schmähungen, obschon er eingestehen muß, daß ihm derselbe in einer persönlichen Angelegenheit einen großen Gefallen gethan habe. Die Worte Salimbene's „wenn Friedrich II. ein guter Katholik gewesen, Gott und die Kirche geliebt hätte, so würde es Wenige seinesgleichen in der Welt gegeben haben" erklären die Verläumdungen des Mönchs gegen den Kaiser zur Genüge.

giebt überhaupt, bei diesem Herausfinden dessen, was an verschiedenen Dingen ähnlich ist, nicht selten recht naive, von seinem Standpunkt aus ganz wohlgelungene Proben seines Unterscheidungsvermögens. Die erste Vorstellung der Zahlenverhältnisse wird an den eigenen Fingern gewonnen.

Ueber die allmälige Entstehung von Begriffen nicht sinnlicher Natur und die Bedeutung, welche das Kind den entsprechenden Worten anfänglich beilegt, herrschen noch vielfach durchaus verfehlte und übertriebene Ansichten. Statt von dem, ausschließlich im Sinnlichen sich bewegenden Vorstellungsinhalt des Kindes auszugehen, hat man kein Bedenken, übersinnliche Einflüsse zu Hülfe zu nehmen, oder doch dem Kinde angeborene Ideen oder Ueberlegungen zuzuschreiben, für die es absolut noch nicht befähigt ist. Offenbar kann das Kind mit den Worten „bös, gut, brav", die es von seiner erziehenden Umgebung so häufig und nachdrücklich vernimmt, zunächst nur Vorstellungen des sinnlich Angenehmen oder Unangenehmen, vor allem jener Unlust- oder Lustgefühle verbinden, welche mit den, auf seine Handlungen folgenden Zurechtweisungen, Strafen oder Zufriedenheitsbeweisen und Liebkosungen von Seiten seiner Angehörigen verknüpft sind. Es wird demnach bestimmte Handlungen unterlassen, andere aber ausüben, also ebenso verfahren, wie ein intelligentes Thier, dem gewisse Gewohnheiten abgewöhnt und bestimmte Leistungen angelernt werden sollen. Wenn sich alsdann mit Nothwendigkeit die weitere Erfahrung und Ueberlegung anreiht, daß durch diejenigen Handlungen des Kindes, welche ihm als böse bezeichnet werden, oftmals auch Andere beeinträchtigt werden, so erweitern sich die ursprünglich rein subjectiven und egoistischen Vorstellungen zum Begriff des Erlaubten und Nichterlaubten, des an sich Guten und Bösen. Unsere Vorstellungen und Begriffe schließen überhaupt anfangs nur einen sehr kleinen und gerade den unwesentlichsten Theil der Merkmale und Eigenschaften in sich, welche die immer mehr anwachsende Erfahrung und die schon im Kinde zur Geltung kommende associative Kraft der Worte ihnen allmälig hinzufügt.

Mit den immer mannigfaltiger werdenden Beziehungen des Kindes zu den Menschen und den Dingen der Außenwelt nimmt die Zahl der ihm zu Gebot stehenden Worte, sowie die Fähigkeit, dieselben grammatisch und syntactisch zu verwenden, zu. Anfangs werden eine oder selbst mehrere Vorstellungen nur durch ein einziges, auch wohl von Geberden begleitetes Wort ausgedrückt; der Ruf „Mama", beim Anblick seiner Mutter, ist nicht blos der Ausdruck einer einfachen Vorstellung, sondern es knüpfen sich sicherlich an denselben mitunterlaufende Erinnerungen und anderweitige sinnliche Vorstellungen, die sich auf die Mutter beziehen.

Bald gesellt sich zum Subject ein Prädicat; das Substantiv wird mit einem Eigenschaftswort oder mit einem Zeitwort verbunden und für ersteres der Nominativ, für letzteres der Infinitiv gewählt. Werden später zwei Substantiva in Beziehung zu einander gebracht, so geschieht das anfangs durch einfaches Aneinanderreihen der Worte; bald aber beginnt der Gebrauch des Casus und zwar mit dem Dativ, welcher lange Zeit auch dem Genitiv substituirt wird. Vom Zeitwort wird zunächst der Infinitiv und Imperativ gewählt; dann erst folgt das oft gebrauchte Perfectum; die übrigen Flexionen werden viel später, zum Theil erst vom methodischen Unterricht an, benützt. Der bestimmte Artikel wird früher als der

unbestimmte gebraucht. Von jeher hat die späte Verwendung der Pronomina und vor allem die Thatsache, daß das Kind von sich anfangs immer nur in der dritten Person spricht, Aufmerksamkeit erregt.

Am Ende des zweiten Jahres kommen kleine Sätze zum Vorschein; in der Mitte des dritten, wo das Kind bereits kurzen Erzählungen aufmerksam zuhört, ist es schon zu etwas längerer Rede befähigt. Sehr begabte Kinder schreiten unter Umständen viel rascher vorwärts; Macaulay z. B. konnte schon im dritten Jahre fertig lesen und seine Gedanken in größeren Perioden ausdrücken.

Im vierten und fünften Jahr tritt der Trieb zur Geselligkeit und das Bedürfniß des Umganges mit Anderen ganz entschieden hervor. Das Kind verkehrt besonders gerne mit seinen Altersgenossen, deren Reden und Handlungen seinem Vorstellungskreis am besten entsprechen; sein unverwüstlicher Trieb, das Thun und die Beschäftigungen der Erwachsenen seines eigenen Geschlechtes in seinen Spielen in oft ganz origineller Weise nachzuahmen und die unermüdliche Fragelust und Fragekunst, mit der es sich an ältere Personen zu seiner Unterhaltung und Belehrung wendet, sind mächtige Förderungsmittel in der Erlernung und Beherrschung der Sprache. Größere Erzählungen, die ihm von Anderen mitgetheilt wurden, werden nunmehr mit Vorliebe wiedergegeben.

Das Kind erwirbt seinen Wortschatz und seine sprachlichen Fortschritte überhaupt, ganz vorzugsweis durch seine eigene Initiative; die Zahl der Worte, die es, auch bei der sorgsamsten Erziehung, der ausdrücklichen unmittelbaren Mittheilung Anderer verdankt, ist jedenfalls gering im Vergleich zu denen, die es durch selbstständige Beobachtung des in seiner Umgebung Gesprochenen, also auf dem Wege der förmlichen Selbstbelehrung, kennen lernt. Dabei macht es von gar manchen Worten, deren Sinn es vollständig versteht, vorläufig noch keinen Gebrauch, wie ja auch der Erwachsene — sei er noch so hoch gebildet — den reichen Schatz seiner Sprache, namentlich im Gespräch mit Anderen, bei Weitem nicht vollständig zu verwenden pflegt. Bei solchen, sonst intelligenten Kindern, die (was bei Knaben häufiger vorkommt als bei Mädchen) erst spät sprechen lernen und eben deshalb den Reden Anderer eine ganz besondere Beachtung schenken, tritt dieses Mißverhältniß zwischen dem Verständniß und dem Gebrauch der Worte in auffallender Weise hervor; sie verstehen alles, was man ihnen sagt, thun das von ihnen Geforderte wie Normalsprechende, wenn sie selbst auch nur wenige, schlecht articulirte Worte mühsam hervorbringen können. Solche Kinder sind den Erwachsenen zu vergleichen, die eine fremde Sprache leidlich, ja selbst ganz gut verstehen, und gleichwohl in derselben sich nicht auszudrücken vermögen. An Sprachgrenzen können die Nachbarn, auch wenn sie nur ihre eigene Sprache reden, sich gleichwohl gegenseitig verständlich machen.

In vollem Gegensatz dazu kann das Kind, wenn es in der Lage ist, neben der Muttersprache eine fremde vielfach zu hören, auch die letztere nebenher und fast in derselben Zeit erlernen, welche die Muttersprache für sich allein in Anspruch nimmt.

Das Kind verkehrt nicht blos mit Anderen, sondern auch mit sich selbst in lauter Rede. Im zweiten Lebensjahr bringt es zunächst nur zusammenhanglose Worte hervor, oder vielfache Wiederholungen desselben Wortes, die es, wie zum

eigenen Zeitvertreib, mit einer den Zuhörer ermüdenden Monotonie hören läßt. In der Folge gestaltet sich dieses Reden mit sich selbst, bei zunehmender Mannigfaltigkeit seiner Unterhaltungen und Spiele, immer reichhaltiger. Bald genügt die Beschränkung auf sich selbst nicht mehr; es werden auch andere Personen eingeführt, die sich anfangs passiv verhalten und blos angeredet werden, bis sie schließlich an der Unterhaltung Theil nehmen, indem ihnen Reden und Gegenreden unterlegt werden. Die, in der Regel lebhafteren und redefertigeren Mädchen sind in solchen Leistungen oft unerschöpflich; sie empfangen Besuche, die sie entweder, mit einer fast an Hallucinationen erinnernden Lebhaftigkeit, sich blos vorstellen, oder durch ihre Puppen vertreten lassen; sie spielen die Rolle der Erwachsenen und behandeln die Puppen als unartige oder folgsame Kinder, die sie sorgfältig erziehen und belehren u. s. w.

Diese laute Selbstunterhaltung ist, psychologisch wie physiologisch, eine Nothwendigkeit für das Kind. Seine Vorstellungen, ehe es sprechen lernt und vielfach auch noch in der späteren Zeit, beziehen sich blos auf diese oder jene sinnlichen Eigenschaften von (ausnahmslos) sinnlichen Gegenständen; dunkel und verworren werden sie aneinander gereiht, ihre gegenseitigen Beziehungen können aber erst dann vollständig ausgedrückt und begriffen werden, wenn die Hülfsmittel der Sprache zur Anwendung kommen. Während ältere Menschen in vorgestellten Worten der Sprache denken, muß das kleine Kind seine Vorstellungen, wenn sie ihm völlig deutlich sein sollen, hörbar machen. Die deutlichen Vorstellungen des Kindes erfordern also die volle Innervation und die entsprechenden Bewegungen und Stellungen der Sprachwerkzeuge, sammt der lauten Hervorbringung der Worte der Tonsprache. Demnach muß der Anfänger den ganzen psycho-physischen Apparat in volle Thätigkeit setzen, wenn er von ihm überhaupt Gebrauch machen will.

Diese physiologischen Grundlagen des Vorstellens und Denkens lassen sich auch noch in viel späterer Zeit an dem Kinde nachweisen. Beim Auswendiglernen für die Schule werden die Sätze des Spruchbuches laut vorgelesen. Lebhafte Knaben nehmen dazu sogar die volle Kraft ihrer Lungen in Anspruch. Allmälig lies't sich das Kind leiser, sogar in der tonlosen Flüstersprache, vor; würde man ihm diese Mitbetheiligung der Sprechwerkzeuge und des Gehöres verbieten, so hätte es mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um sein Pensum zu erlernen. In der Folge genügen die entsprechenden (leeren) Bewegungen der Sprachwerkzeuge, ohne Zuhülfenahme des Stimmorganes und des Gehöres, und erst in einem vierten Stadium tritt die bleibende Form des stillen Denkens: das bloße Vorstellen gehörter Worte der Sprache, in ihr Recht. Ungeübte und wenig gebildete Personen sind zeitlebens gezwungen, wenn sie das zu Lesende genau verstehen wollen, so wie die Kinder zu verfahren und auch der Gebildete spricht im Affect, oder wenn ihn sonst ein Gedanke stark in Anspruch nimmt, das Gedachte unwillkürlich mit kurzen Worten laut aus.

Für die Sprachwissenschaft nicht minder, als für die Physiologie des Sprechens wären die sprachmechanischen Fortschritte von Interesse, welche das Kind allmälig macht. Dieser Gegenstand ist aber leider bis jetzt nur als etwas nebensächliches behandelt worden. Zur vollständigen Charakteristik der Worte gehört jedoch unstreitig auch die Form, welche sie im Mund des Kindes annehmen und

das um so mehr, als, wie schon längst erkannt, die Sprache unserer Kinder gar manche Vergleichspunkte mit der Sprache unserer Vorfahren bietet. Die großen Wörterbücher unserer Sprache zeigen in diesem Betreff eine Lücke, die später sicherlich noch ausgefüllt wird.

Schon oben habe ich bemerkt, daß der lallende Säugling manche Laute, die ihm später beim Sprechen lernen Schwierigkeiten machen, mit Leichtigkeit hervorbringt. Zwischen unwillkürlicher und willkürlicher Production eines und desselben Lautes ist eben ein großer Unterschied.

Die Vocale machen nicht die geringste Schwierigkeit, sowie auch das Kind anfangs viele Worte mit Vocalen abschließt. Unsere fränkischen und schwäbischen Vorfahren sind vor tausend Jahren ebenso verfahren; im Vaterunser des neunten Jahrhunderts kommen z. B. die Worte himile (Himmel) — rihhi (Reich) vor. Als sich die Brüder Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle im Jahre 842 in der Gegend von Straßburg den bekannten Eid, vor ihren Heeren, gegenseitig ablegten, sprach der Deutsche statt beider: bedhero — statt Erhaltung: gehaltnissi — statt Recht: rehte. Die auch von unsern Kindern gern gebrauchte Endigung auf o kam damals sehr häufig vor, z. B. Name = namo, Herzog = herizoho, Ahne (Großvater) = ano, Herr = herro, lieb = liebo.

Von den Consonanten werden in der Kindersprache zuerst besonders die Lippen-, sodann die Zungen- und theilweis erst später die schwierigeren Gaumenlaute gebraucht. Der Gaumenexplosivlaut g (k) wird meist erst gegen Ende des zweiten Jahres möglich und vorher mit richtigem Instinkt durch das Lippenexplosiv b, später das Zungenexplosiv d ersetzt. Einzelne Menschen bringen es zeitlebens nicht zur deutlichen Aussprache des g. Die Laute, welche besondere Schwierigkeiten machen, sind h — l — das den Darmstädtern zeitlebens schwierige r — ch — s — sch. Mit besonderen Hindernissen haben Kinder mit verspätetem Zahnausbruch zu kämpfen; sie müssen den Mangel durch etwas andere Mundstellungen ausgleichen, so daß z. B. ihr s, auch wenn sie später im Besitz aller Zähne sind, noch lange einen von dem gewöhnlichen s abweichenden Charakter hat.

Die von dem Kinde im zweiten und dritten Lebensjahr gesprochenen Worte bieten besonders folgende Eigenthümlichkeiten.

Gewisse Consonanten fehlen und werden dann meistens durch andere ersetzt; z. B. s durch b oder d (beb = bös, Abe = Hase, Webbe = Wasser); l je nach Umständen durch j oder w (Wewe = Löwe); sch meistens durch n, oder es wird weggelassen (Emele = Schemel).

Die Verbindung zweier Consonanten, auch wenn jeder derselben einzeln für sich gut ausgesprochen werden kann, wird gerne vermieden, z. B. Ewebau = Elefant; Webenau = Fledermaus.

In Worten mit zwei von einander getrennten Consonanten, die einzeln für sich gut ausgesprochen werden können, wird gerne einer derselben bevorzugt und kommt deshalb doppelt vor. Das Kind — rohe Sprachen bieten ebenfalls viele Beispiele der Art — hat offenbar einen Gefallen an dem völligen, oder doch annähernden Gleichklang der Silben eines zwei- oder mehrsilbigen Wortes, z. B Bebe = Besen, Babaube = Blasbalg, Gigod = Schildkröte.

In der Auswahl der Ersatzlaute kommen freilich erhebliche individuelle Unter-

schiebe vor; sicherlich aber wird ein genaueres Studium zu allgemeinen Regeln führen, welche von der großen Mehrzahl der Kinder unwillkürlich befolgt werden.

Als Probe der ersten Erzählung eines Knaben gebe ich den Anfang des bekannten Märchens vom Hänsel und der Grethel. Die wortgetreue Aufzeichnung ist mir um so leichter gewesen, als die Erzählung jedesmal ohne irgend eine Abweichung wiederholt wurde.

Jd mama papa gäge = Es ist eine Mama und ein Papa gewesen,
unn die habe wai didi gabt = und diese haben zwei Kinder gehabt
unn didi waud = und die Kinder sind in den Wald gegangen
unn habe ohd duh = und haben Holz geholt;
na an e gugeeidi guju = dann sind sie an ein Zuckerhäuschen gegangen
unn habe gäg = und haben gegessen;
no ad die Egg gag = dann hat die Hexe gesagt
„näg näg neidi, = „Nucker, Nucker Neisle,
wie immi eidi" = wer krabbelt mir am Häusle";
no habe die didi gag = dann haben die Kinder gesagt,
„die wid, de immi immi wid" = „der Wind, der Wind, das himmlische Kind".

Das Kind sucht übrigens nicht ausschließlich die von seiner Umgebung gehörten Worte nachzuahmen; es erfindet auch neue. Die Angehörigen haben nicht selten eine solche Freude an diesem Kauderwelsch, daß sie im Verkehr mit dem Kinde — ja selbst im Gespräch unter sich! — gar manche der von dem Kleinen erfundenen Worte selbst gebrauchen und dadurch dessen sprachliche Fortschritte nicht eben fördern.

Nicht wenige dieser Worte sind Onomatopoëtica, die ja überhaupt in der Entwickelung der Sprachen keine geringe Rolle spielen; nachgeahmte Thierstimmen, oder Worte, die der Mensch den Thieren zuruft: Gagag, Wauwau, Hotto u. s. w. Noch andere stellen an sich mehr oder weniger charakteristische, z. B. die körperlichen Bedürfnisse oder Empfindungen des Kindes ausdrückende Laute dar; ein einziger Laut oder ein ein- oder mehrsilbiges Wort bezeichnen eine bestimmte willkommene Speise, oder einen widrigen Gegenstand u. s. w. Wieder andere sind so große Verzerrungen der Worte der Sprache, daß eine Aehnlichkeit mit letzteren kaum herausgefunden werden kann; es kommen selbst Fälle vor, daß ein an sich leichtes und kurzes Wort durch ein mehrsilbiges und schwieriger auszusprechendes willkürlich ersetzt wird.

Die neuere Sprachforschung hat die bekannte Erfahrung, daß das Volk Worte einer fremden, ja selbst die ihm nicht klaren Worte der eigenen Sprache in seiner Weise abändert, einer näheren Untersuchung mit Recht für werth gehalten. Es macht sich die Worte dadurch mundgerecht und verständlich, daß eine unmittelbar einleuchtende Vermittelung zwischen ihrem Sinn und ihrem Laut erstrebt wird. Die dreisten Argumentationen dieser „Volksetymologie", wie sie von Förstemann, Andresen und Anderen passend bezeichnet wird, sind übrigens auch in der gelehrten Forschung nicht immer vermieden worden, insofern wir ihnen nicht wenige falsche Worterklärungen verdanken.

Dem überlegenden Kinde sind beim Sprechenlernen gar manche Worte der eigenen Sprache eben solche Fremdlinge, die es sich ebensowenig, wie der ungebil-

bete Erwachsene die Worte einer ausländischen Sprache, zurecht zu legen vermag. In dem unlängst erschienenen diesjährigen Programm des Heilbronner Gymnasiums giebt Professor Rösch in einer „Die Sprache, das Bild der Seele“ betitelten Abhandlung einige Bemerkungen über die Kinderetymologie. So sagte ein Kleines statt Oblate „Unterblatt“, weil es diese unter das Papier schieben sah; statt Amerikanerstuhl „Herr Decaner-Stuhl“, weil Jemand darauf zu sitzen pflegte, den man Herr Decan hieß. Jedermann wird sich aus seiner Erfahrung ähnlicher, wenn auch mitunter weniger amüsanter, Bezeichnungen erinnern.

Ueber diese Wortbildungen, „die man gewöhnlich einfach als Verkezerungen bezeichnet“, von denen aber ebenfalls der Spruch gilt: „ein ernster Sinn liegt oft im kind'schen Spiel“, steht, dem Vernehmen nach, von Professor Rösch eine eigene Schrift, der wir mit Interesse entgegensehen, in Aussicht.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch einige andere Bezeichnungsweisen wenigstens andeuten, insofern die Kinder einzelne Dinge, unter Umständen nach dem Namen Dessen ausdrücken, von dem sie dieselben zuerst empfangen haben, oder einfach mit den z. B. einen Wunsch u. drgl. bezeichnenden Worten, die sie bei deren Anblick öfters ausgesprochen haben, oder durch irgend einen passenden Vergleich. Ein bestimmter Leckerbissen erhielt z. B. den Namen „Deß da“, weil das Kind öfters so rief, als es denselben zu Gesichte bekam; Senf wurde als „Wüstes“ bezeichnet u. s. w. Verwendungen von Substantiven zur Verbumbildung sind nicht selten, z. B. „feife“ (die Pfeife benützen) = rauchen. Für ähnliche Dinge wurden auch wohl Adjectivformen gewählt; so sagte ein Knabe beharrlich „lindige — weidige — tannige Bäume“ u. s. w.

Zur Bildung der Sprachlaute sind gewisse, für jeden Einzellaut charakteristische Stellungen oder Bewegungen der Sprechwerkzeuge erforderlich. Das Kind hat aber, wie der Erwachsene, beim Sprechen keineswegs die Absicht, seine Mundorgane in gewisse Stellungen — die ihm überhaupt großentheils unbekannt bleiben müssen — zu bringen; es ist blos bemüht, Worte und Laute von bestimmten Timbren auszusprechen. In dieser rein acustischen Aufgabe übt es sich so lange und beharrlich, bis die von ihm ausgesprochenen Worte denen gleich sind, die es von den Erwachsenen hört.

Auf denselben Vorbedingungen beruht überhaupt unsere, allmälig erworbene Herrschaft über die willkürlichen Muskeln; wir wollen beim Singen nicht etwa den Stimmbändern des Kehlkopfes gewisse Stellungen geben, sondern Töne von jeweils bestimmter Höhe, Stärke und Timbre hervorbringen; wir wollen nicht gewisse Muskeln des Armes in Thätigkeit versetzen, sondern dem Arm diese oder jene Stellung oder Bewegung ertheilen; wir wollen nicht bestimmte Muskeln der Harnblase u. s. w. in oder außer Thätigkeit versetzen, sondern den Harn lassen. Die Mittel zur Ausführung dieser Bewegungen oder sonstigen Veränderungen im Körper sind nur der Wissenschaft, nicht aber dem von ihnen Gebrauch machenden Menschen oder Thier bekannt; die Bewegungen werden aber, nach vorausgegangener Uebung, genau in der beabsichtigten Weise vollführt.

Daß es sich bei der Erlernung des Sprechens nicht um die Einübung gewisser, den sprechenden Erwachsenen am Mund abzusehenden Bewegungen handelt, beweist das blind geborene Kind, welches in derselben Zeit sprechen lernt, wie das

normale. Ganz anders aber verhält es sich mit den Taubgeborenen. Wenn das Gehör als Controlmittel dient für die richtige Aussprache der Laute, — sodaß sogar solche, die erst in späteren Lebensjahren taub werden, allmälig in der Deutlichkeit und feineren Nuancirung ihrer Sprache eine Einbuße erleiden — so kann der Taubgeborene auf dem gewöhnlichen Weg der Selbsterziehung unmöglich sprechen lernen. Er wird „taubstumm."

An den Taubstummen können wir daher die, mit der Erlernung der Sprache verbundenen Vorgänge auf's Neue und unter ganz besonderen Bedingungen prüfen. Das taubstumme Kind besitzt alle sonstigen geistigen Eigenschaften zur Erlernung der Sprache; der Drang, mit den Personen seiner Umgebung sich zu verständigen ist so groß, daß es sich zu diesem Zweck eine Geberden- und Zeichensprache erfindet und weiter ausbildet, welche die ihm näher Stehenden im Verkehr mit ihm ebenfalls annehmen.

Viele von den in diesem Wechselverkehr gebrauchten Signalen beziehen sich auf ganz bestimmte Eigenschaften der zu bezeichnenden Personen und Dinge. So kann z. B. der Vater durch eine drehende Fingerbewegung in der Nähe der Oberlippe bezeichnet werden, weil derselbe häufig den Schnurrbart mit den Fingern dreht; die Mutter wird vielleicht durch eine knüpfende Fingerbewegung unter dem Kinn vorgestellt, wie sie ihre Haube knüpft; ein rothhaariger Bruder durch eine Bewegung gegen das eigene Hauptthaar; „Mädchen" durch eine Bewegung wie beim Stricken; „Knaben" durch Hindeuten auf eine Fingerspitze, weil ihre Nagelränder häufig unreinlich sind; „morgen" durch eine Handbewegung nach vorwärts, „gestern" und „vorgestern" durch eine, resp. zwei Handbewegungen nach rückwärts u. s. w.

Derartige Zeichen für Gegenstände oder Begriffe wurden ehedem in manchen Taubstummenanstalten sogar zum Unterricht verwendet, allerdings in möglichst rationellen und allgemein verständlichen Formen. Wenn dieselben von allen Taubstummen angenommen würden, so könnten letztere und diejenigen, welche sie erlernen wollen, unabhängig von der Nationalität, sich gegenseitig verständlich machen. Die Zahl der brauchbaren und im Gedächtniß behaltbaren Zeichen kann allerdings nur eine verhältnißmäßig beschränkte sein; ein halbes Tausend derselben — ein doch nicht allzuschwer zu erlernendes Pensum — dürfte hinreichen, um uns, wenn wir uns auf die unentbehrlichsten Bedürfnisse, sowie die primitivsten Beziehungen des geistigen Wechselverkehrs beschränken wollten, als internationale Zeichensprache in der ganzen Welt durchzuhelfen.

Die Unvollkommenheit, Zweideutigkeit und Armuth dieser Signale hat bekanntlich vor hundert Jahren den Abbé de l'Epée zur Einführung der alphabetischen Zeichensprache geführt, in welcher die einzelnen Laute (Buchstaben) durch bestimmte Fingerstellungen ausgedrückt werden. Auch diese, anfangs enthusiastisch aufgenommene Methode ist immer mehr im Rückgang begriffen.

Die Taubstummen können ja viel mehr leisten; sie sind im Vollbesitz der psychischen und physiologischen (sprachmechanischen) Fähigkeiten, um auch die laute Sprache mehr oder weniger gut, in seltenen Ausnahmsfällen fast virtuosenmäßig, erlernen zu können. Diese, zuerst von dem Heidelberger Professor Agricola im fünfzehnten Jahrhundert, später von dem spanischen Mönch Petrus Poncius und Anderen in vereinzelten Fällen geübte und im vorigen Jahrhundert von dem Gegner de l'Epée's, Samuel Heinicke mit großem Erfolg wieder eingeführte „deutsche"

Methode des Taubstummenunterrichtes ist die einzig natürliche, demnach auch practischste, wenn auch schwierigste von allen. Der Unterricht ist, zum Unterschied von dem Selbstunterricht des normalen Kindes, ein directer; insofern der Schüler unmittelbar mit den Stellungen und Bewegungen bekannt gemacht werden muß, welche die Sprechwerkzeuge bei der Production der Einzellaute auszuführen haben, sowie mit der richtigen Combination dieser Bewegungen mit den Ausathmungsbewegungen und den Intonationsstellungen des Kehlkopfes. Der Lehrling hat sich in den Einzellauten und Worten so lange zu üben, bis er die Zufriedenheit des Lehrers erlangt hat; damit übt er aber auch den Muskelsinn seiner Sprachwerkzeuge und zwar bis zu einer Vollkommenheit, von welcher der Normalsinnige gar keine Ahnung hat, d. h. er ist sich auf das Allergenaueste der besonderen Stellungen seiner Sprachwerkzeuge bei der Bildung der einzelnen Laute bewußt. Dieses Bewußtsein ist für ihn die einzig mögliche Controle der richtigen Ausführung des gesprochenen Wortes. In unklarer Weise und ohne jedes physiologische Verständniß reden manche ältere Schriften über Taubstummenunterricht von einer vermeintlichen „inneren Stimme", welche dem Tauben offenbaren solle, daß er die gewollten Worte richtig gesprochen habe.

Die andere, nicht minder wichtige Aufgabe der deutschen Methode besteht darin, daß der Lehrling von dem Munde des Sprechenden die Worte abzulesen lernt. Wie viel dazu gehört, kann der Vollsinnige sogleich erfahren, wenn er bei verstopften Ohren der Rede eines andern folgen will. Er wird davon so gut wie nichts verstehen!

Im Alterthum und im Mittelalter blieben die Taubstummen sich selbst überlassen. Sogar der große Aristoteles glaubte, sie in eine Kategorie mit den Idioten setzen zu müssen; Augustinus erklärte sie für unfähig zu jeder religiösen Erkenntniß! Die Neuzeit hat sich nicht blos dieser Unglücklichen erfolgreich angenommen und sie zu Menschen gemacht; unser Jahrhundert hat sogar das große Problem gelöst, blind- und zugleich taubgeborenen — eine glücklicherweise unendlich selten angeborene Combination sinnlicher Defecte —, die also nur auf den Tastsinn und den Muskelsinn (die Empfindung der Stellungen des Körpers und der einzelnen Körpertheile) beschränkt waren, um sich in geistigen Rapport mit ihrer Umgebung zu setzen, eine verhältnißmäßig ziemlich weitgehende Erziehung geben zu können. Wir haben es hier mit wahrhaft wunderbaren Leistungen der menschlichen Seele zu thun, die den allerschwersten organischen Hindernissen zum Trotz sich doch noch unter bestimmten Außenbedingungen bis zu einem gewissen Grad entwickeln kann. Sich selbst überlassen würden solche Geschöpfe geistig tief unter den intelligenteren Thieren stehen. Die Erörterung der rationellen Unterrichtsmethoden, die zu diesen schönen Resultaten verhalfen, würde uns jedoch zu weit führen.

In welchen Formen und Symbolen, so müssen wir noch fragen, denkt der Taubstumme? Wenn über diese Frage, schon in Betreff des vollsinnigen Menschen, wenigstens unter den physiologisch nicht Gebildeten, da und dort abweichende, allerdings gänzlich schiefe Ansichten herrschen, so wird eine Uebereinstimmung bezüglich der Taubstummen noch weniger zu erwarten sein. Das Vorstellen und Denken der nicht unterrichteten Taubstummen ist sicherlich ein so unvollkommenes, daß es kaum auffallen kann, wenn dieselben ehedem den Idioten nahe gestellt wurden. Der Taubstumme wird und muß seine Gedanken — wenn sie scharf und völlig klar

sein sollen — offenbar in Vorstellungen derjenigen Bewegungen oder Signale einkleiden, welche er ausführt, um sie Anderen verständlich zu machen. Demnach muß der in der deutschen Methode Unterrichtete, wenn er für sich denkt, ich will nicht sagen seine concreten sinnlichen Vorstellungen, wohl aber die begrifflichen sich in vorgestellten Bewegungen seiner Sprachwerkzeuge klar machen. Der Vollsinnige denkt in vorgestellten Worten der Tonsprache; wenn er beim Sprechen unwillkürlich ein falsches Wort sagt, so bemerkt er (zum Unterschied vom Taubstummen) den begangenen Fehler keineswegs durch die von ihm gemachten, aber nicht gewollten Sprechbewegungen, sondern nur durch den hervorgebrachten acustischen Effect.

Man hat häufig die geistige Entwickelung des Individuums mit der der Menschheit im Großen und Ganzen verglichen und zwar mit vollem Recht, denn die hier sich förmlich aufdrängenden Analogien sind nicht etwa blos äußerliche und vereinzelte, sondern von weit- und tiefgehender Bedeutung. Auch die Sprache giebt uns zahlreiche und beherzigenswerthe Belege für die Berechtigung dieses Vergleiches. Ihre Erlernung durch das Kind ist in der That an dieselben Bedingungen geknüpft, welche die Erfindung und die so wunderbare, allmälige Ausbildung der Sprachen überhaupt möglich gemacht haben. Wenn das Kind, indem es bei seinem Selbstunterricht im Sprechenlernen die geistigen Errungenschaften seiner Vorfahren und Mitmenschen aufnimmt, sich mehr receptiv verhält, während die Sprache eine „freie Erfindung" des Geistes ist, so kann auch dieser, nicht einmal wesentliche Unterschied nur zur Vorsicht bei unseren Schlußfolgerungen mahnen und die Vergleichbarkeit beider Vorgänge erschweren, nicht aber dieselbe als ungerechtfertigt und undurchführbar erscheinen lassen. Wirkt doch das Kind beim Sprechenlernen freithätig mit, indem es von der Sprache jeweils nur das aufnimmt, was es sprachmechanisch und intellectuell einigermaßen bewältigen kann und sogar an derselben, in seiner Weise, Veränderungen anbringt, die es in der Folge nur allmälig wieder aufgiebt; sowie auch andererseits die Erfindung der Sprachen nicht rein willkürlich und regellos, sondern nach bestimmten allgemein gültigen Gesetzen erfolgte, welche die Sprachforschung nachzuweisen sucht.

Die erste seelische Entwickelungsstufe des Kindes wird als die Periode des vorwaltenden Instinktes und der einfachen Empfindungen bezeichnet. Selbst der zu früh Geborene ist alsbald zu sämmtlichen psychischen Functionen mehr oder weniger befähigt, die wir an dem ausgetragenen Neugeborenen wahrnehmen; demnach sind die ersten Anfänge dieser Thätigkeiten bis in das Uterinleben zurückzuverlegen.

Die Empfindungen der ersten Lebenszeit bestehen, eine jede vollkommen isolirt und rein für sich, also durchaus unabhängig und ohne jeden Zusammenhang mit den zahreichen übrigen Empfindungen, die in demselben Organismus ablaufen. Ebensowenig kann von einer schon ursprünglich vorhandenen, wenn auch noch so dunklen Beziehung der Empfindungen zu einem „Vorstellenden", etwa einem so gerne und häufig, stillschweigend oder ausdrücklich, angenommenen „einheitlichen, von vornherein bestehenden Seelenrudiment" die Rede sein, das die Empfindungen des eigenen Körpers oder die Eindrücke der Außenwelt gewissermaßen zum Gegenstand seiner Beobachtungen zu machen hätte, um sich als gelehriger Schüler allmälig weiter auszubilden. Ich habe diesen und verwandten Meinungen eine handgreifliche Ausdrucksform gegeben, blos um mich kurz fassen zu können.

Man bezeichnet die Empfindungen der ersten Lebenszeit mit Recht als „inhaltlose". Ebenso unabhängig von jedem Vorstellen sind die durch Erregung von Nervencentren verursachten ursprünglichen Bewegungen; die Stimme ist der unwillkürliche, auf einem bloßen Nervenmechanismus beruhende Begleiter der Körpergefühle und instinctiven Bedürfnisse des Neugeborenen.

In der Folge treten auch Lautbildungen auf mit deutlichen Charakteren verschiedenartiger Timbres der Sprachlaute, die, mit keinem bestimmten körperlichen Zustande in Verbindung stehend, nur als indifferente Producte der unwillkürlichen Functionirung der Stimm- und Sprachorgane zu betrachten sind. Jene instinctiven Schraie und Töne sind ohne Zweifel dieselben bei den Kindern aller Nationen; von den übrigen Lautbildungen wäre aber — da wir die Vorgänge bis in ihre ersten, unvollkommenen und scheinbar bedeutungslosen, Anfänge verfolgen müssen — noch zu ermitteln, ob auch sie bei den Kindern aller Völker in übereinstimmender Weise erfolgen.

Im dritten Monat giebt das Kind deutliche Beweise beginnender Aufmerksamkeit auf seine Umgebung; die ursprünglich inhaltslosen Empfindungen trennen sich allmälig in solche, die dem Körper angehören (Gemeingefühle), und in solche, die sich auf die Außenwelt beziehen. Mit dieser immer deutlicher werdenden Unterscheidung beginnt die Entstehung des „Bewußtseins", d. h. die Vorstellung eines Gegensatzes zwischen unserem Ich und der Außenwelt. Dem entsprechen auch die Bewegungen, die immer mehr den Character des Gewollten an sich tragen; das Kind greift nach fremden Gegenständen, es übt seine Sprachwerkeuge, bildet jene ein- oder mehrsilbigen Lautcombinationen, die wir früher betrachtet haben u. s. w.

Dieses erste Lallen ist einer gründlichen Untersuchung in hohem Grade werth. Vom blos sprachmechanischen Standpunkt aus hat es unter allen Umständen Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit; aber auch psychologisch ist es schon deshalb beachtenswerth, weil es nach und nach den Character des Absichtlichen annimmt. Das Kind bringt diese Lautcombination nicht etwa in Zusammenhang mit seinen primitiven Vorstellungen; es erzeugt sie nur um ihrer selbst willen, indem es an ihrer, oft vielfach wiederholten, Production offenbar Gefallen findet. Das in abnorme Verhältnisse versetzte und sich selbst überlassene Kind würde in der Folge sicherlich wenigstens einige seiner Vorstellungen mit solchen Lautsymbolen verbinden, die somit auch für die Sprachforschung beachtenswerth sind.

Der Säugling bietet in psychischer Hinsicht nicht zu verkennende Analogien mit der ersten, sprachlosen Periode der Menschheit. Der Mensch hatte ursprünglich blos eine Stimme; gewisse Stimmtöne und Schraie waren, wie beim Thier, die characteristischen Ausdrücke seiner instinctiven Bedürfnisse und Körpergefühle. Auf die Außenwelt angewiesen und in ihr sich zurechtfindend, mit denselben Bewußtseinsgraden, sicherlich aber mit einem größeren Nachahmungstrieb begabt als die intelligenteren Thiere, mußte er zur Nachahmung von Thierstimmen und sonstigen Tönen und Geräuschen veranlasst werden. Der Anblick, sowie die bloße sinnliche Vorstellung eines Thieres verband sich mit der Nachahmung seiner Stimme. Der nächste Fortschritt mußte darin bestehen, daß auch sonstige Dinge, die das Gehörorgan nicht afficiren, nicht blos durch Zeichen, Geberden u. s. w., sondern viel bequemer und leichter durch bestimmte Laute ausgedrückt wurden.

Zu diesem Zwecke standen die, wie beim Kinde, anfangs unwillkürlich producirten, Lautcombinationen in genügender Mannigfaltigkeit zu Gebot. Wie beim Kinde konnten ferner die Vorstellungen nur dann zur vollkommenen Deutlichkeit erhoben werden, wenn sie von lauter Stimme begleitet waren; diese mußte aber auch die übrigen Anwesenden anregen, und zu entsprechenden Handlungen und Rufen veranlassen. Das Zustandekommen von Anschauungen, Vorstellungen und weiteren, daran sich knüpfenden Ueberlegungen wurde durch das gemeinsame Zusammenleben mächtig gefördert. Die Wahrnehmung einer bestimmten und regelmäßig wiederkehrenden Wirkung, die die lautbar gewordene Vorstellung auf Andere ausübte, trug wesentlich zur besseren Fixirung und Verstärkung der Vorstellung bei, denn die ensprechende sichtbare und hörbare Theilnahme von zwanzig Anderen hat, um einen übertriebenen Ausdruck zu wählen, dieselbe Wirkung, als ob der Einzelne die Vorstellung ebenso häufig für sich allein wiederholt hätte. Die Gedanken der ersten Menschen erfolgten in thatsächlicher Gemeinschaft, während die Gemeinschaft bei unserem stillen Denken eine bloß ideelle ist.

Die ersten lautbaren Verständigungsmittel unter den Menschen, mochten sie blos nachahmende Onomatopoëtica oder sonst willkürlich gebildetete Lautcombinationen sein, standen noch wenig über dem Niveau der in der Thierwelt gebrauchten natürlichen, aber durchaus stabilen Zeichen. Immerhin aber waren sie, zum Unterschied vom Thier, theilweis wenigstens Producte eines innerhalb unabänderlicher Gesetze freithätig wirkenden bestimmten Willens.

Diese Sprache konnte blos Worte für das concret Sinnliche besitzen und zwar zuerst für Gegenstände, später auch für sinnliche Handlungen. Das sinnliche Element mußte in ihr in so hohem Grad zur Geltung kommen, daß selbst für eine und dieselbe Handlung, die von verschiedenen Subjecten oder an verschiedenen Objecten ausgeübt wird, jeweils besondere Worte gewählt wurden. Der Act der Nahrungsaufnahme der einzelnen Thiere, insoweit sie den Menschen interessirten, wurde sicherlich jeweils mit besonderen Worten bezeichnet und zwar mit vollem Recht, und ganz naturgemäß, da jede Thiergattung bei diesem Act charakteristische Besonderheiten zeigt, welche die Aufmerksamkeit des blos im Sinnlichen lebenden Menschen in hohem Grade auf sich ziehen mußten. Mehr oder weniger zahlreiche Ueberbleibsel dieser Manier des Wortbildens existiren selbst in unseren Cultursprachen; es sei z. B. nur an die Worte erinnert, mit welchen Jäger u. s. w. den Begattungsact der verschiedenen Thiere bezeichnen.

Wenn die Wilden noch heutigen Tages schärfere Sinne besitzen als die cultivirten Völker, so müssen auch die Sinne der Menschen in einer früheren Periode leistungsfähiger gewesen sein. Eben diese größere Leistungsfähigkeit bedingt aber mit Nothwendigkeit eine stärkere und vielseitigere Aufmerksamkeit auf die Dinge und die einfachen, ohne Weiteres wahrnehmbaren Begebenheiten in der unmittelbaren Sinneswelt, auf welche zudem die Anschauungen und Vorstellungen des Menschen sich anfänglich ausschließlich beschränkten. Geben doch auch unsere Kleinen auf vieles in ihrer Umgebung Acht, was wir absichtlich ignoriren oder überhaupt gar nicht bemerken. Die Vermuthung, daß die frühesten Sprachen, wenigstens auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwickelung, reicher an Worten für natürliche Dinge und Erscheinungen gewesen seien, ist somit wohl berechtigt.

Die Sprachen der rohesten Völker sind noch heute über dieses Stadium kaum hinausgekommen. Diese Verständnißmittel, deren Inbegriff wir als concret-sinnliche Sprache bezeichnen können, waren also nur Vorläufer dessen, was wir unter Sprache im vollen Sinn des Wortes verstehen. Eine solche ist nicht nur eine Begriffssprache, insofern sie für das, was einer Anzahl oder einer Vielheit von sinnlichen Erscheinungen gemeinsam ist, bestimmte Worte besitzt, sondern auch eine Vernunftsprache, die sowohl für das blos sinnliche, als auch für das abstracte Vorstellen und Denken Ausdrücke geschaffen hat.

Auch in dieser höheren und höchsten Entwickelungsstufe tritt uns die Analogie mit der Sprache des Kindes in überraschender Weise entgegen. Die Vielheit der Bezeichnungen für eine und dieselbe Handlung verschwindet nach und nach; es wird aber kein neues Wort für den sinnlichen Begriff gebildet, sondern blos aus der Zahl der vorhandenen Worte, die diesem Begriff subsumirt sind, eines bevorzugt und zum dominirenden erhoben. Diese Einseitigkeit des Gebrauches mußte von selbst auf die Entstehung des entsprechenden Begriffes führen. Und wie beim Kinde, nach unseren früheren Ausführungen, das abstract Begriffliche anfangs im blos sinnlich Begrifflichen wurzelt und nur von diesem aus mit den ihm zukommenden Merkmalen allmälig verstanden werden kann, so muß es sich auch mit den Worten der Sprache verhalten haben, welche Abstractes ausdrücken sollten. Den rohesten Völkern fehlen dieselben bekanntlich vollständig; sie haben keine Bezeichnungen für Zeit, Raum, Tugend, Freiheit u. s. w., Worte, deren Sinn auch von dem sprechenlernenden Kinde erst in einer späteren Zeit verstanden werden kann.

Die Sprachen in ihrem Ursprung und wenigstens im Anfang ihrer weiteren Entwickelung, sind sicherlich immer von den Einzelheiten und von der Vielheit zum Allgemeinen, zum Begrifflichen, vorgeschritten. Ein anderer Weg ist für die mit den Anfängen des Vorstellens, Denkens und Sprechens ringende Menschheit schlechterdings undenkbar.

Nun ist aber die Sprachwissenschaft im Stande gewesen, den reichen Wortschatz der jetzigen Sprachen mit großer Wahrscheinlichkeit von verhältnißmäßig nur wenigen (mehrere Hundert) Wurzeln (vorzugsweis oder ausschließlich Verbalwurzeln) abzuleiten. Demnach wäre das Allgemeine, das Begriffliche in unserer Sprache das Primäre, von dem die Worte für das Einzelne auf dem Wege der Ableitung und Unterordnung entstanden sind.

Dieses Resultat der vergleichenden Sprachwissenschaft — die so objectiv wie irgend eine Naturwissenschaft zu Werke geht — steht aber keineswegs im Widerspruch mit dem oben über die Sprachentstehung Gesagten. Nachdem die Ursprache einen gewissen Wortschatz für die concrete Erscheinungswelt gewonnen und eben diesen Wortschatz auch für das sinnlich Begriffliche zu benützen verstanden hatte, mußte in einer weiteren Entwickelungsphase das Allgemeine, das Begriffliche, nothwendig zur vollen Herrschaft gelangen. Nunmehr konnte die sich weiterbildende Sprache einen, dem früheren geradezu entgegengesetzten Weg einschlagen, ohne aber einen völlig neuen Anfang nehmen und das Alte durchaus aufgeben zu müssen. Wenn auch die Sprachwissenschaft vorerst noch die Entstehung der Sprachwurzeln unerörtert läßt und dieselben ausdrücklich „in ihren ältesten Lautformen als gegeben annimmt", so braucht doch die Hoffnung nicht aufgegeben zu werden,

daß die Beziehungen der jetzigen Sprachen zu ihren Vorläufern, d. h. der Wurzeln zu ihren Urwurzeln, dem künftigen Verständniß einigermaßen erschlossen werden dürften.

Daß auch in sprachmechanischer, grammatikalischer u. s. w. Hinsicht die Entwickelung der Sprache und die Fortschritte des sprechenlernenden Kindes große Analogien bieten, kann hier nicht näher ausgeführt werden. Anfangs wurden, wie beim Kinde, die Worte sicherlich blos an einander gereiht, „die rohe Sprache", sagt Herder, „ohne alle Kunst des Gebrauches, ist ein simples Wörterbuch".

Die Sprache bringt dem Kinde zahllose Lautsymbole für Dinge, Zuständlichkeiten, Handlungen, sinnliche und abstracte Begriffe entgegen, die dasselbe, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Sinnlichen zum Abstracten fortschreitend, allmälig verstehen und bewältigen lernt. Sie allein ermöglicht die geistige Ausbildung des Kindes. Ein Vocabularium der Kindersprache wäre ein verdienstliches Unternehmen. Ein solches hätte nicht blos die häufigsten Abänderungen zu berücksichtigen, welche die Kinder an den einzelnen Worten anbringen, sondern auch (wenn erforderlich) den dem Wort vom Kinde beigelegten Sinn, sowie die den einzelnen Altersstufen des Kindes geläufigen und verständlichen Worte, was uns eine neue, erwünschte Einsicht in dessen fortschreitende geistige Entwickelung geben würde.

In keinem anderen Verhältniß steht die Sprache aber auch zum erwachsenen Menschen. Unsere Gedanken sind ja keineswegs, wie man öfters angenommen hat, zuvörderst „rein als solche", gewissermaßen als außerphysische Wesenheiten vorhanden, als deren blos physischer, also einseitiger, Ausdruck die Sprache zu betrachten wäre. Die einfachsten Vorstellungen, wie die complexesten Gedanken existiren für uns nur, und ausschließlich nur in der Form *sinnlicher Symbole*. Das Symbol kann in irgend welcher Vorstellung dieser oder jener Attribute der Sinnlichkeit bestehen; seine beste, bequemste und flüssigste Form ist aber das vorgestellte Wort der Begriffssprache.

Wie die geistige Entwickelung des Kindes durch die Sprache ganz außerordentlich beschleunigt wird, so wird auch der Ablauf der Vorstellungen des Erwachsenen am meisten beschleunigt, wenn er in den Symbolen der Sprache erfolgt. Vorstellungen und Denkoperationen von auch nur mäßiger Complexion, wären überhaupt ohne die Hülfsmittel der Sprache gar nicht möglich, ebenso wie schon nur wenig verwickelte Größenbeziehungen ohne die mathematische Zeichensprache gar nicht zum Ausdruck gebracht werden können! Die Begriffssprache hat somit eine viel tiefere und essentiellere Bedeutung, als daß sie einseitig als ein bloßes Instrument des Geistes betrachtet werden dürfte.

Das Christenthum und die sociale Frage.

Von

Daniel Schenkel.

1.

Daß man innere Schäden nicht lediglich durch äußere Mittel heilen kann, das ist wohl ein allgemein gültiger Satz. Wenn ein Strom, von Regengüssen geschwellt, immer auf's Neue wieder über fruchtbare Landstriche zerstörende Gewässer

ergießt, dann reicht es nicht hin, an seinen Ufern Schutzdämme aufzuwerfen; das ganze Stromgebiet muß geregelt, die stets drohende Gefahr muß in ihren Ursachen beseitigt werden. Das Gleichniß findet eine ungezwungene Anwendung auf die ernste und schwierige Zeitfrage, die wir als die „sociale“ oder „socialistische“ bezeichnen. Dieselbe ist, von mannigfaltigen Umständen begünstigt, in den letzten Jahren besonders in unserm Vaterlande zu einem Strom angewachsen, der, vom Sturmwind der Leidenschaften gepeitscht, in die hergebrachte Gesellschaftsordnung einzubrechen und die Errungenschaften und Segnungen einer langjährigen Cultur zu zerstören droht. Der auf Umsturz des modernen Staats- und Culturlebens gerichtete „Socialismus“ oder „Socialdemokratismus“, diese unheimliche Mischung von gesellschaftlichen und politischen Umsturzideen, ist gerade dadurch eine eminente Gefahr, daß er nicht unmittelbar zur gewaltthätigen Erhebung gegen die bestehende Ordnung auffordert, sondern Propaganda für eine ganz neue Weltanschauung, einen neuen Glauben macht, welcher den Zusammensturz der überlieferten Zustände in den Köpfen und Herzen der Zeitgenossen vorbereiten soll. Will man daher der Verderben drohenden Strömung gründlich wehren, so muß man die Quelle verstopfen, aus welcher sie ihre Nahrung zieht, so muß jener neue Glaube, mit welchem die Führer der, der gegenwärtigen Staatsordnung feindlichen socialistischen Agitation die Geister zu verwirren und die Herzen zu bethören bemüht sind, in seiner Unwahrheit und Nichtigkeit aufgezeigt werden.

Hier ist der Punkt, an dem nun auch unser Thema seine Rechtfertigung erhält. Weil der staatsfeindliche Socialismus einen „neuen Glauben“ voraussetzt und verkündet, eben deshalb ist er als der geschworene Feind des alten Glaubens, des Christenthums hervorgetreten; eben deshalb ist die sociale Frage zugleich eine religiöse und religiös-sittliche Frage; nur auf den Trümmern des Christenthums könnte der unser Staats- und Culturleben bedrohende Socialismus seine Fahne siegreich entfalten. Dieser Socialismus oder Socialdemokratismus, den ich ausschließlich hier im Auge habe, und mit dem unsere heutige Gesellschaft im schweren Kampfe liegt, und das Christenthum sind unversöhnliche Gegensätze; wenn man von einem „christlichen Socialismus“ spricht, so erscheint schon dieser Begriff dem staatsfeindlichen Socialismus als ein Unding, und wenn man, mit Dr. A. Schäffle, die „höchstpotenzirte Irreligiosität der dermaligen socialistischen Parteien für nicht verständlich“ erklärt, so hat man in der That den Kernpunkt der gegenwärtigen socialen Frage noch nicht verstanden.

Vergleichen wir die Grundlehren des christlichen Glaubens mit denjenigen des zukunftsstaatlichen Socialismus, dann werden wir sofort begreifen, warum dieser bis jetzt alle Kräfte zur Untergrabung der christlichen Weltanschauung in's Werk gesetzt hat. Denn Abhandlungen, wie diejenige im zweiten Junihefte v. J. der socialdemokratischen „Zukunft“ über „die Kirche im Zukunftsstaate“, in welchen die atheistische Agitation verworfen wird, sind ganz vereinzelte Erscheinungen geblieben, und die Redaktion der „Zukunft“ hat auch die solidarische Verantwortlichkeit für jene Abhandlung abgelehnt. Es sind besonders drei Lehren, welche das Christenthum zu einer weltgeschichtlichen Macht erhoben und ihm seinen leitenden und beherrschenden Einfluß auf die Gesellschaftsordnung seit Jahrhunderten gesichert haben.

Vor Allem die Lehre von der göttlichen zielbewußten Weltregierung, aus welcher jener Vorsehungsglaube entsprungen ist, dessen Wegfall selbst D. F. Strauß zu den empfindlichsten Einbußen, die mit der Lossagung vom Christenthum verbunden sind, rechnen zu müssen meinte. Indem der christliche Gottesglaube sämmtliche Welterscheinungen einem absoluten Willen unterordnet, schließt er die Willkür eben so wie den Zufall, die starre mechanische Nothwendigkeit eben so wie den phantastischen Schein von dem Weltbilde aus; Alles, was geschieht, auch das Uebel und das Böse, ist den Zwecken einer ewigen Gerechtigkeit, Weisheit und Güte eingefügt; jedes Unrecht findet seinen Rächer, jedes Gute seine Bewährung, jedes Leiden seine Tröstung. Selbst diejenigen, welche den Glauben an die Realität der religiösen Vorstellungen und Anschauungen, und darum auch des Gottesglaubens, aufgegeben haben, können, wenigstens so weit noch ein warmes Herz für das Volk in ihrer Brust schlägt, die Unentbehrlichkeit desselben sich nicht verbergen, und der edle, uns leider zu frühe durch den Tod entrissene A. Lange, wenn er auch den Materialismus auf dem Gebiete exakter Naturforschung vertheidigt, verweist uns dennoch mit unsern idealen Trieben und Bedürfnissen in die höhere Welt des christlichen Gottesglaubens, in die Region einer heiligen, einheitlich zusammenstimmenden, übermateriellen Lebensordnung, die er freilich nicht als eine gegenständliche Realität, sondern als ein süßes Traumgebilde der Phantasie betrachtet.

In die träumerische Phantasiewelt läßt sich nun freilich das Christenthum nicht verweisen. Seine welterobernde Macht beruht vielmehr auf einem unverwüstlichen Glauben an die Realität der göttlichen Weltordnung. Ja, in gewissem Sinne ist das Wirken und Walten der Gottheit innerhalb des Weltlebens auf dem Standpunkte des Christenthums das einzig wahrhaft Reale, welches zugleich, als die Offenbarung einer idealen Weltordnung, über die sinnlichen Welterscheinungen und die mit ihnen verbundenen Uebel und Leiden das Gemüth erhebt und ihm eine unbedingte Widerstandskraft gegen die Widerwärtigkeiten, die unser Leben auf jedem Schritte und Tritte begleiten, einflößt. D. F. Strauß sagt viel zu wenig, wenn er die wohlthuende Wirkung des Vorsehungsglaubens damit erschöpft zu haben meint, daß derselbe dem ängstlichen Gefühle, in der Welt dem rohen Zufalle preisgegeben zu sein, seine bergenden Arme öffne. Der Vorsehungsglaube ist nicht nur ein Schutzmittel gegen die Angst, er umfasst ein unendlich weiteres Gebiet. Er ist ein Mittel der Erhebung über das zahllose Heer von Uebeln und sittlichen Schäden, denen wir überall unausweichlich von der Wiege bis zum Grabe auf unserm Lebenswege begegnen; er ist die einzige Hülfe, um uns mit den Widersprüchen, die als herzzerreißende Dissonanzen das Völkerleben und die Schicksale der Individuen verwirren, zu versöhnen, und uns vor pessimistischen Stimmungen und auf den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen zu bewahren. Man kann schon darum den socialen Werth des christlichen Gottes- und Vorsehungsglaubens gar nicht hoch genug anschlagen. Wenn das Uebel in der Welt an der Materie als einer finstern Nothwendigkeit haftet, oder wenn es als ein tückisches Willkür- und Zufallsspiel die Unglücksloose ausspielt, in beiden Fällen erscheint es dem denkenden Geiste und noch mehr dem empfindenden Gemüthe als eine unerträgliche

Last, gegen die sich der Wille aufbäumen muß, und die er zuletzt, wie die neuesten Erfahrungen lehren, sammt der ganzen herkömmlichen Gesellschaftsordnung, die mit dem Weltübel unzertrennlich verknüpft ist, abzuwerfen sucht.

Der christliche Gottes- und Vorsehungsglaube flößt Ergebung in die Leiden der Welt ein, und ihm verdanken wir die goldene Lebensregel, daß es besser ist, Unrecht zu ertragen als Unrecht zu thun. Wer an die göttliche Macht des Guten in der Welt glaubt, den können auch vorübergehende Erfolge des Bösen in diesem Glauben nicht erschüttern; der weiß, daß die Lügen kurze Beine haben, und daß die Wahrheit niemals stirbt. Doch darf man die Ergebung in den absoluten Willen, der stets das Beste will, nicht mit schlaffer Willenlosigkeit verwechseln. Es ist ein Zeichen von Kraft und nicht ein Symptom der Schwäche, das zu ertragen, was man einstweilen nicht ändern kann, mit dem Lebensloos sich zu begnügen, worin man die Fügung göttlicher Weisheit und Güte erblickt; nicht der Trotz des Prometheus, die stille Fassung des Dulders ist sittliche Stärke. Nicht die Keule des Herkules, der Marterpfahl des Kreuzes bezeichnet den sittlichen und socialen Wendepunkt in der Weltgeschichte.

So lange es Menschen giebt, so lange hat es Arme und Reiche, Vornehme und Geringe, Gesunde und Kranke, im Ueberfluß lebende und Nothleidende, geistig Hervorragende und dürftig Begabte in der Welt gegeben, und in hochproductiven bedürfnißreichen Culturepochen, wenn ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte wie gegenwärtig mit einer Reihe bahnbrechender Entdeckungen und Erfindungen sich eröffnet, steigern sich jene Gegensätze und tritt Licht und Schatten greller als in gewöhnlichen Zeiten hervor. Geht da der Glaube an die göttliche Weltleitung verloren; werden die socialen Klassenunterschiede nur als Producte eines wüsten und blinden Ungefährs, sinnloser Ueberlieferungen, eines schamlosen Egoismus betrachtet; ist keine Ergebung mehr vorhanden in einen das Ganze liebevoll umfassenden Gesammtwillen, nur begehrlicher Trotz und gewaltthätiges Ungestüm, dann muß der Gesellschaftskörper in seinen Fundamenten wanken, dann entweicht mit dem Glauben an die göttliche Vorsicht auch der Glaube an die gesellschaftsbildende und staatserhaltende menschliche Einsicht, und das seinen entfesselten egoistischen Trieben verfallene Individuum will nun in wildem Ansturm gegen den ewig vernünftigen Gang der Weltgeschichte plötzlich die Gesellschaft nach seinen Wünschen und Begehrlichkeiten *machen*, anstatt was ihr noch fehlt und wessen sie bedarf aus den ewigen weltleitenden Vernunftgesetzen ruhig *reifen* und *werden* zu lassen.

Ohne alle Frage ist demnach der christliche Gottes- und Vorsehungsglaube der Eck- und Wehrstein gegen die Verwilderung, die auf Untergrabung und Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung sinnt. Wir begreifen daher vollkommen, daß in der Hauptstadt des deutschen Reiches die Führer der socialistischen Umsturzpartei den christlichen Gottesglauben aus dem Herzen des Volkes zu reißen und Massenaustritte aus dem kirchlichen Verbande herbeizuführen bemüht waren. Die öffentlichen Programme der Partei haben sich zwar gehütet, sich ungescheut zur Theorie des Atheismus zu bekennen, das Gothaer Programm von 1875 degradirt die Religion nur zur „Privatsache". Aber die kleine Presse, die ihr agitatorisches Netz bereits über ganz Deutschland ausgespannt hatte und

durch unreife, und um so leidenschaftlichere Redner in tumultuarischen Vereinsversammlungen secundirt wurde, wählte insbesondere den Glauben an die christliche Weltordnung zur Zielscheibe ihrer rohen Angriffe, stellte denselben als ein Verdummungsmittel der Massen dar, und gab deutlich zu verstehen, daß erst, wenn dieses Hinderniß hinweggeräumt sei, der allbeglückende socialistische Zukunftsstaat sich erheben könne.

An dem Wehrstein des christlichen Gottes- und Vorsehungsglaubens müssen die Umsturzpläne des geschichtslosen Socialismus zuerst zerschellen. Würde es der Partei gelingen, den Thron des Atheismus in dem Herzen unseres Volkes zu errichten, die Ehrfurcht vor dem ewigen weltleitenden Gotteswillen in der deutschen Nation zu zerstören, die Gefühle der Ergebung auch in bittere Geschicke, in Gefühle des Trotzes und Hasses gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung zu verwandeln, dann, aber auch nur dann, würde sich unser Schicksal in dem Untergange aller Cultur, in dem Versinken in die Abgründe einer Barbarei erfüllen, von welcher die Orgien der Pariser Commüne am Anfange dieses Jahrzehntes uns einen noch nicht vergessenen Vorgeschmack gegeben haben.

Aber noch hat der christliche Gottesglaube in unserem Volke so tiefe und feste Wurzeln geschlagen, daß an einer Wiederbelebung desselben, auch da wo er unter dem lähmenden Einflusse der materialistischen Zeitströmung erstorben scheint, nicht verzweifelt werden darf. Auch unter jenen Bevölkerungsschichten Berlins, denen es seit vielen Jahren an der nöthigen religiösen Pflege und sittlichen Leitung mangelte, die mit der Versuchung zu leichtem Lebensgenusse wie mit Sorge und Noth im täglichen Kampfe liegend den verführerischen Vorspiegelungen der socialistischen Propaganda fast widerstandslos ausgesetzt waren, — wie gering war doch verhältnißmäßig die Zahl der Männer und Frauen, welche den christlichen Glauben öffentlich verläugneten und der Zukunftsreligion des Herrn Most ihre Huldigung darbrachten. Das Menschenherz ist nun einmal auf Gott angelegt, die Seele ist, wie einer der ältesten und geistvollsten Kirchenschriftsteller sagt, eine „geborene Christin". Wer das Gottesbild im Menschen zerstört, der zerstört das Bild des Menschen selbst. Und das führt mich von der christlichen Gotteslehre zu der zweiten social hochbedeutsamen Lehre des Christenthums vom Menschen. Bei flachen Köpfen ist vielfach das Vorurtheil verbreitet, daß das Christenthum den Menschen, weil es ihn als sündig und mit Schuld behaftet betrachtet, herabwürdige und ihm nicht die gebührende Ehre anthue. Allerdings weiß die christliche Lehre vom Menschen nichts von jener schwächlichen und sentimentalen Schönfärberei, welche die Güte der Menschennatur in schwindelhaften Redensarten preist und mit Bettina von Arnim in den Höhlen der Verbrecher die verkannten Genie's der menschlichen Gesellschaft aufsucht. Und doch haben die exorbitantesten Bewunderer der menschlichen Tugend niemals versäumt, ihren Geldschrank sorgfältig zu verschließen und ihre Hausthüre bei Nacht regelmäßig und rechtzeitig zuzuschließen. Die Kirchenlehre, die wir mit dem Christenthum selbst niemals verwechseln dürfen, hat allerdings darin geirrt, daß sie die Anlage zum Guten verkannt, den göttlichen Keim, der in jeder Menschenseele schlummert und nur auf den Sonnenblick der Wahrheit und Liebe wartet, um sich unter günstigen Umständen zur Fruchtkrone zu entfalten, nicht genug gewürdigt hat. Das

Christenthum setzt den Gotteskeim in dem mit dem Gottesbilde ausgerüsteten Menschen als selbstverständlich voraus, aber aus dem Schooße tiefer Erfahrung hat es in unserer sinnlichen Natur die Brutstätte der verwerflichsten Triebe und Begierden, einen Krater voll der glühendsten Leidenschaften erkannt, und der Stifter unser Religion, der größte Menschenkenner, der je gelebt, hat im entfesselten Kampfe mit den menschlichen Leidenschaften es an einem seiner vertrautesten Schüler erfahren, zur Erinnerung für alle folgenden Generationen, daß der Aufschwung zum Himmel und der Sturz in die Hölle in einer Menschenseele oft nur durch eine haarscharfe Linie getrennt sind.

Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld, —

so läßt aus der Tiefe des christlichen Bewußtseins unser volksthümlichster Dichter den Schlußchor in der „Braut von Messina" sprechen, und die größten modernen Denker unserer Nation, Kant, Schelling, Hegel und Schopenhauer haben ihre tiefsinnigsten Forschungen dem Räthsel des Bösen und der Schuld im Menschenleben zugewendet. Nach Schopenhauer hebt die Philosophie, wie die Ouvertüre zum Don Juan, mit einem Mollakkord an. Das Böse, das Uebel und der Tod sind die Ursache des philosophischen Erstaunens, nicht blos daß die Welt vorhanden, sondern daß sie eine so trübselige ist. Man darf nur im zweiten Bande seines Werkes über die „Welt als Wille und Vorstellung" das Kapitel von der Nichtigkeit und dem Leiden des Lebens nachlesen, und man wird bei der Schilderung, die er vom menschlichen Elend entwirft, sich gewiß tief ergriffen fühlen. „Aus der Nacht der Bewußtlosigkeit zum Leben erwacht", schreibt er, „findet der Wille sich als Individuum in einer end- und grenzenlosen Welt, unter zahllosen Individuen, alle strebend, leidend, irrend; und wie durch einen bangen Traum eilt er zurück zur alten Bewußtlosigkeit. — Bis dahin jedoch sind seine Wünsche grenzenlos, seine Ansprüche unerschöpflich, und jeder befriedigte Wunsch gebiert einen neuen. Keine auf der Welt mögliche Befriedigung könnte hinreichen, sein Verlangen zu stillen, seinem Begehren ein endliches Ziel zu setzen und den bodenlosen Abgrund seines Herzens auszufüllen. Daneben nun betrachte man, was dem Menschen, an Befriedigungen jeder Art, in der Regel wird: es ist meistens nicht mehr, als die, mit unablässiger Mühe und steter Sorge, im Kampfe mit der Noth, täglich errungene kärgliche Erhaltung dieses Daseins selbst, den Tod im Prospekt. Alles im Leben giebt kund, daß das irdische Glück bestimmt ist, vereitelt oder als eine Illusion erkannt zu werden . . . Das Leben stellt sich dar als ein fortgesetzter Betrug, im Kleinen wie im Großen . . . Hat es gegeben, so war es um zu nehmen . . . Das Glück liegt stets in der Zukunft, oder auch in der Vergangenheit, und die Gegenwart ist einer kleinen dunklen Wolke zu vergleichen, welche der Wind über die besonnte Fläche treibt, vor ihr und hinter ihr ist Alles hell, nur sie selbst wirft stets einen Schatten."

So Schopenhauer. Das Gemälde ist wahr, aber einseitig; der Maler sieht nur die Schatten, aber nicht das Licht, er hat nur Augen für den finstern Abgrund des Uebels und der Verschuldung, aber keine für das Morgenroth der Erlösung. Denn der Wille zum Leben erscheint ihm überhaupt als der große

Irrthum des Lebens, das Sterben als der eigentliche Lebenszweck, ja als der Zweck unseres Daseins die Erkenntniß, „daß wir besser nicht da wären“.

Das Christenthum nennt die Lehre, mit welcher es sich an die Menschen wendet, Evangelium, „frohe Botschaft“, und der Gott, der sich durch Christus geoffenbart hat, will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er lebe. Nicht untergehen soll der Mensch unter der Last seiner Schuld und seiner Leiden, sondern sie soll von ihm genommen werden, er soll sich erheben zur Freiheit von dem Banne der Sinnlichkeit und zum Siege über die Widerwärtigkeiten, die uns das Elend unseres Daseins so unerträglich erscheinen lassen, daß wir mit Schopenhauer und seiner Schule das Dasein selbst verwünschen. Das Christenthum ist nicht, wie es insbesondere von seiten des atheistischen Socialismus verdächtigt wird, eine Religion der Knechtschaft, es ist die Religion der Freiheit, denn der Geist, der von seinem Stifter ausgegangen ist und noch immer ausgeht, will uns erlösen von den Banden des gemeinen egoistischen Triebes, in welche jeder Mensch von Natur geschmiedet ist, bis die Stunde seiner Wiedergeburt schlägt, die ihn aus einem Dienstmann seines Ichs zu einem freien Bürger im Reiche der Liebe und der allgemeinen Zwecke der Menschheit erhebt.

Von der „Knechtschaft in jeder Form“, vom „socialen Elend“, von der „geistigen Herabwürdigung“, von dem „Monopol der Capitalistenclasse“, dieser „Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen“, von dem „ehernen Lohngesetze“, von der „Ausbeutung in jeder Gestalt“, von „allen socialen und politischen Ungleichheiten“, wollen uns nun auch, nach ihren verschiedenen Programmen, diejenigen befreien, welche sich die „socialistische Arbeiterpartei“ Deutschlands nennen. Die sociale Frage spreizt sich als die große Freiheitsfrage des angeblich unter klirrenden Ketten schmachtenden und seufzenden modernen Gesellschaftsorganismus auf. Aber wie die christliche Gotteslehre, so muß der zukunftsstaatliche Socialismus auch die christliche Freiheitslehre auf's äußerste bekämpfen. In die eigene Brust soll der Mensch greifen, um in sich selbst die Wurzel des Bösen aufzusuchen und auszureißen: — so lehrt das Christenthum. Von seiner egoistischen, sich als den Mittelpunkt der Welt setzenden Selbstheit soll der Mensch erlöst werden, und nur wer sich selbst, seine gemeinen Triebe und Begehrlichkeiten beherrschen gelernt hat, der hat sich emporgerungen auf die Zinne der christlichen Freiheit. Als Urbild und Vorbild dieser höchsten Geistesfreiheit hat Christus ein neues Blatt in der Weltgeschichte aufgeschlagen, auf welchem nicht mehr die harten Zwangsgebote geschrieben stehen, sondern das Wort: „Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet; so wie ich euch geliebt habe, sollt ihr einander lieben.“ Denn die Selbstsucht ist die Wurzel aller Knechtschaft und die Liebe die Quelle aller wahren Freiheit. Nicht in der eigenen Brust, nicht in dem finstern Grund des selbstsüchtigen Wesens, unter dessen Bann von Natur jeder Mensch sich abquält, sucht der religionsfeindliche Socialismus die Ursachen der Uebel und Schäden, welche unsern Gesellschaftskörper mit Zersetzung bedrohen. Im Gegentheil — die Propheten des socialistischen Zukunftsstaates finden an sich selbst und an der Partei, die sich um das Aushängeschild ihrer Verheißungen geschaart, gar nichts zu tadeln. Sie sind lediglich die unschuldig Unterdrückten, das Opfer einer despotischen Classenherrschaft, die „weißen Sclaven“, die unter der Peitsche

der Capitalisten sich krümmen müssen, denen gegenüber „alle anderen Classen nur eine reactionäre Masse sind“ (Gothaer Programm). Und freilich, wo der Tiefsinn der christlichen Lehre von der Sünde und Verschuldung des Menschen mit Stumpf und Stiel ausgewurzelt ist, wo man sich gewöhnt hat, stets über fremdes Unrecht zu schreien, sich aber zu jeder Gewaltthat gegen die „reactionäre Masse“ für befugt zu halten, wo im Uebermuthe heilloser Selbstverblendung man als angeblich unterdrückte Classe gegen alle andern Classen Alles für erlaubt hält — freilich, da ist es möglich, sich und die Parteianhänger in die Illusion einzuwiegen, daß die Quelle des Unheils lediglich in der Gesellschaftsordnung, und nicht auch in der eigenen fehlerhaften Gesinnung und Parteirichtung zu suchen sei. Diejenigen, welche den Zukunftsstaat zurechtrichten wollen, würden gut thun, erst das eigene Haus und das eigene Leben wohl einzurichten. Wenn jeder für sich selbst anfängt besser zu werden und seine Fehler abzulegen, dann wird auch das Ganze besser werden, dann werden auch die Mängel der Gesellschaft abnehmen. An jeden Einzelnen wendet sich darum das Christenthum mit der Zumuthung zur Umkehr, zur Selbstbefreiung; und wenn unsere socialen Zustände viel zu wünschen übrig lassen, und die Abhülfe mancher Mängel, Mißbräuche und Unzuträglichkeiten erfordern, die jedoch keineswegs die sogenannte Arbeiterclasse ausschließlich belästigen, so haben wir die Ursache vorzugsweise in dem Umstande zu suchen, daß bisher nicht jeder Einzelne durchweg seine Pflicht gethan, nicht ein jeder durchweg es gewissenhaft genug mit der Anforderung an seine Arbeitsleistungen genommen hat.

Indem die Führer der sogenannten Arbeiterclasse nur noch von „Rechten“, nicht mehr von „Pflichten“ reden, indem sie alle Lasten von dem Individuum abwälzen, alles productive Privateigenthum in Collectiveigenthum verwandeln, den Einzelnen durch die Gesammtheit von jeder moralischen Verantwortlichkeit entbinden wollen, müssen sie nothwendig in ihren Anhängern das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit, den Ernst der Gewissenhaftigkeit, die sittliche Thatkraft lahm legen und alle die Tugenden — Selbstverläugnung, Geduld, Aufopferung, Sparsamkeit, Genügsamkeit — zerstören, welche die christliche Lehre vom Menschen seit Jahrhunderten in die Gesellschaft gepflanzt hat und ohne welche die Gesammtheit ein eigennütziger und genußsüchtiger Menschenhaufe werden müßte, in welchem jeder Einzelne möglichst wenig zu arbeiten und möglichst viel auf Kosten des Ganzen zu genießen bestrebt sein würde. Hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo nun drittens die Lehre des Christenthums vom Zwecke unseres Lebens in ihrer hervorragenden socialen Bedeutung einleuchten wird. „Wie ordnen wir unser Leben“, ist die letzte Frage, welche D. F. Strauß in seinem „Alten und neuen Glauben“ aufwirft. Wofür leben wir? Das ist ein Problem, zu welchem jeder empfindende und denkende Mensch die Lösung suchen muß. Ist das äußere Glück, ist der raffinirte Genuß, ist die Befriedigung unserer sinnlichen Triebe und Leidenschaften das Ziel unseres Lebens, — dann hat der religionslose Socialismus Recht — denn in der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ist nicht jedem Individuum dasselbe Maß von Glück, Genuß und Sinnenbefriedigung gesichert, — dann muß die Phantasie sich einen Zukunftsstaat aussinnen, in welchem jeder gleich viel verzehrt, gleich viel Ansprüche hat und eben darum in der Summe der Collectiv-

güter aufgeht. Man hat aber längst mit Recht bemerkt, daß, ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, alle Individuen auch nur in Deutschland in dem Zellengefängnisse eines solchen Collectivbienenstockes unterzubringen, der gegenwärtige gesellschaftliche Zustand im Vergleiche mit dem herbeigewünschten ein paradiesischer genannt werden müßte. Treffend hat der Reichstagsabgeordnete Dr. Löwe auf den „Nothschrei des Proletariats", der im Reichstage aus dem Munde des Socialdemocraten Hasselmann sich hören ließ, mit dem Maße von individueller Freiheit exemplificirt, das in einem Zukunftsstaate noch übrig bliebe, in welchem „sogar eine Statistik darüber nöthig werden würde, wie viel jeder ißt und trinkt."

Auch bei der Untersuchung der Frage nach dem Lebenszwecke, erweist sich das Christenthum mit seinem Vorsehungsglauben, mit seiner Erkenntniß der menschlichen Schuld und seiner Forderung der sittlichen Umkehr aus dem innersten Wesen und Wollen als die einzige schutz- und trutzbietende Grundveste der Gesellschaft. Es ist eines der tiefsten Worte, die Jesus gesprochen hat, daß man sein Leben verlieren muß, um es zu gewinnen. Die Schwärmer des socialistischen Zukunftsstaates denken nur an's Gewinnen, nicht an's Verlieren, nur an sich, nicht an Andere, nur an ihre Partei, nicht an das Ganze, und wenn sie sämmtliche Individuen in ein productives Collectivganzes zusammenrütteln wollen, so stellen sie sich diese Masse doch nur als Gegenstand der Ausbeutung für die sogenannte „Arbeiterclasse" vor, welche die Zügel der Weltherrschaft bereits in ihrer Hand zu halten glaubt. Wenn es möglich wäre, in der geträumten Zukunftsgesellschaft alle die Genüsse und Güter hervorzuzaubern, welche sich bethörte Halbwisser von ihren schlauen Verführern vorgaukeln lassen, so ist jedenfalls Eins in diesem Falle gewiß, daß sie das Glück nicht im Gefolge haben würden. Ein feinerer Beobachter von Menschen und Dingen weiß aus Erfahrung, daß wo viel äußeres Glück, auch mit ihm die Sorge, die Unruhe, der Neid, der Streit einkehrt. Das Glück ruht nicht in den Geldkisten und in den großen Gütercomplexen; auch die Mächtigen sind durch die Fülle der Macht noch nicht in den Schooß des Glücks gebettet; es funkelt nicht aus Diamanten und glänzt nicht aus Ordenssternen. In einem zufriedenen Herzen, das seine Leidenschaften beherrschen und sich auch in ein bescheidenes Loos fügen gelernt, in einem guten Gewissen, das vor Gott und Menschen unsträflich ist, da wohnt das wahre Glück. Dasselbe ist ein inneres Gut. Nicht das trotzige Pochen auf vermeintliche Ansprüche und Rechte führt zum Glück, die stille redliche Pflichterfüllung ist eine unerschöpfliche Quelle beglückender Zufriedenheit. Wenn es unsern Zeitgenossen an diesem köstlichen Gute, dieser Krone des Lebens, vielfach fehlt, so kann ich die Ursache davon nur in den seit Jahren fortgesetzten künstlichen Aufreizungen der egoistischen Begehrlichkeit finden; denn der zur Gier aufgestachelte Egoismus ist freilich ein gefräßiges Raubthier, das nimmer satt wird.

Der Arbeiter ist seines Lohnes werth: das ist ein Wort, worauf auch das Siegel des Christenthums gedrückt ist, obwohl der schönste Lohn nicht in dem äußeren Ertrage, sondern in dem Segen, den ein arbeitsreiches Leben in sich selbst trägt, liegt. Und wir dürfen uns wohl Alle Arbeiter nennen. Es ist in der That eine sträfliche Anmaßung, wenn eine Gesellschaftsclasse, wie ehrenwerth sie immer sein mag, den Anspruch erhebt, die ausschließliche „Arbeiterclasse" zu sein

und alle anderen Classen als „reactionäre Masse" zu brandmarken sich herausnimmt. Nicht nur wer mit der Schaufel und dem Hammer handtirt, oder am Webstuhl sitzt und das Rad einer Maschine dreht — so achtungswürdig und unentbehrlich diese Beschäftigungen sind, — sondern jeder, der an seinem Theile die Elemente der Natur in Hülfsmittel und Werkzeuge des Geistes umwandeln hilft, jeder, der sich nicht schämt, im Dienste und zum Besten seiner Mitmenschen zu wirken, verdient auch ein Arbeiter zu heißen. Oder ist etwa der Bauer, der Gewerbtreibende, der Kaufmann, der Fabrikant, der Arzt, der Geistliche, der Lehrer an niederen und höheren Schulen, der Rechtsgelehrte, der Künstler, der Staatsmann — sind alle diese Mitglieder zahlreicher und überaus nützlicher Gesellschaftsclassen unwürdig, zur „Arbeiterclasse" gerechnet zu werden?

Ich bin weit entfernt, die wirkliche Noth vertuschen zu wollen, die namentlich in Zeiten einer schweren, lange anhaltenden wirthschaftlichen Krise, wie sie in Deutschland eingetreten ist, auf solche Arbeiter drückt, denen der ohnehin karg bemessene Lohnertrag noch herabgemindert werden muß, weil die Arbeitgeber selbst nur mit Verlust fortarbeiten lassen können.

Der höchste Lebenszweck, wie ihn das Christenthum lehrt, der Friede des Gemüths, die Erhebung über die Welt und ihr ruheloses Treiben, die Ergebung in den göttlichen Willen, die Hingabe in den Dienst der Liebe, kann allerdings unter dem Drucke äußerer materieller Noth, in physischer Verkümmerung und geistiger Verödung nicht wohl erreicht werden; wenigstens bedarf es unter solchen Verhältnissen dazu eines Maßes von sittlichem Kraftaufwand, das an's Uebermenschliche grenzt. Es ist daher ein ganz berechtigtes Streben, wenn diejenigen, welchen die unentbehrlichen Mittel zu einer menschenwürdigen äußern Existenz durch die Ungunst der Umstände versagt sind, sich dieselben zu verschaffen suchen und auch die Hülfe der Gemeinde und des Staates in Anspruch nehmen, um die augenblickliche Nothlage zu beseitigen und auf dem Wege der Gesetzgebung eingewurzelten Mißbräuchen und Unbilligkeiten entgegenzutreten. Aber auf diesem ruhigen, Geduld und Ausharren erfordernden Wege, wie die christliche Gesinnung ihn den Nothleidenden vorzeichnet, wollen die Gründer des „Zukunftsstaates" ihr Loos nicht verbessern. Sie wollen überhaupt nicht ausharren. Wer den christlichen Gottesglauben verwirft und keine eigene Verschuldung anerkennt, der will auch von der Geduld nichts wissen. Schon das „Gothaer Programm" sagt frech heraus: das gesammte Arbeitsproduct „gehört" der Gesellschaft, d. h. dem socialistischen Zukunftsstaate; es erklärt: „die Befreiung der Arbeit," d. h. die Verwandlung von allem privaten Productiveigenthum in Collectiveigenthum, muß das Werk der Arbeiterclasse sein, und es fordert „die Errichtung von socialistischen Productivgenossenschaften mit Staatshülfe unter der demokratischen Controle des arbeitenden Volkes." Wer so, mit dem Revolver in der Hand, vor die geschmähten Gesellschaftsclassen hintritt, der wird keinen Vernünftigen täuschen, auch wenn er die Phrase von „allen gesetzlichen Mitteln", durch welche „alle sociale und politische Ungleichheit" beseitigt werden soll, als Unschuldsetikette seinen Drohungen aufklebt. Der socialdemokratische Reichstagsabgeordnete Hasselmann hat den Schleier gelüftet, mit welchem die geplante socialistische Revolution von klügeren Führern sonst verdeckt zu werden pflegt.

„Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt“,

es ist das Recept des Erlkönigs in der Ballade. Statt der Argumente zuletzt die Fäuste; denn

„Zerschlagen kann die Masse,
Da ist sie respectabel;
Urtheilen, gelingt ihr miserabel“.

Man hat gegen das Christenthum wiederholt den Vorwurf erhoben, daß es den Armen einen Wechsel auf das Jenseits ausstelle, weil ihnen das Glück im Diesseits versagt sei. Dieser Vorwurf enthält einen der vielen Irrthümer, die über das Wesen des Christenthums verbreitet sind. Der innere Gemüthsfriede, den das Christenthum als das höchste Lebensziel betrachtet, ist das Gegenwärtigste, das diesseitig Realste, was es geben kann. Aber auch für die bessere äußere Lebensstellung der unterdrückten oder unbillig behandelten Gesellschaftsclassen hat schon der Stifter des Christenthums und haben seine Sendboten Sorge getragen. Den „Zöllnern und Sündern“ hat Jesus die Hand gereicht und, nicht achtend des herrschenden Vorurtheils, mit ihnen Tischgemeinschaft gehalten. Einen entlaufenen Sclaven, der Christ wurde, hat der Apostel Paulus seinem Herrn zurückgesendet, mit der Bitte, ihn nicht mehr als „Sclaven“, sondern als „geliebten Bruder“ aufzunehmen. Jene „Verbrüderung aller Menschen“, die die socialistischen Programme durch die Zerstörung des Privateigenthums und aller individuellen Freiheit illusorisch herbeiführen wollen (denn die socialistische Gesellschaft ist ein Menschenklumpen, kein Verband von Brüdern) — hat das Christenthum zum erstenmal im Prinzipe in die Weltgeschichte eingeführt. Im beruhigenden Glauben an den Einen Vatergott, in der demüthigen Anerkennung gleicher Verschuldung, im unermüdlichen Streben nach gleicher Erhebung des Geistes und Gemüthes über Sinnlichkeit und Selbstsucht, in diesen Grundlehren und Grundkräften des Christenthums ist das einigende Band gegeben, das alle Menschen als Brüder zu umschlingen bestimmt ist. Der moderne Socialismus dagegen, der den Lebenszweck im äußern Glücke und Genusse sucht, der keinen andern Werth der Arbeit als den äußern Lohn kennt, der die geistige und sittliche, ohne Zweifel die werthvollste, Arbeit so ganz und gar nicht zu würdigen weiß, daß er die Geistesarbeiter unter die nichtsnutzige reactionäre Masse wirft, der an die höchsten Lebensgüter den niedrigsten Maßstab legt und die niedrigsten am höchsten stellt, — dieser macht aus den Menschen nicht „Brüder“, er sammelt die verschiedenen Gesellschaftsclassen nicht im Frieden, er entflammt sie vielmehr widereinander zum Neid, zum Haß, zum verderblichen Klassenkampfe, er ist — der deutsche Reichstag hat das in vollem Einklange mit den Besten der Nation erkannt und bethätigt — er ist ein Feind der Gesellschaft.

2.

Die Thatsache der Unverträglichkeit des Christenthums mit dem socialistischen „Zukunftsstaate“, die Behauptung, daß die Gründer des letzteren nur auf den Trümmern der unter dem Einfluß des christlichen Geistes gewordenen Gesellschaftsordnung ihre Träume zu realisiren versuchen könnten, bedarf nach dem bisherigen keines weiteren Beweises mehr. Allein mit diesem negativen Ergebnisse ist die Stellung des Christenthums zur socialen Frage keineswegs abgeschlossen.

Dasselbe muß — als die erste ideale welthistorische Macht auch noch in der Gegenwart — eine bestimmte Position zur socialen Frage einnehmen; wenn es auf die Lösung dieser wichtigsten aller Culturfragen keinen positiven Einfluß auszuüben verstände, so wäre damit seine Ohnmacht erwiesen und seinen Anklägern und Verkleinerern das stärkste Beweismittel für seine Unbrauchbarkeit im modernen Zeitleben an die Hand gegeben.

Die positive Bedeutung des Christenthums und der Religion überhaupt für die Lösung des socialen Problems tritt zunächst in den Thatsachen hervor, daß die von mir entwickelten christlichen Ideen sich als das mächtigste Schutzmittel für die Erhaltung der Staats- und Gesellschaftsordnung bisher erwiesen haben, daß die socialistischen Irrlehren nur in religiös verkümmerte Gesellschaftsschichten einzudringen vermochten, daß in dem rohen Ausspruche des socialdemokratischen „Volksstaates": „wenn es einen Gott giebt, dann sind wir geleimt", die geheime Angst der Partei vor der Macht des Christenthums verrathen ist. Das Programm des Christenthums liegt klar vor Augen neben dem socialdemokratischen Programm; es hat jetzt nur die Aufgabe, dieses sein Programm innerhalb der ihm gezogenen Grenzen und mit den richtigen Mitteln durchzuführen.

Das Christenthum will die Reform der Gesellschaft von innen heraus durch individuelle Umkehr von der sinnlichen Gebundenheit zur sittlichen Freiheit; der demokratische Socialismus strebt nach der Revolutionirung der Gesellschaft, durch gewaltthätige Unterdrückung der individuellen Selbstverantwortlichkeit in einem despotisch regierten Centralstaate, in welchem der Einzelwille nichts, der Collectivwille Alles bedeutet. Der demokratische Socialismus erstrebt die Herrschaft eines materialistischen Realismus; das Christenthum ringt nach dem Siege des geistigen und sittlichen Idealismus in der Weltgeschichte. Allein auf welchem Wege kann nun das Christenthum seine an sich so klar gezeichnete positive Aufgabe bei der Lösung der socialen Frage zweckmäßig und erfolgreich erfüllen?

Ueber den einzuschlagenden Weg gehen die Ansichten auch unter denen, die in Betreff des Zieles einverstanden sind, noch sehr auseinander, und doch kann nur dann eine tiefdringende und nachhaltige Einwirkung auf die von socialistischen Irrthümern durchfressenen Volksclassen erwartet werden, wenn im Großen und Ganzen auch eine Verständigung über die Art und Weise erreicht wird, wie die Autorität des christlichen Geistes da wieder hergestellt werden kann, wo sie durch atheistische und materialistische Wahnvorstellungen verdrängt worden ist.

Schon seit Jahren ist insbesondere von hervorragenden Vertretern der katholischen Kirche zur Bekämpfung des socialdemokratischen Irrthums die Gründung einer „christlich-socialen" Partei gefordert und in's Werk gesetzt worden. Der maßgebende Gedanke war, dem Klerus, als dem wahren Repräsentanten der Interessen des Arbeiterstandes, die Zügel der socialen Bewegung in die Hand zu legen, und mit den confessionell organisirten Arbeitervereinen durch das allgemeine Stimmrecht einen entscheidenden Einfluß auf die Leitung des Staates zu gewinnen. In diesem Sinne hatte schon im Jahre 1864 der streitbare Bischof von Mainz, W. E. von Ketteler, die „katholischen" Vereine zum Eingreifen in die sociale Frage mobil gemacht, und die Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands beauftragte kurz vor dem Ausbruche des Krieges, am 9. September 1869, aus

ihrer Mitte eine ständige Section mit der Bildung christlich- oder vielmehr ultramontan-socialer Vereine, unter dem Aushängeschilde der „ökonomischen und moralischen" Hebung des Arbeiterstandes und mit der ausgesprochenen Absicht, den Strom der volksthümlichen Presse in das Strombett der „Kirche" zu leiten.

Die Tendenz dieser Vereine ist in dem Grundsatze niedergelegt, daß es außerhalb des hierarchisch gegliederten Organismus der katholischen „Kirche" kein Christenthum giebt. „Außer der Kirche kein Heil", war das Losungswort, das jedem Vereine zur Pflicht gemacht wurde. Die Leiter gehörten durchweg dem Klerus an. In dieser Tendenz wurden katholische Gesellenvereine, Fabrikarbeitervereine und Bauernvereine gegründet. Mit kluger Berechnung wurden besonders die katholischen Bauern in das christlich-sociale Netz gelockt. Der Druck, den das „Capital" auf den bäuerlichen Grundbesitz nach der bestehenden „unchristlichen" Gesetzgebung ausübe, wurde mit eben so grellen Farben ausgemalt, als die Nachtheile geschildert, mit welchen das Mobilisirungsgesetz den Bauer bedrohe. Daher die Forderung einer „christlichen", nämlich einer dem Klerus genehmen Gesetzgebung. In Westfalen und in Bayern hatten die klerikalen Bauernfänger nicht unerhebliche Erfolge. Auf der Generalversammlung der katholischen Vereine zu Essen, unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges, konnte man 15,000 „christliche Bauern" aus Bayern, 80,000 „biedere Gesellen" aus Vater Kolpings Verein, 100,000 kleine Handwerker und 30,000 Priester als katholisch-sociale Armee aufmarschieren lassen, und wenn auch diese Zahlen vermuthlich übertrieben sind, so erklären sie doch die Erfolge der Centrumspartei bei den Reichstagswahlen seit dem Jahre 1873 hinlänglich. Wird hierbei noch in Betracht gezogen, welche Fülle von Genossenschaften die Organisation der katholischen Hierarchie zur Verfügung stellt, wie dieselbe ihre Bestrebungen oft unter ganz unschuldige Etiketten, wie Unterstützungs-, Spar-, Darlehns-, Creditvereine, Gewerbe- und Volksbanken versteckt, wie sie durch Lehrlings-, Jünglings-, Josephsvereine die männliche Jugend, durch Arbeiterinnen- und Mägdevereine die jüngere weibliche Bevölkerung umspinnt, so können wir nicht ohne Bewunderung für den Aufwand von Eifer und Thatkraft, aber auch nicht ohne die ernstesten Bedenken über den eingeschlagenen Weg, auf das übergeschäftige Treiben dieses angeblich „christlichen" Socialismus blicken.

Wir wollen das wirkliche Interesse an dem Wohle der „arbeitenden Klassen", welches den Bestrebungen der katholisch-socialen Partei zu Grunde liegen mag und einzelne Erfolge derselben in dieser Richtung keineswegs läugnen oder geringschätzen. Aber nur ein ganz blödsichtiges Auge könnte übersehen, daß nicht die christlichen Ideen, sondern die hierarchischen Zwecke hier im Vordergrunde stehen, und daß hinter den „christlich" angemalten Coulissen ein kirchen*politischer* Heerhaufe sich sammelt, der nicht nur zur Beseitigung der neueren sogenannt „unchristlichen" liberalen Gesetzgebung, sondern der Errungenschaften der nationalen Einheit und Freiheit selbst wohl ausgerüstete Streiter liefern würde. Und dieselben Schlagworte gegen das „Capital", dieselbe Verhetzung der verschiedenen Gesellschaftsklassen gegen einander, wie bei der Partei des socialistischen Zukunftsstaates, nur daß der „katholische" Socialismus seinen Haß gegen die aus dem Geiste der Reformation hervorgegangene moderne Gesellschaftsordnung nicht mit atheistischer Säure, sondern mit klerikalem Salböl getränkt hat. Also augenscheinlich droht hier wohl Gefahr,

die sociale Frage noch mehr zu verwickeln, aber es zeigt sich keine zuverlässige Hülfe, sie zu lösen.

Gleichwohl haben die äußeren Erfolge des „katholischen" Socialismus zu dem in den letzten Jahren in's Leben gerufenen Versuche aufgemuntert, den Socialismus auch der protestantischen Kirche einzuimpfen. Die Tendenz ist im Wesentlichen dieselbe, nur hat anstatt eines Bischofs ein Hofprediger dem Unternehmen die Sanction gegeben, und statt aus der Rüstkammer der kirchlichen Tradition werden die Argumente aus dem neuen Testamente hervorgesucht in Folge der neuen Entdeckung des Pastor Rudolf Todt, daß das neue Testament einen socialistischen Codex enthalte, welcher der Obrigkeit gebiete, Kraft ihres göttlichen Amtes „jeder Ausbeutung" der Arbeiterclasse durch das Gesetz vorzubeugen. Pastor Todt scheint bei seinen neutestamentlichen Studien nur übersehen zu haben, daß Jesus sich nicht nur bei keiner Veranlassung in die staatliche Gesetzgebung eingemischt, sondern daß er einen Menschen, der ihn bei einem Erbschaftsstreite als Schiedsrichter zuziehen wollte, auf unmißverständliche Weise ein- für allemal abgefertigt hat. Das Christenthum hat lediglich dadurch ein neues Weltalter begründet, daß es als ideale Geistesmacht sich in die materiellen Weltgeschäfte gar nicht eingelassen, sondern die Gemüther über die Welt in die Region des Ewigen und Unsichtbaren emporgehoben hat. Durch die vordringliche Einmischung der kirchlichen Organe in die gesetzgeberische Thätigkeit des Staates wird die Kirche ihrer wahren Bestimmung, die auf dem Gebiete der religiösen und sittlichen Berufsarbeit liegt, zu ihrem eigenen Schaden und zur Schädigung der Staatsordnung entfremdet, und was sie scheinbar an äußerer Machtstellung gewinnt, das geht ihr an innerer Kraft und Weihe verloren.

Eine besonders bedenkliche Wirkung muß von diesem angeblich „christlichen" Socialismus ausgehen, wenn er gerade so wie sein demokratischer Zwillingsbruder die Pandorabüchse großsprecherischer Verheißungen öffnet und jedem „Besitzlosen" auf Grund der „Modification des Eigenthumsbegriffes" ein „menschenwürdiges Dasein" verspricht. Ich wüßte kein Buch zu nennen, in welchem die Begehrlichkeit der sogenannt besitzlosen Classe mehr Zündstoff fände, woran der Classenhaß gegen die Reichen und Besitzenden in Flammen gesetzt werden könnte, als das bekannte Buch des Pastor Todt, so sehr ich überzeugt bin, daß der Verfasser eine solche Wirkung nicht von fern beabsichtigt hat. Aber wenn dem sogenannten Arbeiterstande auf 514 Seiten immer und immer wieder eingeredet wird, daß Grundbesitzer, Capitalisten und Unternehmer den Theil des Arbeitsgewinns, der ihm zum Zwecke der Führung eines „menschenwürdigen Daseins" unentbehrlich sei, in die eigenen Taschen stecken, so muß nothwendig dem um seinen Rechtsantheil angeblich Betrogenen das Blut zu Kopfe steigen, und der Weg von den erhitzten Köpfen zu den geballten Fäusten ist bekanntlich nicht sehr weit.

„Menschenwürdiges Dasein", — wenn es doch nur dem bibelkundigen Urheber dieses Begriffs — denn er hat ihn sicherlich nicht dem neuen Testamente entnommen — gefallen hätte, eine genaue Definition desselben beizufügen. So rechnet Pastor Todt zum „menschenwürdigen Dasein", daß von der Staatsgewalt ein gesetzlicher Normalarbeitstag festgestellt werde, während es Andere im Gegentheil für „menschenwürdig" halten, daß jeder vermöge seiner persönlichen

Freiheit und gemäß seiner körperlichen und geistigen Kraft so lange arbeiten darf als es ihm gefällt. Giebt es denn ein „menschenwürdiges Dasein" ohne persönliche Freiheit, und beruht diese nicht vor Allem auf der Befugniß, sich den Arbeitsertrag als Eigenthum aneignen und über dieses Eigenthum frei verfügen zu dürfen? Der Sclave kann es eben deshalb niemals zu einem „menschenwürdigen Dasein" bringen, weil er nicht nur kein Eigenthum zu erwerben vermag, sondern selbst das Eigenthum eines Andern ist. Und gerade für Beschränkung der persönlichen Freiheit auf dem wirthschaftlichen Gebiete durch „Staatsintervention" schwärmt der „christliche Socialismus", woraus mit Nothwendigkeit auch die sogenannte „Modificirung" des Eigenthums, das Eingreifen der Staatsgewalt in das Verhältniß des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer, die gesetzliche Unterdrückung der freien Concurrenz, die staatliche Regelung des Arbeitslohnes, und zuletzt als die volle Consequenz — mögen sich auch die „christlich Socialen" dieselbe verbitten — die, wenn auch „modificirte" Confiscation des produktiven Privateigenthums, das Collektiveigenthum des socialistischen Zukunftsstaates sich entpuppt. Diesen „christlichen" Communismus könnte ich aber weder für vernünftiger, noch für sittlicher als den socialdemokratischen halten.

Daß es sich überhaupt mit der Nothlage der sogenannten Arbeiterclasse nicht so schlimm verhalte, wie die von Leidenschaft gefärbten Reden und Zeitungsartikel der socialistischen Führer behaupten, das hat der Reichstagsabgeordnete Dr. Löwe in der Reichstagssitzung vom 10. October v. J. schlagend nachgewiesen. „Seit mehr als vierzig Jahren", bemerkte derselbe, „bin ich Armenarzt in Berlin, Cöln, Halle und anderen Städten gewesen; ich habe die Wohnungen der Arbeiter gesehen, damals und heute, und kann sagen: kein Stand hat sich im Ganzen und Großen so gehoben, wie der Arbeiterstand. Er wohnt, kleidet sich und ißt besser als früher, und mancher Arbeiter verbraucht mehr Taschengeld als früher für die ganze Familie verdient wurde". Und mit vollem Rechte bemerkte derselbe Abgeordnete weiter: „Wenn jemand schlechter gestellt ist als früher, so ist es der kleine Handwerker, der kleine Beamte, der Lehrer, der Arzt mit beschränkter Praxis. Diese Leute, die früher sich in Ehren einigen Lebensgenuß verschaffen konnten, nagen heut am Hungertuche mehr als die arbeitenden Classen". Leider fehlt uns noch eine Haushaltungsstatistik der verschiedenen Berufsclassen, und namentlich der sogenannten Arbeiterclasse, hinsichtlich welcher E. Laspeyres im letzten Novemberhefte der „Deutschen Revue" treffende Winke gegeben hat. Ohne Frage leiden die am meisten, welche am wenigsten schreien. Die verschämte Bedürftigkeit findet sich freilich nicht auf den Sammelplätzen der socialistischen Agitation ein und bedroht die Gesellschaft nicht mit den Schreckbildern der Pariser Commüne und der internationalen Revolution. Sie trägt die Nothlage mit wirklich christlicher Geduld; Selbstverläugnung, Sparsamkeit, Mäßigkeit und Fleiß — das sind die wirklich dem Geiste des neuen Testamentes entlehnten Waffen, womit sie ihre socialen Leiden bekämpft.

Wir können nach dem Allen die Stellung, welche die „christlich-socialen" Parteien zur socialen Frage eingenommen, bei aller Anerkennung der guten Absicht, doch nur für eine durchaus verfehlte halten.

Deshalb dürfen wir jedoch keineswegs die Dienste unterschätzen, welche be-

sonders die amtlichen Vertreter des Christenthums, die Geistlichen, der Gesellschaft in ihrer gegenwärtig gefährdeten Lage leisten können. Diese werden um so wirksamer sein, je mehr sich die Organe der Kirche in den durch ihren Beruf gezogenen Schranken halten und je weniger sie da politische Geschäfte zu machen beabsichtigen, wo die Gesellschaft lediglich der Hülfe der Religion bedarf.

Die Geistlichen sind die geborenen Volkslehrer und Volkserzieher, und die sociale Strömung hätte wohl niemals bis zu einer die Fundamente der Gesellschaftsordnung selbst bedrohenden Höhe steigen können, wenn die Geistlichkeit der beiden christlichen Hauptconfessionen ihrem Lehr- und Erziehungsberuf durchweg mit voller Hingebung und uneigennützigem Eifer sich gewidmet hätte. Allein seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, seitdem die Romantik und Mystik die Schaalen ihres nicht immer unverdienten Spottes über die „Aufklärungsperiode" des achtzehnten Jahrhunderts ausgegossen hat, hat sich innerhalb beider Confessionen eine verhängnißvolle Wendung vollzogen, infolge welcher ein erheblicher Theil der Geistlichkeit sich auf die mittelalterliche Position einer übernatürlichen hierarchischen und dogmatischen Amtsgewalt zurückzog. In demselben Verhältnisse, in welchem dadurch ihre äußere Autorität scheinbar erhöht wurde, sank in Wirklichkeit ihre geistige Bedeutung und ihr sittlicher und sittigender Einfluß auf das Volk. Gierig schlürften die Massen das Gift einer ätzenden Alles zersetzenden Kritik ein, die um so verheerender wirken mußte, als ja in der That das künstlich restaurirte System der Hierarchie und des Dogmatismus der Kritik die ärgsten Blößen bot und das Christenthum selbst hinter den Verschanzungen der Kirchenmauern vielen unsichtbar geworden war.

Das Christenthum muß wieder aus seinen Verhüllungen an's Licht gebracht, ein mit dem Weltbilde versöhnender Gottesglaube, eine den Bann der Sinnlichkeit durchbrechende Freiheitslehre, eine auf Gewinnung des innern Gemüthsfriedens abzweckende ideale Lebensanschauung müssen wieder die Grundgesinnung unseres Volkes werden. Wenn die Vertreter der Kirche die Zeit und Mühe, welche sie vielfach auf die Restauration hierarchischer Institutionen und dogmatischer Formeln verwenden, der Wiederbelebung der religiösen Ideen und sittlichen Grundkräfte im Volksgemüthe widmen, wenn sie Ergebung in den göttlichen Willen, Erhebung des Geistes über sinnlichen Trieb und Genuß, Aufgeschlossenheit für die stillen Freuden des häuslichen Glückes, Genügsamkeit, Selbstverläugnung, Hingebung an Familie und Vaterland pflanzen und pflegen, und durch ihr Beispiel das was sie lehren mit der That bekräftigen, dann wird das heranwachsende Geschlecht von selbst der socialistischen Propaganda den Rücken kehren. An einer gesunden religiösen und sittlichen Volksgesinnung wird die Verführung einen unüberwindlichen Wall finden, und nur noch gesinnungslose Gimpel werden an der Leimruthe des vorgespiegelten „Zukunftsstaates", der allem irdischen Elend ein Ende machen und die vollkommene Glückseligkeit der Menschen herstellen will, hängen bleiben.

Man wird darauf entgegnen, daß ein großer Theil unseres Volkes, namentlich auch die sogenannte arbeitende Classe der „Kirche" und ihren Dienern entfremdet sei, das Vertrauen zu den Letzteren verloren habe, und sich eben deshalb den neuen Propheten des Socialismus zuwende. Allein noch sind die

Kirchen im deutschen Volke mächtige und einflußreiche Corporationen; noch hat jeder Prediger die Stellung und den Einfluß eines öffentlichen Volksredners, der im höchsten Auftrage der göttlichen Majestät sein Wort aussendet; noch treten die Geistlichen in den feierlichsten Augenblicken des menschlichen Lebens von der Wiege bis zum Grabe den Herzen nahe, und es ist in ihre Hand gelegt, ihre Mission zum Segen des Volkes zu benutzen, die Armen und Gedrückten aufzurichten, und die Reichen und Glücklichen zu werkthätiger Liebe zu entflammen. Aber freilich das Herz des Volkes muß gesucht werden, damit es sich finden lasse; man muß seinen Schlag verstehen, um ihn zu beruhigen; man muß in einer Sprache zu ihm reden, die nicht in die harten Formeln einer Jahrhunderte hinter uns liegenden Vergangenheit eingefroren ist, sondern die aus dem lebendigen Quell des Geistes sprudelt, den das gegenwärtige Geschlecht versteht, weil es in ihm arbeitet, kämpft und leidet. Warum so viele Reden nicht in das Herz, nicht einmal in den Kopf dringen, sondern über die Köpfe hinweg fliegen, ist längst kein Geheimniß.

Viel wichtiger noch ist der Einfluß des Geistlichen als Volkserzieher auf die Lösung der socialen Frage. Der religiöse Unterricht, von welchem die sittliche Bildung und Belehrung unzertrennlich ist, ist für die Entwicklung der Jugend von ganz entscheidender Bedeutung. Er begründet im Kinde die künftige Weltanschauung, und bereitet dasselbe für seine bevorstehende Theilnahme an der Staats- und Lebensordnung vor. Deshalb könnte, nach meiner Meinung, schon um der Wichtigkeit des Unterrichtszweiges willen, der Staat nicht leicht einen bedenklicheren politischen Mißgriff begehen, als wenn er den Religionsunterricht aus der Schule entfernte und das als ein gleichgültiges Bildungsmittel behandelte, wodurch die Grundgesinnung des Menschen wesentlich bedingt ist. Wie sollen wir uns nun aber die Thatsache erklären, daß, obwohl der Religionsunterricht bis vor wenigen Jahren durchweg in Deutschland von Lehrern und Geistlichen nach den strengen Vorschriften der Kirche ertheilt wurde, dennoch ein großer Theil der unteren Volksclassen dem socialistischen Irrwahne in die Arme getrieben wurde, und mit dem Respecte vor dem Privateigenthum auch die Ehrfurcht vor den Lehren des Christenthums abschüttelte? Es kann doch das niemals ernstlich in die Gemüther eingedrungen sein, was ihnen beim ersten Anflug der Verführung verloren gegangen ist. Ich kann hier wohl aus langjähriger Erfahrung reden; ich habe an einer höheren Studienanstalt Semester für Semester religiöse Uebungen geleitet, und habe wiederholt die Entdeckung machen müssen, daß den Kindern das geistige Verständniß, und in Folge dessen das sittliche Interesse an ihrem Gegenstande mangelte. Ich bin weit entfernt, die Schuld bei den Unterrichtenden zu suchen, von deren Fleiß und Treue ich vielmehr auf's Lebhafteste überzeugt bin. Aber sie liegt in der Methode, in den Lehrbüchern und in dem traditionellen Vorurtheil, daß man die Religion auswendig lernen könne, wie Städte- und Flüsse-Namen, wie Personen und Zahlen, in Lehrbüchern der Geographie und der Geschichte. Luther hat vor 350 Jahren einen für seine Zeit unübertrefflichen Katechismus geschrieben. Daß er auch heutzutage noch, nach dem Umschwunge aller Verhältnisse, der zwischen unserem Zeitalter und dem siebzehnten Jahrhundert kaum mehr eine Vergleichung zuläßt, Wort für Wort als ein „Heiliger Buchstabe“

im Religionsunterricht dem Gedächtnisse eingeprägt werden muß, und daß geglaubt wird, damit sei das Christenthum in Köpfen und Herzen der Kinder in Sicherheit gebracht — das ist — gelinde gesagt — ein Aberglaube, der sich um so bitterer rächt, als er der Wegweiser auf die Sandbank des Unglaubens werden muß. Das Christenthum ist in früher Jugend schon vielen eine todte Formel, eine Hieroglyphe, deren Sinn zu deuten ihnen nicht einmal einfällt, und unter den Zerstreuungen und Versuchungen des spätern Lebens verwischen sich auch die äußern Spuren der erhaltenen oberflächlichen Eindrücke, die jugendliche Seele wird auf diesem Wege zum unbeschriebenen Papier, welches dann später die zudringlichsten und frechsten Verführer mit ihren Wahngebilden und Hirngespinnsten ausfüllen. Der religiöse Unterricht darf nicht blos das Gedächtniß bearbeiten, er soll den Willen bilden und den Character kräftigen. Er soll die Jugend mit jener Widerstandskraft gegen das Böse ausrüsten, die jetzt so schmerzlich vermißt wird, und sie mit jener Liebe zum Guten, zu den idealen Lebensgütern, erfüllen, die uns unentbehrlich ist, wenn unsere Gesellschaft nicht der moralischen Fäulniß verfallen soll. Mangelt es schon der Jugend an allem idealen Aufschwunge, kennt sie schon kein höheres Lebensziel als Gelderwerb, raffinirte Genüsse, den Glanz des Luxus, den fortgesetzten Vergnügungsrausch — wenn es mit dem grünen heranwachsenden Holze so steht, was soll aus dem dürren alternden Reisig werden? Wenn der religiöse Unterricht selbst dürre Scholastik ist, wenn der Religionslehrer dem Körper der von ihm vorgetragenen Dogmen die Seele des sittlichen Geistes nicht einzuhauchen versteht, dann geht den Kirchen die erziehende charakterbildende Kraft aus, und es erstirbt allmälig im Volksgemüthe der Glaube an jene ideale Welt, von welcher der Dichter singt:

„Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sah'n,
Es ist dennoch das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor;
Es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor."

Soll der religiöse Unterricht der Gesellschaft wesentliche und nachhaltige Dienste leisten, dann muß die bisherige vorherrschend dogmatische Methode verlassen und der unerschöpflich reiche sittliche Inhalt des Christenthums den jugendlichen Herzen eingepflanzt werden. Dieser läßt sich freilich nicht in den Rahmen der „zehn Gebote" pressen; aus dem großen Grundgesetze der Liebe, welche die Menschen freimacht von der Selbstsucht, zu gleicher Würde erhebt im Geistesleben, als Brüder vereinigt in derselben Hingabe für das Wohl aller, strömt die Fülle der mannichfaltigsten Tugenden und guten Werke, ohne welche alle fromm thuenden Redensarten doch nur Schellengeklingel sind. Jeder, der unsere vorschriftsmäßig eingeführten religiösen Lehrbücher kennt, weiß aber, bis zu welchem Grade die Sittenlehre in denselben vernachlässigt und wie unglücklich sie in die sogenannten „Haustafeln" eingeschachtelt ist, die sich auf einige Regeln in Betreff des Verhaltens der Familienglieder zu einander beschränken. Man wähne nur nicht, der Schlange des Socialismus im Schooße der Gesellschaft den Kopf zertreten zu können, so lange nicht die Methode der religiösen Volkserziehung geändert, so lange nicht die Jugend in einem Glauben erzogen wird, „der in der Liebe thätig ist," so lange nicht die Schlange der Selbstsucht durch ideale Charakterbildung in den Herzen der heran wachsenden Generation erstickt wird.

Hierbei darf endlich auch nicht übersehen werden, welche wichtigen Dienste die Geistlichen der Gesellschaft als geborene Freunde und Vertrauensmänner des Volkes leisten können. Das Wort Uhlands: „Für unser Volk ein Herz“, sollte der Wahlspruch jedes Geistlichen werden. Allein, wie soll das geschehen, so lange unheimliche Bande das Herz von Tausenden unter den Geistlichen dem Vaterlande abspannen und es für die Interessen des römischen Universalreiches gefangen nehmen, das ein ausländischer dreifach gekrönter Kirchenfürst seit dem vaticanischen Concil mit dem Zauberapparate einer unfehlbaren Autorität verwaltet? Die evangelische Geistlichkeit ist durch die von Bebel in seinem „deutschen Bauernkrieg“ als „feiste Pfaffen“ und „fistelnde Schleicher“ geschmähten Reformatoren aus dem römischen Zauberkreise erlöst; aber dürfen wir uns denn darüber täuschen, daß ein nicht unbeträchtlicher Theil derselben den Interessen des neuen Reiches, den gesicherten Ergebnissen der Wissenschaft, dem ganzen Entwicklungsgange der modernen Cultur grollend und schmollend gegenübersteht, romanisirenden Neigungen huldigt, und die Einigkeit des Geistes, den religiösen Frieden in solchen Gemeinden stört, welche der großen Mehrheit ihrer Mitglieder nach das Christenthum in den ihrem Bedürfnisse angemessenen Formen des gegenwärtigen Culturlebens sich angeeignet haben?

Daß in jeder Gemeinde ein Mann sich befindet, der den Beruf hat, jeden Nothleidenden anzuhören, jedem Hülfsbedürftigen mit Rath und Hülfe beizustehen, jedem Traurigen und Verlassenen Trost zu spenden, jeden Gefallenen aufzurichten — das ist, bei der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verwirrung, eine Thatsache von ganz unbeschreiblicher Wichtigkeit, die für sich allein hinreicht, dem Geistlichen bei der Lösung der socialen Frage eine der hervorragendsten Aufgaben zuzuweisen. Aber dieser Mann ist seiner Aufgabe nur dann gewachsen, wenn er das Vertrauen seiner Gemeinde wirklich besitzt und verdient, wenn er nicht über ihr als eine Art von höherem Wesen Stellung nimmt, sondern ihr angehört mit seinem innersten Fühlen und Leben, und nicht über die Gewissen herrschen, sondern jedem Gewissen dienen will, das seines Dienstes bedarf. Ein solches lebendiges persönliches Exempel uneigennütziger opferwilliger Liebe an jedem Orte, wo eine Kirche als Sinnbild der Andacht zum Ewigen sich erhebt, ist das wirksamste Gegengift gegen den zersetzenden Egoismus, der im Cultus des goldenen Kalbes wie im dämonischen Klassenhasse gegenwärtig seine Orgien feiert.

Und doch wissen wir glücklicherweise seit der Reformation, daß das Christenthum nicht nur im Amtskleide seine Vertreter hat; wir wissen, daß der christliche Geist erst in der Gemeinde zur vollen Erscheinung kommt. Gleichwohl sind kaum seit wenigen Jahrzehnten namhafte Versuche gemacht, um in der Kirche der Reformation der christlichen Gemeinde ihr gutes Recht zu gewähren und ihr die Erfüllung ihrer Pflichten möglich zu machen. In einem Augenblicke, wie der jetzige ist, in welchem Alles davon abhängt, daß die Fülle der religiösen Gaben und sittlichen Kräfte in dem Gesammtleben des Volkes entbunden wird, können wir nur mit schmerzlichem Bedauern wahrnehmen, wie von Seiten einer vordringlichen Partei Alles geschehen ist, um den neu geordneten Verfassungsorganismus der umfassendsten deutschen Landeskirche dazu zu benützen, den clerical und confessionell gesinnten Elementen das Uebergewicht in seinen höheren Organen zu verschaffen, und die mit dem Volksgewissen und Volksgeist in lebendiger Fühlung befindlichen Mitglieder theils in eine

ohnmächtige Minderheit zu drängen, theils vom Verfassungsleben ganz auszuschließen. Wenn wir dergleichen in der Kirche Luthers und Melanchthons erleben, was sollen wir von der Kirche erwarten, die im Geiste Gregor's VII. und Bonifacius' VIII. die Gesellschaft zu regeneriren bemüht ist, und deren Oberhaupt in einem Schreiben vom 27. August v. J. aus dem Vatican „zur ungeheueren Bitterkeit unseres Herzens" tief beklagt, daß „protestantische Tempel und Schulen" unter seinen Augen sich zu erheben wagen? In ihrem Bereiche giebt es keine, die Noth der Gesellschaft in freiem Liebesdrange berathende Gemeinde; dort giebt es nur Laiengehorsam, und selbst eine Partei, die so hervorragende Mitglieder wie das „Centrum" des Reichstags in ihren Reihen zählt, kann dem einigermaßen Eingeweihten das Marionettenspiel nicht verhüllen, das an Fäden, die bis nach Rom laufen, von unsichtbaren Händen gelenkt wird. Entbindung der religiös-sittlichen Gemeindegaben und Gemeindekräfte ist ein dringendes Bedürfniß zur Ueberwindung der socialistischen Gefahr. Was Vereinskräfte auf dem Wege genossenschaftlicher Selbsthülfe leisten können, hat uns Schulze-Delitzsch in seinen Vorschuß- und Creditvereinen, in seinen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften gezeigt. Auf dem Vereinswege können billige Arbeiterwohnungen hergestellt, Hülfs- und Unterstützungskassen gegründet, kann die „Solidarität der Interessen" durch freie Thätigkeit, durch welche allein ihr ein sittlicher Werth zuwächst, in's Werk gesetzt werden. Möchten Kirchenvorstände und Staatsmänner der Befriedigung des Bedürfnisses religiös-sittlicher Gemeindethätigkeit, ehe es zu spät ist, ihre volle Aufmerksamkeit und erfolgreiche Anregung zuwenden!

Aber auch jedes christliche Haus kann und soll heutzutage eine Burg werden zur Wiederherstellung und Bewahrung einer gesunden Gesellschaftsordnung. Auf der Familie ruht der Staat; nagt der Wurmfraß des Egoismus am Familienleben, so geht auch der Staat aus seinen Fugen. Seit auf die glorreichen Siege beim Beginne dieses Jahrzehnts die Schande des Gründerthums gefolgt ist, hat das socialistische Gespenst Fleisch und Blut angenommen. In die Massen des Volkes hat der Wahn Eingang gefunden, daß man reich werden könne ohne Mühe, ohne Verstand und namentlich ohne Gewissen. Es war der Anfang zur Auflösung der Gesellschaft in die Atome der Selbstsucht, zur Auflösung des Privatbesitzes, des Familienverbandes, der Staatsordnung in ein unterschiedsloses All-Eins, an dem jeder wie an einem großen Glücksknochen zu nagen hoffte. Der Sinn für häusliches Glück, für eine bescheidene Lage, für ein still umfriedetes Daheim, muß wieder Gemeingesinnung, und das Beispiel der Eltern das Vorbild der Kinder werden. Der Reiche betrachte seinen Ueberfluß nicht vorzugsweise als ein Glück, sondern viel mehr noch als eine Verpflichtung, ihn für das Ganze nutzbar zu machen. Der Arme betrachte seinen Mangel nicht vorzugsweise als ein Unglück, sondern viel mehr noch als einen Antrieb, durch Fleiß und Sparsamkeit seine Lage zu verbessern. Der Reiche aber wie der Arme suche das Glück da, wo es allein zu finden ist, in seinem Innern; denn Zufriedenheit macht den Armen reich und Unzufriedenheit den Reichen arm. Ein Familienkreis, den das Band herzlicher Liebe und allseitiger Dienstfertigkeit umschlingt, ist die unerschöpfliche Pflanzstätte der idealen Güter, die allein unvergänglichen Werth haben. Und je mehr die idealen Werthe in unserm Volke wieder steigen — und der idealste Werth ist die

Religion — desto mehr werden die materiellen wieder auf ihr richtiges Maß zurückgehen, und die religiös und sittlich erneuerte Nation wird auf den socialistischen Irrwahn wie auf einen wüsten Fiebertraum zurückblicken mit dem Wohlgefühle der Genesung nach den Delirien einer schweren Krankheit. Jetzt muß aber die Krankheit überwunden werden mit allen verfügbaren Mitteln. Die Gesetzgebung thue das Ihre, mit Strenge, wo dieselbe nöthig ist, mit Wohlwollen, wo sie es vermag. Sie schütze insbesondere Frauen und Kinder vor Arbeitsüberbürdung; sie wehre der öffentlichen Unsittlichkeit und setze dem Taumel der Vergnügungssucht, der schamlosen Ausstellung des Lasters Schranken; sie ordne in gerechter und zweckmäßiger Weise das öffentliche Unterstützungs- und Armenwesen, wo möglich, Hand in Hand mit der sittlichen und sittigenden Einwirkung der Organe der Kirche. Denn daß auch der Religion, und vor Allem dem Christenthum, keine verächtliche Heilkraft innewohnt, wenn es nicht von Pfuschern, sondern von berufenen Aerzten zur Heilung verwendet wird, das hoffe ich gezeigt zu haben.

Rundschau über das nationale Leben.

„Marineminister von Stosch und die Katastrophe bei Folkestone."

Fachmännisch beleuchtet.

Von einem vormaligen Seeofficier.

Bei Otto Wiegand in Leipzig ist vor einigen Wochen eine Broschüre erschienen, die den Titel führt: „Marineminister von Stosch und die Katastrophe bei Folkestone. Eine zeitgemäße Betrachtung von Fr. Loß."

Sie stellt es sich zur Aufgabe, die von verschiedenen Seiten gegen den Marineminister erhobenen Anschuldigungen zu entkräften und nachzuweisen, daß derselbe in allen Punkten als ein ganzer Mann, als ein wahrer Riese von Charakter, Selbstverleugnung und allen sonstigen Tugenden, zugleich aber als ein sehr bescheidener Diener seines Königs und Herrn, und als kräftige Stütze für Kaiser und Reich dastehe, dessen die Marine noch auf lange, lange Jahre bedürfe.

Wir haben nichts dawider, wenn der Verfasser der Schrift, der sich selbst als einen „Gerechten" bezeichnet, es für Pflicht eines solchen Gerechten erachtet, seine Stimme für den Minister, auch gegen (?) dessen Willen, wie es am Schluß der Schrift heißt, zu erheben, da der Minister selbst verschmähe, sich gegen die Angriffe „elender Pygmäen" zu vertheidigen.

Wir würden Herrn Loß, der sich für einen Nichtseemann ausgiebt, dessen Schrift aber hochofficiösen Ursprungs zu sein scheint, auch in diesem Beginnen nicht zu stören versuchen, wenn er in seiner Broschüre nicht mehrfach Anlaß genommen hätte, unserer in dieser Zeitschrift veröffentlichten und die „Großer Kurfürst-Katastrophe" betreffenden Artikel freundlichst zu gedenken.

Herrn Loß ist unstreitig nicht abzusprechen, daß er die ihm gegen den Willen des Ministers gestellte Aufgabe mit einem gewissen Geschick angefasst hat, wenn es ihm auch nicht immer gelungen ist, die einzelnen Nachweise von dem Unrecht der Gegner glücklich zu führen.

Im Interesse seiner eigenen Sache hätten wir jedoch gewünscht, daß der hochofficiöse Pseudonym weniger auf das Gebiet der Invectiven hinüber gestreift wäre und sich eines ruhigeren und würdigeren Tones befleißigt hätte. Es hätte

jedenfalls bei anständigen Leuten mehr Eindruck gemacht, wenn unnoble Angriffe auf Gott weiß wie viel Personen unterblieben wären.

So liest ein Jeder die Wuth und Leidenschaft zwischen den Zeilen, welche trotz gegentheiliger Versicherung durch die Angriffe der „elenden Pygmäen“ bei dem „Gerechten“ hervorgerufen sein müssen. Wir beabsichtigen nicht, dem Verfasser auf jenes Gebiet zu folgen. Wir werden, wie in unseren früheren Artikeln, nur die Sache im Auge behalten, der wir durch unsere Kritik zu nützen glaubten, und mit Uebergehung des sonstigen Inhalts der mit Schmähungen gespickten Schrift nur das in Betracht ziehen, was gegen unsere fachmännische Beleuchtung der „Großer Kurfürst=Affaire“ vorzubringen versucht ist.

Eine uns selbst betreffende persönliche Bemerkung müssen wir jedoch voranschicken.

Herr Loß octroyirt uns bei Gelegenheit einiger von uns gethanen Aeußerungen eine „Blasphemie“ gegen unsere „vormalige vorgesetzte Behörde“.

Wir erlauben uns diese Annahme als einen Irrthum zu bezeichnen. Wir haben nicht den — Vorzug gehabt, unter Herrn von Stosch zu dienen. Unsere Dienstzeit als Seeofficier liegt weiter rückwärts, wie wir dies in unserem ersten Artikel dadurch andeuteten, daß wir sagten, wir gehörten seit längeren Jahren nicht mehr dem activen Officiercorps an. Damit fallen auch die verschiedenen Angriffe des Hochofficiösen auf unsere Person. Wir befinden uns in der glücklichen Lage, auf eine „ehemalige vorgesetzte Behörde“ keine Rücksicht nehmen zu müssen, wenn es sich darum handelt, ein seemännisches Urtheil über eine Angelegenheit abzugeben, welche die ganze Nation auf das ernsteste beschäftigt.

Damit wird wohl die „Blasphemie“ ihre Erledigung gefunden haben.

Jetzt zur Sache.

Seite 6 sagt Herr Loß: „Wirklich erschreckt und erstaunt konnte man erst sein, als man in jenem bekannten September=Artikel der Revue den Eindruck constatirt fand „es müsse vieles nicht in Ordnung sein, d. h. also die Marine müsse die Oeffentlichkeit scheuen, weil sie Vieles zu verheimlichen habe.“

Hieran knüpft der Verfasser dann eine liebevolle persönliche Bemerkung.

Im Zusammenhange lautet aber unsere betreffende Auslassung, nachdem wir vorher ausgesprochen, daß die Nachrichten über die Katastrophe so spärlich seien und die oberste Marinebehörde seit drei Monaten beharrlich darüber schweige: — „Eine solche Behandlung einer Sache, die ganz Deutschland so nahe angeht, können wir nur als bedauerlich bezeichnen. Einmal muß sie einen eigenthümlichen Eindruck machen, als sei vieles nicht in Ordnung und müsse verschwiegen werden, wodurch allerlei Vermuthungen Thür und Thor geöffnet wird.“ ...

In dieser Vollständigkeit klingt der Satz doch wohl etwas anders, als der Officiöse ihn citirt. Er enthält eine Aufforderung an die Admiralität, das Schweigen zu brechen, um eben den sonst nothwendig auftauchenden Vermuthungen den Boden zu entziehen. Er war also weit eher im Interesse jener Behörde, als gegen dasselbe geschrieben.

Das „Erstaunen und Erschrecken“ des Herrn Loß ist also nicht recht erklärlich und er scheint auch wirklich voller drei Monate bedurft zu haben, um diese Wirkung, von der wir sonst nichts vernommen, an sich zu verspüren.

Uebrigens wollen wir bei dieser Gelegenheit uns eine Frage erlauben. Herr Loß, der offenbar, obwohl er kein Seemann ist, in Marineangelegenheiten so gut Bescheid weiß, wie der Minister selbst, wird sie sicher beantworten können.

Wenn, wie er sagt, in der Marine nichts zu verschweigen ist, weshalb wird denn seitens der Admiralität kein Aufschluß über die im vorigen Jahre im Mittelmeere im Panzergeschwader stattgefundene Collision gegeben? Die Frage ist unter andern von der „Kölnischen Zeitung" verschiedentlich klar und deutlich gestellt worden, aber obwohl Herr Loß gegen das Blatt seinen besonderen Zorn wendet, so vermeidet er durchaus, auf diesen Punkt einzugehen. — Weshalb dieses absolute Schweigen? Ein derartiges Vorkommniß muß doch genau im Logbuche vermerkt, der dabei angerichtete Schaden protokollirt und über das Ganze berichtet werden! Sollte Herr Loß wirklich nichts über diese Collision wissen, troß der vorzüglichen Quellen, die ihm zu Gebote stehen? Ein solches Ereigniß ist doch keine Bagatelle. Es hätte grade so wie mit dem „Großer Kurfürst" enden können und die Frage der dabei auf das höchste interessirten Nation ist deshalb wohl berechtigt: „wie, wo und wann geschah es, und was ist seitdem geschehen, um solchen Vorkommnissen vorzubeugen, was waren die directen und indirecten Ursachen?" —

Wenn die Admiralität also nicht wieder allerlei Vermuthungen Thür und Thor öffnen will, die ihr nicht günstig sind, so beantworte sie doch die gestellte Frage offen und klar, sonst muß Jeder glauben, es sei nicht alles so, wie es solle. —

Seite 19 seiner Schrift sagt der Verfasser: „So durchaus wünschenswerth es nun, und zwar, wie nicht im mindesten zu bezweifeln, auch der Admiralität gewesen wäre, eine reine Marineangelegenheit nur von Seeofficieren abgeurtheilt zu sehen, so wenig liegt doch, da es nun einmal und zwar ohne alles Zuthun der Admiralität nicht sein kann, bis jetzt irgend welche erwiesene Befürchtung vor, daß unter der unerwünschten Zusammensetzung des Gerichtes dessen sachliche Competenz leiden und zu kurz kommen könnte."

Und nun folgt die „Blasphemie", weil wir gesagt, bei dem eingeschlagenen Verfahren liege unverkennbar die Absicht vor, die Admiräle aus dem Kriegsgericht fern zu halten und von den Capitains zur See nur eine kleine Minorität zuzulassen. —

Wenn wir nun mit diesen Auslassungen so sehr im Unrecht gewesen, weshalb giebt sich Herr Loß nicht die Mühe, sie zu widerlegen, anstatt sich nur in allgemeinen Redensarten zu bewegen.

Wir behaupteten, die Classe der Contreadmiräle könne durch Capitains zur See ersetzt werden und es liege kein Grund vor, den damals ganz unbetheiligten Contreadmiral vom Kriegsgericht auszuschließen. Diese Behauptungen hätten doch durch den Nachweis entkräftet werden müssen, daß es z. B. gesetzlich unstatthaft sei, höhere Chargen durch nächstniedere zu besetzen. Da dieser Nachweis gänzlich fehlt, so darf sich Herr Loß nicht wundern, daß, wenn das Kriegsgericht über eine reine Marineangelegenheit ohne Verstoß gegen das Gesetz in seiner Mehrzahl aus Seeofficieren besetzt werden kann und dies nur in einer Minderzahl geschieht, daraus der Schluß gezogen wird, es geschehe dies absichtlich.

Das Versinken des „Großer Kurfürst" soll nach Loß (Seite 18) mit zur richterlichen Entscheidung gelangen. Ist das aber nicht eine Frage von eminenter technischer Bedeutung, und hat es nicht das höchste Erstaunen des Herrn von Stosch selbst erregt, daß das Schiff gekentert und nicht, wie es sollte, gesunken ist? Nun, man hat allerdings Vermuthungen, daß die Wallgänge des „Großer Kurfürst" nicht geschlossen gewesen, aber es fehlt der positive Beweis.

Eine andere Vermuthung, daß nämlich der Schwerpunkt des Schiffes zu hoch gelegen, hat aber gerade so viel Berechtigung, das Kentern des Schiffes zu erklären und weil die Beurtheilung dieser rein technischen Frage für die ganze Nation von großer Wichtigkeit ist, da noch zwei Thurmschiffe vorhanden sind, die bei Wind und Seegang reichlich überliegen sollen, so wäre es von höchstem Interesse, so viel Seeofficiere wie möglich in das Kriegsgericht zu bringen, damit eben dessen sachliche Competenz so viel wie möglich gewahrt bleibe. —

Uebrigens lag der ganzen Controverse über das Kriegsgericht nur eine officiöse Zeitungsnotiz zu Grunde und richtete sich erstere nur gegen diese. Herr Loß gesteht ein, daß diese Notiz sehr ungeschickt gefasst gewesen und der Minister ihre Veröffentlichung nicht geduldet haben würde, wenn sie ihm vor Augen gekommen wäre, da sie hätte Verwirrung anrichten müssen.

Wir stimmen nun zwar vollständig mit ihm überein, daß viele officiöse Auslassungen in dieser Angelegenheit außerordentlich — ungeschickt redigirt waren, aber weshalb wurde jene nicht widerrufen oder in geschickterer Fassung neu gebracht? — Jetzt, nach Ablauf von vier Monaten mit dergleichen Erklärungen zu kommen, erscheint doch etwas verspätet. „Die Botschaft höre ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Auch darin geben wir dem Verfasser unbedingt Recht, daß der Minister in seiner berühmten Parlamentsrede allseitig mißverstanden ist, und Niemand das hat „heraustasten" können, was nach Loß hat gesagt werden sollen, wahrscheinlich, weil so wenige von den Reichstagsabgeordneten und Zeitungsredacteuren den Herrn Minister und seine Redeweise kennen.

Der „Gerechte" übernimmt es deshalb auch, in höchst anerkennender Weise darzuthun, daß der Minister hat eigentlich das Gegentheil von dem sagen wollen, was er gesagt hat. Schade nur, daß er ebenfalls drei Monate hat verstreichen lassen, ehe er damit hervortrat.

Sollte er in der Zwischenzeit einige Entdeckungen gemacht haben, die ihm dies erst jetzt als nöthig erscheinen ließen?

Bis zu unserem September-Artikel, nahmen wir die officiösen Notizen über die „Großer Kurfürst-Angelegenheit" in kindlichem Glauben für baare Münze und wenigstens das als thatsächlich darin Erscheinende als wirklich richtig an. Als wir damals die directe Ursache des Zusammenstoßes besprachen, stützten wir uns auf eine solche Notiz, nicht, wie Herr Loß S. 23 meint, weil es in unseren Kram passte, sondern weil wir sie für wahr hielten. War sie nicht richtig, so mußte sie bei der Wichtigkeit der Sache von oben herab dementirt werden.

Jene Notiz sagte in Uebereinstimmung mit dem Bericht des Geschwaderchefs, daß die Rudergänger des „König Wilhelm" gegen den wiederholten Befehl des Wachofficiers das Ruder verkehrt gelegt und sämmtlich den Kopf verloren hätten.

Dazu fügten wir die Bemerkung: „Wir haben keinerlei Ursache, diese Angaben zu bezweifeln und nehmen sie als völlig richtig an."

Das sagt wieder ganz etwas anderes, als uns Herr Loß S. 21 imputirt.

Der Satz spricht nur aus, daß wir, wie schon in unserem October-Artikel angeführt, die officiösen Angaben für thatsächlich richtige hielten und deshalb konnten wir zu gar keinem anderen Schlusse kommen, als daß die Leute für ihren wichtigen Dienst seemännisch nicht geeignet waren, weil sonst die verkehrte Ausführung des Befehls und das Kopfverlieren von sämmtlichen Rudergängern einfach nicht möglich sei.

Diese Behauptung müssen wir auch heute noch aufrecht erhalten und dabei bleiben, daß der Unfall erfolgte, weil sämmtliche Rudergänger und der dienstthuende Unterofficier (dieser hatte noch nicht 18 Monate Seefahrzeit, wie wir nachträglich erfahren) Recruten und als solche nicht geeignet waren, ein ihnen völlig fremdes und so gewaltiges Schiff in so enger Formation und so belebtem Fahrwasser zu steuern.

Unter Hinweis auf alle anderen Marinen, welche zu Rudergängern nur ausgewählte, gediente und nach jeder Richtung befähigte Leute nehmen, nannten wir das Verfahren in unserer Marine ein falsches System, weil es practische seemännische Erfahrung als überflüssig betrachte.

Herr Loß fordert uns auf, ein System zu nennen, welches ungeschickte Handhabung guter Einrichtungen, Nachlässigkeit, Kopflosigkeit, Unentschlossenheit und Untüchtigkeit ausschließbar und die daraus entspringenden Fehler zur Unmöglichkeit mache.

Ein solches System giebt es freilich nicht; aber deshalb müssen Leute, welche Systeme in die Marine einführen, jene Fehlerquellen so viel wie möglich zu verringern suchen, sie aber nicht dadurch vermehren, daß z. B. an Bord von eben in Dienst gestellten Panzerschiffen, noch dazu, wenn sie im Geschwader fahren, die Rudergänger Recruten sind.

Wir sprechen hiermit eine seemännisch fest begründete Ansicht aus, die bei allen anderen Marinen volle Geltung hat, weil sie eben auf practischer Erfahrung beruht.

Wird sie dann von einem officiösen Nichtseemann, wie Herr Loß, angefochten, so ist deshalb keineswegs ihre Richtigkeit in Frage gestellt, und ebenso wenig unsere Behauptung entkräftet, daß das Unglück vermieden worden wäre, wenn die Rudergänger mit dem Steuern des Schiffes vollständig vertraut gewesen wären. — Leute, welche die Steuerfähigkeit und schnelle Wirkung des Balanceruders auf „König Wilhelm" genau kannten und verständige, gediente Seeleute waren, hätten auf das Commando „Backbord" das Ruder langsam und so übergelegt, um auf Commando „Stütz" das Schiff sofort in der Hand zu haben und es nicht noch strichweise über den Kurs hinausschießen zu lassen.

Dann wäre eben keine Verwirrung eingetreten und die Collision nicht erfolgt.

Das ist was wir unter selbständigem Steuern der Rudergänger und seemännischer Bedienung des Ruders verstehen, aber nicht was der Nichtseemann Loß sich aus diesem Ausdrucke construirt. Er spricht eben wie der Blinde von der Farbe.

Einfaches Verstehen des Rudercommandos und maschinenmäßiges Gehorchen genügt beim Steuern nicht; man muß auch verstehen, die Commandos in fachmännischer Weise richtig auszuführen und dazu gehört der Gebrauch des eigenen seemännischen Verstandes und das Offenhalten der Augen.

Die Beweisführung auf Seite 24 ist deshalb außerordentlich lahm. Wir haben nicht unter allen Umständen selbständige Steuerung des Schiffes durch die Rudergänger verlangt, wie Herr Loß behauptet, sondern nur, daß letztere selbständig einen gegebenen Kurs, oder auf Segelschiffen beim Winde steuern können. — Das klingt einmal wieder ganz anders als das Citat.

Will der Nichtseemann uns etwa einreden, es sei möglich, Rudergängern, wozu der Unterofficier auch gehört, ein solches Steuern nicht zu überlassen, sondern ihnen jede Ruderbewegung durch Commando vorzuschreiben? Das würde etwas Schönes werden, und solche Ansichten beweisen wieder schlagend, was wir behaupteten, daß seemännische Praxis in unserer Marine vielfach nicht den gebührenden Platz einnehme.

Seite 26 beklagt sich Herr Loß, „daß wir dem Minister in unserem October-Artikel auch für die enge Fahrordnung die Schuld gaben und die letztere ein Fehler im System sei."

Wir haben darauf Folgendes zu erwidern. Wenn eine Collision auf Grund enger Fahrordnung einmal erfolgt, so mag das ein Fehler des Geschwaderchefs sein und braucht nicht einem System zur Last zu fallen. Im Gegentheil wird ein solcher Unglücksfall, wenn aus ihm die nöthigen Lehren gezogen werden, sogar für die Zukunft noch sein Gutes haben können.

Wenn aber innerhalb eines Jahres — oder mit Abrechnung der Zeit, während welcher das Panzergeschwader außer Dienst war — innerhalb 3—4 Monaten drei Mal eine Collision stattfindet, so ist es für Seeleute unmöglich, nur Fehler in der Führung anzunehmen. —

Dann ist etwas im System falsch, weil letzteres nach einmaligem Unglück nicht eine so enge Fahrordnung ein für alle Mal auf das Strengste verbietet und dadurch einer Wiederholung aus denselben Ursachen vorbeugt.

Nach unseren Informationen fand die erste dieser Collisionen im vorigen Jahre im Mittelmeere statt. Wir haben sie bereits weiter oben erwähnt. Die Abstände der Schiffe sollen bei dieser Gelegenheit noch kleiner als 100 Meter gewesen, die Schiffe aber glücklicherweise mit den Breitseiten gegen einander gestoßen sein, wodurch größerem Unglück vorgebeugt wurde.

Die zweite Collision erfolgte bei Rückkehr des Geschwaders im englischen Canal. Der Marineminister befand sich an Bord des Geschwaders und hatte sich in Plymouth eingeschifft.

Als das Geschwader eins der Godwinfeuerschiffe (wenn wir nicht irren South Sand Head) passirte, rannte die Fregatte „Deutschland" ersteres an und beschädigte es so stark, daß es sofort an Land zur Reparatur geschafft werden mußte.

Den Hergang hört man von Augenzeugen folgendermaßen schildern.

Das Flaggschiff hat geleitet und die „Deutschland" ist ihm im Kielwasser gefolgt. Aus irgend welchen Gründen, man meint, weil die Stromversetzung nicht genug beachtet sei, — ist das Flaggschiff sehr nahe an dem Feuerschiff vorbei-

geschoren und hat dadurch letzteres mit seinem Körper so verdeckt, daß man es auf der in kürzestem Abstande folgenden „Deutschland“ nicht eher gesehen hat, bis es zu spät war und man wegen des Stromes nicht mehr davon freikommen konnte. — So viel wir vernommen, soll der Abstand der Schiffe bedeutend geringer als 4 Hectometer gewesen sein. Bei 4 Hectometern würde das Feuerschiff zeitig genug gesehen und die Collision vermieden worden sein, behauptet man.

Vielleicht kann aber der über alles so sehr genau informirte Herr Loß uns Aufschluß über die wirklichen Abstände geben. Es wäre insofern von Interesse für uns, als sich dann entscheiden ließe, ob die zu geringe Distanz oder die Außerachtlassung der Stromversetzung die Ursache des Zusammenstoßes gewesen sind.

Was wohl die Engländer gesagt haben, daß das deutsche Geschwader mit der Admiralsflagge im Top nicht ohne Reibung an dem Feuerschiffe hat vorbeikommen können?

Weiß der kundige Herr Loß uns vielleicht ein Beispiel zu nennen, wo bei lichtem Tage und schönstem Wetter auch nur ein Kauffarteidampfer ein Feuerschiff angerannt hat?

In der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ erschien eine Notiz, welche den unliebsamen Vorfall dadurch erklärte, daß das Dampfruder der „Deutschland“ versagt habe.

Wahrscheinlich hatte diese Notiz aber auch eine „verunglückte Fassung“ und war dem Chef der Admiralität nicht vor Augen gekommen. Sonst hätte er ihre Veröffentlichung gewiß nicht geduldet, da sie ja un—genau war. Auf dem Geschwader soll man wenigstens von einem Versagen des Dampfruders nichts gewußt haben.

Hier lagen also in wenigen Monaten zwei wirkliche Collisionen vor, weil die Abstände der Schiffe zu gering waren.

Ueber die erstere muß der Minister unzweifelhaft Bericht erhalten haben, bei der zweiten war er selbst zugegen.

Wenn es uns nun auch fern liegt, den Minister für den Unfall verantwortlich zu machen, obwohl seine Admiralsflagge wehte und er sich damit als Befehlshaber des Geschwaders bekundete, und obwohl Herr Loß von ihm sagt: „er habe sich eine so große Summe seemännischen Wissens erworben, daß ihm ein tiefer Blick in das rauhe Seemannsthum offen stehe und er sich durch die Worte „Technik“ und „Erfahrung“ nicht mehr graulich (sic!) machen lasse“ — so lag jedenfalls jetzt der vollste Grund vor, den Ursachen der zweimaligen Collision innerhalb so kurzer Zeit nachzuforschen und wenn diese, wie wohl unzweifelhaft, in der engen Fahrordnung gefunden wurden, die letztere abzuschaffen.

Daß dies nicht geschehen, nennen wir unseemännisch und ein fehlerhaftes System. Die Fehler waren klar zu Tage getreten; man war mit einem blauen Auge davongekommen, aber trotzdem wurde keine Lehre daraus gezogen; — der seemännischen Erfahrung wurde nicht Rechnung getragen und so kam es zur dritten unheilvolleren Collision.

Seite 36 sagt Herr Loß: „Man weise unrichtige und unheilvolle Bestimmungen nach und man wird damit zugleich die Berechtigung zu Angriffen gegen den Chef der Admiralität und sein System bewiesen haben.“

Wir glauben in Obigem den geforderten Beweis geliefert zu haben.

Dadurch, daß nach zweimaligen Collisionen die daran die Hauptschuld tragende enge Formation nicht ausdrücklich verboten, sondern weiter geduldet wurde, ist eine unheilvolle Bestimmung vorhanden, die, wenn sie bleibt, in Zukunft nothwendig wieder zu Katastrophen führen muß.

Jetzt wälzt Herr Loß alle Schuld für die letzte Collision auf den Geschwaderchef. Er soll eine vom Reglement abweichende Formation gewählt und mit Uebungen begonnen haben, die an das Ende der Schule gehören (S. 32).

Das ist ein merkwürdiger Widerspruch! Einmal soll die enge Formation vom Reglement abweichend sein, und dann sollen die Uebungen, mit denen begonnen, (also die enge Fahrordnung) an das Ende der Schule gehören.

Also soll jene Fahrordnung doch geübt werden! Sie besteht deshalb doch zu Recht und bildet einen Theil des Systems.

Bald nach der Katastrophe war ein „officiöser" „Seeofficier" dazu ausersehen, in der „Weserzeitung" die enge Fahrordnung zu vertheidigen. Er hatte kein Glück damit. Einige Zeit darauf wurde in der „Norddeutschen Allgemeinen" ein anderer Versuch zu demselben Zwecke gemacht; allein etwas Schlimmeres ist auf diesem Gebiete kaum jemals geleistet worden. Das Fahrwasser im englischen Canal ist bei Folkestone so eng und gefährlich, daß deshalb unsere Panzerschiffe nur in Abständen von 100 Meter fahren können! Solches wurde der Welt verkündet!

Dürfen wir Herrn Loß um Aufklärung bitten, ob diese Notiz ebenfalls wieder zu den „unglücklich gefassten" gehört? Jedenfalls hätte es dann im dringendsten Interesse der Marine gelegen, sie unmittelbar nach ihrem Erscheinen zu desavouiren; — denn toller ist der Nautik kaum je ins Gesicht geschlagen, als mit einer solchen Motivirung.

Wir fragen wiederum, wie bei Gelegenheit des angerannten Feuerschiffs: „Was für eine sonderbare Idee muß die seefahrende Welt dadurch von dem nautischen Wissen der Deutschen bekommen haben?"

Was endlich der Verfasser über den General-Inspecteur und den Admiralitätsrath sagt, von denen er den einen überflüssig, den anderen ein todtgeborenes Kind nennt, so hat er sich mit den Cabinetsordres abzufinden, die beide installirt haben. — Jedenfalls bestätigt er aber damit die Schlußbetrachtunng unseres October-Artikels. Der Minister hat sich von jedem Gegengewicht befreit und ist uncontrollirbar.

Ob dies unter Umständen dem Reiche aber nicht mehr kostet, als die Einziehung des Gehaltes für den General-Inspecteur einbringt, worauf Herr Loß besonders Gewicht legt, das ist wohl eine andere Frage.

Wir glauben, daß ein General-Inspecteur, wie der Prinzadmiral Adalbert, nach zweimaliger Collision jedenfalls auf Erforschung der Ursachen bestanden haben würde und daß dann die dritte nicht erfolgt wäre.

Vielleicht würde ein General-Inspecteur noch auf manches andere aufmerksam gemacht haben, was bis jetzt nicht recht aufgeklärt ist.

Wir empfehlen dem Reichstage, sich doch einmal genau über den Bau der zweiten Einfahrt in Wilhelmshaven zu informiren. Es heißt, seit längerer Zeit sollen alle Arbeiten daran sistirt sein. Wenn dies sich so verhält, so wäre es doch sehr interessant, zu erfahren, was der Grund ist. Wo es sich um Millionen

handelt, da hat der Reichstag wohl unbedingt das Recht genau hinzusehen, wo sie bleiben.

Wir nehmen hiermit von dem gerechten Herrn Loß und seinem Schriftchen Abschied. Uns gegenüber ist er leider in seinen Angriffen nicht glücklich gewesen. Er hat gezeigt, daß bei allen sonstigen Verdrehungen 2c., die sein Pamphlet enthält und seinen gehässigen persönlichen Angriffen, auf welche etwas zu erwidern die Betreffenden wohl unter ihrer Würde halten werden, — er wenigstens darin wahr gewesen ist, daß er sich selbst als „Nichtfachmann" bezeichnet.

Zur Eisenbahnfrage.

Auszug

aus zwei Briefen des früheren Reichseisenbahnpräsidenten Herrn Scheele.

Von allgemeinem Interesse für die gegenwärtige Eisenbahnkrisis halten wir es, wenn wir nachfolgend einen Auszug aus zwei Briefen des früheren Herrn Reichseisenbahnpräsidenten Scheele, die an den Chef-Redacteur der Deutschen Revue gerichtet sind, veröffentlichen. Wir thun dies nach freundlicher Zustimmung des Herrn Verfassers der beiden Schreiben und behalten uns vor, in einem späteren Aufsatz auf dies Thema zurückzukommen.

Redaction der Deutschen Revue.

Magdeburg, den 8. und 13. December 1878.

„Mit Wärme habe ich den Gedanken des Fürsten Bismarck erfasst: der in der Reichsverfassung in schwachen Umrissen begründeten Oberaufsicht des Reichs über die Eisenbahnen eine umfassende Geltung zu verschaffen. Meine Bestrebungen, die der damals sehr leidende Fürst nicht genügend zu fördern vermochte, scheiterten hauptsächlich an dem Widerstande der preußischen Staatseisenbahnverwaltung, zum Theil aber auch an dem passiven Widerstande der Privateisenbahnen, die zu spät erkannten, daß die Reichsbehörde ihnen auch einen ausreichenden Schutz gegen die durch das Interesse für die Verwaltung eigener Bahnen beeinflussten Particular-Regierungen gewähren würde. Der nach meinem Rücktritt vom Reichseisenbahnamt in verstärktem Maße und anscheinend von fast allen Bundesregierungen fortgesetzte Widerstand hat die Frage in eine ganz neue Lage gebracht.

Der Staatseisenbahnbesitz ist verstärkt, und Preußen sieht sich durch das Vorgehen seiner Nachbarn gezwungen, in gleicher Richtung zu operiren. Muß ich diese Politik der preußischen Regierung billigen, so kann ich, der ich das Nebeneinanderbestehen von Staatsbahnen und großen Privatbahnen als segensreich bezeichnete, mein Bedauern über diese Entwickelung umsoweniger unterdrücken, als die Gefahr nahe liegt, daß mit Rücksicht auf den Rückgang der Finanzen in allen Bundesstaaten und zumal in Preußen eine bedeutende Vermehrung des Staatseisenbahnbesitzes zur stärkeren finanziellen Ausbeutung der Staatsbahnen so gewiß zwingen werde, als ich constatire, daß die Tariferhöhung im Jahre 1874 nur auf dringendes Verlangen der preußischen Regierung erfolgt ist. Werden durch solche Erwägung die deutschen Finanzminister zu einer verstärkten Opposition gegen jede mehr als nominelle (academische) Reichsaufsicht gedrängt, so liegt es in der

Natur der Verhältnisse, daß sich diese Opposition auch gegen das Bestreben, Mißstände aller Art zu beseitigen, richten wird.

„Ich glaube, daß nur die Reichsgewalt befähigt ist, die Eisenbahnen der höchsten Entwickelung zuzuführen, weil dieselbe die finanziellen Erfolge nicht so einseitig und ängstlich in's Auge fassen wird, als die Einzelstaaten, und weil allein diese Gewalt mit der Macht ausgestattet werden kann, das zum Nachtheil sowohl des Publikums als der Bahnen herrschende bellum omnium contra omnes in einen für den National-Wohlstand wohlthätigen Frieden zu verwandeln.

Das Schwert, das mit Begründung des Reichseisenbahnamts gezogen, wird trotz der neuerlich bekannt gewordenen, auf theilweise Realisirung der Reichseisenbahn-Idee gerichteten Entschlüsse der preußischen Regierung noch lange und zwar so lange in der Scheide stecken, bis der Druck der öffentlichen Meinung eine unwiderstehliche Höhe erreicht. Für jetzt erübrigt nach dem Sprüchwort „das Beste ist der Feind des Guten", nichts, als daß sich jeder Bundesstaat auf eigne Füße stellt und mit dem Schwergewicht seiner Eisenbahnmacht zu wirken sucht. Daß der deutsche Finanzminister dieser Wirksamkeit die Grenze ziehen wird, habe ich mir schon früher zu bemerken erlaubt. Inzwischen würde ich auch das Bestreben, eine nothdürftig angemessene Verzinsung des in den Eisenbahnen steckenden Capitals zu erzielen, nur billigen können, weil man nur, wenn und insoweit dieser Erfolg gesichert ist, zu Reformen schreiten kann, die eine *nationale* Eisenbahnpolitik fordert."

Der „Culturkampf" und die Politik.

Von
F. v. Schulte.
Bonn.

Die Unterhandlungen zwischen der römischen Curie und der preußischen Regierung, welche durch das Schreiben vom 20. Februar 1878, womit Papst Leo XIII. den Kaiser Wilhelm „von seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl in Kenntniß setzte", angeregt worden sind, haben sich bisher der näheren Kenntniß entzogen; es wurde von Zeit zu Zeit deren Vorhandensein in den öffentlichen Blättern in Abrede gestellt, dann wieder behauptet, das Letztere ist nach mehrfachen Artikeln der officiösen „Provinzial-Correspondenz" augenscheinlich richtig. Man wußte bis zum Anfange des Monats Juli weder über den Inhalt noch über die Form derselben Authentisches. Die durch den „Reichs-Anzeiger" veröffentlichten Kaiserlichen Antwortschreiben an den Papst, vom 24. März und 10. Juni, lüfteten den Schleier, die wiederholte Begegnung des Fürsten Bismarck mit dem päpstlichen beim König von Bayern akkredirten Nuntius Masella zu Kissingen erweckte den allgemeinen Glauben, daß sich die Unterhandlung bereits in einem vorgeschrittenen Stadium befinde; seitdem wurde das Scheitern als Folge der schroffen Haltung des „Centrums" von verschiedenen Seiten versichert, weil das Aufgeben der oppositionellen Stellung der „katholischen Partei" als Vorbedingung eines modus vivendi oder Friedensschlusses mit der „Kirche" betrachtet werde, bis dann die Artikel der „Provinzial-Correspondenz" die Opposition zu beschuldigen schienen, daß diese keinen Frieden wolle, und bis in Folge dessen die ultramontanen Hauptorgane von Liebe zum Frieden und von der unbedingten Unterwerfung unter die Maßregeln des „heiligen

Vaters" überflossen. Auf Einmal athmete nun ein Theil der Presse auf in dem Wunsche nach einem modus vivendi; es regnete Rathschläge, wie man zu ihm gelangen könne, man fand sich in Broschüren und Zeitungsartikeln gedrungen, das Mangelhafte oder Unbillige der preußischen sog. „Kirchengesetze" darzustellen. So scheint uns der Zeitpunkt gekommen zu sein, daß die „Deutsche Revue" einer Frage nahe tritt, welche in hervorragendem Maße das politische und sociale Interesse der Nation berührt. Indem wir diesen Schritt thun, haben wir nicht nöthig, auf die einzelnen Gesetze einzugehen, weder zu zeigen, ob und in wiefern deren Bestimmungen mit Sätzen des canonischen Rechts harmoniren, oder nicht, weil das in so zahlreichen Schriften und Artikeln geschehen ist, daß Jedem die Möglichkeit vollster Orientirung geboten ist, noch die ultramontanen Deklamationen über „Unterdrückung der Religion, Kirche" u. dgl. zu beleuchten, oder den Nachweis zu führen, daß der Staat ein Recht hatte zu den von ihm ergriffenen Maßregeln; wir beschränken uns darauf, zu den vorhandenen Thatsachen vom politischen Gesichtspunkte aus Stellung zu nehmen.

Das Schreiben vom 10. Juni ist vom Kronprinzen auf Grund des im „Reichsgesetzblatt" und in der „Preußischen Gesetzsammlung" publizirten Allerh. Erl. v. 4. Juni, welcher Höchstdenselben mit der Stellvertretung des Kaisers und Königs in den Regierungsgeschäften beauftragt, erlassen und vom Fürsten Bismarck gegengezeichnet, hat folglich nicht den Charakter eines gewöhnlichen Schreibens, sondern ist ein politischer Akt, die Veröffentlichung in dem amtlichen Blatte für das Deutsche Reich und Preußen zeigt das direct. Dies Schreiben lautet:

Berlin, den 10. Juni 1878.

Ew. Heiligkeit für die auf Anlaß des Attentates vom 2. d. bewiesene Theilnahme Selbst zu danken, ist der Kaiser, Mein Herr Vater, leider noch nicht im Stande; gern lasse Ich es daher eine Meiner ersten Obliegenheiten sein, an Seiner Statt Ihnen für den Ausdruck Ihrer freundlichen Gesinnung aufrichtig zu danken.

Der Kaiser hatte mit Beantwortung des Schreibens Ew. Heiligkeit vom 17. April gezögert in der Hoffnung, daß vertrauliche Erläuterungen inzwischen die Möglichkeit gewähren würden, auf den schriftlichen Ausdruck principieller Gegensätze zu verzichten, welcher sich bei Fortsetzung des Schriftwechsels im Sinne des Schreibens Ew. Heiligkeit vom 17. April nicht vermeiden läßt. Nach Inhalt des letzteren muß Ich leider annehmen, daß Ew. Heiligkeit die in dem Schreiben Meines Herrn Vaters vom 24. März ausgedrückte Hoffnung nicht glauben erfüllen zu können, daß Ew. Heiligkeit den Dienern Ihrer Kirche den Gehorsam gegen die Gesetze und gegen die Obrigkeit ihres Landes empfehlen würden.

Dem dagegen in Ihrem Schreiben vom 17. April ausgesprochenen Verlangen, die Verfassung und die Gesetze Preußens nach den Satzungen der römisch-katholischen Kirche abzuändern, wird kein preußischer Monarch entsprechen können, weil die Unabhängigkeit der Monarchie, deren Wahrung Mir gegenwärtig als ein Erbe Meiner Väter und als eine Pflicht gegen Mein Land obliegt, eine Minderung erleiden würde, wenn die freie Bewegung ihrer Gesetzgebung einer außerhalb derselben stehenden Macht

untergeordnet werden sollte. Wenn es daher nicht in Meiner, auch nicht in Ew. Heiligkeit Macht steht, jetzt einen Principienstreit zu schlichten, der seit einem Jahrtausend in der Geschichte Deutschlands sich mehr als in der anderer Länder fühlbar gemacht hat, so bin Ich doch gern bereit, die Schwierigkeiten, welche sich aus diesem von den Vorfahren übernommenen Conflicte für beide Theile ergeben, in dem Geiste der Liebe zum Frieden und der Versöhnlichkeit zu behandeln, welcher das Ergebniß Meiner christlichen Ueberzeugungen ist. Unter der Voraussetzung, Mich mit Ew. Heiligkeit in solcher Geneigtheit zu begegnen, werde Ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß da, wo eine grundsätzliche Verständigung nicht erreichbar ist, doch versöhnliche Gesinnung beider Theile auch für Preußen den Weg zum Frieden eröffnen werde, der anderen Staaten niemals verschlossen war.

Genehmigen Ew. Heiligkeit den Ausdruck Meiner persönlichen Ergebenheit und Verehrung.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.

ggz. v. Bismarck.

An

Se. Heiligkeit den Papst Leo XIII.

Wir dürfen als feststehend ansehen, daß das, was dieses Kaiserliche Schreiben als maßgebenden Grundsatz aufstellt, unter allen Umständen festgehalten werden wird, weil es undenkbar ist, daß auf Verlangen des Papstes einer Forderung nachgegeben werde, deren Erfüllung in dem Kaiserlichen Schreiben als ein Opfer der Staatssouverainetät erklärt wird. Wenn wir uns als Politiker auf diesen Standpunkt stellen, haben wir dazu ein doppeltes Recht, ein formelles auf Grund dieser Kaiserlichen Erklärung, deren Veröffentlichung in gar keinem anderen Sinne aufgefasst werden kann, als in dem, daß das deutsche Volk über die Anschauung der Regierung nicht im Zweifel bleibe; wir haben aber auch das materielle Recht dazu, weil wir in allen Punkten die ausgesprochene Anschauung theilen. Wir dürfen mithin nur die Consequenzen aus dem Kaiserlichen Manifeste — ein solches ist der Brief in Wirklichkeit wegen der Tragweite seines Inhalts, des Zweckes um den es sich handelt, der ungeheueren politischen und socialen Bedeutung der Frage und im Hinblicke auf den Zeitpunkt der Veröffentlichung mitten im Kampfe um die Neuwahlen für den Reichstag, dessen Auflösung eine Kaiserliche Ordre am Tage nach der Unterzeichnung des Schreibens verfügte, — ziehen, um die sicherste Basis für unsere Betrachtung zu haben.

Der Kaiserliche Brief constatirt, daß der Kaiser ein Schreiben des Papstes vom 17. April nicht beantwortet habe, weil er gehofft, man werde römischerseits auf den schriftlichen Ausdruck principieller Gegensätze, der bei Fortsetzung des Briefwechsels unvermeidlich sei, verzichten; er constatirt, daß der Kronprinz annehme, der Papst glaube, „den Dienern seiner Kirche den Gehorsam gegen die Gesetze und gegen die Obrigkeit ihres Landes nicht empfehlen zu können.“ Indem nun der für den preußischen König unabänderliche Standpunkt scharf, klar, unumwunden formulirt wird, ist zunächst festgestellt, daß *die Regierung sich auf eine Auseinandersetzung über principielle Gegensätze nicht einlassen könne, nicht einlassen werde.* Worin diese principiellen Gegensätze bestehen

und was man römischerseits gefordert hat, geht aus dem Schreiben klar hervor. Man hat „verlangt, die Verfassung und die Gesetze Preußens nach den Satzungen der römisch-katholischen Kirche abzuändern." Das heißt mit anderen Worten: Der Papst verlangt, daß in Preußen an erster Stelle das von den Päpsten aufgerichtete Recht gelte, das Landesrecht sich diesem anbequeme. Dem gegenüber erklärt das Schreiben des Kronprinzen, kein preußischer Monarch werde ein Begehren erfüllen können, wodurch der Staat aufhören würde, souverän zu sein, denn das hieße, die Staatsgesetzgebung abhängig machen von einer fremden Macht, ja ihr unterordnen. Wenn der Papst wirklich Frieden wolle, so wird ihm bedeutet, möge er „auch für Preußen den Weg zum Frieden eröffnen, der anderen Staaten niemals verschlossen war." Man kann kaum in höherem Grade die Friedensliebe bekunden, als es hier geschieht. Denn wenn ein Regent im Eingang eines Schreibens die Hoffnung aufgiebt, der Adressat, der sich als „unfehlbarer Stellvertreter Christi" von Millionen Unterthanen gerirt, „werde seinen Dienern den Gehorsam gegen die Gesetze und gegen die Obrigkeit ihres Landes empfehlen", am Schlusse des Schreibens aber dennoch erklärt, er wolle die bestehenden Schwierigkeiten „in dem Geiste der Liebe zum Frieden und der Versöhnlichkeit behandeln, welcher das Ergebniß seiner christlichen Ueberzeugungen sei", so bildet es zwar einen wohlthätigen Contrast, daß der Kaiserliche Staatslenker feierlich erklärt, im Geiste Christi handeln zu wollen, während der geistliche sich aus hierarchischen Maximem bisher nicht dazu verstand, aber die Hoffnung auf wirklich dauernden Frieden wird nur für den erweckt werden, der sehr sanguinisch ist. Wir sind zu dieser Annahme um so mehr berechtigt, wenn wir das am 27. August an den neuen Cardinal-Staatssecretair Nina gerichtete Schreiben Leo's XIII. in Betracht ziehen, worin derselbe erklärt, es sei bei den freundschaftlichen Unterhandlungen mit dem Deutschen Kaiser nicht seine, des Papstes, Absicht gewesen, „zu einem einfachen Waffenstillstande zu gelangen, welcher den Weg zu neuen Conflicten offen ließe, sondern nach Entfernung der Hindernisse einen wahren, soliden und dauerhaften Frieden zu schließen." Wer die Geschichte kennt, wer unterrichtet ist von den inneren Vorgängen in der römischen Kirche, von der ganzen durch die Erziehung dem Klerus eingepfropften Denkweise und Gesinnung, von der Anschauung über die Art und die Mittel, der staatlichen Macht Widerstand zu leisten, welche Dank einer seit dreißig Jahren in Deutschland betriebenen ultramontanen Propaganda in alle Kreise der dem Papste zugethanenen Bevölkerung eingedrungen ist, wer weiß, wie die antipreußische und ultramontane Gesinnung in gewissen maßgebenden Schichten der katholischen Bevölkerung das treibende politische Motiv bildet, der ist nicht aus etwaigen subjectiven Anschauungen, sondern aus den angedeuteten realen Gründen fest überzeugt, ja dessen gewiß, daß ein wirklicher Friede zwischen einem Staate, welcher nicht die im Kaiserlichen Schreiben zurückgewiesene Forderung des Papstes unbedingt erfüllt, und dem letzteren nimmermehr möglich ist. Seitdem im Syllabus vom 8. December 1864 ein der ganzen seit der Reformation vollzogenen Entwickelung in Staat und Gesellschaft schnurstracks widerstrebendes System von politischen und socialen Grundsätzen aufgerichtet ist, seitdem durch die am 18. Juli 1870 zum Glaubenssatze erhobene Unfehlbarkeit des Papstes die wichtigsten der in jenem Dokumente niedergelegten Anschauungen auf Grund von

ganz unzweifelhaft mit dem Charakter päpstlicher Stuhlsprüche (ex cathedra) begabten Erklärungen älterer und neuerer Zeit den Gehalt von Glaubenssätzen erlangt haben, ist eine wirkliche Versöhnung zwischen dem Staate, welcher von jeder außer ihm stehenden Macht unabhängig sein Recht und sein Leben gestalten will, und zwischen dem Papste, der unfehlbar das ganze Gebiet des Glaubens und der Sitten beherrscht, unmöglich. Nur Uebersehen oder Unkenntniß aller der vorher für die richtige Beurtheilung des Ultramontanismus hervorgehobenen Momente, wie wir solche freilich bis in die maßgebendsten Kreise antreffen, die das römische, „katholisch" genannte Wesen zu kennen vermeinen, weil sie aus einem Compendium oder auch aus gedruckten Quellen die positiven Sätze des „kirchlichen Rechts" kennen, oder nach Berichten von Organen, welche selbst nicht befähigter sind und jedenfalls nur zu erfahren vermögen, was den Ultramontanen nicht schadet, — nur jene Gutmüthigkeit, welche es ganz natürlich findet, daß Leo XIII. im Schreiben an den Deutschen Kaiser und in einem für dieselbe Adresse bestimmten Passus der Instruction an Cardinal Nina von Hochachtung für die deutsche Nation überfließt, aber in amtlichen Erlassen, Anreden u. dgl. von den Protestanten als „Ketzern" redet, über das Zunehmen der Ketzer in Rom und dem übrigen Italien und deren Gottesdienst als eine „Pest" redet, Geistliche, Vereine und Organe mit anerkennenden Schreiben begnadigt, obwohl diese in dem Geiste der offenen Bekämpfung des Staates handeln, weil — so meint jene harmlose Ansicht protestantischer Staatsmänner, die auf die Römer den Eindruck macht, als traue man seiner Sache nicht so recht und sei froh, wenn der Chef der „alleinseligmachenden" Kirche sich herbeilasse, mit einigen „Ketzern" zum eigenen Vortheil zu verhandeln — man doch nicht verlangen könne, daß der Papst die Protestanten anerkenne, — nur jener oberflächliche Liberalismus, dessen Anhänger, selbst der positiven Religion bar, nicht im Stande sind, die Bedeutung der religiösen Fragen zu ermessen, — nur jener kurzsichtige Protestantismus endlich, der sich in seiner Einbildung, das Autoritätselement und mit ihm im Bunde die Macht der Pastoren sei in der protestantischen Kirche gründlich zerrüttet, mit allen möglichen in bloßer Reaction das Heil erblickenden Elementen verbündet: das sind die Richtungen, welche glauben können, es sei ein wirklicher dauernder Friede mit Rom möglich, und welche wünschen können, der Staat möge mit dem Papste, sei es Waffenstillstand, sei es Frieden schließen, selbst auf die Gefahr hin, sich zur Aenderung der Gesetze zu verpflichten. Es ist beinahe unglaublich, wie aus den seine Wünsche begleitenden Worten Leo's XIII. gefolgert werden kann, er habe mit dem Systeme Pius' IX. gebrochen. Wenn er das gethan, dann möge er mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er ex cathedra lehre, Syllabus, Infallibilität, Bulle Unam sanctam 2c. 2c. verwerfen. Solange das nicht geschieht, ist nichts möglich, als ein leidlicher Zustand, der bis zu dem Zeitpunkt dauert, wo die Curie für gut findet, ihre wahren Krallen zu zeigen, wo sie die Macht zu haben glaubt, um die nach Gregor's VII. Lehre vom Bösen herrührende weltliche Macht zu stürzen. Die stuhlspruchmäßige Verdammung des eigenen päpstlichen Größenwahnsinnssystems ist nicht zu erwarten, weil sie vielleicht selbst der Masse die Augen öffnen würde über den wahren Verderb; und darum ist kein Friede möglich, nur ein Waffenstillstand, modus vivendi benamst, bis auf bessere Zeit stillschweigend oder vertragsmäßig geschlossen.

Was wir für einzig möglich erklären, das hält auch das Kaiserliche Schreiben allein für erreichbar. Wie kann dies erreicht, wie darf es angestrebt werden?

Eine absolut zu verwerfende Form ist nach unserm Urtheil ein förmlicher Vertrag, mag er nun in einem von beiden Theilen unterzeichneten Instrument bestehen, also ein sogenanntes Concordat sein, oder in wechselseitig für bindend anerkannten Erklärungen, deren Vereinbarung durch Austausch diplomatischer Noten stattgefunden hat. Der Staat hat bei Erlaß seiner Gesetze, wie das in den Motiven, von der Ministerbank und aus dem Kreise der nicht dem Papste blindlings unterworfenen Abgeordneten bis zur Sättigung erklärt worden ist, sich lediglich von dem Bewußtsein leiten lassen, daß er aus eigener Machtvollkommenheit das ganze Gebiet zu ordnen vermöge, welches den Staat berührt, folglich auch die Grenze der kirchlichen und staatlichen Sphäre und die Rechte der Kirchen gegenüber und in dem Staate. Von diesem Standpunkte abzulassen, würde, wie das der Kaiserliche Brief mit dürren Worten und vollstem Rechte sagt, die Unabhängigkeit des Staates mindern. Das aber geschähe mit logischer Nothwendigkeit durch einen Vertrag, weil der Abschluß eines solchen den schlechthinnigen Beweis liefert, daß die Contrahenten nach ihrer eigenen Anschauung über das Vertragsobject zu verfügen bestimmt sind. Die Curie geht freudig auf jeden solchen Vertrag ein, nicht um deshalb, weil sie von ihrem Standpunkte aus ein Anerkenntniß des Staats nöthig fände zur Geltendmachung der von ihr beanspruchten und geübten Macht, sondern weil der Abschluß von ihr mit vollstem Rechte dahin gedeutet werden darf, daß der Staat anerkennt: die Kirche sei berechtigt mitzusprechen und zu bestimmen über die Rechte der Kirche im Staate und gegenüber demselben. Wer daran zweifelt, lese die Allokution Pius' IX. über den Abschluß des österreichischen Concordats „Quod pro apostolica“ vom 3. November 1855, worin er sagt: „(Der Kaiser) bat uns inständigst, wir möchten mit ihm einen Vertrag eingehen, der uns in den Stand setzte, sowohl die kirchlichen Angelegenheiten seines Reichs zu ordnen, als auch für das geistliche Wohl der Völker mit apostolischer Autorität mehr zu sorgen“ (enixe efflagitavit, ut cum ipso conventionem inire vellemus, qua et ecclesiastica in suo imperio negotia componere, et spirituali illorum populorum utilitati auctoritate nostra apostolica majorem in modum prospicere valeremus), der lese die Bulle „Aeterni pastoris“ vom 22. September 1859, womit Pius IX. das badische Concordat genehmigte und worin es heißt: „Es gereichte uns daher zur größten Freude, als ..... Friedrich, Großherzog von Baden, von uns verlangte, daß wir die kirchlichen Angelegenheiten in seinem Großherzogthum ordnen möchten“, der lese die Bulle „Cum in sublimi“ vom 22. Juni 1857, womit das württembergische Concordat genehmigt wurde, worin wörtlich dasselbe steht. Immer ist's der Papst, der die Regelung als sein Werk erklärt und mit keinem Worte sagt, der Mitcontrahent habe dazu ein Recht; was dieser thut, wird nur als Wegräumung der der Freiheit der Kirche entgegen stehenden Hindernisse erklärt. Dieselbe Anschauung ergiebt sich aus dem Eingang der Bulle „De salute animarum“ für Preußen. Es ist also zweifellos, daß der Papst jedes Uebereinkommen, soweit der Staat in Betracht kommt, als einen Verzicht ansieht auf unberechtigte Hinderung der „apostolischen Autorität“. Daß dem so ist, zeigt die Allokution Pius' IX. vom 22. Juni 1868, welche das österreichische Staatsgrund-

gesetz und andere Staatsgesetze „verwirft und verdammt, mit allen Folgen durchaus nichtig und ohne alle Kraft" erklärt, der Brief desselben an den Kaiser Wilhelm vom 7. August 1873, worin er diesem zu verstehen giebt, er unterstehe ihm als Christ, die Encyklika vom 5. Februar 1875, welche die preußischen Kirchengesetze feierlich vor der ganzen Welt für ungültig erklärt und sagt, „jene Gesetze seien nicht freien Bürgern gegeben, um einen vernünftigen Gehorsam zu fordern, sondern Sklaven auferlegt, um den Gehorsam durch des Schreckens Gewalt zu erzwingen."

Es scheint uns unmöglich, daß der Staat mit dem Nachfolger Pius' IX., der alle von diesem beanspruchte und geübte Machtfülle in Anspruch nimmt, einen Vertrag schließe über Dinge, welche in den von Pius IX. verdammten Gesetzen geregelt werden, bevor der Papst Leo XIII. auf's Feierlichste die Encyklika vom 5. Februar 1875 widerrufen hat, weil ohne diesen Widerruf der Papst logisch berechtigt wäre zur Annahme, daß der Staat sich von der Richtigkeit der päpstlichen Verwerfung überzeugt hätte. Das Schreiben vom 10. Juni 1878 bürgt dafür, daß ein solcher Schritt nicht vorgenommen werden wird.

Was kann dann geschehen? Wir wiederholen, was wir im Septemberheft der „Deutschen Revue" (Seite 354) schrieben: „Die Beilegung des Culturkampfs, wenn sie ohne ein Recht des Staats zu vergeben erfolgt, ist uns von Herzen recht." Will der Papst dies Ziel, so hat er einen sehr einfachen Weg, den das Schreiben vom 10. Juni andeutet; er möge das doppelte Maaß aufgeben, mit dem er bisher gemessen hat, je nachdem es sich um den einen oder anderen Staat handelt; er weise seine unterworfenen Bischöfe u. s. w. an, die staatlichen Vorschriften über die Anzeige der zu bestellenden Seelsorger zu befolgen, wie das in Oesterreich, Bayern, Oldenburg, Baden u. s. w. geschieht. Damit ist der erste und tiefste Grund des gegenwärtigen Kampfes entfernt. Das Uebrige wird sich dann leicht finden. Hat man von Seiten der Bischöfe sich dem Gesetze über die Verwaltung des Kirchenvermögens vom 20. Juni 1875 gefügt, obgleich in dem Namens der preußischen Bischöfe vom Erzbischof von Cöln unterm 10. März 1875 an den Landtag gerichteten Schreiben (Drucksachen des Abgeordnetenhauses, 12. Legislaturperiode, II. Session 1875, Nr. 250 S. 45) gesagt wurde: „Der Entwurf enthält eine Menge von Bestimmungen, welche mit den der katholischen Kirche zustehenden Rechten unvereinbar sind und die ihr nicht nur in Folge ihrer göttlichen Stiftung und Einrichtung, sondern auch nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen gebührende .... Selbstständigkeit schwer beeinträchtigen und schädigen" und: „Die Kompetenz zur Erlassung eines solchen Gesetzes vermag vom Standpunkte des Rechtes den Faktoren der staatlichen Gesetzgebung niemals zuerkannt werden", und obgleich gerade diese Erklärung (wie es a. a. O. S. 46 heißt) der Grund war, Ausnahmebestimmungen aufzunehmen, welche das staatliche Recht noch schärfer formulirten: so kann man gegen die geforderte Anzeige gar keinen stichhaltigen Grund geltend machen. Und wie sollte der Staat, nachdem solche Erklärungen von Unterthanen vorliegen, jemals sich verbindlich machen können, seine Gesetze zu ändern, bevor dieselben mindestens thatsächlich durch Befolgung als berechtigt anerkannt sind von derselben Person — denn Pius XI. und Leo XIII. sind als Päpste dieselbe Person — welche sie verworfen hat.

Haben die Staatsgesetze den schuldigen Gehorsam gefunden, dann mag der Staat untersuchen, ob und was er bessern oder aufgeben kann. Ist dies Stadium eingetreten, dann steht nichts entgegen, Wünsche, die kirchlicherseits gemacht werden, sachlich zu prüfen und mit allem Wohlwollen zu behandeln. Der jetzige Zustand schadet am meisten der römischen Hierarchie, sie einzig und allein hat ihn durch ihr maßloses Benehmen hervorgerufen in dem Bewußtsein, durch die systematische und planmäßige Unbotmäßigkeit den „protestantischen" Staat mürbe zu machen. Josef von Radowitz, jener warme Katholik, schrieb im Jahre 1851 („Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche" I. Seite 181) seine innerste Meinung in den „Waldheim" in den Mund gelegten Worten also: „Der Preußenhaß ist es, um den es sich handelt, nicht die Zärtlichkeit für Oesterreich, nicht die Sorge für die katholische Kirche!" Daß es auch jetzt wesentlich kein anderes Motiv ist, welches in der Leitung der ultramontanen Opposition vorwaltet, vermag nur der zu verkennen, der die Augen verschließen will, oder die Ergüsse der Organe nicht kennt, welche sich der Nothwendigkeit, ihre Tendenzen zu verblümen, überhoben glauben. Der Staat hat für nöthig erachtet, zu seiner Sicherung eine Reihe von Gesetzen zu erlassen, deren Wirkungen der Curie Angst und Sorge machen; rüttelt der Staat daran, ehe der Zweck: den grundsätzlichen Widerstand gegen die Staatsgewalt zu brechen, durch die thatsächliche Befolgung der Gesetze von Seiten des römischen Clerus erreicht ist, so wird nur ein Erfolg eintreten, Schwächung der staatlichen Autorität und über kurze Zeit ein noch heftigerer Kampf.

Der neueste Geschichtschreiber des Herrn Thiers.

Von
Harry Breßlau.
Berlin.

Unter allen Ministern, welche an der Leitung der Geschichte Frankreichs während der verhältnißmäßig kurzen und doch so denkwürdigen Präsidentschaft des Herrn Thiers Antheil gehabt haben, hat es keiner mit solcher Geschicklichkeit verstanden, seine Stellung inmitten aller noch so bewegten politischen Stürme zu behaupten, ohne doch seine liberalen Grundsätze jemals zu verläugnen, wie Jules Simon. Von den drei Mitgliedern der Regierung der nationalen Vertheidigung, welche Thiers in sein Ministerium berief, als er am 17. Februar 1871 zu Bordeaux an die Spitze der executiven Gewalt gestellt wurde, mußte Ernst Picard, der Minister des Innern, schon im Mai vor dem Mißtrauen der Majorität der Nationalversammlung seinen Platz räumen; Jules Favre, der die auswärtigen Angelegenheiten leitete, folgte ihm kurze Zeit nach dem Abschluß der mit dem Frankfurter Frieden im Zusammenhange stehenden Zusatzconventionen, am 2. August. Jules Simon allein behauptete sich fast eben so lange, als der Präsident der Republik selbst auf seinem Posten; als er sechs Tage vor dem Sturz des letzteren, am 18. Mai zum Rücktritt von demselben genöthigt wurde, war dieser nur der Vorbote des größeren Ereignisses, das am 24. eintrat; die Coalition der monarchistischen Parteien in der Versammlung hatte ihre Kräfte an dem Minister erprobt, ehe sie dieselben gegen den Präsidenten selbst wandte. Mit schwerem Herzen trennte sich Thiers von dem

treuen und ergebenen Helfer, der sein volles Vertrauen besaß; der Brief, den er bei Annahme seiner Demission an ihn richtete, ist ein Zeugniß davon, das keiner Erläuterung bedarf. „Mit aufrichtigem Herzleid,“ schrieb er ihm, „trenne ich mich von Ihnen. Ich werde mich immer der drei Jahre erinnern, in denen Sie mir ein zuverlässiger Freund und College, ein Mitarbeiter von der seltensten Begabung gewesen sind .... Sie werden eines Tages die Zuflucht dieses Landes sein, inmitten der Reihe von Abenteuern, die ihm noch beschieden sein mögen. Gebe Gott, daß sie sich glücklich endigen! Was mich betrifft, so werde ich noch eine letzte Anstrengung machen, ohne zu wissen, welches ihr Resultat sein wird. Aber das soll die letzte sein, und dann werde ich im Kreise einiger Freunde, unter denen Sie, wie ich hoffe, die erste Stelle einnehmen werden, die Ruhe suchen“ ....

Wenn ein Mann, der Thiers so nahe stand, es unternimmt, die Geschichte seiner etwas mehr als zweijährigen Regierung zu schreiben, wenn dieser Mann überdies zu den bedeutendsten Philosophen, den begabtesten Schriftstellern des heutigen Frankreichs — und nicht ohne Grund — gezählt wird, so ist man berechtigt, die höchsten Erwartungen an sein Werk zu knüpfen, man darf hoffen, daß dasselbe für immer eine der werthvollsten Quellen für die zukünftige Geschichtsforschung sein wird. Nur bis zu einem gewissen Grade erfüllt das Werk, das vor kurzem in zwei starken Bänden unter dem Titel: „Le Gouvernement de M. Thiers. Par Jules Simon“ in Paris erschienen ist, diese berechtigten Erwartungen. Es ist ein vortrefflich geschriebenes Buch, dessen durchsichtig klarer Styl den schriftstellerischen Ruf des Autors zu erhöhen nicht verfehlen wird, dessen Lectüre man mit dem größten Interesse beginnen und beendigen wird, es ist eine dankbare Huldigung für den großen Staatsmann, dessen Wirksamkeit es darzustellen unternimmt, und dessen Bedeutung man aus ihm auf's neue erkennt — aber was man von ihm erhofft, ist es nicht. Ueber die innere Geschichte Frankreichs während der Zeit, die es behandelt, bietet es nur wenig neue Aufklärungen, wenig, was denjenigen, der nur aus den Zeitungen die Intriguen der Parteien und die Debatten der Nationalversammlung verfolgt hat, überrascht, — und die auswärtigen Beziehungen namentlich zu Deutschland werden darin nicht blos, was man erklärlich finden könnte, von einem einseitig nationalen, sondern von einem völlig subjectiven, gefühlspolitischen, ja gradezu ungerechten und unwahren Standpunkte aus behandelt. Das letztere Urtheil werden wir nachher begründen, das erstere mag zunächst durch zwei Thatsachen motivirt werden.

Man erinnert sich jener Sitzung der Nationalversammlung vom 17. März 1873, in welcher Herr von Rémusat, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, den Abschluß der am 15. in Berlin unterzeichneten Convention ankündigte. Dieselbe beendete die deutsche Occupation bedeutend früher, als anfänglich wahrscheinlich gewesen war, indem ihr zufolge die Räumung der vier noch besetzten französischen Departements und des Kreises von Belfort im Juli, die Räumung Verduns im September erfolgen und somit in diesem Monat, die „Befreiung des Territoriums“ beendet sein sollte. Es war ein großer Erfolg, den die Klugheit und Mäßigung des Präsidenten errungen hatte, dessen unablässig im Auge behaltenes Ziel die Abkürzung der Occupation gewesen war; und die Versammlung folgte einem fast einmüthigen Impulse, indem sie Thiers ihren Dank votirte und

die Erklärung abgab, daß er sich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Aber nur ungern gehorchte die Rechte diesem Impulse; sie wußte der Resolution einen Passus einzufügen, der für sie selbst einen Theil des Verdienstes in Anspruch nahm, das ihr in der That doch nur wenig gebührte; einer ihrer Heißsporne, Herr von Belcastel, beantragte sogar, nur zu erklären, daß Herr Thiers sich „in diesem Punkte“ um das Vaterland verdient gemacht habe, um den Präsidenten in demselben Augenblick, in welchem man ihm den Dank des Volkes votirte, durch ein verhülltes Mißtrauensvotum zum Rücktritt zu nöthigen. Am folgenden Tage — so erzählt Jules Simon — unterhielt man sich im Ministerrath von den verschiedenen Zwischenfällen dieser Sitzung. Simon sagte dem Präsidenten lächelnd: Jetzt müssen Sie Ihr „nunc dimittis“ aussprechen. Nachdenklich sah ihn Thiers an; „Aber sie haben Niemand,“ antwortete er. „Sie haben den Marschall Mac Mahon,“ meinte Jules Simon. „Ah, was den betrifft,“ erwiderte Thiers lebhaft, „für den bürge ich, er wird nie annehmen.“ Der Vorfall ist unleugbar von großem Interesse. Man kann Thiers nicht für einen Optimisten halten, wenn man auch zugiebt, daß er ein starkes und natürliches Selbstgefühl besaß und sich deshalb über seine Unentbehrlichkeit täuschte; indem er eine so zuversichtliche Erklärung über die Gesinnungen Mac Mahons abgab, muß er Gründe dafür gehabt haben, die mehr als eine bloße Vermuthung rechtfertigten. Das war am 18. März, und am 24. Mai nahm Mac Mahon das ihm von der Majorität angebotene Amt des Präsidenten der Republik an. Jules Simon constatirt, daß diese Ersetzung seit lange beschlossene Sache war; er constatirt überdies, daß, wenn der Marschall aus irgend welchen Skrupeln abgelehnt hätte, die Rechte Niemanden gehabt haben würde, den sie an seine Stelle setzen konnte. Jede weitere Motivirung und Erklärung des Vorganges und des von Mac Mahon gefassten Entschlusses, jede Aufklärung über die Intriguen, die zwischen dem 18. März und dem 24. Mai gespielt, über die Verabredungen, die zwischen Mac Mahon und der Mehrheit getroffen sein müssen, vermißt man bei ihm. Man wird gewiß nicht annehmen, daß Jules Simon darüber nichts, garnichts zu sagen gewußt habe. Man wird andererseits begreifen, daß er, der vom Dezember 1876 bis zu der Katastrophe des 16. Mai Ministerpräsident des Marschalls war, trotz des groben Briefes, mit welchem er entlassen wurde, sich zumal jetzt, da der Friede zwischen den Republikanern und Mac Mahon geschlossen ist, jeder den letztern compromittirenden Enthüllungen enthält. Aber man kann sich fragen, ob es für ihn gerathen war, die Geschichte des Herrn Thiers zu schreiben, wenn er über eine der wichtigsten Fragen, die mit seiner Katastrophe zusammenhängen, Stillschweigen zu beobachten genöthigt war.

Mit ähnlicher Rücksicht wie hier der gegenwärtige, wird an anderen Stellen der Mann, der vielfach als der zukünftige Präsident der französischen Republik gilt, von dem Geschichtschreiber des Herrn Thiers behandelt. Sein Buch beginnt mit seiner eigenen Reise nach Bordeaux, unmittelbar nach Abschluß des Waffenstillstandes, deren Zweck es war, die Delegation in Bordeaux unter Führung Gambettas zur Anerkennung der von der Regierung in Paris getroffenen Maßregeln zu bewegen, wenn nöthig zu zwingen. Man wußte längst, wie viele Schwierigkeiten der Dictator, der „fou furieux“ wie ihn damals Thiers nannte, seinen Pariser Collegen in den Weg legte; wie er die Fortsetzung des verzweifelten

Krieges wünschte, der doch keinerlei Aussichten auf Erfolg hatte, wie er sodann die Wahlen zur Nationalversammlung durch den Ausschluß aller Bonapartisten zu beeinflussen gedachte, während die deutsche Regierung gerade die volle Freiheit der Wahlen als unerläßliche Voraussetzung für ihre Anerkennung der Versammlung betrachtete. Manche interessante Einzelheit fügt Simon, wie man sich denken kann, dem bisher Bekannten hinzu; namentlich die Thatsache, daß er entschlossen war, mit einigen ihm ergebenen Officieren nöthigenfalls Gewalt gegen den Dictator zu gebrauchen. Aber für Gambetta, der damals ein verzweifeltes Spiel spielte, hat er kaum ein leises Wort des Vorwurfes; er rühmt seine rastlose Thätigkeit, aber er hat keinen Tadel für seinen Eigensinn und seine Leidenschaftlichkeit, die damals das Vaterland aufs äußerste gefährdeten. Noch schonender aber wird Gambetta im letzten Abschnitt des Werks behandelt, der die Vorgeschichte des 24. Mai darstellt. Je mehr der einstige Dictator sich zum gemäßigten und regierungsfähigen Mann entpuppt hat, um so unbequemer möchte es ihm allerdings sein, an jene Zeit erinnert zu werden, in der er noch der rothe Führer der Radikalen, noch nicht zum „blauen“ Opportunisten gemildert war. Aber wenn Jules Simon immer wieder von den Umtrieben der Rechten, der Legitimisten, Orleanisten, Imperialisten zu reden weiß, die den Sturz Thiers bewirkt hätten, so sollte er doch nicht der Radikalen und Gambettas vergessen. Kaum, daß er gelegentlich einmal hervorhebt, daß auch sie dem Präsidenten manche Schwierigkeiten gemacht und manche Unbequemlichkeit bereitet haben; davon, daß das Gebahren der Radikalen unter Gambettas Leitung die conservativen Parteien immer auf's neue gereizt, ihre Furcht vor der Republik immer auf's neue wachgerufen habe, sagt er kein Wort. Und wenn man erwähnt, daß die Wahl des berüchtigten „Bürgers Barodet“ zum Mitgliede der Nationalversammlung die unmittelbare Ursache zu Thiers' Sturze war, indem sie jene kleine Gruppe Target, die bei der Abstimmung vom 24. Mai den Ausschlag gab, ins Lager der Rechten drängte: so sollte man nicht vergessen hervorzuheben, daß diese Wahl unmöglich gewesen wäre, wenn die Radikalen und Gambetta sie nicht gewollt hätten, und daß ein Mann wie der letztere politischen Scharfblick genug besaß, um diese ihre Wirkung vorauszusehen. Noch ist es nicht ausgemacht, ob der Führer der Radikalen wirklich den Sturz des Herrn Thiers im Innersten seines Herzens so sehr bedauert hat, wie später behauptet wurde; ob er unter der Präsidentschaft des letzteren eine so hervorragende Rolle gespielt hätte, wie unter der Mac Mahons, ist mindestens sehr zweifelhaft; und sicher ist es ihm leichter geworden, sich als „Dauphin der Republik“ unter dem letzteren zu qualificiren, als das unter Thiers der Fall gewesen wäre.

Bei diesen zarten Rücksichten, die Jules Simon nach rechts, wie nach links beobachtet, ist es klar, daß seine Darstellung der inneren Verhältnisse unter der Regierung des Herrn Thiers weit entfernt ist, gerecht und erschöpfend zu sein, und ein vollständiges und ungetrübtes Bild von den Vorgängen zu geben, welche sie behandelt. Energischer Protest muß aber gegen die Abschnitte seines Buches erhoben werden, welche in der einseitigsten und vorurtheilsvollsten Weise die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland zu schildern versuchen. Wenn ein obscurer Scribent, etwa wie Herr Tissot oder einer seines gleichen, diese Dinge so dargestellt hätte, so würde man darüber mit vornehmer Gleichgültigkeit hinweggehen

können. Aber unser Verfasser war einer der einflußreichsten Minister der französischen Republik während der Regierung des Präsidenten Thiers, er war Ministerpräsident auch unter Mac Mahon; er selbst hält, wie man dem Buche anmerkt, seine politische Rolle noch keineswegs für ausgespielt und mag im Innersten seines Herzens vielleicht noch auf die Zeit hoffen, wo die in dem oben mitgetheilten Briefe seines Helden ausgesprochene Prophezeihung sich verwirklichen und er „die Zuflucht“ Frankreichs werden wird. Stellt ein solcher Mann diese Verhältnisse dar, so ist Gefahr vorhanden, daß seine Darstellung die historische Tradition beeinflussen, daß sie als eine lautere oder wenigstens in den Thatsachen zuverlässige Geschichtsquelle angesehen werden könnte. Und davor zu warnen, ist doch sehr dringend nöthig.

Den deutsch-französischen Beziehungen während der Regierung des Herrn Thiers sind zwei Abschnitte in Simons Werk gewidmet; der dritte, der die Geschichte der Friedenspräliminarien erzählt, der achte, welcher die Befreiung des Territoriums behandelt. Einiges, was in den dritten Abschnitt gehört hätte, ist erst im achten erwähnt, mag aber hier zugleich mit jenem erledigt werden.

Im ganzen und großen ist Jules Simon über die Verhandlungen, welche dem Abschluß des Friedens von Versailles vorangingen, nicht besonders gut unterrichtet und hat sich nicht einmal besondere Mühe gegeben, sich zu unterrichten. Nur ein Beispiel dafür. Es ist bekannt, daß der Fürst Bismarck einige hervorragende Finanzmänner nach Versailles berufen hat, um ihn bei den Verhandlungen über die Modalitäten der Zahlung der ungeheuren Kriegsentschädigung mit ihrem Rathe zu unterstützen. Nach dem Berichte unseres Autors hätte die Anwesenheit derselben den Zweck gehabt, den Franzosen durch eine großartige Anlehens-Operation die Zahlung der Kriegsentschädigung zu erleichtern; „Sie werden bezahlen, ohne es zu bemerken“ soll Bismarck zu Thiers gesagt haben; das System der Finanzmänner soll darin bestanden haben, daß es den Franzosen zwar eine ziemlich lange Zahlungsfrist gewährte, dafür aber in letzter Instanz die zu zahlende Summe verdoppelte. Wer waren nun diese Finanzmänner? Jules Simon sagt: „Am folgenden Tage (Donnerstag 23. Febr.) stellten sich die beiden angekündigten Banquiers vor. Herr von Bismarck hatte Recht gehabt, ihre Geschicklichkeit und Bedeutung zu rühmen: es waren keine geringeren als der Graf von Heukel und Herr Black-Schröder, die beiden ersten Banquiers von Deutschland.“ Unter dem ersteren Namen ist, wie ich vermuthe, der Graf Henckel zu verstehen, der ebenso erstaunt sein mag, sich von Jules Simon zum ersten Banquier Deutschlands ernannt zu sehen, wie Herr von Bleichröder über die wunderbare Verschönerung seines Namens. Welchen Glauben aber soll man dem Berichte eines Gewährsmannes über die angeführten Thatsachen schenken, wenn er sich nicht einmal bemüht hat, sich über Stand und Namen der Personen, an deren Erwähnung er diese Thatsachen knüpft, zu unterrichten? So bleibt es denn auch dahingestellt, wie es mit der Glaubwürdigkeit anderer Einzelheiten steht, die Simon über die Unterredung Bismarcks mit Moltke vor dem Verzicht auf die Abtretung Belforts, über die Unterzeichnung des Friedensvertrages durch die Minister von Bayern, Württemberg und Baden u. dergl. anführt. Auf die alleinige Autorität des Herrn Jules Simon hin möchte ich sie nicht in eine beglaubigte Geschichte jener

Verhandlungen aufnehmen. Ganz unglaublich ist jedenfalls, was Herr Simon wie vor ihm Jules Favre über den Grund des Verzichtes auf Belfort anführt. Er giebt eine lange Rede wieder, die Thiers während der Conferenz mit Bismarck gehalten habe, erzählt von seinem bleichen Antlitz, seinem erregten Wesen, dem bittenden und zugleich stolzen Ton seiner Sprechweise, schildert wie er beim Reden aufsprang und sich wieder niedersetzte, wie seine Stimme durch den Schmerz gebrochen war — und ist zuletzt naiv genug zu glauben, daß in der That die oratorische Geschicklichkeit des Herrn Thiers und etwa die Thränen die er vergoß, bei einem Mann wie dem Fürsten Bismark den letzten Ausschlag gegeben und ihn veranlasst hätten, auf Forderungen zu verzichten, die er ohne diese Rührscenen festgehalten haben würde!

Nur noch ein Punkt soll in diesem Zusammenhang erwähnt werden. Es ist bekanntlich der Regierung der nationalen Vertheidigung von den gegnerischen Parteien der Vorwurf gemacht worden, daß sie durch die Fortsetzung des Krieges nach der Niederlage von Sedan die Situation nur verschlimmert habe, daß der Friede im September 1870 billiger zu haben gewesen wäre, als im Februar 1871, daß insbesondere die deutsche Regierung sich mit dem Elsaß begnügt haben würde, ohne Lothringen zu verlangen. Niemand wird in Abrede stellen, daß das eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß insbesondere die Weigerung der Abtretung von Metz weit größere Aussichten auf Erfolg gehabt hätte, so lange diese Festung noch in französischen Händen war, als nach ihrer Capitulation. Immerhin würde man es Herrn Jules Simon nicht zu hoch anrechnen können, wenn er das Gegentheil behauptet, um die Politik der Regierung, der er angehört hat, zu rechtfertigen — wäre nur der Beweis, den er dafür zu erbringen versucht, daß Preußen es vom ersten Augenblick der Invasion an auf die Eroberung auch Lothringens abgesehen habe, nicht so gänzlich hinfällig. „Es genügt, den Nouvelliste de Versailles zu öffnen," sagt er, „den der preußische Präfect von Brauchitsch begründet hat, und der später der Moniteur Officiel der Regierung von Versailles wurde, um sich zu überzeugen, daß nicht der Elsaß allein, sondern Elsaß und Lothringen zusammen in Anspruch genommen wurden." Hat Jules Simon wirklich vergessen, daß der Nouvelliste de Versailles erst zu erscheinen begann, als die Fortsetzung des Krieges auch nach Sedan entschieden war, als man hoffte, die Kraft der deutschen Armeen werde vor den Mauern des unbesieglichen Paris zerschellen, als Jules Favre sein berühmtes Losungswort „kein Stein unserer Festungen und kein Zoll unseres Territoriums" ausgegeben hatte, als Gambetta die Guerre à outrance predigte? Oder hält er wirklich seine Leser für so unfähig zu denken, daß er ihnen mit solchen Gründen zu beweisen glaubt, man würde Metz nicht behalten haben, auch wenn der Friede gleich nach Sedan geschlossen und der deutschen Regierung der Vormarsch auf Paris und die Gründung des Nouvelliste de Versailles erspart geblieben wäre?

Wie es mit der Sorgfalt und wie es mit der Logik unseres hochgestellten Geschichtschreibers beschaffen ist, haben wir gesehen. Seine Objectivität beweist in merkwürdiger Weise der Abschnitt, der die Befreiung des Territoriums erzählt. Jules Simon hält es für nothwendig, um die Verdienste klarzustellen, die sich Thiers dadurch erworben hat, eine Einleitung voraufzuschicken, welche die Leiden

der Invasion und Occupation in breitester Darstellung in's Gedächtniß ruft. Dem Einwande, daß die Franzosen es in Deutschland ebenso schlimm gemacht hätten, begegnet er vorweg, indem er selbst an die Verheerung der Pfalz unter Ludwig XIV. und an die Grausamkeiten Napoleons „des Großen" erinnert: er fügt hinzu, daß die Repressalien der Deutschen dadurch nicht gerechtfertigt würden. Wären sie das, so würde kein Fortschritt der Menschheit möglich sein und müßte dieselbe ewig auf dem Standpunkte des eisernen Zeitalters verharren. Von ähnlichen Grausamkeiten, wie sie die Franzosen in der Pfalz oder der große Napoleon angeordnet, weiß nun freilich Jules Simon nichts zu berichten. Daß hier und da einmal ein Franzose von deutschen Soldaten mißhandelt ist, daß die Franctireurs nicht als Soldaten, sondern als das, was sie waren, behandelt sind, als feige Meuchelmörder, die hinter Busch und Mauer einen Feind niederschossen, um im nächsten Augenblick die Flinte wegzuwerfen, und sich als biedere Landleute zu geriren — das wird er selbst nicht jenen Gräueln an die Seite stellen wollen. Er geht um so ausführlicher auf die Attentate der Deutschen gegen das Eigenthum und die Ehre der Franzosen ein. Er bezeichnet es als ein unerhörtes Verfahren, daß die deutschen Behörden in den von ihnen besetzten französischen Gebieten — nicht etwa plünderten oder Contribution erhoben — nein, daß sie die regelmäßigen Abgaben in derselben Höhe weiter erhoben, wie sie an den französischen Staat zu entrichten gewesen wären. Er entsetzt sich darüber, daß die preußische Verwaltung die edlen Franzosen zu Denuncianten habe machen wollen, und er führt als Beweis dafür an, daß der Polizeidirector von Metz für die Entdeckung der Thäter einer unqualificirbaren Rohheit eine Belohnung von 300 Francs versprochen habe. Er ist außer sich, daß man „notable" französische Bürger gezwungen habe, die Locomotiven der Truppenzüge zu besteigen, weil man nur so dieselben vor den heimtückischen Angriffen der Bevölkerung, welche die Schienen aufriß, zu schützen vermochte. Es entsetzt ihn aufs höchste, daß man einen angesehenen Bürger von Versailles nicht etwa erschoß, sondern zur Internirung in Deutschland verurtheilte, weil derselbe trotz nachdrücklichsten Verbotes, mit dem belagerten Paris correspondirt hatte. Seine Entrüstung erweckt es, daß ein Postbeamter dieselbe Strafe erleidet, weil er einen ähnlichen verbotenen Verkehr vermittelt hat. Solche und ähnliche Geschichten — selbst der Pendulendiebstahl wird wieder aufgetischt — wagt Jules Simon allen Ernstes als deutsche Repressalien dafür anzuführen, daß Louvois eine ganze blühende Landschaft mit kalter Grausamkeit in eine Einöde verwandelt hat.

Die Zahlen, welche Simon beibringt, um die durch deutsche Requisitionen herbeigeführten Mißbräuche zu schildern, sind fast sämmtlich einer Schrift von Délerot über die Occupation von Versailles entlehnt. Nun ist es klar, daß eine Stadt, die der Sitz des großen Hauptquartiers und des großen Generalstabes, die Residenz des Kaisers und zahlreicher Fürsten, der Mittelpunkt der ganzen Paris belagernden Armee und der Aufenthaltsort aller dieselbe begleitenden Behörden geworden war, schwerer zu leiden haben mußte, als alle übrigen. Die einfachste Ueberlegung sollte Herrn Simon veranlasst haben, diesem Umstande Rechnung zu tragen — er erwähnt ihn nicht, generalisirt ohne weiteres und wagt es zu schließen, was von Versailles gelte, gelte in demselben Maße fast von allen occupirten Gebieten.

So diese Einleitung des achten Abschnittes. Und ähnlich ist die Darstellung der Verhandlungen über die Befreiung des Territoriums selbst gehalten. Ich will mich wieder auf ein einziges Beispiel beschränken. Bekanntlich wurde auf den dringenden Wunsch des Herrn Thiers schon im September 1871 eine Convention geschlossen, der zufolge die Räumung von sechs Departements weit früher erfolgen sollte, als durch den Frieden bestimmt worden war, wogegen die französische Regierung für ein und ein halbes Jahr gewisse Zollerleichterungen für die Fabrikate von Elsaß-Lothringen zugestand. Man erinnert sich der Gründe, aus denen von deutscher Seite dies Zugeständniß gewünscht wurde. Die Industrie Elsaß-Lothringens hatte sich seit einem halben Jahrhundert an den fast ausschließlichen Absatz ihrer Producte in Frankreich gewöhnt, dieselben entsprachen dem französischen und nicht dem deutschen Geschmack und Bedürfniß, sie mußten dem letzteren erst angepaßt werden. Dazu hatte man alte Handelsbeziehungen in Frankreich, in Deutschland mußten dieselben erst aufgesucht werden; dazu gehörte Zeit. So war es ein dringendes Bedürfniß für Elsaß-Lothringen, eine Periode des Uebergangs zu erhalten, um langsam die Veränderungen in der Fabrikation vorzunehmen, die neuen Verbindungen anzuknüpfen, welche die veränderten Verhältnisse erforderten. Man wäre dort aufs schwerste geschädigt gewesen, wenn während dieser Uebergangszeit der französische Zolltarif den Absatz nach Frankreich mit einem Male unmöglich gemacht hätte. So erklärt sich die Forderung der deutschen Regierung wesentlich aus einer billigen Rücksicht auf die Bewohner der annectirten Provinzen; alle anderen Gründe kamen erst in zweiter Linie in Betracht. Herr Jules Simon stellt eine andere Erwägung an. „Die deutsche Industrie," schreibt er, „sah sich bedroht durch die Einfuhr der Producte des Elsaß. Diese kleine Provinz machte der großen Nation eine verderbliche Concurrenz. Die Elsässer verzehrten für zwei Millionen Menschen und producirten für vierzig. Die Unzufriedenheit in Deutschland war allgemein und wuchs beständig. Der Kanzler hatte deshalb den lebhaften Wunsch, die Producte, welche die Thätigkeit der elsässischen Fabriken von Tag zu Tage anhäufte, auf den französischen Markt zu werfen." So entstellt der Minister und Geschichtschreiber des Herrn Thiers offenkundige Thatsachen in ganz einseitiger und tendenziöser Weise.

Wir brauchen dem Gesagten nichts hinzuzufügen. Nur noch einmal möchten wir wiederholen: so gut geschrieben die Histoire du Gouvernement de M. Thiers ist — so sehr muß vor der unvorsichtigen Benutzung derselben als Quelle für die Geschichte der letzten Jahre gewarnt werden.

Die Staubeinathmungs-Krankheiten.

Von

Professor Dr. L. v. Buhl.

München.

I.

Zum vollständigen Verständniß medicinisch-wissenschaftlicher Gegenstände wird eine gewisse Summe von Detailkenntnissen vorausgesetzt. Der Versuch einer populären Darstellung muß daher nothwendig auf große Schwierigkeiten stoßen.

Wenn ich gleichwohl das Wagniß unternehme, so bin ich in Bezug auf meinen Erfolg sehr im Zweifel und hoffe ich nur dadurch einigermaßen mein Ziel zu erreichen, daß ich anstatt einer sogenannten gewählten und blumenreichen Sprache mich der einfachsten, nüchternsten befleiße.

Unter obigem Titel möchte ich eine Reihe von krankhaften Vorgängen besprechen, welche durch die Einathmung sichtbaren oder unsichtbaren Staubes hervorgerufen werden.

Welche Luft aber ist staubfrei? und ist denn jeder Staub schädlich? Diese und ähnliche Fragen werden sich dem Leser augenblicklich aufdrängen, bei dem Einen vielleicht Unruhe und Angst vor Erkrankung, bei dem Anderen die dumpfe Resignation erwecken, sich in das Unvermeidliche schicken zu müssen.

Es erscheint somit am Platze, zur Verbreitung der Kenntnisse in dieser Richtung beizutragen, hier die Furcht zu verscheuchen, dort die Gleichgiltigkeit aufzuheben.

Den ersten Anstoß zur genaueren Erforschung der Staubeinathmungs-Krankheiten gaben die Erfahrungen, welche man an den in Kohlengruben beschäftigten Arbeitern machte. Bei der anatomischen Untersuchung der Verstorbenen fand man nämlich die Lungen weit mehr als gewöhnlich, ja manchmal fast durch und durch schwarz gefärbt und wenn auch der Engländer Pearson 1813 schon den Gedanken aussprach, daß diese Farbe von eingelagerten Kohlentheilchen herrühre, so wurde er doch erst 1831 durch Gregory bestimmter in den Vordergrund gestellt. In England und Frankreich fand die Anschauung lebhafte Unterstützung. Und als Maurice auf chemischem Wege, nämlich durch das indifferente Verhalten der schwarzen Substanz gegen Säuren und Alkalien, nachwies, daß man es unmöglich mit einem im Körper gebildeten, vom Blutroth abstammenden Farbstoff, sondern mit Kohle zu thun habe, und als endlich Traube 1860, Zenker 1867 und Andere in Deutschland auch auf mikroskopischem Wege an den schwarzen, eckigen, splitterigen Theilchen die unbestreitbare Holznatur erkannt hatten, war kein Zweifel mehr darüber, daß der Kohlenstaub durch Einathmung bis in die Lungen vordringe und sich daselbst ablagere.

Damit war aber ein weiter Gesichtskreis eröffnet und alsbald lernte man andere, durch ihre Farbe, ihren chemischen und mikroskopischen Charakter sich ebenso auszeichnende Staublungen kennen. Wenn nun auch der exakt wissenschaftliche Nachweis nur für die prägnanteren Formen gelang, so gaben diese doch so viel Grundlage für die Beurtheilung anderer Fälle ab, daß der fehlende volle Nachweis kaum mehr nöthig erscheint. So ist z. B. sicher, daß der Lampen- und Schornsteinruß, der Küchen- und Tabakrauch &c. ebenfalls Ablagerung von Kohle in den Lungen verursacht.

Ueber die Einathmung von Eisenstaub hat man, wie von der Kohle, vollgiltige Beobachtungen und Untersuchungen. Eisen wird in verschiedenen chemischen Verbindungen in den Lungen aufgefunden.

So war z. B. die Lunge einer Arbeiterin, die viele Jahre hindurch mit der Anfertigung der Blattgold-Büchelchen beschäftigt war, mit rothem Eisenoxyd imprägnirt. Bei der Einreibung des Papiers mit englisch Roth durch einen Filz entwickelt sich nämlich feiner Staub in reichlicher Menge.

Außer dieser rothen Eisenlunge weiß man auch von einer schwarzen. Der schwärzliche Staub, aus Eisenoxydulozyd bestehend, wird nämlich von großen Eisenblechen mit Sandstein abgerieben, eine Masse, welche ihnen aus den Walzwerken lose anhaften geblieben war.

Es ist begreiflich, daß dem Eisen dabei etwas Sandsteinstaub beigemengt ist. Noch mehr entsteht ein Staub aus Sandstein und Eisen beim Schleifen von Näh- und Stricknadeln ꝛc.

Wie hier die Schleifstaublunge, so ist auch eine Kiesellunge bei Steinbrechern, Steinhauern, Maurern ꝛc. erwiesen. Sowohl die mikroskopische als chemische Untersuchung lassen keinen Zweifel darüber. Denn während eine gesunde Lunge 4—17 pCt. Kieselerde enthält, fand man hier 18—45 pCt., d. h. eine Lunge enthielt bei 3—5 Grammes Kieselerde! Vielleicht fehlt in einer vollkommen normalen Lunge jede Spur von Kieselerde und ist die Angabe von 4—17 pCt. schon die Folge der Einathmung von Straßenstaub.

Auch Thonerdelungen lernte man in der Ultramarinfabrik Nürnbergs kennen. Dunkle graugrüne oder blaue Stellen, unter dem Messerzuge knirschend, bezeichnen die fremden Einlagerungen. Mit dem Mikroskope sieht man die gefärbten Moleküle und rhombischen Tafeln; chemisch wurden 1,5 Grammes Thonerde und ebensoviel Kieselerde, außerdem Eisenoxyd und Sand — lauter Stoffe, welche zur Fabrikation von Ultramarin verwendet werden, gefunden.

Noch nicht in gleicher Weise wissenschaftlich durch Mikroskop und chemisches Reagens erwiesen, aber trotzdem nicht zu bezweifeln, sind die Ablagerungen pflanzlichen oder thierischen Staubes in den Lungen, wie er in Baumwollspinnereien, Tabakfabriken, in Tuchmanufacturen ꝛc. vorkömmt und eingeathmet wird. Die Ursache, warum der Nachweis nicht geliefert ist, liegt zum Theil in der Beschaffenheit des Staubes, zum Theil in der geringen Zahl und der Mangelhaftigkeit darauf zielender Untersuchungen.

Damit, daß man weiß, der eingeathmete Staub lagert sich in den Lungen ab, ist noch nicht gesagt, daß damit auch ein Schaden verbunden sei und in der That, das eine Mal kann man von einem Schaden gar nicht sprechen, während er ein anderes Mal äußerst intensiv ist.

Je mehr Staub eingeathmet wird und je dauernder, desto mehr müssen die Lungen damit überladen werden.

Fortwährend von möglichst reiner Luft umgeben sein, wird nie krank in dieser Richtung machen und selbst der Aufenthalt in staubreichster Luft wird, wenn er nur kurz gedauert hat, keinen besonderen Schaden bringen. Dagegen kann das alltägliche Arbeiten schon in geringstaubiger Luft, z. B. in Bureaus, Gelehrtenstuben und Bibliotheken, die, schlecht gereinigt und gelüftet, mit Papierstaub erfüllt sind, allmälig nachtheilig wirken und es wird begreiflich, wie die staubreiche Luft gewisser Arbeitslocale absolut schädlich sein muß.

Der große Vorzug der Landluft vor der Stadtluft beruht zu einem großen Theile auf dem Benützen der freien Luft und dem geringeren Gehalte derselben an Staub, und gilt dasselbe von der See- oder Meeresluft gegenüber der Luft auf dem Festlande.

Es ist ferner begreiflich, daß größere Staubkörner einerseits und feinster,

mehlartiger Staub anderseits verschieden wirken werden; der letztere wird leichter bis in die Lungen eindringen als der erstere.

Dasselbe kann man sagen von den spitzigen Oberflächen der Staubtheilchen gegenüber stumpfen, abgerundeten Körnchen. Erstere werden bei der Einathmung da und dort angespießt haften bleiben, letztere leichter bis in die Lungen geführt.

Auch kann es nicht gleichgiltig sein, ob trockener oder feuchter Staub eingeathmet wird, ob die Staubkörnchen in den Körperflüssigkeiten unlöslich oder mehr oder weniger leicht löslich sind. Es kann die chemische Natur eines löslichen Stoffes nicht gleichgiltig sein, ob z. B. Eisen oder Kupfer oder Blei &c. eingeathmet wird.

Endlich kann Kohle sowohl, als Eisen- oder Kupferstaub die gewöhnliche Atmosphärentemperatur besitzen, d. h. kalt sein, oder er kann erhitzt, gewissermaßen in Funken, bis in die Lunge gerathen und die Wirkung wird sicherlich eine andere sein.

Und wie verschieden muß der Schaden ausfallen, wenn anstatt dieser todten Körperchen die in feinsten, unsichtbaren Molekülen erscheinenden lebendigen Keime niederer Pflanzen eingeathmet werden, da sie möglicher Weise in uns fortwachsen?

Da zur Erzeugung einer Krankheit aber nicht blos eine Schädlichkeit, sondern auch der lebende Körper mit seinen Thätigkeiten gehört, auf welchen sie einwirkt, und der mittelst seiner vitalen Kräfte dem fremden Eindringling mit Vorgängen entgegen tritt, die diesen unschädlich machen oder die ein mehr oder weniger schweres Leiden darstellen, so ist auch die Widerstandskraft des Individuums oder mit anderen Worten und im umgekehrten Verhältnisse damit stehend die Disposition desselben nicht zu vergessen. Man kann sehen, daß von Vieren, die in derselben stauberfüllten Luft und gleich lange Zeit sich aufhalten, der eine völlig gesund bleibt, der zweite nur leicht und vorübergehend afficirt wird, während der Dritte fortwährend leidet und der vierte sogar eine tödtliche Erkrankung davon trägt.

Auf diese Weise wird die allgemeine Statistik begreiflich, wie sie von den Erkrankungen in eminent staubreicher Luft entnommen ist, daß nämlich 50—60 pCt. erkranken, was zu gleicher Zeit das erfreuliche Resultat ergiebt, daß 40—50 pCt. gesund bleiben. Rechnet man alle arbeitenden Klassen zusammen ohne Ausscheidung solcher, die in besonders staubreicher Luft beschäftigt sind, so ergeben sich sogar nur 35 pCt. Erkrankungsfälle.

Um wie viel besser sind nun Diejenigen daran, welche gar nicht gezwungen sind, sich ihr Brod mit ihrer Hände Arbeit zu verdienen und die noch dazu das Glück besitzen, wenn sie wegen großer Disposition und Schwäche schon den mindesten Staub unangenehm empfinden sollten, sich dahin versetzen zu können, wo die Luft fast staubfrei ist.

Ich will nun versuchen darzulegen, auf welche Weise der Staub bis in die Lungen und wie weit er überhaupt in unseren Körper eindringt.

Wenn man einen Teller mit Mehl bestäubt und die luftsaugende Bewegung eines Blasebalges durch Ausdehnung desselben darauf einwirken läßt, so wird man das Mehl mit großer Gewalt in die Oeffnung des Blasebalges einströmen sehen. Ganz so verhält sich unser Athmungsapparat; bei jeder brustausdehnenden Einathmung saugen wir wie mit einem Blasebalge die Luft und Alles, was etwa an Staub

darinnen ist, in heftigem Strome in unsre Athmungsorgane ein. Von diesem einströmenden Staub wird ein Theil schon in der Nase (oder Mundhöhle), im Kehlkopf und in der Luftröhre dadurch festgehalten, daß ihre Schleimhaut stets mehr oder weniger mit Schleim befeuchtet ist; aller Staub, der die Wand dieser Canäle berührt, wird in dem Schleim eingebettet bleiben. Dazu kommt, daß die Luft- oder Bronchialröhren sich baumartig verzweigen und dabei immer enger werden, wodurch ein Festhaften oder Einspießen der Staubtheilchen besonders in den feineren Bronchien leicht ermöglicht wird, bis sie endlich im Lungengewebe (in den traubenförmigen, blinden Enden der feinsten Bronchialzweigchen, in den sogenannten Lungenbläschen) den letzten Halt finden. In den Lungenbläschen hat aber die Schleimhaut aufgehört und kann man daher von einer schleimigen Befeuchtung nicht mehr sprechen. Die darin enthaltene Luft ist nur mit Wasserdunst gesättigt und wäre dieser nur in unbedeutendem Maße im Stande, den Staub an die Innenwand der Lungenbläschen zu fesseln. Bei der Untersuchung findet man sie auch in der Regel frei von Staubtheilchen, während das Gewebe oder vielmehr das Zwischengewebe zwischen den einzelnen Bläschen die Staubtheilchen deutlich erkennen läßt.

Diese Thatsache und die in dieser Richtung angestellten Experimente zeigen auf das Bestimmteste, daß der Staub vermittelst der Saugkraft der Inspiration durch die Bläschenwand hindurch und in das Zwischengewebe weiter vordringt. Man ist gezwungen, in der Lungenbläschenwand feinste Oeffnungen (Poren) anzunehmen, welche bei der Einathmung mit den Lungenbläschen sich erweitern und so dringt Luft, Flüssigkeit und was darin an Staubkörperchen suspendirt ist, in die Poren ein.

Diese Poren sind nichts anderes als die offenen Mündungen von Lymphgefäßen, welche in dem Zwischengewebe der Lungenbläschen verlaufen.

Der Staub also, der durch Aspiration bis in die Lungenbläschen strömt, wird — soweit er nicht an den Bronchialwänden und ihrem Schleime hängen bleibt — sogleich in die Lymphgefäße der Lungen eingetrieben.

Die schwarze Farbe der Kohlenlunge, die rothe der Eisenoxydlunge 2c. rührt von der Einlagerung der Kohle- oder Eisenstaubtheilchen in die Lymphgefäße des Zwischenbindegewebes der Lungenbläschen her. Ebenso gestaltet sich die Sache bei andern Staubeinathmungslungen.

Drückt man — um bei meinem Vergleiche der Respirationsbewegungen weiter zu fahren — den Blasebalg unmittelbar nach der Einsaugung des Mehles zusammen, so wird die Luft und das Mehl mit der gleichen Vehemenz wieder ausgestoßen, letzteres bleibt nur insofern im Innern des Blasebalges liegen, als es an der Wand so fest adhärirt, daß es nicht in den auszutreibenden Luftkegel hineingerissen wird. Unsere Ausathmung verhält sich ähnlich; es ist wohl nicht abzuweisen, daß ein Theil des Staubes durch die Luftcanäle, durch welche er eindrang, wieder ausgestoßen wird; allein dieser Theil ist jedenfalls viel, viel kleiner, als jener, welcher eingesaugt wurde, da in den benannten Canälen und in der Lunge selbst der größte Theil liegen bleibt. Denn bei der Ausathmung ziehen sich die musculösen und elastischen Lungenbläschen und feinsten Bronchialröhren zusammen, verengern sich, mit der Verengerung schließen sich die Poren der Lymphgefäße in den Lungenbläschen und die Lichtungen der feineren Bronchien, und was

in die Lymphgefäße der Lungen, vielleicht auch der Bronchialwände, eingedrungen war, wird wegen dieser Verengerung unmöglich mehr ausgestoßen, sondern bleibt in ihnen wie von einem Netze gefangen liegen.

Nur was im Schleime der Nase, des Kehlkopfes, der Bronchialröhren eingebettet ist, kann durch Nießen und Husten wieder ausgestoßen werden.

Jedermann kann sich denken, daß der Bronchialschleim auch ohne diese heftigeren Actionen des Hustens in fortwährender Bewegung begriffen ist. Der Strom der Ein- und Ausathmungsluft schiebt ihn etwas hin und her, das eine Mal gegen das Lungengewebe, das andere Mal nach außen. Dem ersteren kömmt die Erweiterung der Bronchialröhren, dem letzteren die Verengerung derselben zu Hilfe. Auch ist die Flimmerung der Schleimhautoberfläche der Art, daß der Schleim nach außen fortgedrängt wird. Diese Bewegungsthätigkeit der Flimmerzellen ist von großer Bedeutung für die Fortschaffung des mit Staub imprägnirten Secretes.

Es kommt aber noch ein Umstand dazu. In dem Schleime befinden sich nur mit dem Mikroskop sichtbare kuglige Zellen, die sogenannten Schleimkörperchen, deren Substanz (Protoplasma) contractil, d. h. befähigt ist, sich zusammenzuziehen und nach verschiedenen Richtungen Fortsätze auszustrecken. Mittelst dieser vitalen Bewegungen werden unmittelbar sie berührende feste Körperchen von ihnen wie mit Armen umklammert und so werden Theilchen des eingeathmeten Staubes in den Leib des Schleimkörperchens aufgenommen. Untersucht man die ausgehusteten Massen betreffender Kranker mit dem Mikroskop, so kann man sich überzeugen, daß der Staub (die Kohle, das Eisen 2c.) weit weniger im zähflüssigen Schleime, sondern besonders in den Schleimkörperchen verborgen ist. Die Schleimkörperchen werden auf diese Weise zu Colporteurs des eingeathmeten Staubes.

Sehen wir nun den im Lungengewebe gleichsam fixirten Staub näher an. In dem flüssigen Inhalt der Lymphgefäße, der Lymphe, finden sich mit den erwähnten Schleimkörperchen identisch beschaffene Zellen, die Lymphkörperchen. Auch diese sind im Stande, die eingeathmeten und durch die Poren der Lungenbläschen eingedrungenen Staubfragmente in ihren Leib aufzunehmen. Beide, die Schleimkörperchen und noch mehr die Lymphkörperchen besitzen durch die schon besprochene Contractilität ihrer Substanz Wanderfähigkeit. Nicht alle Schleimkörperchen transportiren die Staubkörnchen, die sie in sich tragen, nach außen, sondern auch durch eigene Ortsbewegung oder unter Mithilfe der Inspiration in die Poren der Lungenbläschen hinein. Der Strom der Lymphe führt sie nun beide weiter und so rückt der Staub durch die Lymphbahnen der Lunge theils gegen deren Oberfläche, theils in den Scheiden der Bronchien und Blutgefäße gegen die Lungenwurzel zu. Auf diesem Wege liegen Lymphdrüsen, in welchem der Transport des Staubes unterbrochen und aufgestapelt und theilweise unschädlich gemacht wird. Die Lymphdrüsen der Kohlenlunge werden durch und durch schwarz von Kohle, die der schwarzen Eisenlunge schwarz von Eisenoxydoxydul, die der rothen Eisenlunge roth von Eisenoxyd, ja die Lymphdrüsen der Kiesellungen enthalten, wie die chemische Analyse ergab, weit mehr Procent Kieselerde als die Lunge selbst. Es ist dies dasselbe Verhältniß wie man es bei Tättowirung des Namens in den Arm mittelst Zinnober sieht, wobei die Achselbrüsen mit Zinnober durchsetzt werden.

Endlich ist denkbar, daß aus den Lymphgefäßen durch directe Verbindungen mit den Stammgefäßen der Lymphe oder aus den Lymphdrüsen ein Theil des Staubes in das Blut und vom Blute in das oder jenes Organ des Körpers fortgeführt wird.

Allen feinsten Staubtheilchen, namentlich wenn dieselben in Wanderzellen (Lymphkörperchen, weißen Blutkörperchen, Schleimkörperchen) sich befinden, noch mehr den kaum meßbaren mikroskopischen Organismen, von denen ich noch sprechen muß und die ebenfalls Selbstbewegung besitzen, steht aber noch ein viel kürzerer und directerer Weg ins Blut offen und ist für dieselben der weite Umweg durch die Lymphbahnen nicht immer nöthig. Sie können unmittelbar durch die Blutgefäßwandungen, man möchte sagen, wie Flüssigkeitsmoleküle durch Diffusion in die Lichtungen der Blutgefäße der Lungen, der feinen Bronchien und Lymphdrüsen und so in's Blut gerathen.

Wie die Inseln im Meer entstanden sind.

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

Wer das Sein erklären will, muß dessen Gewordensein erforschen. In diesem auf die Erde angewandten Satz ist der hauptsächliche Fortschritt ausgesprochen, in welchem die wissenschaftliche Erdkunde auf ihrer gegenwärtigen nachritter'schen Entwicklungsstufe begriffen ist. Ohne innigen Zusammenhang mit der Geologie keine wahre Erdkunde — so lautet das neue, sicher für alle Zukunft geltende Bekenntniß. Verstummen mußte die thörichte Warnung, daß auf solche Weise bedenkliche Grenzverwirrung gestiftet werde zwischen zwei aus gutem Grund getrennten Wissenschaftsgebieten, dem geographischen und dem geologischen. Die Arbeitstheilung mag immerdar Bestand behalten, ähnlich wie die zwischen Geographen und Statistikern; so gewiß aber die von Lyell ausgegangene neue Richtung der Geologie aus der Beobachtung der gegenwärtigen Umwandlungsvorgänge unserer Erde die bestbegründeten Einsichten in ihren Gesammtgegenstand d. h. die Entstehungsgeschichte der Erde bis in die frühesten Zeitalter entnimmt, so gewiß ist es kein Verkennen, sondern ein tieferes Erfassen der ihm obliegenden Aufgabe, wenn der Geograph die Ergebnisse der geologischen Forschung zu verwerthen strebt zur Erklärung des nunmehrigen Erdbestandes, zu dem so mancher Zeitraum längst entschwundener Vergangenheit das Seine beigetragen hat, ja wenn er an der stetig wandelnden Grenzmarke des Einst und Jetzt dem geologischen Gefährten brüderlich die Hand reicht zu gemeinsamer Arbeit!

Oscar Peschel hat in seinen „Neuen Problemen der vergleichenden Erdkunde" vollbewußt diese Brücke geschlagen zwischen den beiden Wissenschaften vom Werden und vom Sein unseres Planeten; dadurch eben gewann er der ob ihres gedankenöden Beschreibens mit vollem Recht verachteten Erdkunde einen so großen Anhängerkreis, daß er in jenem freundlichen Reigen einzelner Abhandlungen über den ursächlichen Zusammenhang der irdischen Dinge jedermann, selbst den wenig mit naturwissenschaftlichen Kenntnissen dazu Gerüsteten zu denken lehrte, daß er das

vermeintlich starre Antlitz der Erde, wie es uns die Karten entrollen, zum Reden vermochte, zu Selbstgeständnissen über ihr nach ewigen Gesetzen rastlos weiterpulsirendes Leben. Eine edle Anerkennung solchen Verdienstes dünkt uns darum der Peschel geltende Ausspruch Richthofens, welcher erfolgreicher, als es Peschel auch bei einem längeren Wirken möglich gewesen wäre, die altersgraue Mauer zwischen Erdgeschichte und Erdkunde zu Nutz und Frommen beider niederzulegen fortfährt: „Sein großer Geist hat die „Neuen Probleme“ zu einem der anziehendsten Bücher der geographischen Literatur gemacht.“

Zwei Abhandlungen der Peschel'schen Probleme sind es, deren Grundgedanken uns hier von neuem beschäftigen sollen, die über den Ursprung der Inseln und die ihr angeschlossene über Thier- und Pflanzenwelt der Inseln.

Beide Abhandlungen gehören naturgemäß zu einander, weil von der Entstehungsweise der Inseln deren Lebewelt abhängt und diese wiederum auf jene helles Licht wirft, ja nicht selten sie erst entdecken hilft. Ein Axiom nur verlangt Nachachtung, um der Fauna- und Florastatistik als werthvollstem Hülfsmittel zur Erklärung des Inselursprungs unumschränktes Vertrauen zu schenken: der Satz von der Einheit des Schöpfungscentrums, also das Axiom, daß jede Pflanzen- und jede Thierart nur einmal, folglich auch nur an einer bestimmten Stelle der Erdoberfläche entstanden sein könne. Für denjenigen, der nicht an Urzeugung selbst höherer Organismen, oder, was auf dasselbe hinauskäme, an Wunderschöpfung glaubt, welche natürlich unendlich oft sich wiederholen und wiederholt haben könnte, ist jener Satz unverfänglich, so wenig er sich streng beweisen läßt. Vermißt sich auch Darwin keineswegs, die Entstehungswege der Arten erschöpfend gedeutet zu haben, so verdanken wir ihm doch das geläuterte Bewußtsein, daß unabsehbare Reihen äonenlanger Einflüsse des Zusammenspiels geographischer Verhältnisse, sowie des tausendfältigen Ineinandergreifens beider organischen Naturreiche erforderlich gewesen sind, um die uns umgebende Mannichfaltigkeit der Hunderttausende von Pflanzen- und Thierarten hervorzubringen. Es muß uns daher die Möglichkeit mehrmaligen Zusammentreffens genau derselben unendlichen Fülle von Ursachen zum allmäligen Hervorbringen einer einzelnen Art in einem ebenso hohen Grade unwahrscheinlich vorkommen, wie die Möglichkeit, daß etwa Göthe's Werke auch nur ein zweites Mal von irgend einem Doppelgänger seines Genius, jedoch gänzlich unabhängig von demselben, verfasst werden könnten.

Hält man sich nun davon überzeugt, daß jede Art von Landbewohnern nur eine einzige Wiegenstätte irgend wo gehabt hat, so wird man ohne Weiteres folgern: Länder, welche von denselben Gewächs- und Thierarten bevölkert werden, müssen, falls sie jetzt durch das Meer von einander getrennt sind, vormals in trocknem Zusammenhang gestanden haben; zwar können einige Organismen durch Fliegen oder Schwimmen sich über Meeresarme, ja über die umfangreichsten oceanischen Seeflächen verbreiten, besonders wenn ihnen die großen Meeresströme zur Erreichung ihres Zieles förderlich sind, auch hat der Mensch mit und ohne Absicht Nutzpflanzen und Hausthiere wie Unkräuter und Ungeziefer seit Alters über Land und Meer mit sich genommen, aber die gesammte Pflanzen- und Thierwelt größerer durch das Meer geschiedener Landräume wird sich durch dergleichen Einzelfälle nicht ins Gleiche setzen. Stimmt demnach eine Inselflora und -Fauna mit derjenigen

eines benachbarten Festlandes fast vollkommen überein, so werden wir die Insel als ein abgesondertes Glied eben dieses Festlandes zu betrachten haben. Das hat zu der wichtigen Aufstellung der Kategorie der Festlandinseln geführt, die uns (in erweitertem Sinn) natürlich auch bei Peschel begegnet. Am Schluß seiner uns beschäftigenden Abhandlungen stellt er in kurzer Ueberschau das erste erschöpfende System der Inseln auf genetischer Grundlage auf, um dessen Vereinfachung es sich für uns gegenwärtig handelt. Ganz so durchschlagend wie seine Eintheilung der Binnenseen in ursprüngliche und in Rest- (Relicten-) Seen des Oceans, die, einst Meereseinschnitte, jetzt tief im Festland liegen können in Folge allmäliger Landbildung zwischen ihnen und der heutigen Meeresküste, — ganz so erscheint auch seine Scheidung der Inseln in ursprüngliche Eilande und Reste des Festlandes im heutigen Meere.

Taufen wir letztere ihrer Natur nach „Festlandinseln“, so lehrt geringes Nachdenken zweierlei geologisch grundverschiedene Gattungen derselben erkennen, nämlich 1) Abgliederungen noch bestehender Festlande (gleichsam Continental-Exclaven) als volle Gegenstücke der Restseen (Meeres-Exclaven) und 2) überseeische Reste sonst ganz versunkener ehemaliger Festlande.

Gegen eine weitergehende Theilung der ersten Gattung, der Abgliederungsinseln, möchten wir uns deshalb aussprechen, weil Peschels Versuch „Küsteninseln“, als eine natürlich sich abschließende Gruppe innerhalb dieses Gattungskreises auszusondern, wohl kein glücklicher zu nennen ist. Allerdings bewirken zwei ganz verschiedenartige Kräfte die Ablösung von Randstücken eines Festlandes, ihre Verwandlung in vorgelagerte Inseln: heftiger Wogenandrang der Brandung, heftigerer Sturmlauf der Fluthwelle, besonders bei Sturmfluth, vermag eine so schon langsamer Zerstörung durch die atmosphärischen Eingriffe, diesen allmächtigen „Zahn der Zeit“, unterliegende isthmische Verbindung eines Küstenvorsprungs mit dem Hinterlande noch rascher zu vernichten, hingegen ist ohne jedwede Zertrümmerung der Gesteinsmasse auch ein von irgend welchen unterirdischen Volumenverminderungen abhängiger secularer Senkungsvorgang des betreffenden Erdraums bereits im Stande, dasselbe zu bewirken, um so eher, je niedriger die Landbrücke der bisherigen Halbinsel gewesen. Aber wer will leugnen, daß gar häufig beiderlei Ursachen sich zur Inselerzeugung vereinigen? Peschel möchte als „Küsteninseln“ nur die den „verheerenden Kräften unseres Luftkreises“ entstammenden Trümmerinseln dicht vor dem festländischen Gestade anerkennen, sogar darunter ausschließlich diejenigen vor Fjordenküsten, wie die norwegischen Schäreninseln, verstanden wissen. Indessen es erscheint angemessener, unter Küsteninseln alle aus Festlandrändern, sei es durch Zertrümmerung, sei es durch Senkung oder durch beides hervorgegangenen Inseln zu begreifen. Wie gewaltsam wäre es, die dalmatinischen oder die friesischen Inseln aus der Gruppe der Küsteninseln auszustoßen, um in ihr nur die Gürtelarchipele vor solchen Fjordenküsten wie der skandinavischen, der grönländischen, der westamerikanischen höherer Nord- und Südbreite zu befassen! Und daß nur fjordennahe Klippeneilande von Küstenzersetzung herstammen sollen, will Peschel offenbar selbst nicht behaupten; unsere Halligeninseln vor Schleswigs Westküste zeigen uns ja täglich den Fortschritt des Einschwindens einer dereinst bis Sylt vorreichenden Flachküste in kleine und immer kleiner werdende Inselkörper, seitdem Senkung

das Meer über den nur noch in Inselruinen (von Texas bis Jütland) erhaltenen alten Strand hereinbrechen und zumal die ganz in der Niederung abgelagerte weiche Marscherde weglecken und abreißen ließ; Helgoland, der einsame Sandsteinfelsen im Deutschen Meere, zeigt wie alle steilwandigen Inselküsten den Angriff von Luft und Meer deutlich genug, zugleich aber arbeitet dieselbe Senkung an seiner Verkleinerung, durch welche diese Scholle deutschen Bodens überhaupt erst Insel geworden ist.

Auch dem Satze wird man schon Angesichts der einförmigen Reihe unserer Kysteninseln zwischen Ems- und Elbmündung nicht zustimmen können, daß sich durch Küstensenkung entstandene Küsteninseln durch besondere Größe und Gliederung von jenen anderen Trümmerinseln unterscheiden müßten; beides zeichnet unsere ostfriesischen Inseln keineswegs aus, und doch verdanken sie so zweifellos ihren Ursprung der Küstensenkung, daß sie fast alle beim Niedrigwasser der Ebbe vermöge ihres unversehrten Sockels landfest werden, Norderney daher z. B. durch das Roßgespann der „Wattenpost“ mit dem Festland verkehrt. Nicht auf die Art der Ablösung, sondern allein auf die Erhebungsformen des sich abgliedernden Festlandstücks kommt es an, ob die Insel eine zackigere, buchtenreichere Gestalt erhält oder nicht. Rügen und die ihm geologisch verwandten dänischen Inseln lehren uns erkennen, daß schon niedrigeres Gehügel, wie es dort nur hie und da mit schrofferen Kreidefelsen wechselt, genügt, um, sobald tieferes Eintauchen eines so beschaffenen Festlandraumes dem Meer die Ueberfluthung der vorherigen Thäler und Niederungen gestattet, recht mannigfach gegliederte Eilandformen zu erschaffen. Die Erwägung dieses Senkungsvorgangs, der doch zweifellos jenen ganzen Raum von Schleswig-Holstein und Pommern bis zu dem noch in unseren Tagen langsam sinkenden Südschweden, nicht aber blos den Boden der jetzigen Sunde zwischen diesen baltischen Inseln oder zwischen ihnen und dem Festland betroffen hat, verwahrt gleichzeitig vor der irrigen Annahme, als sei bei dergleichen Absonderungen die Senkung auf diejenigen Stellen beschränkt, welche ihre Wirkung am augenfälligsten verrathen, auf die neu entstandenen Meerengen. Die britischen Inseln verdanken ihren Ursprung also auch gewiß nicht dem bloßen Untertauchen ihrer letzten Landbrücke, die zur Dover-Straße versank, und an deren Untergang übrigens die zweimal alltäglich gegen sie Sturm laufende Fluthwelle in dem damals ostwärts wie ein größeres Abbild des Bristolcanals sich spitz zuschließenden, also die Fluthwelle dahin gerade arg steigernden Aermelcanal auch ihren Antheil gehabt hat; diese weltgeschichtlich bedeutungsvollste Senkung, ohne welche die Eigenart des seegewaltigen Albion sich nicht hätte entfalten können, umfasste vielmehr den ganzen Raum der jetzigen Flachsee rings um die britischen Inseln sammt diesen selbst, denn daß wir in Großbritannien und Irland nur höheres Gebirgsland auf jenem noch Anfangs des Menschheits- oder Quartäralters der Erde als niederes Gelände über See ragenden Flachseeboden zu sehen haben, wird bewiesen durch das Vorkommen von Bänken abgestorbener Süßwassermuscheln auf dem Grunde des Canals dort, wo einst die Somme in die Seine floß, und ebenso durch den seltsamen Fang an Mammuth- und Nashorngebeinen, der gar nicht selten den englischen Fischern in's Netz geräth, wenn sie es über den alten Weidegründen dieser erloschenen Dickhäuter auf der Nordsee auswerfen.

In der Regel verrathen Abgliederungsinseln ihre einstmalige Zubehör zum benachbarten Festland durch die dem letzteren gleichartige Bodenzusammensetzung und durch die geringe Tiefe des trennenden Seearms. Wie aneinander passende Scherben desselben Gefäßes umgeben die Kreideküsten Südenglands und Nordfrankreichs, die Ränder diluvialen Sandes hüben und drüben vom Stralsunder Fährweg ein seichtes Gewässer; Sicilien, blos durch eine überschwemmte Thalfurche von Calabrien geschieden, ist noch heute durch die nur zur Untiefe gewordene alte Landenge zwischen dem östlichen und westlichen Mittelmeerbecken verbunden; derselbe Tertiärkalk ließ einst den Heerden afrikanischer Elephanten ihr Futter wachsen, wenn sie über den noch unversunkenen Isthmus von Tunis nach Sicilien streiften. Jedoch ist es sehr wohl möglich, daß eine geognostisch ganz von ihrem Hauptland verschiedene Halbinsel zur Insel wird, und daß sich durch immer tieferes Einsinken tiefes Wasser über dem früheren Isthmus sammelt. Daraus wird die entscheidende Wichtigkeit der schon erwähnten Fauna- und Florastatistik für die genetische Inselkunde klar ersichtlich. Erst durch die völlige Uebereinstimmung ihrer Pflanzen- und Thierwelt mit der der festländischen Nachbarschaft erweisen sich die britischen, die dänischen, die deutschen Inseln als europäische Continentalverluste. Nun hat aber Peschel nach Wallace's mustergültiger Forschung uns den malayischen Archipel namentlich als Beispiel vorgeführt, wie bei längerem Sonderbestand die Lebenswelten von Inseln vollkommen gleicher Abkunft untereinander und von denjenigen des gemeinsamen Mutterlandes allmälig abzuweichen beginnen, indem einerseits die räumliche Isolirung wie immer der leise einsetzenden Variirung durch Ausschluß der Kreuzung mit allzu zahlreichen nicht variirten Artgenossen zu Bestand verhilft, andererseits die Ursachen des Aussterbens nicht immer von Küste zu Küste sich verbreiten, die Inselräume aber entstandene Lücken in der Individuenzahl ihrer Pflanzen- und Thierarten nicht wie festländische durch ungehemmten Nachschub aus ihrer Umgebung zu ergänzen vermögen, folglich stets bedroht werden vom Rassentod der Ihren, von allmäliger Verarmung ihres Organismenschatzes. Hinsichtlich der Raubthiere freilich kein unliebsamer Vorzug der Inseln für den Menschen! In Java wird man den Königstiger so endgültig ausrotten, wie man sich in Großbritannien seit 1680 des Wolfs entledigt hat, während das deutsche Reich von der bei uns uralten Wolfsjagd noch immer keine volle Erlösung hoffen darf, da jeden Winter über die französische und russische Grenze hungrige Wölfe herüberschleichen. Fügen wir dem noch hinzu, daß auch umgekehrt die schwächlicheren Geschöpfe im Inselfrieden ihr Dasein viel länger fristen können als auf dem Festland, nachweislich der Geburtsstätte der kräftigsten, mithin sieghaftesten Geschlechter, so wird ein jeder zugeben: nur neuzeitliche Inselablösung spiegelt sich nothwendig in forterhaltener Verwandtschaft der insularen und der festländischen Lebenswelt ganz deutlich ab, alle in längst verwichenen Erdzeitaltern geschehenen werden dagegen schwieriger in diesem werthvollen Spiegel zu erkennen sein und immer nur so, daß man in dem fadenscheinig gewordenen Kleide der Insel die alten Moden des Festlands gewahrt.

Neuguinea ist durch eine ähnlich seichte und schmale Meerenge mit Australien verbunden wie Tasmania; nach Peschels eigenen Grundsätzen werden wir jedoch von der Zeitfolge der Abgliederung beider Inseln vom australischen Festland umgekehrt urtheilen müssen als Peschel: Tasmanien von durchweg australischem Thier-

wie Pflanzencharakter kann allein die späte Nachfolgerin Neuguineas in der Abtrünnigkeit vom Erdtheil der Dürre gewesen sein. Hält es Peschel (in seiner Völkerkunde) sogar für möglich, daß das große Papualand noch zur Menschenzeit australische Halbinsel gewesen, so ist dem die gründliche Umwandlung des dortigen mehr an Indien als an Australien jetzt erinnernden Pflanzenreichs, die Ausmerzung fast aller Beutelthiere, die Nordaustralien dagegen an Pracht weit überbietende Entwicklung der Paradiesvögel entgegenzuhalten. Vollends in Neuseeland begegnet uns heute so gut wie in den fossilen Denkmalen seiner Vorzeit bis zu den entlegensten Erdaltern zurück eine solche Fülle ganz eigenthümlicher Organismen, daß wir mit Hochstetter in dieser insularen Dreieinigkeit nebst den sie umschaarenden kleinen Gruppen vielmehr einen Vertreter der anderen Abtheilung ehedem kontinentaler Inseln erkennen, nämlich der zusammengeschrumpften Weltinseln.

Ziemlich sicher dürfen wir dahin auch den umfangreichen Südpolar-Archipel rechnen, der, wie jüngst Wyville Thomson vor der British Association darlegte, nur dadurch in den Verdacht einer zusammenschließenden Festlandmasse gekommen ist, daß man unter seinem nie wegschmelzenden dicken Eismantel überall Land vermuthete, während doch die tiefen Einbuchtungen der ewigen antarktischen Eiskappe an allen drei Berührungsstellen mit den drei Warmströmen des Stillen, Indischen und Atlantischen Oceans diese Vermuthung keineswegs begünstigen. In der That wüßten wir bei der Abgeschiedenheit dieser von Tiefsee rings umschlossenen Eiswelt keinen einzigen der gegenwärtig vorhandenen Erdtheile uns zu denken, von dem diese an Umfang jedenfalls Continentalbruchstücken gleichenden Inseln sich ausgelöst hätten, selbst nicht Amerika, das auf seinem hochnordischen Senkungsfeld die größte der Inseln, Grönland, gebar. Sonst indessen ist große Vorsicht geboten, Inselgruppen von noch so festländischer Physiognomie, von noch so absonderlichen Pflanzen- und Thiertrachten als Höhenreste ganz untergesunkener Erdfesten zu deuten. Peschel nimmt noch Madagascar mit den Seychellen, Ceylon und Celebes als derartige Reste des verschwundenen „Lemuria-Continents“ an, Reclus, sonst nach jeder Beziehung Peschels Inselsystem in La Terre nachahmend, betrachtet auch Westindien als einen eigenen Festlandrest-Archipel. Aber es ist nicht wahr, daß sich die Halbaffen oder wenigstens die Lemuren auf die genannten Inseln des indischen Meeres beschränken; sie finden sich noch gegenwärtig in nächster Nähe ihres jetztzeitlichen madagassischen Hauptsitzes durch Südafrika bis an die Loangoküste und lebten einst sogar auch in Amerika. Gewiß ist Ceylon so wenig ein Anhängsel von Dekan wie Madagascar ein solches von Afrika in deren quartärer Ausgestaltung, höchst wahrscheinlich nicht einmal in der tertiären gewesen, jedoch warum sollten sie nicht sammt dem so wunderbare Anklänge an Afrikas Fauna verrathenden Celebes Bruchstücke eines uralten vortertiären Festlandes sein, dessen größter Rest Südafrika heißt, ein Gebiet von sichtlich erst späterem Anschluß an den afrikanischen Norden? Endlich stehen die Antillen zwar dem amerikanischen Nordcontinent faunistisch wie floristisch ungeahnt fern, zeigen sich aber Südamerika und gewissen Theilen Mittelamerikas in manchen Stücken verwandt. Sie beherbergen übrigens unter ihren so spärlichen Säugethieren auf Cuba und Haiti sogar noch je eine Solenodon-Art, vom Aussehen einer übermäßig vergrößerten Spitzmaus; will jemand auf die vollgesicherte Thatsache des Vorkommens der nächsten Verwandten

dieser Nager lediglich in Madagascar die tollkühne Idee eines seeschlangenartigen Sonderzusammenhangs der Antillen mit Madagascar in der Vorzeit gründen? Oder ist es nicht naturgemäßer an die oben vermerkte Erhaltungsfähigkeit sehr alter, von den Festlanden durch überlegene Nebenbuhler längst verdrängter Organismen auf Inseln zu erinnern? Auch wenn wir nicht fossile Beutelthierreste aus dem Secundäralter Europas kennten, würden wir aus dem jetzt alleinigen Beutelthiervorkommen in Amerika und Australien doch ebenfalls nicht auf eine unmittelbare Verbrückung der durch weitestes, tiefstes Meer getrennten Welttheile schließen, sondern auf den Untergang lebender Verwandten in dem festländischen Raum wenn auch weitläufiger und nicht mehr ununterbrochener Vermittlung. Zurückgreifend auf das steinerne Archiv der Tertiärzeit, erkennen wir, daß umgekehrt auf den Antillen inzwischen Nagethiere ausgestorben sind, deren Familiengenossen gegenwärtig nur noch auf den Cordilleren Südamerikas weiterleben. Die westindische Inselflur mag also, wie schon ihre Armuth an der erst nach dem Secundäralter reicher entwickelten Säugethierfauna anzeigt, frühzeitig die Fühlung mit dem Festland verloren und nur zeitweise bei Venezuela wiedererlangt haben, — als Rest eines einstmals selbständigen Erdtheils dürfen wir sie nicht auffassen; es mögen vielmehr ehemalige Theilstücke des westindischen Gebiets bei der kaleidoskopischen Wandelung der Grenzen von Fest und Flüssig auf Erden mit eingemauert sein in die erst spät ihre Meereslücken ausfüllende mittelamerikanische Landbrücke (ähnlich wie Celebes sich in den asiatischen Archipel verirrte) und somit die alte Abgliederung durch ihr Gegentheil — bis auf die von Cuba nach Honduras verfolgbaren Gesteinsgleichheiten — mehr und mehr unserem Auge verschleiern.

Ein Mittel giebt uns die Natur an die Hand, Spuren auch solcher Festlande noch zu entdecken, deren höchste Häupter selbst verschwunden sind, nachdem sie eine Zeit lang noch als Inseln vom Meere umwogt waren. Im warmen Seegürtel niederer Breiten (nach Dana nur bei einer Wasserwärme von mindestens 23° C.) bauen bekanntlich colonienweise verbundene Polypen ihre Kalkriffe im seichten Gewässer von höchstens etwa 40^{m} Tiefe um die Küsten. Sinkt Festlandgestade in langer Linie mit solchen Strandriffen, so bauen die Riffbildner ebenso lange Mauern steil in die Höhe, um sich in der ihnen allein die Lebensbedingung gewährenden geringen Tiefe zu erhalten, und es entsteht dann unter Umständen ein Hunderte von Meilen langes Barrièreriff in weiterem Abstand vom nunmehrigen Gestade, wie Nordost-Australien zeigt. Sinken riffumsäumte Inseln, so bildet sich durch den nämlichen Steilbau ein in sich geschlossenes Barrièreriff, einem Cylinder ähnlich (abgesehen von der unregelmäßigen Faltung, welche den Ein- und Vorsprüngen der früheren Inselküste genau angepaßt ist), in der Mitte mit einem Canal, nach völligem Untertauchen der tragenden Insel mit einer Flachlagune stillen Wassers. Die auf solchen Lagunenriffen durch Aufwurf von Schutt, hauptsächlich von sandig zermalmtem Korallenkalk des Riffes selbst, durch die Brandung geformten Inseln sind es, die, natürlich zahlreicher und größer bei Ebbe als bei Fluth und stets ganz flach, uns wie Grabsteine der unter ihnen versunkenen größeren Inseln jetzt anreden, seitdem Darwin (1842) so scharfsinnig diese Naturgeschichte der Koralleninseln erklärt hat.

Zwei wichtige erdgeschichtliche Thatsachen finden durch die stummberedten Zeugen der kleinen korallinischen Eilande ihre vollste Bestätigung: die meistens sehr große Langsamkeit niederschwebender Bewegungen der Erdoberfläche und der große Umfang der Landeinbuße durch Versenkung, so vollständig diese an anderen Stellen durch Landhebung entlang festländischen Küsten ausgeglichen werden mag. Kaum meterhoch vermag durchschnittlich ein Korallenriff von seinen kleinen rastlos schaffenden Baumeistern im Jahrhundert emporgefördert zu werden, ein nur einige Meter tiefes Sinken des Baugrundes während hundert Jahren müßte folglich die Riffpolypen ihrer so dünnen Lebensschicht im oberflächlichen Seewasser bald entrücken, d. h. sie tödten; so oft uns Korallenmauern von 1000 m Höhe im Weltmeer begegnen, steht ein Zeugniß von mindestens hunderttausendjähriger, vielleicht noch viel längerer, nie aber hastiger Senkung des Seebodens vor uns. Und wie ungeheuer dehnt sich die von Koralleninseln durchsäte Fläche des vom Stillen Meer bedeckten Erddrittels aus! Das ist die Grabesstätte eines großen Festlandes in dem Großen Ocean. Nur in einem beschränkten Theil des Indischen, in einem verhältnißmäßig größeren des Atlantischen Meeres fehlen die Koralleninseln auch im lauen Gewässer; nur also hier war entweder seit Urzeiten Meer, oder das Land versank dort zu schnell, um überseeische Korallenmarken seines Daseins zu hinterlassen, wie denn erst die Tuscarora-Expedition auf hoher See südwestlich von San Francisco einen erloschenen Vulcan entdeckte, der seine Umgebung noch etwas höher überragt als der Teneriffa-Pik den Seespiegel und dessen Lavakrönung mit Korallenbau beweist, daß sein höchst wahrscheinlich einmal überseeischer Gipfel zu rasch auf seine jetzige unterseeische Tiefe von 126 m gesunken ist, als daß die Korallenthierchen dem hätten entgegenzuarbeiten vermocht.

Man zöge demnach einen voreiligen Schluß, wollte man behaupten, daß die antarktische oder neuseeländische Inselgruppe Reste von uranfänglich isolirten Weltinseln darstellen müßte; letztere können sehr wohl ursprünglich im Zusammenhang mit der Continentalmasse einer Urzeit gestanden haben, von deren längst verschwundenem Umriß uns im kühlen und eisigen Meer jener Südzonen keine Riffkorallen Kunde bringen. Abgesehen von ihnen und dem vormaligen Südseefestland erscheint uns der ganze derzeitige Länderbestand als ein einheitliches Festland: die Beringsstraße trennt noch heute nur mit seichtestem Gewässer Ost- und Westfeste, die etwas tiefere Celebessee wogt zwischen den unverkennbaren Trümmern der zerrütteten Landbrücke, welche vor Alters Australien und Asien verband, die küstennahen Inseln sind fast durchweg festländische Bruchstücke. „Land wächst nur an Land" — so müssen wir bekennen, wenn wir mit alle dem die Wahrnehmung zusammenhalten, daß hier alte Festlandränder nur noch mit Inselguirlanden zwischen junger Flachsee und alter Tiefsee über dem Wasser stehen, wie in ganz Ostasien, dort gewaltige Hochgebirgsfaltung dem Festland neue Anwachsstreifen aus dem Küstenmeer heraushob, wie auf der ganzen Westseite von Amerika. Nirgends erblicken wir eine Stütze der grauen Theorie, nach welcher die Erdfeste aus einer Verknüpfung von lauter Urarchipelen erschaffen sein sollte; alle verläßlichen Beobachtungen verkünden laut: die Inseln sind nicht die Väter, sondern die Kinder der Continente.

Eine einzige Entstehungsursache völlig neuer Inseln außerhalb des Con-

tinentalbereichs ist uns bekannt im Vulcanismus. Er ist im Stande, aus dem Meeresschooß Inseln zu erzeugen. Peschel beging nur darin einen auffälligen Irrthum, in seiner Inseltafel sämmtlichen vulcanischen Inseln jemalige Zubehör zu einem Festland abzusprechen, indem er selbst „alte Inselvulcane" ausschließlich den von Anfang an oceanischen Eilanden beizählt. Aber wie könnte man Japan trotz seiner Vulcane anders denn als festländische Randablösung von Asien erklären! Und von den Fidschi-Inseln giebt Peschel selbst an anderer Stelle zu, sie seien „vielleicht Reste des vormals vorhandenen Südsee-Welttheils," was wir doch mit großer Zuversicht behaupten dürfen bei dem Endemismus eines so großen Theils der Fauna, fast der Hälfte der Flora dieses Archipels, der darin vom vulcanischen Genossen der Hawaiischen Inseln nur wenig überboten wird. Niemand kann bestreiten, daß vulcanische Inseln auch durch festländisches Sinken entstehen können, da ja Vulcane oft genug die höchsten Landspitzen ausmachen. Sänke Frankreich nur um wenige Hunderte von Metern, so würden die auvergnatischen Vulcane den schönsten Archipel dunkel vulcanischer Hochinseln gleich den Hawaiischen darstellen. Eben das den fortthätigen Vulcanen, wie denen auf Hawai selbst, eigene Empordrängen muß ihnen die Kraft verleihen, sich über See zu halten, wenn andere Landeshöhen ihres Continents bereits ihr feuchtes Grab im tiefen Meer gefunden. Darauf wird man die Erhaltung Island's als Bruchstück der tertiären Landverbindung zwischen Europa und Nordamerika mitten in der am tiefsten gerissenen Bresche zwischen der Ost- und Westfeste zurückzuführen haben; denn an jenem vermuthlich hufeisenförmigen Zusammenschluß, von dem außer Island besonders noch Spitzbergen übrig blieb, kann man nach den schönen Funden der dortigen Miocänflora nicht mehr zweifeln. Während des Miocänalters wuchsen in diesen jetzt arktisch waldleeren Landen dieselben Waldbäume wie in Europa und Amerika, in Island Laub- und Nadelhölzer von derselben Art wie im damaligen Deutschland, Tulpenbäume und Weinreben wie gleichzeitig auf amerikanischem Boden; Spitzbergen vereinte dazumal in seinen ewig grünen Urwäldern den deutschen Weihnachtsbaum mit der Sumpfcypresse der heutigen Mündungslandschaft des Mississippi. Hingegen soll nicht geleugnet werden, daß selbst bei niemals den Continenten verbunden gewesenen Seevulcanen äonenlange Zufuhr von Organismen oder deren Keimen durch Luft und Meer gar manche überraschende Festlandverwandtschaft mit sogar weit entfernten Gestaden hervorgerufen, ja selbst der Schein des Endemismus erweckt werden kann, wenn blos noch insular überlebende Arten sich in dem Versteinerungsschatz des einst darleihenden Festlands nicht finden lassen oder doch noch nicht gefunden haben. In dieser Beziehung scheinen die vulcanischen Gruppen der Azoren, Madeira's, der Canarien und Capverden zu dem seiner amerikanischen Typen noch nicht entkleideten tertiären Europa gestanden zu haben, wie sie noch zu dem gegenwärtigen stehen; liefern doch diese atlantischen Inseln in ihrem Insectenleben einen der merkwürdigsten Fälle der Darwin'schen Naturauslese: zumal die Käfer sind massenhaft mit europäischen identisch oder nahe verwandt, aber sie haben sehr häufig (wie diejenigen der sturmumbrausten Kerguelen) ihre Flügel verloren, mitunter auch kräftigere bekommen, da sie im Inselsturm des Fluges unfähig oder flugkräftiger werden mußten als in der alten Festlandheimat, um nicht ins Meer verweht zu werden.

Das Vorstehende wird den Leser überzeugt haben, daß es nur drei Gattungen von Inseln giebt:

1) Festlandbruchstücke (Abgliederungsinseln und Reste sonst ganz versunkener Festlande);
2) Koralleninseln als Denksteine von Küstensenkung, namentlich auch früherer Inseln (erster oder dritter Gattung);
3) ursprünglich oceanische Inseln, stets vulcanischer Abkunft.

Neuere Forschungen über Eiszeit.

Von

K. A. Zittel.
München.

Es giebt kaum ein beliebteres Thema in der Geologie als die Eiszeit; fast regelmäßig erscheint sie auf dem Programm populär-naturwissenschaftlicher Vorträge und die Fluth der streng gelehrten und dilettantischen Literatur über dieselbe schwillt von Tag zu Tag mächtiger an.

Dennoch läßt sich in den nahezu vierzig Jahren, welche seit der Aufstellung der Eiszeittheorie durch L. Agassiz verflossen sind, hinsichtlich der Erklärung dieser wunderbaren geologischen Erscheinung kaum ein erheblicher Fortschritt constatiren.

Noch immer stehen sich zwei Anschauungen schroff gegenüber: Die Einen suchen in rein terrestrischen Ursachen, in eigenthümlicher Vertheilung von Land und Meer, in einer damit verbundenen Ablenkung warmer Meeresströmungen und Winde, in einer abweichenden Höhenlage gewisser Gebiete, in stärkeren atmosphärischen Niederschlägen u. dergl. jene auffallende Temperatur-Erniedrigung zu erklären, während die Anderen cosmische Ereignisse zu Hilfe nehmen, Veränderungen in der Schiefe der Erdekliptik, ungünstige Constellation der Tag- und Nachtgleichen im Aphelium, Wanderung der Erde durch eisige Regionen des Weltraums, großartige Verschiebungen der Wassermassen unseres Planeten in Folge combinirter Anziehung von Sonne und Mond und eine Reihe anderer Hypothesen als Veranlassung von Kälteperioden geltend machen, die sich nach Umlauf eines größeren oder geringeren Zeitraumes wiederholen sollen. Diese regelmäßige Wiederkehr von Eiszeiten bildet noch immer die schwierigste Klippe für alle cosmischen Erklärungen, denn bis jetzt kennt die Geologie mit Sicherheit nur eine einzige zwischen Tertiär- und Jetztzeit liegende Periode, während welcher die Erde theilweise mit riesigen Gletschern bedeckt war. Alle Anzeichen für frühere Eiszeiten sind nichts weniger als beweiskräftig und finden namentlich in paläontologischen Thatsachen nicht die mindeste Stütze. So lange aber die Periodicität, dieser Grundpfeiler aller cosmischen Hypothesen strittig ist, stehen auch jene auf unsicherer Basis und nicht minder anfechtbar bleiben alle auf terrestrische Verhältnisse begründeten Erklärungsversuche, so lange wir über Ausdehnung, Dauer und Intensität des Phänomens selbst im Unklaren sind.

Fruchtbarer, als das Ausspinnen bereits vorhandener oder die Aufstellung neuer Hypothesen erscheint darum die genaue Beobachtung aller thatsächlichen, mit der Eiszeit in Verbindung stehenden Erscheinungen und mit dieser Arbeit sehen wir denn auch allerwärts die Geologen beschäftigt. Irrblöcke, alte Moränen, Rundhöcker (roches

moutonnées) mit polirter und gekritzter Oberfläche und Scheuersteine liefern ebenso unanfechtbare als dauerhafte Beweise für die Thätigkeit des Eises und geben allen, nur wünschenswerthen Aufschluß über Verbreitung und Stärke der ehemaligen Gletscher.

Es hat freilich lange genug gedauert, bis die Bedeutung dieser Merkzeichen richtig erkannt war. Zuerst regten die Irrblöcke zum Nachdenken an. Nachdem man ihre Ausstreuung anfänglich Fluthen zugeschrieben hatte, kam schon Playfair im Jahre 1816 zur Vermuthung, es möchten die Granitblöcke, welche auf den östlichen Abhängen des schweizerischen Jura liegen von Gletschern stammen, die von den Alpen quer über den Genfer See und das Tiefland gegangen seien. Den Beweis dafür erbrachten freilich erst beinahe 20 Jahre später Venetz, Charpentier und Agassiz, indem sie den Weg des Gletschers im Rhonethal durch geglättete Rundhöcker, seine „Radspuren" durch parallele Streifen des Felsbodens, und seine Begrenzung durch hinterlassene Seiten- und Endmoränen verfolgten. Bald darauf wurden dann die gekritzten Geschiebe oder Scheuersteine der Grundmoräne, der neuerdings freilich wieder in seiner Bedeutung als Gletscherschlamm angefochtene Löß, und schließlich der typische Charakter der „Moränenlandschaft" als Merkmale der Eiszeit hinzugefügt. Mit diesen Factoren läßt sich vortrefflich rechnen und wie weit man damit gekommen, das zeigt uns Th. Kjerulf, einer der erfahrensten Glacialforscher der Jetztzeit.

Mit Recht sagt dieser ausgezeichnete norwegische Geologe: „Die Bestimmungen der Eiszeit sind viel schärfer und sicherer, als man glauben sollte, wenn man, ohne die Grundlage des Wissens zu kennen, nur die vielen verschiedenen, oft einander völlig widersprechenden Hypothesen, welche sich an eine Eiszeit knüpfen, in Erfahrung gebracht hat."

Man muß die populäre Abhandlung des jüngst verstorbenen Al. Braun über die Eiszeit mit der gleichnamigen Kjerulf's vergleichen — beide sind in der von Virchow und Holtzendorff herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher Vorträge erschienen, der letztere durch Hartung in's Deutsche übersetzt — um sich zu überzeugen, welche Fortschritte die Glacialforschung in den zwei letzten Decennien gemacht hat. In weiser Beschränkung führt uns Kjerulf lediglich durch die verschiedenen Länder Europa's, liefert aber durch sorgfältige Darstellung aller sichergestellten Beobachtungen ein möglichst vollständiges Bild von der Ausdehnung und Thätigkeit der einstigen Gletscher auf unserm Continent. In ähnlicher Weise hätte dies für keinen anderen Welttheil geschehen können, obwohl namentlich aus Nord-Amerika und Nord-Asien bereits eine nicht unerhebliche Reihe hierher gehöriger Thatsachen vorliegen. Dieselben sind indeß von Kjerulf nur beiläufig berührt und auf eine Reproduktion der oben erwähnten Erklärungs-Hypothesen ist gänzlich Verzicht geleistet.

Vom Nordabhang der Alpen gingen die ersten Beobachtungen über diluviale Gletscher-Erscheinungen aus und dort ist auch die Glacialtheorie erwachsen. Sie scheint zuerst in München in einem kleinen Kreise jugendlicher Naturforscher erörtert worden zu sein, dem L. Agassiz, A. Braun und K. Schimper angehörten. Nicht ohne Bitterkeit beanspruchte der Letztere die Priorität der Idee gegenüber Agassiz, welcher ihr zuerst wissenschaftliche Gestalt verlieh. Wenn übrigens Agassiz in seinen berühmten Untersuchungen über die Gletscher das ganze nördliche und mittlere Europa

bis herab nach Italien während der Diluvialzeit als ein großes Eisfeld darstellte und sich ebenso Nord-Amerika durch einen Riesengletscher bedeckt dachte, dessen südliche Grenze damals unsicher blieb, so haben sich seitdem unsere Anschauungen beträchtlich geändert. Eine kleine, der Kjerulf'schen Abhandlung beigefügte Uebersichtskarte von Europa giebt ein Bild der ehemaligen Eis- und Block-Verbreitung, sowie der Ausgangsstätten der Eisbewegung, wie sie gegenwärtig angenommen werden. Die Pyrenäen sind das südlichste Gletschergebiet, deren alte Moränen auf Eisströme von mehr als 800 Meter Mächtigkeit hinweisen Dieselben ragten indeß nur wenige Meilen nördlich und südlich vom Gebirgskamm in das tiefer gelegene Land hinaus. Noch unvollständig untersucht sind die Gletschererscheinungen in der Auvergne, dagegen liegen über die südlichen Vogesen sehr genaue Beobachtungen vor, welche durch Collomb und Ch. Grad kartographisch dargestellt wurden. Erst in neuster Zeit sind auch im südlichen Schwarzwald Moränen und Gletscherschliffe nachgewiesen worden, ja Prof. Fraas will sie auch im nördlichen Schwarzwald beobachtet haben.

Die Ausdehnung der 6 diluvialen Riesengletscher in der Nordschweiz ist zu bekannt, um hier besonders erwähnt zu werden, auch die piemontesischen und oberitalienischen Glacialerscheinungen finden sich seit Langem in den Lehrbüchern verzeichnet. Einen lebhaften Streit haben dagegen die Funde wohlerhaltener Pliocänconchylien in den Moränen am südlichen Ende des Comer-See's neuerdings hervorgerufen. Stoppani und Desor schlossen daraus, daß die Gletscher mit ihrem Fuß das Pliocänmeer berührten, während Gastaldi, Sordelli, A. Favre, Ch. Mayer u. A. in diesen Resten nur zufällige aus den anstehenden älteren Pliocänmergeln in die Moränen gelangte Fossilien erkennen. Noch haben sich die beiden Parteien nicht geeinigt.

Daß im Innern der österreichischen Alpen Reste ehemaliger Gletscher nicht fehlen, läßt sich von vornherein vermuthen. Wenngleich ihre Spuren durch Verwitterung der Unterlage vielfach verwischt wurden, so sind doch Moränen, Rundhöcker und Scheuersteine namentlich im Innthal, Etschthal und im Salzkammergut noch vielfach vorhanden. Die abgeschliffene Porphyrkuppe von San Michele bei Botzen, worauf die Kapelle Gliev steht, wird jedem Besucher dieses herrlichen Aussichtspunktes unvergeßlich bleiben, auch am Hallstädtersee hat der Eisenbahnbau eine glattpolirte Kalksteinkuppe mit Durchschnitten von Dachsteinbivalven entblößt, wie man sie nicht leicht schöner zu sehen bekommt. Am Nordrand der östlichen Alpen ist die Ausdehnung der Moränen in Bayern genau festgestellt, über Ober- und Nieder-Oesterreich fehlen vorläufig noch speziellere Beobachtungen. Ob die Karpathen ehemals namhafte Gletscher trugen, ist noch strittig.

Im Norden von Europa befinden sich in Irland, Schottland und Wales drei selbstständige Ausgangsstätten von diluvialen Gletschern, welche indeß nur bescheidene Größen erreichten. Ihre Grenzen lassen sich nur selten durch Endmoränen feststellen, denn in den meisten Fällen mögen dieselben im Meere liegen; vielfach hat auch das Meer schon in der Diluvialzeit das Gletschermaterial durchgewaschen, umgelagert und mit marinen Ueberresten vermischt. Dadurch ergeben sich große Schwierigkeiten für die Deutung der beobachteten Thatsachen und darum begegnet man auch gerade über die ungemein genau untersuchten Glacialerscheinungen Großbritanniens vielfach abweichenden Meinungen.[1]

Das Hauptinteresse der Gletscheruntersuchungen concentrirt sich im jetzigen Augenblick auf das ungeheuere Gebiet im Norden von Europa, welches mit skandinavischen und finnischen Irrblöcken übersäet ist. Durch Leop. von Buch, Helmersen, Murchison und namentlich durch Ferd. Römer wurde die Herkunft der in Norddeutschland und Rußland zerstreuten Gesteinsmassen mit großer Sicherheit bestimmt. Es ergaben sich daraus Landstriche, in denen norwegische, schwedische oder finnische Blöcke nahezu ausschließlich vorkommen oder doch entschieden dominiren, und dadurch ließ sich auch die Richtung, in welcher die Blöcke vertragen wurden, bestimmen. Ueber ihren Transport gab es bis vor Kurzem kaum eine Meinungsdifferenz unter den Geologen. Treibende Eisberge sollten die Felsblöcke aus ihrer nordischen Heimath gen Süden befördert und sich dort ihrer Last entledigt haben, nachdem sie auf dem Boden des seichten, aber ausgedehnten Diluvialmeeres gestrandet waren.

Der Mangel an deutlichen Moränen, das vereinzelte Vorkommen mariner Conchylien in gewissen Diluvialschichten, sowie die weite und ungleiche Ausstreuung der Irrblöcke sind Erscheinungen, welche sich am besten durch ein mit Eisbergen erfülltes Meer erklären lassen. Die durch Leop. von Buch und Ch. Lyell begründete Eisbergtheorie hat denn auch in Norddeutschland ganz allgemein Eingang gefunden. Gegen sie erhob sich indeß aus Skandinavien anfänglich schüchtern, später immer energischer Widerspruch, welchem schließlich der schwedische Geologe Otto Torell beredten Ausdruck verlieh. Das südliche Skandinavien ist genau wie die norddeutsche Ebene mit Irrblöcken bedeckt und zeigt auch landschaftlich eine auffällige Uebereinstimmung mit den seeenreichen Theilen der Mark, Mecklenburgs, Pommerns und Preußens; aber während in Norddeutschland nur höchst selten anstehendes Gestein aus der Decke von Diluvialschutt hervorragt und dann meist von leicht zerstörbarer Beschaffenheit ist, tauchen in Schweden und Süd-Norwegen allenthalben Granit und andere krystallinische Gesteinskuppen aus dem Schuttland heraus und zwar zeigt sich ihre Oberfläche ausnahmslos geglättet und mit Parallelkritzen versehen. Es sind ächte Rundhöcker, nicht zu unterscheiden von denen in den Alpen. Auch typische Moränen giebt es im südlichen Norwegen; die aus Sand und Geschiebe aufgebauten schwedischen und finnischen Åsar dagegen, welche man gleichfalls als solche angesprochen hat, sind nur langgestreckte Rücken, von fließendem Wasser aus einstmals weiter ausgedehnter Ausfüllung herausgeschnitten und stehen gelassen. Das südliche Schweden bietet den Anblick einer typischen Moränenlandschaft und ihr Boden ist, wie O. Torell nachgewiesen, fast allenthalben mit Grundmoränenschutt bedeckt, worin zahllose gekritzte Scheuersteine liegen, ja man kann sagen, es ist in Skandinavien und Finnland schwierig, Stellen zu finden, die von der scheuernden und glättenden Einwirkung des Eises unberührt geblieben. Nach Allem, was uns die skandinavischen Geologen berichten, kann es kaum noch einem Zweifel unterliegen, daß ganz Norwegen und Schweden während der Glacialzeit mit Eis bedeckt waren. Wie weit sich aber diese Riesengletscher nach Süden erstreckten, ob ihr Fuß in die Ostsee reichte und dort in Eisberge zerbrach, die nach Süden wanderten, ob ihre Endmoränen im Meere liegen oder ob jene Eismasse, die heutige Ostsee überschreitend, die ganze norddeutsche Ebene und Rußland bis zur südlichen Grenze der Irrblöcke bedeckte, darum dreht sich gegenwärtig der Streit zwischen der

skandinavischen und der älteren deutschen Schule. Besondere Schwierigkeiten verursacht der Umstand, daß wie in Großbritannien, so auch im Gebiet der nordischen Irrblöcke verschiedene regelmäßig auf einander folgende Diluvial-Ablagerungen vorhanden sind, von denen eine der ältesten nordische Meeresconchylien enthält. Torell schließt daraus auf mehrere Abschnitte während der Eiszeit: Zuerst größte Ausdehnung des Eises bis an die südliche Blockgrenze mit einem überwiegenden finnischen Eisstrom, dann ein Eisstrom der Ostsee mit veränderter Richtung. Darauf Rückzug der Gletscher nach Skandinavien und zuletzt in die größeren Gebirgsthäler von Norwegen und Schweden. Man sieht, daß der Norden von Europa im Vergleich zu den einfachen Erscheinungen der Eiszeit und der Alpenländer viel complicirtere Verhältnisse darbietet, an deren Enträthselung die Geologen wohl noch lange zu thun haben werden. Torell's Forschungen, welche auch für Norddeutschland von größter Wichtigkeit sind, dürften vielleicht in der Folge den Schleier über manchen bis jetzt mißdeuteten Erscheinungen lüften. Wir müssen unserer Phantasie allerdings Zwang auferlegen, um uns einen Riesengletscher vorzustellen, der ganz Norwegen, Schweden, Finnland, ein ansehnliches Stück des nordwestlichen Rußland, die ganze norddeutsche Ebene bis zum Harz, Thüringer Wald und Riesengebirg, Dänemark und einen Streifen von Holland bedeckte und seine Ausgangsstätte im schwedisch-norwegischen Grenzgebirg und Lappland besaß; indeß die Polarforschungen der Neuzeit zeigen uns in Grönland Verhältnisse, welche diese Gedankenoperation einigermaßen erleichtern. Hier scheint eine einzige Eisdecke sich über das ganze Land auszubreiten, aus ihr gehen Gletscher hervor, welche trotz ihrer geringen Neigung nach A. Helland in 24 Stunden zuweilen 14—20 Meter vorrücken und somit an Geschwindigkeit alle Gletscher unserer Hochgebirge übertreffen.

Der letzte Abschnitt der Kjerulf'schen Abhandlung bespricht die durch Gletscher bedingten Veränderungen der Erdoberfläche. Von hervorragenden Physikern und Geologen sind in dieser Hinsicht so diametral gegenüberstehende Meinungen verfochten worden, daß wir das Urtheil eines so erfahrenen und scharfsinnigen Forschers wie Kjerulf gerade in dieser Frage mit besonderm Interesse vernehmen. Wenn die Einen Thäler, Fjorde und Seeen der erodirenden Gletscherthätigkeit zuschreiben, wenn sich z. B. Ramsay den Genfer-, Neuchateler- und Bieler-See durch den Druck des Rhonegletschers, Mortillet die tiefen Thäler, worin der Lago maggiore, Comer-See und Garda-See liegen, durch Eisströme ausgehöhlt denken, wenn Tyndall sagt, daß an jedem Gletscher zwei Kräfte in Wirksamkeit seien, wovon die eine, das Eis, auf jeden Punkt der Unterlage drückt und diese zu Staub zermalmt oder in Trümmer reißt, während die zweite, das Wasser, diesen Schutt fortführt, den Fels wieder entblößt und ihn dadurch den erneuten Angriffen des Eises bloßlegt, wenn derselbe berühmte Physiker meint, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß ein Gletscher, welcher vom Mont-Blanc bis zum Jura reichte, tiefe Thäler auszupflügen im Stande sei, so haben wir anderseits die schwerwiegende Aeußerung eines so ausgezeichneten Beobachters wie Rütimeyer: „Mit Vergletscherung wird Thalbildung stille gestellt, sie geht nur außerhalb und oberhalb der Eisdecke vorwärts. Die Gletscherperiode ist für die Thalbildung eine Ruheperiode." Mit Rütimeyer stimmen Désor, Falconer, Mallet, Murchison, Ch. Martins, Omboni, K. Vogt, Whymper u. A. überein

und auch Kjerulf stellt sich nach einer unparteiischen Darstellung der beiden Ansichten mit großer Entschiedenheit auf die Seite derer, welche dem Eis nur einen unbedeutenden Einfluß auf Thalbildung und Oberflächenveränderung einräumen.

Er weist auf die ganz unbeschädigten Inseln mitten im Hauptwege der ehemaligen Eisströme hin, er erwähnt die Beobachtung F. Ball's, wonach in den tiefern Theilen eines Gletschers die Bewegung und damit auch seine erodirende Kraft bis zur Hälfte geringer ist, als an der Oberfläche, er erzählt, wie die schweizerische naturforschende Gesellschaft im Jahr 1863 konstatirte, daß der Morteratsch-Gletscher über das an seinem Fuß ausgebreitete Geröllfeld hinwegglitt, ohne es auszuhöhlen und darum nicht wie ein Pflug, sondern wie eine Walze wirke. Mit beißender Ironie wird das sogenannte natürliche Alphabet des Neuglacialisten Campbell gegeißelt und schließlich den Anhängern der Erosionstheorie die Thatsache entgegen gehalten, daß in vielen Glacialgebieten Scheuerstreifen beobachtet werden, welche sich durchkreuzen. Wenn aber ein Gletscher nicht einmal die feinen Linien, welche sein Vorgänger hinterlassen hatte, auszulöschen vermag, wie soll er dann Thäler, Fjorde und Seeen aushöhlen?

Wer die treffliche Abhandlung Kjerulf's, die in meisterhaften Zügen den gegenwärtigen Stand unseres Wissens über die Eiszeit schildert, mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird dem Autor gern darin beistimmen, daß unsere Erde zur Zeit, wo ein großer Theil der nördlichen Hemisphäre unter einer Eisdecke erstarrt lag, zwar ein fremdartiges Antlitz zeigte, daß aber die Furchen und Runzeln, welche wir jetzt als Thäler und Fjorde bezeichnen, schon vor der Eiszeit zum größten Theil in dasselbe eingegraben waren.

Die Theilbarkeit des electrischen Lichtstroms und die Fortschritte der electrischen Beleuchtung.

Von
Max Wirth.
Wien.

Sowie sich im Hochgebirge vor Sonnenaufgang die Spitzen der höchsten Berge in rascher Aufeinanderfolge zuerst röthen, so geht es nicht selten mit neuen Erfindungen, sobald einmal die Zeit für eine Culturerrungenschaft reif ist, d. h. genügende Vorbereitungen dazu getroffen worden sind. Gegenwärtig ist die Aufgabe der Theilbarkeit des electrischen Lichtstromes an der Reihe. Wie wir aus dem Buche über die electrische Beleuchtung von Hippolyte Fontaine erfahren, beschäftigen sich die Physiker schon seit mehr als 20 Jahren mit der practischen Lösung dieser Aufgabe und bereits am 27. Februar 1858 machte der junge de Changy, welcher in der Physik, Chemie und Mechanik gleichmäßig bewandert war, durch den angesehenen Director des belgischen Industrie-Museums, Präsidenten der französischen Gesellschaft der Erfinder, Jobart, der französischen Akademie der Wissenschaften die Mittheilung, daß er das Problem der Theilbarkeit des electrischen Lichtes gelöst habe. Wie Jobart erzählt, bediente sich de Changy einer Batterie von 12 Bunsen-Elementen — die electrodynamischen Maschinen waren ja damals noch nicht erfunden — und lieferte zwischen zwei Kohlenspitzen eines Regulators seiner eigenen Erfindung ein

ruhiges, gleichmäßiges Licht in einem Dutzend kleiner Grubenlampen, von denen er eine beliebige Anzahl gleichzeitig anzündete oder auslöschte. Das Licht der in verschlossenen Glasröhren angebrachten Lampen wurde durch Weißglühen von Platina erzeugt. „Alle bisherigen Versuche, bemerkte Jobart, ein electrisches Licht durch das Weißglühen von Platin zu erhalten, konnten sich deshalb nicht realisiren, weil die Drähte in Folge des Mangels eines vertheilenden Stromregulators immer geschmolzen sind. Einen solchen aufs vollkommenste funktionirenden Regulator hat nun de Changy erfunden und hofft, daß das auf diese Weise gewonnene Licht nur halb so viel kosten wird, als das Gaslicht. Ich habe, schließt Jobart seine Mittheilung an die französische Akademie, eine leuchtende Ampel aus dickem Glase gesehen, die man in die Meerestiefe senken kann, ohne daß irgend eine Erschütterung das Licht zum verlöschen bringt. Sie wurde schon auf Flüssen zum Fang der dem Lichte zustrebenden Fische verwendet. Es ist wahrscheinlich, daß in nicht zu ferner Zeit das unerschöpfbare Meer die Menschen ernähren wird!" Einen solchen Eindruck konnte ein Mann von dem Experiment einer neuen Erfindung empfangen, dem man Erfahrung nicht absprechen kann, da er auch zugleich Präsident der nationalen Akademie für Ackerbau und Kleinindustrie in Belgien und außerdem Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften war. Gleichwohl ist diese Erfindung gänzlich der Vergessenheit anheimgefallen und Fontaine glaubt sich am Schlusse seines Werkes zu dem Ausspruche berechtigt, daß er die Theilbarkeit des electrischen Lichtes practisch für unrealisirbar halte, wenigstens mit den bis auf den heutigen Tag vorgeschlagenen Mitteln.

Von einem anderen Fachmanne erhalten wir die Aufklärung, daß diese Erfindung an dem Umstand der hermetisch verschlossenen Glasröhren, in welchen die Lampen angebracht waren, scheiterte. Die Lampen wurden nämlich nach und nach schwarz und außerdem wurden die dem Lichte ausgesetzten Lampentheile durch die von dem Lichte hervorgebrachte Hitze, welche durch das schlechte wärmeleitende Glas nicht genügenden Abzug fand, sehr bald zerstört.

Das Problem ruhte darauf bis zu der nach den Beobachtungen von Faraday, Ritchie, der Entdeckung Wilde's und den durch Modelle auf der Pariser Weltausstellung von 1867 zur Anschauung gebrachten Erfindungen Ladd's und Werner Siemens' construirten Gramme'schen electrodynamischen Lichtmaschine. Erst durch diesen stromerzeugenden vom Jahre 1871 an in den Handel gekommenen, durch Motoren in Bewegung gesetzten Apparat wird das electrische Licht so billig hergestellt, daß es in öffentlichen Gebrauch genommen werden kann. Denn es ist c. 30 Mal wohlfeiler, als das mittels einer Batterie erzeugte. Als mir auf der Ausstellung von 1867 Siemens selbst sein Modell erklärte, legte er noch das Hauptgewicht auf die Uebertragbarkeit von Triebkraft durch den electrischen Strom auf weite Entfernungen. Träumten ja doch bald darauf Amerikaner davon, die Kraft des Niagarafalles mit Hilfe dieser Erfindung über die Oststaaten der Union zu vertheilen und damit die Dampfmaschinen entbehrlich zu machen. Man beschäftigt sich in den Vereinigten Staaten immer noch mit dem Gegenstand und erst kürzlich hat ein amerikanischer Techniker ausgerechnet, wie hoch eine Anlage zu stehen käme, welche geeignet wäre, eine Wasserkraft von 1000 Pferden in eine 12 Stunden weit entfernte Fabrik zu übertragen. Er brachte heraus, daß die Anlage fast 1 Million Dollars kosten und daß den Kraftverlust abgerechnet nur ungefähr 350 Pferdekraft effectiv gewonnen

würden. Eine solche Anlage ist im Vergleiche mit dem Dampfe denn doch zu theuer und so ist die Anwendung der electrodynamischen Maschinen für diesen Zweck auf einen Musterapparat beschränkt geblieben, welcher in der Siemens'schen Fabrik in Berlin verwendet wird. Auch die ersten Versuche von Gramme waren auf dieses Ziel gerichtet gewesen, derselbe fand aber bald, daß vorläufig noch der practische Werth der electrodynamischen Maschine nach einer anderen Seite hin, in der Erzeugung des electrischen Lichtstromes ruht.

Während vorher das Publicum nur durch Meyerbeer's „Propheten" mit dem electrischen Licht Bekanntschaft machte, wurde dieses seit der Production der Gramme'schen Maschine wirklich für Zwecke des täglichen Lebens verwendet und sowohl wegen seiner Leuchtstärke als wegen seiner größeren Billigkeit zur Beleuchtung großer Räume eingeführt. Bis zum Jahre 1876 war aber mit dem Umstande zu rechnen, daß bei Benutzung der bis dahin vollkommensten Lampe von Serrin, welche mit zwei senkrecht aufeinander gerichteten Kohlenspitzen arbeitet, mit einer electrodynamischen Gramme'schen Maschine nur Ein Licht hervorgebracht werden konnte, dessen Intensität von 100 bis zu 10 000 Carcelbrennern Lichtstärke (ein Carcelbrenner ist ein conventionelles Maß von Lichtstärke, welches hervorgebracht wird, wenn in einer Carcellampe in der Stunde 42 Gramm gereinigtes Oel verbrannt werden) schwankt, je nach der Stärke des stromerzeugenden Apparates und der Triebkraft, durch welche er in Umdrehung versetzt wird. Das neue Licht konnte daher nur zur Erleuchtung großer Räume, von Bauplätzen, Häfen, Leuchtthürmen, Schiffen, Hütten, Fabriken u. drgl. verwendet werden; bei manchen industriellen Anstalten, deren Arbeit sehr helles Licht erfordert, ist sogar die Nachtarbeit erst möglich gemacht worden — allein für die Straßenbeleuchtung und den Gebrauch in den Wohnungen und kleineren Werkstätten war das neue Licht nicht verwendbar. Um das Gas auch bei diesem Gebrauch zu verdrängen, müßte das electrische Licht aus einer Stromquelle in solche kleine Flammen zerlegt werden können, daß ein einzelner Apparat zur Bedienung der Lampen in einer ganzen Straße und in einem ganzen Häusercomplexe hinreicht.

Nachdem nun die Theilung des electrischen Lichtstroms, welche von de Changy vor 20 Jahren versucht worden ist und die wir zur größeren Klarheit der Darstellung die „physikalische" nennen möchten, bis jetzt mißglückt war und auch jetzt noch von hervorragenden Physikern und Technikern für unmöglich gehalten wird, machte zuerst der russische Ingenieur Jablochkoff den seit Anfang dieses Jahres glücklich gelungenen Versuch, die Theilung des electrischen Lichtes auf einem neuen Wege zu erreichen, den wir die „mechanische" Theilung nennen möchten. Kaum hat aber seine Erfindung, welche in einer neuartigen Lampe in Verbindung mit einer von Gramme construirten stromerzeugenden, magnetoelectrischen Maschine [Wechselstromapparat] besteht, die erste practische öffentliche Anwendung am Pariser Opernhaus und an den Magasins du Louvre gefunden, als plötzlich von allen Seiten wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht eintrifft, daß fast gleichzeitig in Amerika und Oesterreich, in England und in Dänemark die wirkliche physikalische Theilbarkeit des electrischen Lichtstromes gefunden sei.

Nachdem wir die Angelegenheit schon seit Jahr und Tag in allen Phasen ihrer Entwicklung genau verfolgt, haben wir sowohl Erkundigungen über die ver-

schiedenen gleichzeitig auftauchenden Erfindungen eingezogen, als in Wien selbst einem gelungenen Experiment beigewohnt, so daß wir im Stande sind, eine, soweit es das Geheimniß der Erfinder zuläßt, klare Darstellung des heutigen Standes der Angelegenheit zu geben.

Die Bemühungen zur Vervollkommnung der electrischen Beleuchtung waren in den letzten zwei Jahren nach zwei Richtungen hin gelenkt: nach der Vervollkommnung der Maschine und nach der Verbesserung des Regulators bzw. der Lampe. Zugleich hofften auch die Einen auf dem ersteren, die Anderen auf dem letzteren Wege zur Theilung des Lichtes zu gelangen. Was die letztere Aufgabe betrifft, so bot die zuerst in Gebrauch befindliche Serrin'sche Lampe viele Unregelmäßigkeiten, welche indessen größtentheils ihre Ursache in der mangelhaften Construction des Apparates, bei welchem die Kohlenspitzen durch ein Uhrwerk vorgeschoben und zugleich auf electrischem Wege in gewisser Entfernung von einander gehalten werden, um den Volta'ischen Lichtbogen zu erzeugen, sowie in der schlechten Beschaffenheit der Kohle gehabt haben mögen. Während die Kohlenspitzen, zwischen denen der electrische Lichtbogen zum Vorschein kommt, bei der Serrin'schen Construction senkrecht auf einander gerichtet sind, schlug Jablochkoff einen ganz entgegengesetzten Weg ein, indem er die beiden Kohlenspitzen neben einander anbrachte und sie durch eine dazwischen geschobene neutrale Schicht von einander isolirte. Er war dabei aber genöthigt, statt der gewöhnlichen electrodynamischen Maschine mit constanten Strömen von Gramme, deren Stromquelle Electromagnete bilden, welche gleichgerichtete electrische Ströme produciren, — eine magnetoelectrische Wechselstrommaschine, welche auf der Inductionswirkung constanter Magneten beruht, zu gebrauchen, wie sie die Alliancegesellschaft zuerst baute, — um eben die beiden parallelen Kohlenspitzen durch alternirende Ströme zu speisen. Jablochkoff erzielte durch seine neuen Kerzen außer größerer Regelmäßigkeit des Brennens auch noch einen andern Vortheil. Er kann drei Kerzen nahe bei einander anbringen und mittelst Querstäbchen aus Graphit den electrischen Strom von einer zur andern übergehen lassen und so alle drei zugleich oder nach einander entzünden. Da seine Kerzen nur anderthalb Stunden lang dauern, so erzielte er auf dem letzteren Wege den Vortheil, fast fünf Stunden nacheinander leuchten zu können. Dies war Jablochkoff's erste Erfindung. Schon 6 Monate später (16. April 1877) zeigte Jablochkoff der französischen Akademie an, daß er ein neues Verfahren erfunden. Er setzte an die Stelle der aus zwei Kohlenspitzen bestehenden Kerze ein einfaches Kaolinplättchen (kleines Stück Porzellanerde), welches er zwischen die beiden Endpole des Leitungsdrahtes anbrachte. Er erzielte dadurch einen schönen, steten Lichtstreifen, wobei das Kaolintäfelchen sich nur um 1 mm in der Stunde abnutzte. Auf diese Weise konnte er sogar mit einem Leitungsdrahte mehrere selbständige Flammen herstellen. Dies war aber noch nicht genügend, um mit einer Maschine eine solche Anzahl von Lichtern herzustellen, als sie für den practischen Gebrauch wünschenswerth ist. Auch waren diese Lichter viel zu schwach, um für practische Beleuchtungszwecke ausreichend Helligkeit zu erzeugen.

Da nun so viele Fachmänner an der praktischen Lösung der Aufgabe einer physikalischen Theilung des elektrischen Stromes verzweifelten, so schlug Jablochkoff einen neuen Weg ein. Durch Versuche, welche schon vor ihm von Le Roux und de Mersanne gemacht worden waren, kam Jablochkoff auf die Idee einer weiteren

Ausbildung der magneto-elektrischen Maschine zu einer Doppelmaschine, mittels deren er nunmehr die oben erwähnte mechanische Theilung des elektrischen Lichtes bewerkstelligt. Er brachte nämlich an der gewöhnlichen stromerzeugenden Maschine einen zweiten größeren Apparat an, an welchem im Kreise herum eine Reihe von Inductionsspulen angebracht ist und die also in ihrer Wesenheit aus einer Summirung von kleineren Stromerzeugern zusammengesetzt ist, welche um eine gemeinsame Axe gedreht werden. Bei dieser also aus einer dynamoelektrischen und einer Wechselstrommaschine bestehenden Doppelmaschine, welche auch elektrischer Multiplikator genannt werden könnte, und die zuerst von Gramme construirt, jetzt auch von Siemens, Lontin und Wallace gebaut wird, muß jede einzelne Spule mit einem besonderen Leitungsdraht bis zur Lampe versehen werden, um Licht erzeugen zu können. Es können auf diese Weise ebenso viele Flammen entzündet werden, als Inductionsspulen und Leitungsdrähte vorhanden sind. Bis jetzt will es Jablochkoff mit diesem Systeme bis auf 32 einzelne Kerzen und Lontin mit seinem auf demselben Prinzip beruhenden System auf 36 Kerzen gebracht haben. Erstere Methode ist bei der Avenue de l'Opera und den Grands Magasins du Louvre in Paris, letztere am Westbahnhof und am Gaiety-Theater in London in Anwendung. Bei dem großen Widerstand, welchen der elektrische Strom in so vielen Leitungsdrähten zu überwinden hat, erfordert dieses System eine ungeheure Summe von Triebkraft. Erfahrene Elektriker und auch Wallace behaupten, daß jede Lampe eine Pferdekraft erfordert, wonach also die Triebkraft fast ebenso hoch kommt, als wenn jede Flamme von der gleichen Lichtstärke durch eine besondere Maschine erzeugt würde. Obwohl die beiden Systeme bereits in verschiedenen Ländern eingeführt oder in der Einführung begriffen sind, so sind sie doch nur für die gleichen Zwecke, wie die Einzelmaschinen in den oben genannten Fällen, d. h. für große Räume und große Anstalten, bei denen der Kostenpunkt nicht in Frage kommt, aber nicht für die Beleuchtung der Straßen und Wohnungen zu verwenden. Immerhin mögen Hafenstädte, wo die Arbeit sich außerordentlich anhäuft und das elektrische Licht die Nachtarbeit erst möglich macht, sowohl des Einzelmaschinen-, als des Doppelmaschinensystems sich mit Vortheil bedienen, trotz der hohen Kosten, welche dasselbe verursacht. So ist z. B. soeben die Stadt Liverpool beim englischen Parlament um die Concession für die Einrichtung der elektrischen Beleuchtung mittels Siemens'scher Maschinen eingekommen. Auch ist seit Kurzem die Druckerei der Londoner „Times" unter Anwendung von Kerzen des Systems Rapieff mit sechs elektrischen Lampen beleuchtet. Wir müssen hier nachholen, daß Rapieff, ein anderer russischer Ingenieur, eine Kerze verfertigt hat, welche aus zwei (im Ganzen vier) im spitzigen Winkel gegen einander gekehrten Kohlenspitzen besteht, deren Scheitel senkrecht auf einander gestellt ist, wie bei zwei über einander stehenden lateinischen $\overset{\text{V}}{\Lambda}$, wovon das eine umgekehrt ist. Dieser Kerze wird von englischen Technikern der Vorzug vor der Jablochkoff'schen eingeräumt.

Einen ganz verschiedenen Weg hat der Wiener Ingenieur, Siegfried Markus, bei seiner vom Mechaniker Egger verfertigten, am Karltheater zu Wien in Anwendung befindlichen Lampe eingeschlagen. Dieselbe beruht auf der Wirkung der elektrischen Spiralanziehung mit Hülfe eines die Kohlenspitze tragenden Eisenkernes. Es ist dem Erfinder gelungen, durch diesen Apparat nicht blos eine viel längere

ununterbrochene Dauer des Lichtes bis auf sechs Stunden zu erzielen, sondern auch Störungen dermaßen vorzubeugen, daß diese Lampe sogar bei in Bewegung befindlichen Apparaten verwendet werden kann und bei einem neuconstruirten elektrischen Beleuchtungswagen der Kaiser Ferdinands-Nordbahn zur Anwendung gekommen ist.

So standen die Dinge, als Europa plötzlich durch die telegraphische Nachricht überrascht wurde, daß Edison, der Erfinder des Phonographen und des Mikrophon, welcher im Laufe des Jahres bereits so viel von sich reden gemacht, nun auch gewissermaßen im Handumdrehen in Folge eines Besuches beim amerikanischen Fabrikanten elektodynamischer Maschinen, Wallace, die physikalische Theilung des elektrischen Lichtstroms gefunden habe. Obgleich solche amerikanische Posaunenstöße wegen der Seltenheit, in welcher sie sich bewahrheiten, stets mit Mißtrauen aufgenommen werden sollten, obwohl die Amerikaner selbst, an ihre Art gewöhnt, sich anfangs sehr ungläubig verhielten, und obschon die bisherigen Beispiele der praktischen Einführung des elektrischen Lichtes in so vielen Orten Europas von den Gasinteressenten mit großer Ruhe aufgenommen worden waren, so brach doch plötzlich ein panischer Schrecken unter den Gasaktienbesitzern in Paris und London aus, welcher sogar seine Rückwirkung auf Newyork äußerte, so daß die Gasaktien diesseits und jenseits des atlantischen Oceans um 10, 20, ja sogar um 25 pCt. im Course sanken. Dieser plötzliche Schrecken ist gerade so unberechtigt, wie die frühere Gleichgiltigkeit! Denn was auch an Edison's Erfindung sein mag, die Lösung der Aufgabe scheint bereits in aller Stille schon von anderer Seite gelungen zu sein, noch bevor Edison sich dieselbe stellte. Wenn unter vielen Bewerbern um dasselbe Ziel sich solche vorfinden, welche erst kürzlich an die Aufgabe herangetreten sind und solche, welche ihre Lebensaufgabe daraus gemacht und bereits praktische Erfindungen auf dem Gebiete der Elektricität an's Licht gefördert haben, so spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Letzteren das richtige, praktisch sich bewährende System gefunden haben.

Da in dieser Angelegenheit England das tiefste Interesse hat, weil es das Gas in Europa eingeführt, weil englische Capitalisten noch Eigenthümer vieler Gaswerke des Continents sind und das Gesammtcapital, welches in solchen englisch-internationalen Gasgesellschaften angelegt ist, die enorme Summe von wenigstens 60 Millionen Pfund Sterling repräsentirt, so ist es natürlich, daß jeder Erfinder sich vor allen Dingen das englische Patent zu sichern sucht.

Wenn Edison wirklich gefunden hat, was er mit so großem Pomp ankündigt, so hätte er sich durch seine voreilige Nachricht um die ganze Frucht seiner Erfindung bringen können, denn dieselbe wirkte gleich einem Alarmschuß auf die Erfinder. Ein jeder, welcher sich mit der Aufgabe beschäftigt und dieselbe gelöst zu haben glaubte, ohne mit seinen Vorbereitungen weit genug vorgeschritten zu sein, beeilte sich, seine Eingabe beim englischen Patentamte zu machen. Am 8. October war die Nachricht über Edison's Erfindung in London eingetroffen, und schon am 14. October brachte der namhafte Elektriker Arnaud ein Patentgesuch ein auf eine Methode, elektrische Ströme unendlich zu theilen. Am 16. Oktober kam Welch um ein Patent ein auf die Erfindung von Verbesserungen in der Art und Weise, elektrische Ströme durch eine beliebige Anzahl von Leitungen zu Beleuchtungs- und anderen Zwecken zu theilen und zu vertheilen. Erst am 23. October wurde das

Gesuch Edison's zunächst auf den sechsmonatigen provisorischen Schutz seiner Erfindung eingebracht. Schon vorher war noch eine Anzahl anderer auf den Gegenstand bezüglicher Patentgesuche angemeldet worden, welche sich theils auf die Vervollkommnung der stromerzeugenden Maschine, theils auf die Verbesserung der lichtgebenden Lampen oder Kerzen beziehen.

Schon am 10. October und fast gleichzeitig mit dem Eintreffen der Edison'schen Nachricht war aber unter dem harmlosen Titel „Elektrische Lampe" vom Ingenieur Siegfried Marcus in Wien ein Patent genommen worden, welches nach den Experimenten, denen ich persönlich beigewohnt habe, die physikalische Theilung des elektrischen Lichts unter Anwendung eines neuen Princips in wirklich praktisch durchführbarer Weise verwirklicht. So weit überhaupt die Aufklärungen und Enthüllungen über das Wesen dieser verschiedenen Erfindungen reichen, sind bis jetzt nur die Experimente von drei Erfindern von Augenzeugen gesehen worden: diejenigen von Edison in Newyork, Marcus in Wien und von Werdermann in London, welcher Letztere sein Patent schon viel früher genommen zu haben scheint.

Ueber den Charakter der Erfindung Edison's erhalten wir durch den soeben eingetroffenen „Scientific American" vom 2. November eine Aufklärung, aus welcher hervorgeht, daß seine Erfindung sich auf die Lampe bezieht und daß er bezüglich des Materials der Kerze auf die Erfindung von de Changy zurückgegriffen hat, mit einer angemessenen Verbesserung, welche ihn in Stand setzt, die Flammen in freier Luft brennen zu lassen. Bekanntlich kann ein Draht durch den electrischen Strom in's Glühen gebracht werden. Mittels eines solchen zusammengeschobenen Spiraldrahtes aus Platin werden z. B. die Gasflammen auf dem Dom des Capitols zu Washington angezündet. In Frankreich werden auch electrische Feuerzeuge unter dem Namen „Merveilleuses" verkauft, welche auf demselben Princip beruhen. Edison verwendet nun die Platinspirale selbst als Lichtquelle, indem er dieselbe durch einen hindurchgeleiteten starken electrischen Strom zum Weißglühen bringt. Die weißglühende Spirale leuchtet mit hinlänglicher Intensität, um einen entsprechend großen Raum zu beleuchten. Die zu überwindende Schwierigkeit bestand darin, das Schmelzen der Drahtspirale zu verhüten, welches ohne Intervention unvermeidlich ist. Edison hilft sich nun durch die Einschiebung einer kleinen Eisenstange, welche durch ihre Ausdehnung den Strom unterbricht, sobald das Platin dem Schmelzpunkt sich nähert. Diese automatische Vorkehrung in Verbindung mit einem Nebenspiraldraht, welcher einen gewissen Widerstand leistet und dadurch einen gleichmäßigen Durchgang des Stromes durch die leuchtende Platinaspirale bewirkt, ist das Wesen der Erfindung Edison's.*)

Wenige Tage nach dem Experimente, welchem der Verfasser dieses bei Marcus in Wien beigewohnt und von dem weiter unten die Rede sein soll, machte Werdermann in einem Raume der britischen Telegraphenfabrik zu London am 2. November einen Versuch, wobei er im Effekt ähnliche Resultate wie Marcus

*) Uebrigens ist soeben die Nachricht eingetroffen, daß das englische Patent-Amt das Gesuch Edison's um Ertheilung des großen Siegels (definitives Patent) abgewiesen hat, unter dem Grunde „daß er nicht der wahre und erste Erfinder" der betreffenden Methode sei, und daß der General-Anwalt (Solicitor General) über die Ansprüche Edison's und seiner Nebenbuhler noch im December 1878 die Entscheidung zu treffen habe.

erzielte. Mit einer kleinen Gramme'schen Maschine mit continuirlichem Strom und einer zweipferdekräftigen Dampfmaschine stellte er zehn einzelne Lichter dar, welche eine kleine stete Flamme von mäßiger Intensität hatten. Er konnte die Lampen zusammen oder einzeln nach Belieben auslöschen und anzünden. Nach der Zeichnung, welche der Londoner „Engeneer" von der Lampe gebracht hat, ist die übrigens nicht mehr ganz neue Vorkehrung folgende: die untere Kohlenspitze ist unverändert, wie bei der Serrin'schen Lampe. Statt der oberen Spitze dient aber eine Scheibe, welche bis zu 64mal größeren Durchmesser hat, als der untere Kohlenstift und deren unteren Mittelpunkt die Kohlenspitze berührt. Auch Marcus hat schon ähnliche Versuche angestellt und mir eine Probelampe vorgewiesen, bei welcher der eine Kohlenstift etwa 8mal größeren Durchmesser hatte, als der gewöhnliche. In dem dickeren Stifte bildete sich aber während der Function ein Krater, welcher sich allmälig mit Asche ausfüllte, wodurch der directe Contact der Kohlenspitzen und in Folge dessen auch die elektrische Leitung abgeschwächt und unterbrochen wurde. Da sämmtliche Berichte über das Werdermann'sche Experiment erwähnen, daß in der Kohlenscheibe ein Krater sich gebildet habe, so würde bei einer längeren Dauer des Versuches auch die Asche nicht ausgeblieben sein. Das Verfahren ist daher wohl für ein kurzes Experiment, aber für den dauernden praktischen Gebrauch nicht geeignet. Aus diesem Grunde hat Marcus sein Augenmerk auf eine neue Methode gerichtet, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Ob die dänischen Techniker A. Riemenschneider und S. Christensen in Näſtved, deren gemeinschaftlich angestellte Versuche nach neueren Nachrichten ähnliche Resultate zur Folge gehabt haben sollen, einer zweckmäßigeren Vorkehrung sich bedienen, läßt sich nicht im vornherein entscheiden, da bis jetzt noch nichts näheres darüber mitgetheilt ist. Uebrigens können wir nicht umhin darauf aufmerksam zu machen, daß in diesem Zweige der Technik vielleicht mehr wie bei einem anderen, Erfindungen und Verbesserungen nur im geringsten Maße vom Zufall abhängen, sondern die Frucht fleißiger Vorbildung, unausgesetzter Beschäftigung mit dem Gegenstande und sorgfältigster Forschung sind, so daß auch das größte Genie ohne diese Voraussetzungen keinen praktischen Fortschritt auf diesem Gebiete entdecken kann. Man hat daher alle Ursache, mißtrauisch gegen die Verheißungen von Erfindern zu sein, welche sich nicht lange andauernd auf dem Gebiete der Elektricität beschäftigt haben. Den Neulingen, welche nicht die ganze Entwickelung dieses Zweiges der Technik in allen ihren Phasen kennen, kann es leicht begegnen, daß sie eine Entdeckung oder Erfindung für neu ausgeben, welche längst wieder zu den Acten gelegt ist. Es genügt nicht, daß eine Erfindung sich in den Experimenten bewährt! Sie muß sich auch praktisch bewähren; d. h. in dem gegebenen Falle: das neu erfundene physikalisch theilbare elektrische Licht muß heller brennen, und womöglich billiger sein, als das Gas, um auch zur Beleuchtung der Straßen und Wohnungen verwendet werden zu können. Daß der stromerzeugende Apparat von einem Centralpunkt aus wirke, ist weder nothwendig noch nützlich, weil bei zu großer Länge der Leitungsdrähte der Stromverlust zu groß ist. Die Einrichtung würde besser für je eine Straße oder den Theil einer Straße besonders getroffen werden. Eine praktische Lösung der Aufgabe müßte auch viel billiger zu stehen kommen, als das Jablochkoff'sche System der mechanischen Stromtheilung, welches nach zwei Richtungen hin zu theuer ist, weil es einerseits, wie

bereits aus den bisherigen Experimenten hervorgeht, ganz abgesehen von den größeren Kosten der Installation, viel zu hohen Betriebsaufwand erfordert, und weil überdies der Preis der Einrichtung vom Patentinhaber zu hoch geschraubt ist. Die Einrichtung der elektrischen Beleuchtung auf dem Platze des Wiener Eislaufvereins, welche vor drei Jahren erfolgte, kostete für zwei starke Lichter von je 500 Carcelbrennern für zwei Gramme'sche Maschinen und zwei Serrin'sche Lampen 9000 Mark, für eine 6pferdige Locomobile 5500 Mark nebst 500 Mark für sonstige Einrichtungen, zusammen 15 000 Mark. Wie ich aus sicherer Quelle erfahre, forderte Jablochkoff für die Einrichtung der Beleuchtung eines Teiches des Fürsten Auersperg bei Prag mit 12 Kerzen die Kaufssumme von 70 000 Mark, und für die Einrichtung des Hotel Metropole in Wien mit 30 Kerzen 120 000 Mark, obgleich die erforderliche Lichtstärke im ersten Fall nicht höher, und im zweiten Falle nicht mehr als das Doppelte der vom Wiener Eislaufverein verwendeten Lichtstärke gewesen sein würde. Daraus geht allein hervor, daß, wie sehr das Licht aus Einzelmaschinen sich bis jetzt Bahn gebrochen hat, das Jablochkoff'sche System für weitere Verbreitung viel zu theuer ist. Es ist abzuwarten, ob das wesentlich auf demselben Princip beruhende System von Wallace und Lontin nicht schon aus Concurrenz ein finanziell günstigeres Resultat liefert. Die Versuche, welche der Erstere mit seiner 6-Lichter erzeugenden Doppelmaschine, die auch bis zu 10 Lichtern verstärkt werden kann, Mitte October bei Ladd und Co. in London gemacht, sind zu vollkommener Zufriedenheit ausgefallen. Wallace brauchte zu seiner 6 Lichtermaschine eine Dampfmaschine von 6 Pferdekräften und er nimmt überhaupt an, daß für jedes Licht eine Pferdekraft erforderlich ist, wie wir es auch bereits beim Jablochkoff'schen System angedeutet. Bei der mechanischen Theilung des elektrischen Lichtes ist sonach zum Betrieb des Apparates ein Motor von 10 Pferdekräften für 10 Lichter erforderlich, während bei der physikalischen Theilung des Stromes nach dem Experiment von Werdermann für die Erzeugung von 10 Lichtern eine Dampfmaschine von 2 Pferdekräften, und bei der Probe von Marcus von $1^1/_2$ Pferdekräften genügte. Dies ist auch ganz natürlich, denn um ein populäres Gleichniß zu gebrauchen, so wäre eine Einrichtung, bei welcher die physikalische Theilung des electrischen Lichtstromes zur Geltung kommt, den gegenwärtigen Gasleitungen an die Seite zu stellen, während die mechanische Theilung einer Einrichtung gleicht, bei welcher für jede Gasflamme ein besonderer Strang aus der Gasanstalt gelegt wäre.

Bevor ich schließlich zur Schilderung des Experimentes von Siegfried Marcus in Wien übergehe, dem ich am 27. October 1878 selbst beiwohnte, schicke ich zum näheren Verständniß voraus, daß die physikalische Theilung und Vertheilung des elektrischen Lichtstromes an und für sich nicht gefunden zu werden braucht, und daß auch die electrodynamischen Maschinen in ihrer gegenwärtigen Gestalt zur Erreichung dieses Zieles ausreichen, daß es aber bei den Kerzen bisherigen Systems mißlungen ist, in praktischer Weise mehrere Lichter durch einen und denselben Leitungsdraht zu gewinnen, aus folgenden Gründen.

Die Theilung des elektrischen Stromes ist nämlich auf zweierlei Art durchzuführen, entweder in der Weise, daß die verschiedenen Flammen in einer einzigen Kreislinie liegen, durch welche der Strom circulirt, oder indem von einer Stammleitung aus Abzweigungen stattfinden. Die erstere Methode ist, wenn auch nur

für wenige Flammen, bei den Lampen, wie sie bisher in Gebrauch sind, wohl möglich, die letztere aber, welche einzig und allein für die Praxis von Nutzen sein könnte, ist mit den jetzt verwendeten Lampen von Serrin, Jablochkoff, Siemens, Wallace, Lontin und allen anderen, welche auf der Unterbrechung des elektrischen Stromes beruhen, nicht zu erreichen.

Die Ursache ist darin zu finden, daß der Strom bei einer Zweitheilung, sich, im Falle das Licht durch Unterbrechung hervorgerufen wird, den kürzesten Weg, und bei den vielen Unterbrechungen, die an den Lampen vorhanden sind, immer nur einen Weg wählt, ohne die anderen zu berühren.

Das System eines verzweigten Netzes von Leitungsdrähten ist nur dann durchführbar, wenn keine Unterbrechung in der Stromleitung stattfindet. In diesem Falle theilt sich der Strom durch sämmtliche Verbindungsstränge, welche man immer herstellen will, ganz in ähnlicher Weise, wie bei dem Telegraphennetze.

Um die Aufgabe zu lösen, handelt es sich darum, eine Lampe zu construiren, welche mit ununterbrochenem Strom arbeitet, daher ohne Volta'ischen Lichtbogen ein Glühlicht erzielt, welches jenem an Leuchtkraft nicht nachsteht, und bei welcher das rasche Verzehren der Kerzen oder das Bilden von Aschenkratern durch solche Vorkehrungen und durch die Wahl eines solchen Materials verhütet ist, daß eine ungestörte Brenndauer der Lampe garantirt wird, welche für alle praktischen Zwecke genügt. Bezüglich des letzteren haben sich weder Platin, wie es Edison verwendet, noch Kaolin, wie es Jablochkoff versuchte, bewährt; denn sie geben ein so mattes Licht, daß die damit erleuchteten Lampen keinen Vorzug vor dem Gaslicht gewähren.

Siegfried Marcus hat die Aufgabe durch eine sinnreiche Vorkehrung unter theilweiser Anwendung eines besonderen Materials gelöst.

Ich darf nicht unterlassen zu erwähnen, daß Siegfried Marcus durch seine Antecedentien ungewöhnliche Anwartschaft auf einen guten Erfolg mit sich bringt, denn derselbe beschäftigt sich seit mehr als 25 Jahren ausschließlich mit dem Gegenstande. In Mecklenburg geboren, war er nach Vollendung seiner technischen Studien zuerst bei Siemens und Halske in Berlin beschäftigt, worauf er vor über 20 Jahren eine Fabrik mechanischer und physikalischer Instrumente und Apparate in Wien errichtete. Schon mehr als eine seiner Erfindungen ist in die Praxis übergegangen. Von ihm stammt der in vielen industriellen Anstalten zur Beleuchtung gebrauchte Astral-Gasapparat, der mit Petroleum gespeist wird. Er hat denselben jetzt auch für Haushaltungszwecke eingerichtet. Aus einer Lampe von gewöhnlichster Construction ohne Glascylinder und sichtbarer Mechanik, die mit Petroleum gefüllt ist, brennt nach Umdrehung einer Schraube frei und durch ein Zündhölzchen angezündet, eine breite weiße Flamme, viel blendender als das gewöhnliche Leuchtgas. Der magneto-elektrische Minensprengapparat, dessen sich die preußische Armee im deutsch-französischen Kriege bediente, ist eine Erfindung von Marcus. Er ist auch der Erfinder der thermo-elektrischen Säule oder Batterie, mittels deren Wärme in Elektricität verwandelt wird und für welche er den großen Preis der K. K. Akademie der Wissenschaften erhalten hat. Auf der Wiener Weltausstellung erhielt er die Fortschrittsmedaille. In dem Bericht über die Maschinenabtheilung dieser Aus-

stellung erwähnt der ausgezeichnete Fachmann Professor Radinger einen von Marcus neu erfundenen Motor, dem wahrscheinlich noch eine große Rolle vorbehalten ist, da Marcus die Patente noch nicht genommen hat. Derselbe beruht auf der Anwendung von Petroleum im kalten Zustande und durch Entzündung mittels Elektricität. Ich sah selbst ein Modell dieses Motors in Thätigkeit. Durch eine andere Erfindung, von deren praktischer Wirkung ich mich ebenfalls überzeugte, die aber Marcus noch zurückhält, sind die Tage des Revolvers gezählt. Denn bei seiner Repetirpistole entfällt die dicke Kammer des heutigen Revolvers, während sie die dreifache Anzahl von Schüssen liefert und in der Tasche nur halb so beschwerlich ist.

Bei dem Experiment, welchem ich beiwohnte, hatte Marcus zehn Lampen je an einem Leitungsdraht aufgestellt. Während der Probe entfernte er die vorderste Lampe von den übrigen um ungefähr 8 m, um dieselbe in der Mitte der Werkstätte auf einen Gaskandelaber zu stellen. Zwischen den Lampen und der Oeffnung der Wand, aus welcher der Leitungsdraht von der Maschine hereinkam, lag derselbe in vielfachen Windungen aufgehäuft in einer Länge von wenigstens 200 m. Als Stromerzeuger war eine elektrodynamische Maschine von Siemens, kleinsten Kalibers, benützt, welche durch eine Gaskraftmaschine von $1^1/_2$ Pferdekraft getrieben wurde. Das Licht der Lampe glich dem eines großen hellleuchtenden Sternes. Es war stät, ohne zu flackern und so weiß, daß die Gasflammen und Stearinkerzen dagegen wie gemalte, orangefarbene Tulpen aussahen. Sobald die Lichter von einer Glocke aus mattgeschliffenem Glase bedeckt wurden (nicht Milchglas), war nur ein mildes, weißes Licht von großer Helle bemerkbar, welches die Augen nicht im geringsten beleidigte. Der Apparat functionirte ohne die geringste Störung. Durch den Druck auf eine Taste unterbrach der Erfinder den Strom und löschte sämmtliche Lampen aus, und zündete sie ebenso wieder auf einen Schlag an. In gleicher Weise isolirte er einzelne Lampen aus der Reihe und löschte sie nach Gefallen aus, sowie er sie auch wieder durch die Berührung einer Taste anzündete. Am deutlichsten wurde die Theilung und Solidarität des elektrischen Lichtstroms bemerklich, wenn er ein, zwei oder drei Lampen auslöschte, denn in demselben Maße wuchs die Lichtstärke der übrigen Lampen. Wie mich der Erfinder versicherte, ist diese Erscheinung indessen noch ein Fehler, den er leicht beseitigen kann — durch die Einschaltung eines Rheostaten, mittels dessen die Lichtstärke vollkommen regulirt werden kann. Ich bin kein Neuling in der Betrachtung mechanischer und physikalischer Experimente, ich habe fast sämmtliche Weltausstellungen besucht und ich gestehe, selten einen so überraschenden Eindruck empfangen zu haben. Ich kann denselben nur mit der Empfindung vergleichen, welche mich beim Anblick der ersten in Bewegung befindlichen Locomotive ergriff, als ich als Student der Eröffnung der Heidelberg-Mannheimer Eisenbahn beiwohnte.

Welcher von den verschiedenen Erfindern, die mit einander um die Palme ringen, auch den Sieg davon tragen mag, — sicher ist es, daß wir uns wieder am Anfang eines epochemachenden Culturfortschrittes befinden.

Schopenhauers Leben. Von Wilhelm Gwinner.

Von
M. Carriere.
München.

Als originaler Denker, als geistvoller Schriftsteller ist Schopenhauer auch von Gegnern anerkannt. Nachdem er lange so wenig beachtet war, zog er nicht blos durch seine wüthigen Ausfälle auf die herrschenden Systeme und die Katheder-philosophie die Aufmerksamkeit auf sich, es kam ihm auch die Verstimmung der Gemüther nach dem zurückgestauten Aufschwung des deutschen Lebens zu gute; sein Pessimismus ward Mode. Allmälig hat sich die richtige Würdigung weiter verbreitet, die in ihm eine nothwendige Ergänzung jener Richtung erblickt, welche in Hegel gipfelte. Hatte Hegel die logische Idee, die Vernunft zum Princip und Wesen aller Dinge gemacht und in der Natur die Entäußerung, im Geiste die Rückkehr des reinen Gedankens zu sich selbst gesehen, war ihm alles Geschehen nur ein dialektischer Proceß, der sich mit Nothwendigkeit immer vollziehen sollte, so betonte Schopenhauer den Willen, das Reale, Nichtlogische, was den Inhalt all der Formen und gesetzlichen Bestimmungen ausmacht, in denen nach Hegel das Wesen des Seins selbst bestehen sollte. Das Wirkliche ist vernünftig, das Vernünftige ist wirklich — war Hegels Spruch: Schopenhauer wies mit erschütternder Energie auf das Unvernünftige und seine Macht in der Welt, die ihm keineswegs die beste, sondern unter allen möglichen die schlechteste war; und dies ist das zweite, daß das Leid des Lebens, die Noth und das Elend des Daseins von ihm, dem Philosophen, in Deutschland so energisch und tiefsinnig betont ward wie von zwei großen zeitgenössischen Dichtern, von Byron in England und von Leopardi in Italien. (Neben die meisterhafte Verdeutschung des Ersteren durch Gildemeister ist jetzt eine ähnliche des Zweiten durch Paul Heyse getreten.)

Daß nicht allgemeine Begriffe, sondern individuelle Kräfte das Reale seien, das machte Herbart geltend.

Heute können wir sagen: Weder das Wollen noch das Denken ist etwas für sich und kann darum das Princip der Dinge sein, so wenig wie die Phantasie; alle drei sind Bethätigungsweisen des Geistes, der lebendigen Subjectivität, die im denkenden Bewußtsein ihrer selbst und der Welt inne wird, deren Lebensdrang und Wirkenskraft vom Bewußtsein erleuchtet Wille wird; denn der Wille weiß, was er will und unterscheidet sich dadurch vom blinden Naturtrieb. Wir müssen real oder Natur sein, um für uns selbst werden zu können, denn wir sind nicht von Natur bewußt und frei, wir werden es durch die eigene That der Selbsterfassung und Selbstbestimmung; was Anziehung und Abstoßung in der Welt der selbstlosen Kräfte, der Atome, das sind Denken und Wollen in der Welt der Selbstseienden, der Geister; aber das Geistige, Ideale erhebt sich auf dem Grunde des Realen und ist selber real.

Schopenhauers Hauptwerk führt bekanntlich den Titel: Die Welt als Wille und Vorstellung. Die Welt ist für uns wie und insofern wir sie vorstellen, es sind unsere Empfindungen, aus welchen wir die Bilder der Dinge entwerfen und uns gegenüberstellen; nach dem Causalitätsgesetz, das wir ursprünglich

in uns tragen, setzen wir einen Grund für unsere Empfindungen in Dingen an sich, doch die sind als von uns gedacht nur Gedankendinge. Aber unser eigenes Wesen erfassen wir als Wille, das Ding an sich ist der Wille, nicht blos etwas Vorgestelltes, sondern ein unmittelbar Erlebtes, seinem Wesen nach Erfahrnes; unser Leib, der sich in Folge unsres Willens bewegt, ist objectivirter Wille, und indem wir ihn im Bewußtsein auffassen, sind wir Vorstellung und Wille. Wollte der theoretische Egoismus eines Individuums behaupten, daß er allein Wille und Vorstellung, alles andere nur Vorstellung, nur ein Phantom seiner Einbildung sei, so wäre diese Annahme durch Beweise nimmermehr zu widerlegen, aber als ernsthafte Ueberzeugung könnte sie doch nur im Tollhause gefunden werden. Wir beurtheilen alles nach uns, und nehmen an, daß alle Objecte ihrem innern Wesen nach Wille, der Wille das Ansich der Erscheinung sei.

Diese Deduction Schopenhauers stellt, wie längst bemerkt worden, ein falsches Dilemma auf. Entweder sind wir allein Wille, oder es ist alles Wille. Es giebt ja aber ein Drittes: wollende Wesen außer uns und andere selbstlose Wesen, die nicht wollen, sondern durch Kräfte andrer Art bestimmt werden, ein Mechanismus der Natur, in welchem alles durch Druck und Stoß in blinder Wechselwirkung vor sich geht. Die Kraftthätigkeit, die wir überall als den Kern der Dinge annehmen, nennt Schopenhauer Wille, während der Wille doch vielmehr eine besondere Weise derselben ist. Sein Wille ist blind, der Intellect, Verstand und Bewußtsein sind erst ein Hirnproduct und vergehen mit dem Gehirn. So reicht Schopenhauer, der Idealist, wieder dem Materialismus die Hand. Und der blinde Wille hat Stufen seiner Objectivation, seiner Gestaltung und Verwirklichung, vom Unorganischen durch die Reihe der Pflanzen und Thiere bis hinauf zum Menschen; es sind die Platonischen Ideen, die typischen Gattungsbegriffe, die Schopenhauer hier von dem neben Kant von ihm hochverehrten Platon nimmt; aber woher hat der blinde Wille Ideen? Und wenn die Welt unsre Vorstellung ist und unsre Vorstellung nichts andres als ein Erzeugniß des Gehirns, das doch selbst wieder unsre Vorstellung ist, so drehen wir uns im Kreise herum und können nicht weiter. Hier liegen ungelöste Widersprüche; sie hindern nicht, daß im Einzelnen viel Zutreffendes ausgesprochen wird, wie denn Schopenhauer in der Erkenntniß der aufsteigenden Stufenreihe der organischen Welt, in der Entwicklung des Höheren aus dem Niederen mit Kant und Goethe zu den Vorläufern Darwins gehört, zu den Männern, welche das große Princip aussprechen, dessen thatsächlicher Nachweis jetzt die Hauptbeschäftigung der Zoologen und Botaniker ist. Auch ist nicht das Todte das Erste, aus dem das Leben erst wird, sondern das Lebendige ist das Ursprüngliche; wir können es mit Schopenhauer Wille nennen, aber keinen blinden, sondern einen sehenden Willen der Liebe.

Noch ein drittes Element vervollständigt uns Schopenhauers Bedeutung. In unserm Jahrhundert ist Indien in den Umkreis des Forschens und Erkennens getreten, und dieser ist dadurch vielfältig erweitert und vertieft worden. Die Erscheinungswelt mit der Vielheit der Dinge ist den indischen Weisen nur ein trügerischer Schein, der Schleier der täuschenden Maja über dem ewig Einen, dem reinen göttlichen Sein. So sieht auch Schopenhauer in allem nur Eine Wesenheit, den Urwillen, der sich vorübergehend in mannigfaltigen Individuen

objectivirt, die nach flüchtigem Traumleben wieder verschwinden. Die Welt als Product eines blinden Willens ist voll Kampf und Gegensatz, Elend und Jammer; wir sollen uns über sie erheben, indem wir den Willen zum Leben verneinen und in die ewige Ruhe eingehen. So lehrt Schopenhauer, und wird der Prediger des Buddhistenthums in Europa. Der Weltfreude stellt er das Weltleid und die Weltentsagung gegenüber, und findet im Mitleid das Princip der Moral: Wir sollen Mitleid mit einander haben, wir sind eine große Leidensgenossenschaft; und das Mitgefühl beweist uns, daß die andern Eines Wesens mit uns sind.

Endlich was Schopenhauer über die Kunst und über das Genie sagt, enthält viel Vorzügliches und bekundet den Zeitgenossen Goethe's, ja erscheint als eine Frucht des persönlichen Verkehrs, welchen der jugendliche Denker mit dem bereits in der Weisheit des Alters wirkenden Dichter gepflegt. Von diesem Verkehr berichtet auch das Buch, welches die Veranlassung dieses Berichtes ist.

Gwinner, ein poetisch und wissenschaftlich thätiger Frankfurter, gehörte in den letzten Jahren Schopenhauers zu den wenigen persönlichen Freunden desselben und schilderte ihn bald nach dessen Tod, wie er ihm im Verkehr sich dargestellt. Das neue Buch ist eine vielseitige Erweiterung jener Schrift und eine höchst dankenswerthe Gabe. Schopenhauer ist weder im Wissen noch im Leben zur Versöhnung von Erkennen und Wollen gekommen; seinem Leben und seiner Lehre fehlt jene Harmonie, in der allein das Gemüth Ruhe findet; aber er zeichnete das Bild der Welt, wie sie im Spiegel seines Geistes reflectirte, mit unerschrockener Wahrheitsliebe; die Widersprüche zwischen dem Menschen und dem Denker, zwischen Sinnengenuß und Weltflucht, zwischen Leidenschaft und Beschaulichkeit liegen in der Biographie offen dar, aber es steht auch fortwährend ein geniales Original vor uns; wir sehen wie seine Idee sich entwickelt, wie das Leben, die Verhältnisse ebenso gut wo sie zu fördern als wo sie zu hemmen scheinen, dazu dienen, diese mächtige Eigenthümlichkeit auszubilden; der geheimnißvolle Zusammenhang von Schicksal und Charakter tritt uns entgegen. Bedeutungsvoll sagt Gwinner in der Vorrede: „Der sinnigere Mensch erwartet, wenn es ihm gelänge den Schleier der Wahrheit zu lüften, daß er — sich selbst zwar, aber in anderem Lichte als dem vergänglichen sähe: sein ewiges Urbild und damit das Urbild der Dinge; denn der Schlüssel zur Welt liegt im Menschen. Aber wenn er nun die Hülle zerreißt, welche die geheimen Schrecken seines zeitlichen Zerrbildes deckt, so wird ihm die Wahrheit nimmer erfreulich sein. Dies erfuhr jener Jüngling zu Sais, dies erfuhr schon am Morgen seines Lebens der merkwürdige Mensch, in dessen Kopf sich die Welt, gleich der Fata Morgana, so verkehrt zu spiegeln schien, daß ihm die Zunftgenossen, deren Regeln und Brauch er mißachtete, nicht allein seinen Platz lange mit Erfolg streitig machen, sondern ihm sogar jeden Werth für die Wissenschaft absprechen konnten. Und doch gab er der Welt ein Bild, das in sich eins ist, neu und bedeutsam, nicht willkürlich ersonnen, sondern wahrhaft und wirklich erlebt, mag es ihr gefallen oder nicht, mag sie darin sich wiedererkennen oder nicht, es steht einmal da und wirkt wie jedes echte Werk des Genius, mögen seine Fehler sein welche sie wollen.“ Gwinner weist darauf hin, wie der große Haufe seiner Verehrer aus Schopenhauer einen Modegötzen gemacht hat und aus den Schriften das sich herausnimmt, was dem überreizten Gaumen

eben zusagt, obgleich es so genossen lauteres Gift ist. Als Gegengift läßt er die Hinweisung dienen wie Schopenhauer dem sittlichen Factor in uns, dem Willen, und dem Idealismus im Denken gegenüber der Natur und Sinnlichkeit sein Recht gewahrt, während er das Wesen der Welt uns näher rückt und die Wirkungsweise der Naturkräfte an unserm eigenen Thun und Leiden uns erfahren lehrt. In der Darlegung, wie alle Kräfte nach ihrer Vollentfaltung, nach ihrer Selbsterfassung streben, wie aber die irdische Sinnenwelt „zusammenseufzet und in Wehen liegt bis jetzo," können wir den Beweis erblicken, daß der Mensch allerdings blos als Sinnenwesen angeschaut das unvollkommenste und unseligste Geschöpf wäre; aber lassen wir uns dies zur Mahnung dienen, daß wir uns theoretisch und praktisch in das Gebiet des Sittlichen erheben, uns als Glieder einer sittlichen Weltordnung erkennen und bethätigen, unser Ziel und Heil in der Verwirklichung des Guten finden, dann ist uns Schopenhauer zu einem Führer geworden der über ihn selbst hinausweist, oder wie Gwinner wieder im Anschluß an die Bibel sich ausdrückt: wir sehen was er nicht erkannte, „daß die Leiden dieses Zeitlebens für nichts zu achten sind gegen die Herrlichkeit, die an uns enthüllt wird in der Befreiung von der Knechtschaft der Vergänglichkeit." Die volle Anerkennung von Schopenhauers Größe und Grenze befähigte Gwinner neben der sinnigen Treue in der Auffassung des Individuellen zum Biographen; er steht in und über der Sache, und leitet den Leser leise zu ähnlicher Anschauung.

Gemäß der eigenen Ansicht Schopenhauers, daß wir den Willen dem Vater, den Intellect der Mutter verdanken, sucht und findet Gwinner bei seinen Eltern die Grundlage für sein heftiges reizbares Temperament wie für seine Begabung, die freilich weit über das mütterliche Maß hinauswuchs. Als Sohn des angesehenen Kaufmanns lernte Arthur schon im Knabenalter ein Buch der Welt lesen; einen Theil seiner Erziehung erhielt er in Frankreich. Brennende Liebe zur Wissenschaft regte sich, aber während die meisten zum Gelehrtenberuf bestimmten Jünglinge den Kopf mit todten Begriffen und Beschreibungen anfüllen, sah er die Dinge selbst und befruchtete seinen Geist mit eigenen Anschauungen. „Schon der Knabe brütete über dem menschlichen Elend, weil dasselbe dem Knaben schon tief zu Herzen ging, weil er — untreu dem glücklichen Leichtsinn des eigensüchtigsten Lebensalters — staunend vor diesem Elend stehen blieb, bis sich ihm der moralische Sinn und Zweck des Lebens daraus enthüllte. Wie der edle Königsohn Sakya (Buddha), vor den Thoren seiner Hauptstadt menschlichem Elend begegnend, von der Lustfahrt absteht und sinnend heimkehrt, so sehen wir unsern sechszehnjährigen Philosophen zum Verdruß seiner lebenslustigen Mutter in einer reizenden Landschaft plötzlich alle Reiselust verlieren, weil der Wagen an elenden Hütten und verkümmerten Menschen vorbeigerollt ist." Wir hören oftmals in der Biographie Vorwürfe der Mutter an den Sohn über seine melancholische Lebensansicht. Jene große Reise durch Frankreich und Deutschland war der Preis für das Versprechen des Sohnes Kaufmann zu werden. Der Vater starb plötzlich, und mit Fernow's Hilfe wandte der nun in's Freie gestellte Sohn sich auf dem Gymnasium in Gotha und durch Privatunterricht in Weimar zum Studium der alten Sprachen. Mit 21 Jahren bezog er die Universität. In Göttingen, in Berlin studirte er Naturwissenschaft und Philosophie; dort verkehrte er mit geist-

vollen Jugendgenossen wie Karl Josias Bunsen, Thiersch, Osann, Karl Lachmann und Lücke; in Berlin begann bereits seine Vereinsamung. Wissenschaftlich war F. A. Wolf von Einfluß auf ihn; von Fichte fühlte er sich ebenso abgestoßen als er den Anstoß zur eigenen Lehre von ihm empfing. Indeß schon mit 20 Jahren hatte er die tiefsinnigen Betrachtungen niedergeschrieben: „Alle Philosophie und aller Trost, den sie gewährt, läuft darauf hinaus, zu zeigen, daß eine Geisterwelt ist und daß wir in derselben von allen Erscheinungen der Außenwelt getrennt, ihnen von einem erhabenen Sitz mit größter Ruhe und ohne Theilnahme zusehen können, wenn unser der Körperwelt zugehörender Theil auch noch so sehr darin herumgerissen wird . . . Tief im Menschen liegt das Vertrauen, daß etwas außer ihm sich seiner bewußt ist, wie er selbst; das Gegentheil lebhaft vorgestellt, neben der Unermeßlichkeit, ist ein schrecklicher Gedanke." Und diesen schrecklichen Gedanken, setzt der Biograph hinzu, sollte er ausdenken, indem er mit dem Vertrauen auf jene innere Stimme das cogito ergo cogitor seinem älteren Zeitgenossen, dem von ihm so ungerecht geschmähten Baader, überließ. Denn nachdem ihm die Strahlenbrechung des Bewußtseins mit der Individuation zum bloßen Schein herabgesunken war, und er von einem höheren Bewußtsein als dem menschlichen nichts mehr wissen wollte, lag für ihn in letzter Instanz jener Fall offen am Tag und mußte ihn zur Verneinung des so trostlosen Lebens der Menschheit führen, — ihn, den tiefen Geist, fahr ich fort, der die grauenvolle Oede eines Lebens ohne Gott erkannte, in welchem auch der Mensch nur ein vorübergehendes Scheingebilde ist, während heut zu Tag Kinder der Welt sich in solch einem Leben behaglich einrichten, und darüber ein Buch schreiben. „Der Rang der Geisterstufe aber, schreibt Schopenhauer, bestimmt sich ganz danach, mit welchem Blick man in die Außenwelt schaut, wie tief oder wie oberflächlich." Dubois-Reymond freilich preist den atheistischen Naturforscher: „Schwindelfrei auf der Höhe des Pyrrhonismus (des Zweifels an allem) verschmäht er die Leere, die ihn umgähnt, mit Gebilden seiner Phantasie auszufüllen, und blickt furchtlos in das unbarmherzige Getriebe der entgötterten Natur." Der Naturforscher hat eben eine Erziehung zur Sittlichkeit gehabt, und seine noblen Instinkte sind besser als die Folgerungen aus seiner Theorie. Aber die Hödel, die Nobiling ziehen diese Folgerungen, und nachdem durch die Pfaffen des Materialismus ein großer Theil der untern Classen um Gott und Unsterblichkeit gebracht sind, dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie den socialdemokratischen Hetzern in die Hände fallen, die bestehende Ordnung der Dinge zertrümmern und sich möglichst viel Sinnengenuß erobern wollen. Wie imponirend stand da Bismarck im Reichstag mit dem edlen Wort: „Wenn ich zu dem Glauben gekommen wäre, der diesen Leuten beigebracht ist, — ja, meine Herren, ich lebe in einer wohlhabenden Situation, in einer reichen Thätigkeit, aber das alles könnte mich doch nicht zu dem Wunsche veranlassen, einen Tag weiter zu leben, wenn ich das, was der Dichter „an Gott und bessere Zukunft glauben" nennt, nicht hätte." So wiederholt der große Mann auf der Höhe des Ruhmes und der Macht, was er in aufsteigender Bahn, zum Selbstbewußtsein gekommen, im Rückblick auf den Leichtsinn der Jugend 1851 an seine Gattin schrieb: „Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich nachdenkt, und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Ver-

achtung und Langeweile tragen kann. Ich weiß nicht, wie ich das früher ausgehalten habe; sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne Dich, ohne Kinder — ich wüßte doch in der That nicht, wie ich dies Leben nicht ablegen sollte wie ein schmutziges Hemde."

Gwinner bemerkt hier in Bezug auf Schopenhauer: „Diese so frühzeitige ethische Richtung seines Geistes, kraft deren er von Kind auf Welt und Leben darauf ansah, was sie werth seien, ist nicht zufällig: wir müssen hierin seine Bestimmung erkennen. Denn wie die allgemeine mehr formale Bedeutung seiner Philosophie darin liegt, daß dieselbe auch vor Allem nur Eine Seite zeigt, diese aber in der allerschärfsten und natürlichsten Beleuchtung, so die besondere und reale darin, daß sie die Nichtigkeit des irdischen Daseins mit allen seinen Herrlichkeiten ohne eine über dasselbe und dessen Vergangenheit und Zukunft hinausreichende sittliche Zwecksetzung in's grellste Licht setzt. Nur ein Mensch, der berufen war, dem mit vollen Segeln in's hohe Meer eines plattrealistischen Optimismus hinausfahrenden Zeitgeiste seine tiefinnerste Leerheit und seinen Selbstwiderspruch vorzuhalten, konnte schon als Jüngling, ohne alle dogmatische Anlehnung, raisonniren wie Schopenhauer." Fichte hatte von hellen Stunden gesprochen, in welchen wir in der Idee leben und Gottes inne sind, im Willen eins mit ihm; der Jüngling Schopenhauer setzte hinzu: „Was in der erhabenen hellen Stunde erkannt ist, in der dumpfen, trüben, thierischen auszuführen, das eben ist die Arbeit des Lebens."

Es muß uns hier leider genügen, die Originalität Schopenhauer's schon vor seinen Studien anderer Philosophen festgestellt zu haben, wir können dem Biographen nicht zur Betrachtung der späteren Werke folgen, verweisen aber auf ihn selbst als einen tüchtigen Führer. Eine eigentliche Entwickelung hat Schopenhauer nicht gehabt, was er in der Doctordissertation gesagt, behauptete er sein Leben lang. In frischester Kraft schrieb er sein Hauptwerk und blieb dabei stehn, einseitig Einseitigkeiten gegenüber; so fehlte ihm auch der geschichtliche Sinn für die Entwickelung der Menschheit, in welcher Gegensätze einander bedingen und ergänzen, und sein Schimpfen auf Fichte, auf Hegel, auf die Philosophieprofessoren, durch das er das Publikum anzog, zeigt weit mehr die Grenze als die Größe seiner Natur. Die Entzweiung mit seiner Mutter, seine steigende Verbitterung und Vereinsamung sehen wir aus dieser Natur hervorwachsen; Gwinner hat das alles offen und klar dargelegt, Schopenhauer leidet an der Kehrseite seiner Tugenden, und zahlt die Schuld, die er auf sich ladet. Daß er als Universitätslehrer in Berlin keinen Erfolg hatte, daß er keinen Ruf auf's Katheder erhielt, lag nicht minder an ihm, wie an den Verhältnissen; aber der Erfolg war doch, daß er sein Dasein ganz dem unabhängigen Denken widmen konnte und somit der beste für ihn und für die Welt, der er die uralte indische Lehre in neuer Sprache predigte: „Wir sind nicht da zum genießen, unser Leben hat und die Welt mit diesem einen moralischen Zweck, alles Uebel der Welt ist unsere Schuld, die wir durch Leiden und Tod büßen! Allein in der Ruhe des Gemüths, in der Ueberwindung der Welt ist Frieden und Heil!" Diesen Frieden zu finden, machten ihm seine Leidenschaften schwer. Angstvoll, argwöhnisch, heftig, stolz wie er war, stellte er sich mit seinem Scharfblick für die Nacht- und Schattenseiten der Menschen und Dinge, den „Zweifüßern, der Fabrikwaare der Natur", hochmüthig gegenüber, ein Menschenverächter, um nicht Men-

schenhasser zu werden; so schuf er sich selbst die Lebensöde, und während die Sonne des Ruhms am Abend seines Lebens glänzend aufging, verdarb er sich die Freude daran durch Kleinlichkeit und Aerger über die Erfolge Anderer. Auch Gwinner gesteht: „Wer Lehre und Leben, Erkennen und Thun in keiner Weise trennen will, dem wird es nicht schwer fallen, in der Philosophie Schopenhauer's die Mängel zu entdecken, die seinem Charakter anhaften.“ Dann aber fügt er die schönen Worte hinzu: „Die Melancholie des Genies, von welcher Schopenhauer überall mit der Ueberzeugungskraft der inneren Wahrheit redet, hat einen tieferen Grund, als den intellectuellen der Erkenntniß der Welt und deren Unfähigkeit, ihm Befriedigung zu gewähren: es ist die kaum überwindliche Schwierigkeit seiner eigenen ethischen Lebensaufgabe. Große Gedanken und schöne Werke, die ihm die Natur verliehen, und die er der Welt wieder leiht, führen seinen Namen durch offene Hallen in den Tempel des Ruhmes; aber sein Herz geht nur blutend durch die enge Pforte der Selbstverleugnung in das ewige Friedensreich.“

Jean Paul zeichnete mit einigen Meisterstrichen den Eindruck, welchen Schopenhauer's Buch auf ihn gemacht: „Die Welt als Wille und Vorstellung, ein genial-philosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn; aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe — vergleichbar dem melancholischen See in Norwegen, auf dem man in seiner finsteren Ringmauer von steilen Felsen nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur die gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht. Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben.“

Mir ist nie ein anderes Buch im Einzelnen so geistvoll und anziehend, und im Ganzen so unbefriedigend erschienen. Der Mensch als bloßes Sinnenwesen wäre allerdings das unvollkommenste und unglücklichste Thier; denn er hätte zu den gegenwärtigen Schmerzen auch die Qual der Erinnerung und die Angst vor dem Tode, und für seine idealen Triebe gäbe es keine Erfüllung, sie wären reine Prellerei. Der Pessimismus hätte völlig recht, daß das Sein ein Elend, das Nichtsein vorzuziehen wäre. Aber Kampf und Leid des irdischen Lebens gewinnen ein ganz anderes Gepräge, wenn dasselbe nur die Geburtsstätte des Geistes ist, wenn die große Meisterin, die Noth, die schlummernde Kraft wecken und stählen soll, damit wir zu uns selbst kommen und den Blick über das Sinnliche hinaus auf die ewigen und idealen Güter richten lernen. So wachsen wir hinein in eine höhere Ordnung der Dinge, in die sittliche Weltordnung, und eine künftige Lebensvollendung.

Die neuesten Arbeiten bei Wiederherstellung der Wartburg und deren künstlerische Ausstattung.

Von

H. v. Ritgen.

Gießen.

Als im Jahre 1846 mit den Erhaltungs- und Wiederherstellungsarbeiten der Wartburg begonnen wurde, war die Aufgabe klar und bestimmt erkannt und in folgender Weise ausgesprochen worden:

„Die Wartburg soll wieder hergestellt werden, möglichst treu in ihrer früheren Gestalt, damit sie ein treues Bild gebe zunächst von ihrer Glanzperiode im 12. Jahrhundert, als Sitz mächtiger, kunstliebender Landgrafen, und als Kampfplatz der größten deutschen Dichter des Mittelalters; und dann später im Anfange des 16. Jahrhunderts als Asyl Dr. M. Luthers und als Stelle, von der der große Glaubenskampf ausging."

Die erste Glanzperiode, aus welcher noch das Landgrafenhaus in den edlen Formen der romanischen Architektur großentheils erhalten war, umfasst drei gesonderte Momente, in ihr entwickelte sich nicht nur erstens die Geschichte der ersten Landgrafen und zweitens die Geschichte Thüringens, ja ganz Deutschlands, sondern in ihr erlangte drittens die deutsch-mittelalterliche Poesie ihren Höhepunkt. Der Schauplatz von dem Allen war das Landgrafenhaus und die Hofburg der Wartburg.

Diese Hofburg also im Style und in den Einrichtungen des 12. Jahrhunderts wieder herzustellen, war die erste Aufgabe. Wie weit sie bis jetzt gelöst worden ist, mag jeder Besucher der Burg von seinem Standpunkte aus beurtheilen. Das aber, was bisher geschehen ist, damit auch die innere Ausstattung vollkommen dem Bilde entspreche, welches vor der Seele des hohen Bauherrn und seines Architekten geschwebt hat, möchten wir im Folgenden besprechen.

Der zweiten Glanzperiode der Wartburg, dem Beginne das 16. Jahrhunderts, gehört vorzugsweise die Vorburg mit dem Ritterhause an. Die bescheidene Wohnung Dr. M. Luthers hat sich zum Glücke unverändert vom Jahre 1521 an bis auf den heutigen Tag erhalten und muß wie ein Heiligthum unverändert bewahrt werden. Auch die Vorburg zeigt noch durchweg den Styl und die Einrichtungen des 16. Jahrhunderts; es gab also dort weniger zu restauriren als zu erhalten, um der Nachwelt die Stätte, von welcher die Reformation ausging, treu aufzubewahren. Das war also die zweite Aufgabe. Doch auch sie hat dreierlei zu erfüllen: erstens, die Erinnerungen an den Glaubenshelden, den religiösen Reformator, zweitens an den Reformator der deutschen Sprache und drittens, an die großen Fürsten und Beschützer Dr. M. Luthers und die ganze Geschichte der Reformation zu vergegenwärtigen und zu verherrlichen.

Untersuchen wir auch hier, was und wie viel bis jetzt in den letzten Jahren hierfür geschehen ist und was noch zu thun bleibt. —

Wir haben uns bemüht, durch unseren Führer auf der Wartburg*) dem wißbegierigen Besucher derselben ein Mittel in die Hand zu geben, sich auf bequeme Weise die nothwendigen geschichtlichen und archäologischen Kenntnisse zu erwerben, oder doch in's Gedächtniß zurückzurufen, ohne welche ein Verständniß und eine eingehende Beurtheilung der Burg und ihrer Wiederherstellung nicht möglich ist. — Wir haben ferner in einem Aufsatze: „Erhalten und Restauriren"**), durch die Beschreibung des Speisezimmers im Landgrafenhause der Wartburg an einem Beispiele klar zu machen gesucht, wie nur ein vollständig treu ausmöblirter Raum seine Bestimmung: für eine bestimmte Zeit als Hintergrund für das menschliche Leben zu dienen, genau erkennen läßt, und eben dadurch dieses Leben selbst

*) Leipzig bei J. J. Weber, dritte Auflage. 1876.

**) In Westermanns Monatsheften, Oktober 1874.

treu abspiegelt. Hierdurch möchte die Höhe der wissenschaftlichen und der künstlerischen Anforderungen, welche wir selber an die Wiederherstellung der Wartburg machen, genugsam bezeichnet sein.

Leider ist es nicht möglich, den fünfzig Tausend Fremden, welche jetzt jährlich die Burg besuchen, alle und namentlich die kleineren vollständig ausmöblirten und im Style des 12. Jahrhunderts wohnlich eingerichteten Räume zu öffnen, weil deren Beschädigung und baldige gänzliche Zerstörung dann unvermeidlich wäre. Gewiß aber ist es, daß diejenigen Räume, welche dem großen Publikum gezeigt werden, eine viel ansprechendere und lebendigere Wirkung machen würden, wenn jeder dieser Räume dem Style und dem Charakter seiner Zeit und seiner Bestimmung entsprechend vollständiger ausmöblirt wäre, als dieses bis jetzt der Fall ist. — Dieser Mangel fällt den meisten Besuchern auf, und schon Mancher sprach es aus: „Wie viel schöner wäre der schöne Sängersaal, wenn er auch entsprechend möblirt wäre." Das ist freilich leicht gesagt, aber schwer auszuführen. Suchen wir uns einmal über die bei Ausmöblirung des Landgrafenhauses zu befolgenden Grundsätze klar zu werden:

Nehmen wir an, es sei die ganze innere Anordnung und Ausschmückung dem Style, dem Charakter, der Sitte und Lebensweise des 11. und 12. Jahrhunderts entsprechend einzurichten. Wie viel Unterschiede im Styl und in der Behandlung der Formen von Möbeln sind im Laufe zweier Jahrhunderte wohl vorgekommen? — Enger dürfen wir den Kreis der zulässigen Formen aber kaum ziehen, wenn wir bedenken, daß gerade so wie wir, theils aus Pietät, theils aus Sparsamkeit, noch Möbel aus dem vorigen Jahrhundert in unsern Wohnräumen dulden, dieses auch im 12. Jahrhundert mit den aus dem 11. Jahrhundert überkommenen Möbeln geschah.

Hieraus würde der wichtige Grundsatz folgen: „daß im Allgemeinen für die innere Einrichtung und Ausstattung wohl Gegenstände aus früheren Jahrhunderten, niemals aber solche aus späteren Jahrhunderten aufzunehmen sind."

Damit wird aber die Aufgabe nicht erleichtert, sondern nur noch schwieriger gemacht, weil, außer einigen Reliquienschreinen, Kronleuchtern und Leuchtern keinerlei Möbel erhalten sind aus dem 11. und 12. Jahrhundert, und weil unsere Kenntniß der Möbel jener Zeit überhaupt weit geringer ist, als z. B. jene der altgriechischen oder ägyptischen Möbel.

Was wir von der wohnlichen Ausstattung der Zimmer im 11. und 12. Jahrhundert wissen, ist den Beschreibungen der Dichter und einzelnen Darstellungen in Miniaturen der Manuscripte aus jener Zeit entnommen, und ist im Wesentlichen Folgendes:

Die byzantinisch-orientalische Mode, Möbel von einfacher Form und starkem, hölzernem Untergerüste reich mit edlem Metall zu beschlagen und mit Edelsteinen zu schmücken, hatte schon unter den ersten Kapetingern den nordischen Einflüssen weichen müssen; nur der Faltstuhl, das alte Abzeichen der Herrschaft, erscheint aus der Merovingerzeit beibehalten; in allen übrigen Geräthen zeigt sich ein barbarisches, der antiken Bildnerei widersprechendes Prinzip, hervorgerufen durch die Verbindung der nordischen Göttersage mit der christlichen Symbolik des 9. und 10. Jahrhunderts. Das irische Geflechte von Drachen und Schlingpflanzen findet sich fast

gleichzeitig im skandinavischen Norden, im fränkischen Gallien, und an der östlichen Donau, als Goldschmuck und Flächenornament für Metall und als kalligraphischer Schmuck der Manuscripte.

Zugleich mit der Aufnahme des nordischen phantastischen Schnitzwerks beginnt die Anwendung oder Uebertragung architektonischer Motive zu rein ornamentalen Zwecken. Die organische Belebung durch feine Ausbildung der Nutzform in der antiken Kunst verschwindet, und das starre Gerüst der Möbel wird äußerlich mit christlich symbolischem Schnitzwerk bedeckt. So bleibt es während des 11. und 12. Jahrhunderts, bis es im 13. Jahrhundert im Spitzbogen-Maßwerk völlig erstarrt und das Möbel der Form nach zum Monument wird.

Das Wort Stuhl kommt von Stol oder Stal, dem Pfosten an Sitzen und Betten, und hängt mit der spätrömischen Bezeichnung faltistolium oder faltistorium (Faltstuhl) zusammen. Im Französisch-Romanischen wurde daraus Faudesteuil (das heutige Fauteuil). Der Begriff ist: leicht beweglicher Sitz für eine Person. In dem Wohnzimmer des 11. und 12. Jahrhunderts gab es in der Regel nur einen Stuhl, den Sitz des Hausherren, und wohl noch einen zweiten, als Sitz der Hausfrau, die übrigen Familienglieder und auch die Gäste saßen auf Bänken; nur sehr vornehmen Gästen wurde ein besonderer Ehrenstuhl hingestellt. — Als Ehrensitz ward dann der Stuhl auch reicher und bequemer hergerichtet als die Bänke, von denen er sich zunächst durch die höhere Rücklehne unterscheidet.

Für die Ehrensitze in fürstlichen Palästen wurden dieselben Formen beibehalten, nur wählte man kostbare Stoffe, Metalle, feine Holzarten und Elfenbein, Bemalung und Vergoldung, Email und selbst Edelsteine an passenden Stellen. Das Gerüst selbst war dann oft mit Drechslerornament, seltener mit Schnitzwerk geschmückt. So z. B. zeigen es die Kaisersiegel dieser Zeit. Für die Bequemlichkeit war jedoch bei allen diesen Sitzen wenig gesorgt, denn stets wurden sie nur durch Behängen mit Teppichen und durch Belegen der Sitzfläche mit oft prachtvollen Kissen bequem und behaglich gemacht. — Alle Kissen und Rückenteppiche (Rückelacken) blieben aber abnehmbar, denn feste Polster waren nicht im Gebrauch. Schemel (Schemele) für die Füße fehlten aber vor den Ehrensitzen nie.

Die Bänke waren im 11. und 12. Jahrhundert meist rings an den Wänden befestigt, welche, zum Schutz gegen die Kälte des Mauerwerks, gewöhnlich bis auf Manneshöhe mit Holz vertäfelt waren. Die Sitzbretter der Bänke konnten dann in die Höhe geschlagen werden und dienten meist zugleich als Deckel für truhenartige Behälter unter den Bänken. Solche Bänke wurden nicht selten auch zum Nachtlager benutzt, und dann mit Kissen, Fellen und Decken belegt. — Es gab aber auch zuweilen bewegliche Bänke. Diese wurden aus vier Pfosten, einem Sitzbrett, zwei Seitenstücken und einem Brett, als Rückenlehne, zusammengesetzt; die Pfosten erhielten meist einiges Schnitzwerk, namentlich Thierköpfe oben an den Enden, und unten Thierfüße.

War die Bank nur für 2 oder 3 Personen berechnet, so näherte sie sich der Form der Spannbetten, Sopha's oder Canapé's.

Die Betten waren im 11. und selbst noch im 12. Jahrhundert gleich unsern Sopha's vorzugsweise Parade- und Luxus-Möbel und dienten meist ebenso gut zum Schlafen während der Nacht, als zum Ruhen und Sitzen bei Tisch und

der Unterhaltung, doch wurden gegen Ende des 12. Jahrhunderts ihre Formen schon sehr mannigfaltig, so daß man darnach auf die Art der Benutzung schließen kann. Im Allgemeinen lassen sich hiernach drei Arten von Betten unterscheiden, nämlich: erstens Betten zum Schlafen bei Nacht (eigentliche Betten), zweitens Spannbetten, zur Ruhe bei Tage, und drittens bankartige Sopha's zum bequemen Sitzen bei der Unterhaltung und namentlich bei den Arbeiten der Frauen.

Das eigentliche Bette, Bettstatt, Bettstall, bestand aus einem sehr geräumigen, sehr massiven und schweren Bettgestell aus Holz, welches meist an die Wand der Kemenate oder des gadem (Schlafzimmers) befestigt war und über welchem ein viereckiger Himmel, von oben an Stangen gehalten, schwebte, von dessen Rändern reiche Gardinen herabhingen zum Abschluß der Bettstatt gegen die Mücken. Von diesen Vorhängen (Mücken-Netzen) erhielt die ganze Bettstatt den Namen: Canapé; wie sich aus einem Glossar der königl. Bibliothek in Stuttgart aus dem 9. Jahrhundert ergiebt. Dort steht: conopeum, mucgunnezze, und in einem Carlsruher Glossar canopeum, fligunnezzi (Fliegennetz) d. i. Umhang um ein Bett.

Das Wort Canapé kommt also von dem griechischen Wort Κωνωπς, Conops, die Mücke, und conopeion, das Netz gegen die Fliegen oder Mücken, steht für das ganze Bett mit seinen Vorhängen.

Das Bett selbst war niedrig, aber das Bettwerk bestand aus einer überflüssigen Menge von Kissen und Decken. Zu unterst lag ein Federbett (Pflumit, Plumitt), darüber eine gesteppte seidene Decke (Kulter), auf dieser weiße leinene Tücher (Leilachen) (diu linde Wat). Unter dem Kopfe lag ein runder Pfühl und ein weiches Kopfkissen (Wangkissen, Orkissen). Als Decke (Deckelachen) dienten Wolldecken und Pelze. — (Abbildungen bei Viollet-le-Duc Dictionnaire du mobilier p. 173 und p. 175; und Weiß, Kostümkunde, Seite 838.)

Die gleichzeitigen Dichter gefallen sich besonders in ausführlicher Beschreibung der Betten, woraus sich auf die Seltenheit und Kostbarkeit solcher Betten in damaliger Zeit schließen läßt. —

Zur Seite der Bettstatt stand gewöhnlich eine mit seidnen Decken oder Teppichen belegte niedrige Bank, um sich dort bequem zu entkleiden, und als Sitz für die Besuchenden bei Unwohlsein, so wie für die Dienerinnen der Frauen.

Die Spannbetten waren minder vollständig ausgestattet als die Schlafbetten, sie bestanden hauptsächlich aus einer Matrazze oder Steppdecke (Kulter), welche auf mehreren über einen Holzrahmen gespannten Riemen ruhte und dadurch elastischer gemacht wurde. Der Rahmen hatte an einer Seite eine drehbare Rolle, auf welcher die Riemen befestigt waren und durch Drehen der Rolle stärker angespannt werden konnten; er selbst wurde von vier reichgeschnitzten Pfosten (Stalen, Stollen) getragen. Reiche Decken oder Pelze und Teppiche, als Rücklaken aufgehängt, nebst Schemeln für die Füße vervollständigten den ganzen Sitz- oder Ruheplatz, wie solchen die Abbildungen im hortus deliciarum der Herrad von Landsberg zeigen. —

Aehnlich erscheinen auch die bequemen bankartigen Sitze (sedele) in den Zimmern der Frauen ausgestattet, nähern sich aber zuweilen auch der Form der modernen Couchetten.

Die Tische, namentlich die Speisetische, waren meist länglich, doch finden sich auch Abbildungen von runden Speisetischen. Die Tischplatten ruhen entweder auf schweren festen Füßen, oder sie sind leicht beweglich und nur auf sägebockförmige Ständer aufgelegt. Die reicher ausgestatteten Tische hatten einen erhöhten Rand, von welchem eine Draperie, oder ein Tischtuch herabhing. Auch gab es kleine Luxustische aus Holz und Metall mit künstlichen Verzierungen, besonders an den Füßen.

Zu diesen eleganten Tischen kamen noch die Lese- und Schreibepulte von mannigfacher Gestaltung und mit romanischen Ranken und Blattwerk geschmückt.

Eine besondere Art aber bildeten die Schenktische, auf welchen die Gefäße mit den Getränken aufgestellt waren und an welchen in großen Mischkesseln der Wein mit Wasser gemischt wurde, denn nur ausnahmsweise trank man den Wein damals ungemischt. — Ein hoher Aufsatz, als Humpenschrank, findet sich schon im 12. Jahrhundert mit dem Schenktisch verbunden; die eigentliche Ausbildung der offenen Büffets (dressoirs und crédences), zur Schaustellung des kostbaren Tafelgeschirrs, geschah aber erst im Laufe des 13. Jahrhunderts.

Für die Beleuchtung der Wohnräume am Abende gab es Kronleuchter (Kronen) mit Kerzen besteckt, Stand-, Wand- und Tischleuchter, und gerade von diesen, da sie aus Metall gefertigt waren, hat sich noch eine genügende Zahl aus dem 11. und 12. Jahrhundert erhalten, um ihre Einrichtung und ihre Ausschmückung studiren und selbst Schlüsse davon auf andere Möbel machen zu können.

Von Schränken und mehr noch von Truhen gab es mancherlei Formen, wie es scheint, doch sind deren fast gar keine aus der romanischen Kunstzeit erhalten, mit Ausnahme von kleinen Kästchen aus Holz, Metall und mit emaillirtem Metall bekleidet.

In Folge der Kreuzzüge hatte gegen Ende des 12. Jahrhunderts (um die Zeit Landgraf Hermanns I., 1190—1216) die Verfeinerung der Sitten und Bedürfnisse, namentlich die Ausschmückung der Wohnräume durch Wandmalerei und mehr noch durch die vielfache Verwendung gestickter und gewebter Teppiche zum Behängen der Wände und Belegen des Fußbodens begonnen. Hierzu kamen noch schwere Vorhänge, welche bald zum Schutz gegen den Luftzug vor Fenstern und Thüren, bald gegen den Sonnenschein, bald gegen die Stiche der Mücken angebracht waren. Alles zusammen meist in tiefen Farben gehalten, welche zu dem dunkeln Ton der Möbel aus Eichenholz stimmten, gab dann eine harmonische und behagliche Gesammtwirkung. —

Diese Harmonie der Ausstattung jedes besondern Gemaches der Wartburg, entsprechend dessen Bestimmung, zu erlangen, war und bleibt aber gerade das Schwierigste. Vollständig erreicht dürfte sie bis jetzt nur in folgenden Räumen der Hofburg sein: in der Kapelle, im Frauengemach, im Speisezimmer und in der Kemenate, d. i. in dem eigentlichen Wohn- und Schlafzimmer des Landgrafen und der Landgräfin, (jetzt des Großherzogs und der Frau Großherzogin). Diese letzteren Räume sind es besonders, welche von den Künstlern streng im Style mit Sculpturen, Wandmalerei, Täfelwerk und durchgebildeten Möbeln, Vorhängen und Teppichen ausgestattet und zu einer poetischen Gesammtwirkung gestimmt worden sind. Eine ausführliche Beschreibung derselben behalten wir uns noch vor und

beschränken uns heute auf eine Schilderung des Frauengemachs und des Speisezimmers. Theilweise mit Möbeln ausgestattet sind das Landgrafenzimmer (Geschäftszimmmer des Landgrafen) und der große Festsaal, während im Sängersaale die Möbel noch fehlen.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung des Frauengemachs.

Das Frauengemach.

Die untere Etage des Landgrafenhauses enthielt drei große Räume für den täglichen Verkehr, in der Mitte den Speisesaal, rechts das Gemach der Frauen, links den Aufenthaltsraum der Männer und daneben einige schmale Räume als Schlaf- und Wachtzimmer für die Männer, während die eigentliche Wohnung der Landgräfin und ihrer Dienerinnen ein besonderes Gebäude (die Kemenate) bildete.

Das Gemach der Frauen im Landgrafenhause diente im 11. und 12. Jahrhundert unzweifelhaft zum Hauptaufenthaltsort der Frauen und Kinder während der Tagesstunden, wurde aber später als Schatzkammer und dann als Archiv benutzt, wo dann der Sicherheit halber die Fenster und das Kamin vermauert wurden. Diesem Umstande verdankt es seine fast völlige Erhaltung. Bei der Wiederherstellung wurde das ehemalige Kamin wieder so erbaut, wie sich dessen ursprüngliche Einrichtung aus einigen vorgefundenen Resten erkennen ließ. Die Deckengewölbe wurden entsprechend dem frommen Sinne der Zeit mit schwebenden Engeln, mit Spruchbändern und Inschriften geschmückt und ausgemalt. Die Wände wurden mit schweren Teppichen behängt, wozu die im Grabgewölbe der heiligen Elisabeth zu Marburg aufgefundenen Teppichreste das Muster gaben. Tische, Bänke, Truhen, ein Spannbette und Ehrensitze wurden nach den Abbildungen in alten Miniaturen entworfen und ausgeführt. Der noch vorhandene, vielleicht achthundertjährige Estrich, wurde mit Bären- und Tigerfellen belegt, Kronleuchter aufgehängt, ein echter gewebter Teppich aus dem 12. Jahrhundert über das Spannbett gebreitet und das kostbarste Möbel, ein wirklich echter Schrank aus der Zeit der Elisabeth, in welchem sie die Speisen für die Armen aufbewahrt haben soll, aufgestellt.

Auch an kleinem Schaugeräthe, Schmuck- und Geldkästchen, emaillirten Truhen, Handschelle, Gebetbüchern aus dem 13. Jahrhundert &c. fehlt es nicht; das Frauengemach ist vollständig ausgestattet, und wem es vergönnt ist, dasselbe bei heiterem Morgenlicht, oder auch an einem Herbstabende beim Kerzenlicht und bei flackerndem Kaminfeuer zu sehen, den wird es gewiß in eine gehobene Stimmung versetzen. —

Das Speisezimmer.

Es war das eigentliche Wohn- und Versammlungszimmer der Bewohner des Landgrafenhauses, der Salon oder Drawingroom, wie man es heute nennen würde, der aber zugleich als tägliches Speisezimmer diente, weil man nur bei größeren Festen in den oberen Sälen speiste. Daher war das Kamin daselbst auch so eingerichtet, daß man dort feinere Speisen und Getränke bereiten und warm halten konnte. — Bei der Wiederherstellung wurde deshalb auch der Charakter einer Schauküche beibehalten und hölzerne Gestelle (Kannericke) an den Wänden angeordnet zur Aufstellung von Schüsseln, Töpfen, Humpen und steinerem Tafelgeschirr, während Täfelwerk und Teppiche am unteren Theil der Wände Wärme und Behaglichkeit gaben. Das wohlthuende Gefühl der Wohnlichkeit,

welches jeder in diesen Raum Eintretende sogleich empfindet, beruht aber gewiß auch großen Theils auf dem eigenthümlichen Reize, den die Hochsitze vor und in den Fenstern gewähren. Der Sicherheit gegen Pfeilschüsse von Außen halber mußten in den untern Etagen der Burgen die Fenster nämlich so hoch gelegt werden, daß die Brüstung unter ihnen dreimal die gewöhnliche Höhe eines Sitzes beträgt; um nun dem Lichte nahe zu sein, bedurfte es dann breiter Schemel und auf diesen der Bänke, die wieder von den Frauen als Schemel benutzt wurden, um sich auf die Fensterbrüstung selbst zu setzen, nachdem dort Teppiche und Kissen ausgebreitet worden waren. — Tische, Truhen, Bänke und Klappstühle sind in einfachen, plumpen Formen, im Styl des 12. Jahrhunderts ausgeführt, aber zwischen ihnen stehen auch wirklich alte Schränke, Kredenztische und Truhen, leider sämmtlich aus dem 14. bis 16. Jahrhundert im Spitzbogenstyl.

Hier findet sich also ein Verstoß gegen unsern oben ausgesprochenen Grundsatz: daß in die innere Ausstattung des Landgrafenhauses wohl Gegenstände aus früheren Jahrhunderten, niemals aber solche aus späteren Zeiten aufzunehmen sind.

Da jedoch alle diese hier aufgestellten alten Möbel durch die Zeit eine schöne dunkele Farbe erhalten haben, so stören sie die Ruhe und Harmonie des Ganzen wenig, und es giebt Kunstfreunde genug, welche der Ansicht sind, es sei immer noch weit vorzuziehen, solche echte alte Möbel hier zu haben, als neugefertigte im Style des 12. Jahrhunderts. Diese Ansicht ist aber sicherlich eine unhaltbare, denn, wenn man wie hier mit der Mischung der Möbel schon bis in das 16. Jahrhundert hinab geht, wo soll da die Grenze sein?

Wo die Grenze namentlich in der Aufstellung von Humpen, Gläsern, Schüsseln, Zunftbechern 2c. aus allen Jahrhunderten?

Dann bringt eine derartige Anhäufung von Alterthümern, blos ihres kunsthistorischen Werthes halber, eine neue Gefahr, nämlich die, daß aus der Wartburg allmälig nur ein Museum für Alterthümer werde.

Das aber wäre gegen die Würde der Burg und ganz gegen die Absichten ihres hohen Herrn. Sein Wunsch ist es, und gewiß mit Recht, diejenigen Räume, welche ihrer Entstehungszeit und ihrem Style nach einer Zeit angehören, für welche noch alte echte Möbel vorhanden sind, oder doch in Zukunft erworben werden können, nur mit solchen echten Möbeln auszustatten, aber auch nur mit so vielen, als zur wohnlichen Einrichtung eines jeden besonderen Raumes erforderlich sind.

Für die Räume des Landgrafenhauses dagegen sollen, soweit dieses noch nicht geschehen ist, Möbel im Style des 11. und 12. Jahrhunderts angefertigt werden. Hierzu bedarf es aber der Mittel, der Zeit und geschickter Arbeiter, namentlich um die Stimmung in Form und Farben zu der übrigen Decoration der Räume zu erreichen. Wie groß hier die Schwierigkeit ist, zeigte sich erst jüngst bei Aufstellung eines Geschenkes, eines Schenktisches, welcher wegen seiner Farben in keinen Raum passen wollte, sich aber, nachdem die Farben geändert worden, jetzt im Landgrafenzimmer vortrefflich ausnimmt.

Einstweilen also lassen wir uns durch den oben erwähnten Mangel im Speisesaale die Freude nicht verderben, welche gerade die seltenen, schönen und trefflich erhaltenen Möbel im Spitzbogenstyl, die reiche Sammlung von alten

Messern und Gabeln, die prächtigen Zunftbecher, die großen Schüsseln, die Mischkrüge und Gläser und die reichen Teppiche aus dem 13. bis 15. Jahrhundert, dem Alterthumsfreunde gewähren.

Als größter Schatz unter den Möbeln steht der sogenannte Dürer-Schrank oben an. Er ist ein vollendetes Meisterwerk vom Anfange des 16. Jahrhunderts. Sind die daran in 4 größere und 8 kleinere Felder vertheilten, aus Ahornholz geschnitzten Reliefs auch nicht von Dürers Hand selbst gefertigt, so doch die Entwürfe dazu, da der Aufbau und die ganze Anordnung des Schrankes, so wie die Wahl der zusammengehörigen theils biblischen, theils heidnischen Darstellungen seine Art und seine Denkweise deutlich erkennen lassen, und da die Mehrzahl derselben nur wenig veränderte Wiederholungen seiner Stiche: Apollo und Diana, der vier Hexen, der Satyr-Familie, des kleinen Glücks, des Sündenfalls und der Vertreibung aus dem Paradiese sind.

Noch weniger gerne als diesen herrlichen Schrank möchte man in diesem Raume die echte Minnesänger-Harfe des Grafen von Wolkenstein missen, und ebenso wenig die alten Lauten, die so unmittelbar an das Leben der Sänger auf der Wartburg erinnern.

Die Bärenfelle auf dem alten Estrich, die Wedel von Auerhahn-Flügeln, die tieffarbigen Vorhänge vor Thüren und Fenstern in Harmonie mit der einfachen, kräftigen Ornamenten-Malerei an den Wänden, kurz Alles vereint, macht das Speisezimmer, oder die Schauküche, wie es auch genannt wird, zu dem behaglichsten, alterthümlichsten Raume der Wartburg, und wer ein Fest dort mitgemacht hat, wobei der Boden, nach alter Sitte, mit kleinen Tannenzweigen und Rosen bedeckt war, und Hunderte von Kerzen auf Kronen- und Standleuchtern ihr Licht verbreiteten, der kennt auch den Zauber frühmittelalterlicher Wohnlichkeit. —

Doch nun zur Betrachtung der neuesten Arbeiten! Das sind:

Die Reformationszimmer und ihre Ausstattung.

Wie schon erwähnt, ist es die edele Absicht des hohen Burgherrn, in und durch die Vorburg und das Ritterhaus die Zeit der Reformation zu vergegenwärtigen und die Erinnerungen an Dr. M. Luther, sowie an den großen Glaubenskampf zu wecken und zu verherrlichen. Es galt daher vor Allem, das aus jener Zeit noch Erhaltene, namentlich das Wohnstübchen Luthers, unverändert auch für die Zukunft zu bewahren und das, was an der Vorburg im Laufe der letzten Jahrhunderte verändert worden war, wieder so zu gestalten und so zu stimmen, daß es den Charakter des 16. Jahrhunderts, wie er sich schon im Aeußern der Vorburg ausspricht, nicht stört. Das ist geschehen. Dabei allein durfte man aber nicht stehen bleiben, denn, wie im Landgrafenhause Sculptur und Malerei dazu beigetragen haben, den Geist des 12. Jahrhunderts wachzurufen, so sollen sie auch im Ritterhause den ganzen Ernst der Geschichte und den großartigen Aufschwung der Reformationszeit wieder vor die Seele führen.

Diese volle Wirkung zu erreichen, mußte ihnen aber die Architektur zuvor die Scene gestalten.

In der zweiten Etage des Ritterhauses, links neben dem Lutherstübchen liegt ein schmaler Gang, an dessen Ende führte vor 40 Jahren eine Thür in

einen langen Bodenraum, der damals zum Wirthschaftslokale gehörte und zeitweise als Tanzboden benutzt wurde. In diesem Raume nun wurden vor 30 Jahren drei Zimmer nothdürftig eingerichtet, welche dann einen Theil der Wohnung des Commandanten bildeten, aber von dem Großherzoge und der Frau Großherzogin wiederholt bewohnt wurden, bis deren Gemächer im Hause der Landgräfinnen vollendet waren. Diese drei Zimmer sind es nun, welche dann bestimmt wurden, eine Reihe von Gemälden mit Darstellungen aus dem Leben Luthers und die Portraits seiner Freunde und Beschützer aufzunehmen und so die Reformationszeit zu verherrlichen.

Für das erste dieser drei Reformationszimmer, das nördliche, welches das Jugendleben Luthers veranschaulichen soll, erschien daher eine Ausstattung im Style jener Tage, d. h. im Style Albrecht Dürers angemessen; denn Dürers starker Geist folgte vor allen Zeitgenossen den Riesenschritten der Reformation.

Wenn auch am Ende des Mittelalters die Kunst in einem handwerksmäßigen Betriebe fast untergegangen war, so war der Sinn für höhere Kunst dennoch im deutschen Volke nicht ganz erloschen; es bedurfte nur eines Mannes voll echten deutschen Sinnes und Gemüthes, eines Mannes aus dem Volke, wie Albrecht Dürer, um den noch glimmenden Funken zu heller Flamme anzufachen. Mit ihm und durch ihn aus dem Volke hervorgegangen sehen wir die neue Kunst recht eigentlich volksthümliche Tendenzen verfolgen; denn ganz besonders durch Dürers Stiche und Holzschnitte verbreitete sich mit der Lehre Luthers auch der Sinn für einfache, prunklose, aber tiefreligiöse Andachtsbilder. Luther, Dürer und Lucas Cranach sind darum auch Männer des deutschen Volkes geworden, wie kaum andere vorher und nachher.

Albrecht Dürer hielt es schwer, sich von den liebgewonnenen deutschmittelalterlichen Formen loszumachen, selbst in Italien ging ihm der eigentliche Sinn für die antike Kunst nicht auf, wohl aber fiel es wie Frühlingsregen in seine Seele, als Luther die Thesen an die Thür in Wittenberg heftete. Das befreite Evangelium löste auch die Fesseln seines Geistes, daß er reich und jubelnd Werke schuf von einer Innigkeit und Großartigkeit wie kein anderer Meister. Keiner spricht das Wesen der deutschen Kunst im Gegensatz zu andern Kunstweisen so entschieden aus als er, denn alle seine Werke verkünden es laut, daß nicht die Schönheit der sinnlichen Erscheinung allein, sondern weit mehr die sittliche Würde das Wesen der deutschen Kunst sei, und es bleiben müsse, denn gerade die sittliche Würde war ja die edelste Triebfeder der Reformation.

Schon daß solche Kunstwerke höchsten Styls von Vielen seiner Zeitgenossen verstanden und gewürdigt wurden, spricht für deren wieder erwachten wahren Kunstsinn. Wie sehr drangen Dürers kleinere Werke, die Holzschnitte namentlich, in's Volk ein, wie hing es damals an diesen einfachen Blättchen und selbst an denen seiner Schüler, die minder tief gedacht und empfunden, doch immer noch genug vom Geiste des Meisters enthielten, um das Herz zu erwärmen.

Wie genau lernen wir aus diesen Bildern das Leben des Volkes, die häuslichen Sitten und Einrichtungen, seine ganze Denkweise und selbst die Art kennen, wie es die Formen der antiken Kunst zu verstehen und zu verwerthen suchte.

Darum also gedachten wir bei der Einrichtung des ersten der drei Reformationszimmer recht tief in diesen Schatz aus der Reformationszeit hineinzugreifen, und darum hatten wir gehofft, daß auch dem Maler, der dort malen sollte, der einfache religiöse Sinn, die Tiefe des Gemüths, die Hoheit und Kraft Dürers nicht fehlen möchte.

Leider ist diese Hoffnung nicht ganz so in Erfüllung gegangen.

Den Styl Dürers, wie er zur Jugendzeit Luthers sich Bahn brach, durchzuführen, gelang dem Architekten um so leichter, als sich im Besitze des Burgherrn manch altes Stück echten Täfelwerks und manches Möbel aus jener Zeit befand, welches nun zur Verwendung kam; auch ist die Wirkung des Ganzen eine ruhige, ernste und würdige. Der schöne Schrank mit den Reliefs nach Dürers Stichen, dessen wir als im Speisezimmer des Landgrafen Hauses stehend erwähnten, und der recht eigentlich in dies erste der Reformationszimmer gehört hätte, konnte aber wegen seiner großen Dimensionen nicht darin untergebracht werden; dagegen fand ein sehr schöner alter Schrank mit spätgothischem Maßwerk, ein Geschenk Sr. K. H. des Prinzen Carl von Preußen, eine sehr passende Aufstellung. Die Decke und die Wände des Zimmers zeigen eine reiche Boiserie, und die Gemälde sind in diese eingelassen, um den Charakter einer Gemälde-Galerie möglichst zu vermeiden. Die Gemälde selbst wurden im Jahre 1873 von Professor Pawels, der damals noch in Weimar lebte, ausgeführt; sie beginnen, an der nördlichen Wand, mit der Darstellung, wie Luther als Currende-Schüler vor der Wittwe Cotta in Eisenach singt. Der Künstler hat ihn als frischen, kräftigen Knaben aufgefasst, der sich wohl die Herzen gewinnen kann; die Frau Cotta dagegen sitzt etwas zu theilnahmlos da.

Links von diesem Bild sehen wir den Moment, wo Luthers Freund Alexius vom Blitz erschlagen wird, und Luther den Entschluß faßt, ein Mönch zu werden. Der Künstler ist hier, nach dem Vorgange Gustav Königs, der bekannten Sage gefolgt, doch scheint uns des Letzteren Darstellung glücklicher gewählt zu sein.

Gegenüber diesem Gemälde, an der südlichen Wand, zunächst dem Fenster, erblicken wir Luthers Aufnahme in das Augustiner-Kloster zu Erfurt am Alexistage, 17. Juli 1505. Ein ansprechendes Bild, ruhig in der Farbe und mit feinem Ausdruck in den Köpfen. — Ueber der nördlichen Thür soll ein kleines Gemälde den Moment darstellen, wo Luther zum ersten Male Rom erblickt. Ohne Erklärung bleibt aber dies Bild ganz unverständlich, denn von Rom sieht man nichts und weiß weder, warum Luther so pathetisch die Hände erhebt, noch warum sein Begleiter sich so tief bückt. Ueber der Thür gegenüber sehen wir Luther in der Erfurter Bibliothek in die Bibel vertieft, die er hier zum ersten Male vollständig vor sich hat.

Das nächste Gemälde zeigt Luther in dem Augenblicke, wo er die 95 Thesen an die Kirchenpforte zu Wittenberg angeschlagen hat. Hier hat der Künstler Luthers Portrait nach einem alten Stiche möglichst treu wiedergegeben, die Stellung der Figuren auf einer Treppe, so daß man die Füße nicht sieht, macht aber keine angenehme Wirkung.

Ein vortreffliches Bild und ein wahres Prachtstück in Farbe und Beleuchtung ist Luthers Vertheidigung vor Kardinal Cajetan in Augsburg. Die

Aufregung Luthers finden Manche zu heftig und unbändig dargestellt, doch finden wir das minder auffallend, als daß der Maler die ganze Scene nur zwischen Luther, Cajetan und dessen Schreiber in des Kardinals Zimmer vor sich gehen läßt. Die Darstellung verliert dadurch den Charakter eines großen historischen Moments.

Ueberhaupt aber erscheinen sämmtliche Bilder für unser Gefühl etwas zu genreartig aufgefaßt und machen für dieses Zimmer einen zu modernen Eindruck.

Für die architektonische Ausstattung des zweiten Reformationszimmers wurde die feine Frührenaissance gewählt, wie solche erst damals aus Italien nach Deutschland herüber drang; denn in Italien hatte sich die bewußte Rückkehr zur Antike schon fast hundert Jahre früher und leichter vollzogen, weil dort der Sinn für die antike Formenwelt immer im Volke fortgelebt hatte. Die Prachtliebe der Kirche und das Bedürfniß fester, reicher und bequemer Wohnungen der Machthaber und Fürsten hatte in Italien schon mit dem Beginne des 15. Jahrhunderts neue Aufgaben für die Architekten gestellt, die sie durch neue Combinationen und gestützt auf das Studium der Reste antiker Bauwerke zu lösen suchten, wobei sie ihrer Fantasie freien Lauf ließen.

Die Gesetze ihres Schaffens lassen sich so aussprechen:

Die antike Kunst erkannte als oberſten Grundsatz: möglichste Einheit und Einfachheit in den Hauptformen.

Großartige Anordnung und kräftige Gliederung, aber diese mit höchster Belebung in trefflichster Bearbeitung und in möglichst edelm Stoffe waren die Mittel der Verwirklichung.

Die Meister der italienischen Frührenaissance erkannten diesen Grundsatz vollkommen, sie nahmen ihn auf, und ihre humane Bildung, ihr edles Maßhalten und feinste Empfindung wurden die Zaubermittel, wodurch sie Erstaunliches leisteten. Sie schufen eine neue jugendliche Kunst, in der die Lust am Schmücken fast übergroß ward, aber dennoch blieben ihre Werke einfach, ruhig und würdevoll. Hervorhebung der Haupttheile und der Glieder durch Schmückung war auch bei ihnen Grundsatz, aber so, daß der Schmuck in die Flächen, nicht auf die Flächen gelegt ward. — Einfache Hauptformen, aber feinste Ausführung des ihnen sich unterordnenden Blätter- und Rankenwerks. Ueberall Eindämmung des Ornaments unter das architektonische Gerüst und das Rahmenwerk. Das ist das Verständige und Charakteristische der guten Renaissance.

Aus diesem Gesichtspunkte möge die Architektur des zweiten Zimmers beurtheilt und anerkannt werden. Hier fehlen die Möbel noch, weil die Absicht ist, nur wirklich alte und gediegene Werke der Renaissance daselbst aufzustellen, in der Hoffnung, solche nach und nach auffinden und erwerben zu können.

Die Gemälde in diesem Gemache sind von der Hand des Professors Thumann, längst bekannt durch manches treffliche Bild und durch seine reizenden Illustrationen zu deutschen Dichterwerken. — Man erblickt zunächst Luther, die Verdammungsbulle und des Papstes Decretalen verbrennend, am 10. December 1520 zu Wittenberg vor dem Elsterthor. Läßt uns dieses Bild noch etwas kalt, so erfreuen wir uns um so mehr an dem Gemälde links von der Thür, welches Luthers Ankunft auf der Wartburg selbst darstellt, am Abende nach seiner Gefangennehmung durch Burkhard Hund von Altenstein und den Schloßhauptmann v. Berlepsch.

Wie der fromme Gefangene aber seine Zeit in dem kleinen Stübchen auf der Wartburg zubrachte, sehen wir auf der Wand gegenüber, oberhalb der Thür; dort sitzt er eifrig bemüht mit der Uebersetzung der Bibel und sorgt dadurch nicht blos für die Verbreitung der reinen Lehre, sondern auch für die Verbesserung der deutschen Sprache.

Elf Monate hatte er so auf der Wartburg zugebracht, da ließen ihm die Nachrichten von den Unruhen und Wirren in Wittenberg keine Ruhe mehr, er machte sich in der Kleidung eines Kriegsmannes auf den Weg und langte am anderen Abend im schwarzen Bären zu Jena an. Dort unterhielt er sich gar freundlich mit zwei Studenten aus der Schweiz, Johannes Keßler und Johannes Rütiner von St. Gallen, die ihn nicht erkannten und mit Spannung seinen Worten lauschten. Diesen Moment hat Thumann aufgefasst, um ein herrliches Bild, bei weitem das gelungenste und lebendigste in diesem Zimmer, zu schaffen. Er hielt sich dabei genau an die Darstellung, wie Keßler selbst den Moment mit folgenden Worten geschildert hat:

„In der Stube fanden wir einen Mann bei dem Tisch allein sitzend und ein Büchlein vor ihm liegend; der grüßt' uns freundlich, hieß uns herfür zu ihm an den Tisch sitzen; bot uns zu trinken, das wir ihm nit abschlagen konnten. — Wir vermeinten aber nit anders denn es wäre ein Reiter, so nach Landes Gewohnheit da saß in einem rothen Schläpli, bloßen Hosen und Wamms, ein Schwert an der Seiten, mit der rechten Hand des Schwertes Knopf, mit der anderen das Heft umfangend. Da fragten wir ihn: „Myn Herr, wüßtet Ihr uns nit zu bescheiden, ob Martin Luther jetztmalen zu Wittenberg oder an welchem Ort er dort sei?“ Antwortet er: „Ich hab gewissen Bericht, daß der Luther jetzmalen nit zu Wittenberg; er soll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist da; er lehret die griechische Sprach, so auch Andere die hebräische lehren, welche beide ich Euch in Treuen rathen wollt zu studiren; denn sie bevor nothwendig sind die Schriften zu verstehen.“ — Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich; so daß mein Gesell das Büchlein, so vor ihm lag, aufhob und aufsperrt: das war ein hebräischer Psalter.“

Wenige Tage nachher trafen beide Schweizer Luther zu Wittenberg im Hause ihres Landsmannes Dr. Hieronymus Schurpf an der Seite Melanchthons an und erkannten ihn voll Freude als den Mann, den sie suchten.

Das letzte Bild in diesem Zimmer zeigt uns Dr. Martin Luther vor Kaiser und Reich im Saale zu Worms. Dies Gemälde dürfte als das am wenigsten gelungene bezeichnet werden, nicht durch die Auffassung des Künstlers, sondern in Folge der Schwierigkeit der Aufgabe, die ganze, große Versammlung, bei einer durch die übrigen Gemälde im Zimmer bedingten Größe der einzelnen Figuren, in dem viel zu kleinen gegebenen Rahmen vorzuführen. Dazu hätte ein mindestens doppelt so großer Rahmen gehört, der freilich nicht vorhanden war.

In der Architektur des dritten, des südlichen Reformationszimmers, erscheint die deutsche Renaissance in ihrer völligen, eigenthümlichen Ausbildung, entsprechend dem strengeren, einfachen deutschen Sinne. Im Verlaufe von 30 Jahren hatten sich nämlich jetzt auch die Formen der edelen deutschen Früh-Renaissance ausgebildet. Die deutschen Künstler befolgten dabei gleichfalls das Gesetz der Concentrirung und

Einrahmung des Ornaments; aber sie gingen bald noch weiter, sie legten die Theile des Ornaments selbst wieder in starres Rahmenwerk und schufen so stets neue Unterordnungen in dem Formenreichthum. Leider entstand aber dabei bald eine Uebertreibung des Prinzips, welche dann den Verfall der Kunst um so rascher herbeiführte, als man andererseits auch die französische Kunst kennen lernte und deren Zügellosigkeit nachahmte. —

Die Säulen neben der Thür sind alt und von Stein und stammen von einem verfallenen Monumente in Jena. Zwischen ihnen erblickt man ein altes vortreffliches Gemälde, ein Portrait Philipp des Großmüthigen von Hessen, des treuen Beförderers der Reformation.

Die übrigen für diesen Raum bestimmten Gemälde sollen Momente aus der Ausbreitung der Reformation veranschaulichen und es sind zwei Künstler in Weimar mit deren Ausführung beauftragt.

Von Möbeln ist bis jetzt nur ein Schrank vorhanden, ein Meisterstück im vollendetsten Style der Zeit, ein Geschenk Sr. Majestät des Königs der Niederlande.

Es läßt sich die Frage aufwerfen, ob man durch die Ausschmückung einzelner Räume mit historischen Gemälden, die dort nicht vorhanden waren, nicht über die richtigen Grenzen für die Wiederherstellung der Burg hinausgegangen sei? — Gewiß würde solche Wandmalerei in Räumen, welche nachweisbar früher Wandgemälde enthielten, nur in sehr beschränktem Maße zulässig sein; aber in einem früher ganz leeren Dachraume einige Zimmer herzurichten, ändert an der ganzen Erscheinung der Burg garnichts, mithin auch nicht, wenn diese Zimmer dann durch Gemälde geschmückt werden, welche dazu beitragen, den Beschauer in den Geist der betreffenden Zeit zu versetzen und seine poetische Stimmung zu erhöhen. —

Aus dem gleichen Gesichtspunkte erscheint es daher auch zulässig, einen solchen früheren Dachraum zur Aufstellung einer wirklich alten Zimmereinrichtung zu benutzen, ebenso, wie man kein Bedenken tragen wird, ein altes Stück Möbel aus irgend einem anderen Orte Deutschlands dort aufzustellen.

Der hohe Burgherr nahm daher auch kein Bedenken, in einem Raume, welcher dem Lutherstübchen gegenüber, vor 36 Jahren nothdürftig hergerichtet worden war, und dann längere Zeit als Wohnzimmer des Commandanten gedient hatte, einen wahren Schatz aus der Reformationszeit zu bergen. Es ist dieses das vor jetzt 12 Jahren im Imhoff'schen Hause zu Nürnberg wieder aufgefundene Stübchen Wilibald Pirckheimers, des treuen und vieljährigen Freundes Dürers, Luthers und Melanchthons. Dieses kleine, zierliche Gemach ist ähnlich dem berühmten Kaiserstübchen im v. Scheuerl'schen Hause zu Nürnberg ganz aus Holz zusammengefügt; es bildete eine Art Comptoir in dem Zimmer Wilibald Pirckheimers, des reichen und mächtigen Nürnberger Rathsherrn. Durch die Sorge des Herrn v. Hefner-Alteneck in München wurde es dem Verderben beim Umbau des Imhoff'schen Hauses entrissen, von der Frau Großherzogin Sophia von Sachsen angekauft und auf die Wartburg geschenkt. So steht es nun neben dem Lutherzimmer als treuer Zeuge aus der Reformationszeit und als bleibende Erinnerung an einen Mann von seltner Geistesgröße. Wilibald Pirckheimer, geboren am 5. December 1470, aus alter guter Familie, zeichnete sich schon als Knabe durch

offenes Wesen, vorzügliches Gedächtniß, Sprachtalent und Sinn für Musik und Malerei aus. Kein Wunder also, daß der nur um sechs Monate jüngere Albrecht Dürer, der im Hinterhause des Vaters von Pirckheimer aufwuchs, sich zu demselben hingezogen fühlte und daß beide Knaben eine Freundschaft für das ganze Leben schlossen, wenn sie auch später oft und lange getrennt waren; denn Wilibald Pirckheimer kam schon im 18. Jahre an den fürstbischöflichen Hof zu Eichstädt, im zwanzigsten begann er seine gelehrten Studien auf der Universität Padua und kehrte nach sieben Jahren als einer der vielseitigst gebildeten Männer seiner Zeit nach Nürnberg zurück. Seiner geistigen Kraft und Redegewandtheit bediente man sich öfter zu Missionen, um am kaiserlichen Hofe die Interessen der Reichsstadt zu vertreten. Zum Beweise seiner Tüchtigkeit erzählen die Chronisten, daß er einmal mehr als sechszig Punkte in fließendem, klaren Vortrage aus dem Stegreife widerlegt habe.

Als im Jahre 1499 die Nürnberger dem Kaiser ein Kontingent von mehreren hundert Reisigen zum Kriege gegen die Schweizer zu stellen hatten, wählten sie Wilibald zum Anführer. Nach bald beendigtem Feldzuge ward er von Maximilian zum kaiserlichen Rath ernannt und ihm ein großer Wirkungskreis eröffnet. Ueberall gewann er sich Einfluß und gute Freunde, zu diesen zählten besonders auch Ulrich von Hutten und Melanchthon; mit diesen vereint wirkte er für die Abschaffung der in der Religion eingerissenen Mißbräuche, und wenn er auch meinte, Luther sei mit dem Anschlagen seiner Thesen in Wittenberg an die Kirchenthür zu hastig gewesen, so ging er doch mit dem Nürnberger Stadtrath in den reformatorischen Beschlüssen sicher und entschieden voran. Als aber im Sommer 1521 in Nürnberg die Pest wüthete, zog er sich auf ein Landgut zurück, verkehrte viel mit Melanchthon und starb am 22. November 1530.

A. Dürer hat mehrere Portraite von ihm gezeichnet und gemalt. — Das Arbeitsstübchen Pirckheimers enthält eine mit Eisen beschlagene Thür zu dessen großem Geld- und Documentenschrank. In der That fanden sich darin noch verschiedene Schriftstücke, welche mit auf die Wartburg gewandert sind. Pirckheimer hatte seinen Sitz an dem einzigen schmalen Fenster vor einem kleinen Tische, auf welchem jetzt noch seine Sanduhr steht, und über derselben hängt sein Bildniß. Neben dem Tischchen aber ist eine schmale lange Bank, dem Eingang gegenüber, worauf diejenigen sich niederließen, welche Geschäfte zu machen oder sich freundschaftlich mit ihm zu unterhalten wünschten. In der Lebhaftigkeit des Gesprächs mag er da manchmal seine Brille abgenommen und dieselbe auf einen schmalen Vorsprung in der Holzwand gelegt haben. Da sich aber gerade dort auch eine Spalte in der Vertäfelung befand, so rutschte die Brille unvermerkt dort hinein und konnte kaum wieder gefunden werden. Daher entdeckte man denn bei dem Wiederaufstellen des Zimmerchens auf der Wartburg drei alte Brillen (sogenannte Nasenpetzer) Pirckheimers, die ihm auf solche Weise abhanden gekommen sein müssen. —

Das Zimmer, welches Pirckheimers Comptoir aufgenommen hat, zeigt aber noch eine andere Erinnerung an die Reformationszeit. Es wurde nämlich diesem Raume an der Südseite, an der Stelle, wo sich früher ein kleiner Ausbau befunden hatte, ein schöner alter Erker hinzugefügt, welcher ursprünglich in Nürnberg

dem später sogenannten Harsdörfer'schen Hause angehörte, dem früheren Wohnsitze der v. Khevenhüller'schen Familie, welche zur Zeit der Reformation ihres Glaubens wegen aus Wien auswanderte und in Nürnberg Aufnahme und Schutz fand. Da dieses Haus im Jahre 1872 theils abgetragen, theils umgebaut wurde, rettete Wartburgs hoher Burgherr den schönen Erker vor gänzlicher Zerstörung und ließ ihn an die Stelle versetzen, wo er jetzt eine wahre Zierde ist. — Der Erker trägt den Styl der edeln Gothik des 15. Jahrhunderts, an ihn schloß sich aber im Harsdörfer'schen Hause ein Zimmer, welches im 16. Jahrhundert zur Capelle diente und mit einer Boiserie versehen war, die man im Geschmack der Zeit bemalte. Auch diese kam auf der Burg wieder zu ihrer früheren Verwendung. Maler Welter aus Cöln stellte die beschädigt gewesenen Gemälde wieder her und wußte den ganzen Raum durch Anbringung passender Ornamente an Decke und Wänden so geschmackvoll herzurichten, daß derselbe jetzt die angenehmste Wirkung macht und seiner Bestimmung, künftig als Lesezimmer zu dienen, vollkommen entsprechen wird. —

Noch haben wir eines gegenwärtig in Umbau und Wiederherstellung begriffenen Gebäudes zu erwähnen. Es ist dieses der in der Hofburg dem Landgrafenhause gegenüber gelegene ehemalige Marstall.

Es war ritterliche Sitte, durch das Thor, die Vorburg und die zweite Thorhalle an dem Bergfried vorbei, bis vor die Gräben (d. i. die Freitreppe) des Palas zu reiten, dort abzusteigen und dann zunächst sein Pferd in Schutz und Pflege zu bringen, wobei die Knappen behülflich sein mußten. Deshalb liebte man es, den Marstall gegenüber dem Palas anzulegen, und so geschah es auch auf der Wartburg. Ein großer hochgewölbter kellerartiger Raum diente als Stall der Rosse, und darüber lag ein ursprünglich nur einstöckiger Fachwerksbau, als Behausung der Roßknechte und als Scheune für Heu und Stroh, und als Geschirrkammer.

Das alte Gewölbe ist noch völlig erhalten und die Pferdeständе noch deutlich erkennbar, der Oberbau aber erfuhr im Laufe der Jahrhunderte gar vielfache Veränderungen. Im Jahre 1552 wurde ein Theil desselben zum Zeughause eingerichtet, nachdem es schon vorher eine zweite Etage erhalten hatte. Den noch vorhandenen Baurechnungen zufolge erhielt damals der Baumeister Nickel Gromann den Auftrag: „die Umänderung vorzunehmen, und namentlich vier Schlitzfenster, eine Elle hoch und eine halbe Elle weit in die Mauer zu brechen, und jedes mit zwei starken Eisen zu versichern, drei Wände mit gespundeten Brettern zu verschlagen und in diesen Raum, der nunmehr als Zeughaus dienen solle, ein Thor mit zwei starken Flügeln zu brechen, damit man bequem einfahren könne." Neben das Thor kamen zwei Fenster mit Schubläden, an die Wände Gerüste und an die Mittelsäulen Vorrichtungen, daß man Doppelhaken und Halbhaken, Spieße und Hellebarden darauf legen könne; auch bretterne Schiebkasten zu Kugeln u. s. w. wurden gemacht. Von da an bis zum Jahre 1810 scheinen keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen worden zu sein; dann aber wurde das Haus umgebaut und 1825 zum Brauhause eingerichtet.

Im Jahre 1874 beschloß Se. königliche Hoheit der Großherzog die Umgestaltung des Ganzen im Holzbaustyle des 12. Jahrhunderts, damit es, möglichst treu seiner ursprünglichen Gestalt, wieder erstehe in Harmonie mit den übrigen Gebäuden der Hofburg. Die innere Einrichtung der Etagen aber sollte so getroffen werden, daß sie Zimmer für Gäste des Burgherrn und für Dienerschaft enthalte. Da so Weniges von Holzkonstruktionen aus so früher Zeit erhalten ist, und da neben dem Style des 12. Jahrhunderts auch die Rücksicht auf Vertheidigungsfähigkeit nicht außer Acht gelassen werden durfte, so war es für den Architekten ein gewagtes Unternehmen, einen Holzbau im Geiste jener Zeit wieder aufführen zu wollen. Er ist daher erst nach vielen und sorgfältigen Studien, namentlich über Einrichtung und Ausschmückung der ältesten Holzbauten Thüringens, an's Werk gegangen.

Ein besonderer Wunsch des Burgherrn war es, die Freitreppe nach dem Muster einiger in Viterbo erhaltener romanischer Hausanlagen ausgeführt zu sehen. Das ist nun geschehen, und die Harmonie, in welcher der ganze Bau sich mit den übrigen Theilen der Hofburg darstellt, beweist, daß der romanische Styl, wie er sich an den ältesten Hofburgen Deutschlands vorfindet, schon damals seine Vorbilder in Italien suchte.

Betrachtungen über die moderne Historienmalerei.

Von
Franz Reber.
München.

Will man sich von den Kunstverhältnissen der Gegenwart einen summarischen Begriff machen, so besuche man tagweise abwechselnd eine Gemäldegallerie älterer Meister und eine internationale Ausstellung von Meistern der Gegenwart, wie man dazu in dem ablaufenden Jahre die höchst lehrreiche Gelegenheit in Paris hatte, und im kommenden in München haben wird. Die Wirkung auf das einigermaßen empfängliche Gemüth wird in beiden Fällen grundverschieden sein. Auch denjenigen, welcher nicht gerade näher mit dem Kunststudium sich abgegeben, oder der nicht über kunstliebenden Dilettantismus hinausgekommen, wird bei dem einen Besuch stets ein Gefühl ruhiger Erhebung erquicken, wie es jeder edle Genuß im Gefolge zu haben pflegt, bei dem andern dagegen eine Erhitzung und Aufregung erfassen, die mit den Empfindungen während eines Bacchanals eine gewisse Aehnlichkeit hat. Ich habe dies an Andern vielfach beobachtet: aber auch meine Stimmung war im Louvre eine ähnliche, wie beim Anhören einer reich instrumentirten Symphonie, der man mit Sammlung und Hingebung folgt, in der Ausstellung des Marsfeldes dagegen, wie ich sie angesichts des bunten Treibens in einem Ballsaale unter glänzenden Toiletten und glitzernden Diademen wie Orden, besonders aber unter dem Eindruck geschraubter Redensarten und schmetternder Galoppmusik öfter zu erfahren hatte. Effect und Putz erschienen als Losung. Schlichte wahre Schönheit fand sich selten oder wurde durch prätentiöse Nachbarschaft überschrien, dagegen drängte sich vielfach die Wahrheit des Ballets oder Circus auf, überall die Sucht zu überbieten und zu packen. Die Gesammtwirkung aber war frühzeitige Ermüdung.

Der Eindruck ist vielleicht nicht ganz so, wenn nicht, wie auf dem Pariser Marsfelde, die französische und überhaupt romanische Kunst weit überwiegend vertreten ist, aber zu fern stehen sich die Elemente der germanischen und der gallischen Kunst heutzutage nicht mehr.

Man kann kaum rathlos sein beim Besuch einer Gallerie älterer Meister. Da sondern sich Zeiten, Länder, Schulen, Künstler; auch vollständig durcheinander gehängt, tragen alle Werke ihren eigenthümlichen Stempel, und es ist leicht, Ordnung in die Mannichfaltigkeit zu bringen, und damit Begriff und Verständniß zu gewinnen: als ein chaotisches Gewirr dagegen drängt sich eine Ausstellung moderner Meister auch dem nicht ganz Unkundigen entgegen. Man braucht in der That einige Zeit, um das Schiff seines Verstandes in dieser regellosen Fluth so zu stellen, daß es das Steuer wieder fühlt und den verschiedenen Strömungen zum Trotz seine Richtung behauptet. Wie viele denkende Menschen sah ich in der Brandung hilflos treiben, entweder blos mehr dem gegenständlichen Interesse sich überlassend oder gar froh, aus dem Getümmel in das ruhige Fahrwasser der Industrie sich retten zu können.

Das gegenständliche Interesse liegt nun freilich dem Fachmanne und Kenner ziemlich ferne, und seit Parrhasius' und Protogenes' Tagen bis auf die Gegenwart hat es gerade die ersten Meister geschmerzt, wenn sie des Gegenstandes wegen gerühmt wurden. Auch ist der Gegenstand in der Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts seltener das Ausschlaggebende. Allein es ist ein folgenschwerer moderner Irrthum, wenn der Künstler um — ich sage nicht seiner Ueberzeugung — sondern um einer Laune zu huldigen, sich blos an den Kenner wie Verehrer der Technik und nicht an die gebildete Gesammtheit richten zu müssen glaubt, und wenn er wähnt mit dem Beifall der Wenigen jenes seines Volkes entrathen zu können. Dieser Irrthum trägt nicht den geringsten Theil der Schuld daran, daß das Volk sich von der bildenden Kunst in den letzten Jahrzehnten zurückgezogen. Lieder ohne Worte werden nie volksthümlich, und ebenso wenig Gemälde ohne irgendwelchen bedeutsamen Inhalt. Man wird ebensowenig mit Oden und Elegien größere Massen mit sich fortzureißen vermögen als mit dem reinen Stimmungsbilde oder mit Werken, an welchen nur der „geistreiche" Pinsel zu rühmen ist. Wie dagegen das Drama nie seine umfassende Wirkung verfehlt, so auch die entsprechend gemalte Darstellung einer Handlung, die in ethischer oder geschichtlicher Bedeutsamkeit ein wahrhaft volksthümliches Interesse zu erwecken fähig ist. Man täusche sich in dieser Beziehung nicht in Rücksicht auf die Besuchstatistik des pariser „Salon." Denn wenn hier seit der Glanzzeit der Ingres und Delaroche trotz Verlassens ihrer monumentalen Richtung doch die Ziffern sich gehoben, so ist daran nicht etwa der reine Kunstsinn, sondern manches andere dargebotene Reizmittel und manches bedenkliche Surrogat für die aufgegebene ernste Richtung Ursache.

Dies führt uns in erster Linie auf das Geschichtsbild, welches ja die angegebene Aufgabe vorab zu erfüllen hat, und welchem diese Betrachtung gewidmet sein soll. Es kann nur natürlich erscheinen, daß es, sonst und bis auf die Zeit der Cornelius und Kaulbach, der Ingres und Flandrin, der Gallait und Delaroche herab mit Ausnahme der holländischen Kunstepoche tonangebend, jetzt beinahe verschwunden oder wenigstens entschieden zurückgetreten ist. Sucht man nach den

Gründen, so ist zunächst zu constatiren, daß schon der äußere Anstoß zu dieser Kunstgattung schwächer geworden ist. Und zwar nicht blos in technischer Hinsicht, in welcher die koloristischen Erfolge des Staffeleibildes dem kaum wieder erweckten Fresko abermals den Todesstoß versetzt haben. Denn wichtiger als dies ist der auf die romantische Epoche folgende moderne Geist, welcher im Tagesereigniß und im Ringen nach vorwärts aufgehend die Empfindung für die malerische Schönheit des historischen Mittelalters ebenso verloren, wie den Sinn für das religiöse Historienbild, das im Zeitalter der Renaissance der Träger der ganzen Kunst, in der Periode des romantischen Wiederaufschwunges unseres Jahrhunderts noch einmal mit Begeisterung gepflegt worden war. So schwerwiegend aber auch diese beiden Umstände erscheinen, so fällt doch das Hauptgewicht auf einen dritten: das jetzt allein herrschende Streben nach unmittelbarer Naturwahrheit, nach koloristischem und überhaupt technischem Raffinement.

An und für sich ist dieses Streben nicht zu tadeln, im Gegentheil, auf ihm beruht der Werth der gegenwärtigen Kunst. Allein selbstverständlich muß ihr die ideal-monumentale religiös- wie profanhistorische Darstellung zum Opfer fallen. Götter und Helden verhalten sich spröde gegen solche Tendenzen, spröde dagegen, nur als selbst werthloses Substrat für technisches Virtuosenthum zu dienen.

Das riesig gesteigerte archäologische Verständniß, welches die historischen Darstellungen mit der zeitgemäßen Architectur und dem von den Museen erborgten echten Geräth, den entsprechenden Stoffen und Gewändern, Waffen und Schmucksachen umgiebt, hat dafür kein ausreichendes Gegengewicht zu bieten vermocht, sogar eher geschadet als genutzt. Es fällt dadurch dem Beiwerk ein Löwenantheil zu, und die handelnden Helden, die man nicht ebenso aus den Museen, sondern nur aus der Idee holen kann, fallen um so schwächer ab, je virtuoser und wahrer das Nebensächliche, und werden sogar noch geringer, wenn das Streben nach gleicher Realität öde Modellfiguren und käufliche Straßengesichter in den Museumskram einschiebt. Das fühlt man so recht, wenn eine bedeutende poetische Behandlung desselben Gegenstandes nebenher geht, aus welcher wir uns selbst bereits eine ideale Vorstellung gebildet haben; sei es nun im rein idealen oder historisch-idealen Gebiete, von Homer bis auf Göthe und die Dichter unseres Jahrhunderts.

Welche Einbuße hat in erster Reihe die Darstellung der Götter- und Heroenwelt dadurch erlitten, daß das Modell die classisch-stylistischen Bande fast gänzlich abgeschüttelt! Oder kann etwa noch ein Zweifel darüber sein, daß die Franzosen seit Ingres' Tod ihrer Venus von Milo in der Kunst weit ferner stehen, als den Damen vom Ballet des Chatelet? Daß ihre Göttinnen wie diese zu nichts anderem da sind, denn zu Reizmitteln feinerer oder gröberer Sinnlichkeit, oder als Repräsentantinnen irgend einer künstlerischen Spezialität? Ebenso sind allerwärts an den historischen Dramen Shakespeare's, an einem Faust und selbst an Werken wie Scheffel's Ekkehard schwere Sünden begangen worden. Die unserer idealen Vorstellung aus den Dichtern geläufigen Gestalten erscheinen in der Regel Alles eher, als das, was sie ihrem Titel nach sein sollten. Mit stupender Kunst ist eine gewisse einseitige Wahrheit hier oder dort erreicht worden, eine realistische, verführerisch sinnliche, koloristische, vielleicht jede mögliche, nur die eigentliche, nämlich die innere nicht. Diese aber verleiht allein dem Ganzen die volle

Schönheit, nämlich jene Uebereinstimmung zwischen Wesen und Erscheinung, die wir Harmonie nennen.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen gerade der bedeutende Künstler der modernen Richtung das ideale Feld gern geringeren Kräften überläßt, die das noch immer nicht ganz versiegte Bedürfniß überdies um geringeren Lohn decken, und daß das religiöse wie mythologische Fach — wenn nämlich das Letztere nicht blos als Maske für berückende Nuditäten gewählt wird — fast nur mehr dekorative Pflege findet. Einer von Grund aus idealen Schöpfung durchaus abhold findet die moderne Kunst mehr Behagen im historischen Genrebild, wo der Atelierrealität und der archäologischen Liebhaberei mehr Rechnung getragen werden kann. Da feiern dann Gérôme und Alma Tadema größere Triumphe, als alle Epigonen Delaroche's und Kaulbach's. Da gelangt an die Stelle einer mosaischen Geschichte das Schleppen von ägyptischen Colossen und an die Stelle des Falles von Troja, Carthago oder Korinth eine römische Katapultenscene (E. J. Pointer), da tritt der fleißige Pinsel wie der skizzenhafte, der Colorist wie der Realist in sein persönliches Recht und weiß seine Individualität auszuprägen, während das eigentliche Historienbild von dem nur nach technischer Bedeutsamkeit lüsternen Kenner als akademisch perhorrescirt und deshalb auch von dem Künstler gemieden wird.

Doch kann es sich auch die realistische Kunst der Gegenwart nicht versagen, lebensgroß und selbst colossal zu malen, wenn der Künstler hoffen darf, den angestrebten Effekt mit dem äußern Umfange steigern zu können. Da bleibt dann nichts anderes übrig, als Darstellungen in's Große zu zerren, die ihrer Natur nach in's Gebiet des historischen Genre gehören oder wenigstens außerhalb des kritischen Moments der eigentlich entscheidenden Action liegen.

Diese Verschiebung von Stoff und äußerem Umfang hat etwas Entschuldbares, weil Consequentes. Das Ueberwiegen des realistischen und coloristischen Elementes über Inhalt wie ideale Formgebung und Composition drängt, wie oben bemerkt worden ist, zum Verlassen idealer Darstellungen überhaupt. Wir sind jetzt geneigt, ein rein ideales Schaffen, das eigentliche Erschaffen aus der Phantasie des Künstlers heraus, wenn nicht geradezu zu verdammen, so doch auf den allerersten Entwurf zu beschränken und die ganze weitere Entwicklung in das Naturstudium zu verlegen. Dadurch entfernen wir uns von der reinen dichterischen oder historischen Vorstellung und prosaiciren oder modernisiren die gewählten Darstellungen. Eben darum erscheint es ungleich zweckmäßiger, wenn wir, so lange die realistische Richtung fast alleinherrschend, das Bedürfniß nach größeren Werken nicht aus dem Gebiete supranaturalistischer Vorstellungen oder epochemachender Ereignisse, sondern aus zuständlichen Darstellungen decken. Das Genreartige verstattet mehr jene unmittelbare Herübernahme vom Modell, sei es dem lebenden oder todten, die in der Darstellung an sich übernatürlicher Dinge oder solcher, die durch die Geschichte gleichsam heroisirt worden sind, ein Widerspruch gegen unsere ideale Vorstellung ist. Es verstattet auch ein näheres Herantreten an das Nebensächliche, weil diesem mehr Gleichwerthige, und somit eine gesteigerte Realität. Wir ertragen ja auch im Roman ein Eingehen ins Nebensächliche, eine gewisse breite realistische Scenerie-, Geräth- und überhaupt Detailbeschreibung, die uns im Epos und Drama unerträglich wäre. Man vergleiche darauf hin die besten ihres Fachs, einen Boz und

Shakespeare und man wird finden, daß dies ein Gesetz ist, dem alle Kunst sich fügen muß. Der durch seine Bedeutsamkeit in eine ideale Höhe gehobene Gegenstand muß in jeder Kunst erst durch eine durchgreifende Vorstellungsläuterung hindurchgehen, welche eine directe Verwendung des Naturvorbildes ohne vorherige künstlerische Abbrevirung und Stylisirung nicht gestattet. Erscheint dies unserer Richtung nicht entsprechend, so müssen wir einfach die Hand vom ganzen Gebiete lassen.

Gérôme und Alma Tadema sind daher auf der richtigen Fährte, wenn sie in ihrem Bestreben, ihren Gegenstand nach allen Seiten hin correct, archäologisch getreu durchzuführen, sich im Ganzen auf das Genre beschränken, sei es nun, daß sie dafür auch den gewöhnlichen Umfang des Genrebildes beibehalten oder dasselbe in die Maaße des Historienbildes bringen. Kaulbach's Salamisschlacht aber würde unendlich verlieren, wenn sie im Geiste der Genannten nach der Natur und archäologisch corrigirt würde. So war es auch ein Mißgriff Siemiradsky's, in seinen „Fackeln Nero's" für ein — abgesehen von der coloristischen Qualität — archäologisches und antiquarisches Bravourstück einen so bedeutenden Stoff gewählt zu haben, der unter dem Ballast dieser Wissenschaftlichkeit, Technik und reichen Ausstattung für sich alles Interesse verliert. Er hat für seine Art einen weit glücklicheren Griff in seinen folgenden, gleichfalls in Paris ausgestellten Werken „der schiffbrüchige Bettler" und „der zwischen einem kostbaren Gefäß und einer kostspieligen Schönheit wählende Käufer" gethan. Kann man auch hierbei gegen die Berechtigung streiten, solche Objecte, wenn sie nicht etwa in der Weise Couture's oder V. Giraud's eine ethische Steigerung erfahren, zum Gegenstande von Bildern monumentaler Größe zu machen, so entspricht es doch ganz dem gewählten Genrestoffe, daß sich die Aufmerksamkeit vorab dem prächtigen Detail zuwendet, indem ja hier der größte Theil nebensächlich ist und nichts auf eine ideale Haltung Anspruch macht. Wie es aber früher ein Fehler war, allen kleinen Kram ideal aufzufassen, so muß es jetzt als ein umgekehrter Irrthum erscheinen, wenn Idealdarstellungen ganz in Realität getaucht werden.

Das Emporschrauben des Genre zur monumentalen Größe ist weniger gallische Eigenart, obwohl auch hier selbst ein Robert-Fleury eine widerwärtig große Irrenhausscene neben seine berühmte Zerstörung von Corinth setzen konnte. Dagegen bewegt sich das englische Historienbild mit Vorliebe im Genregebiete, wie J. E. Millais, P. H. Calderon, E. J. Pointer u. A. zeigen, des berühmten Alma Tadema hier nicht abermals zu gedenken, der weder durch Geburt noch Ausbildung, sondern nur durch Wahl seines Wohnsitzes Engländer ist. Nicht minder die russische, österreichisch-ungarische u. s. w. Historienmalerei. Siemiradsky hat sich in seinen neuern bereits erwähnten Werken ganz dem vergrößerten Genre zugewandt, und ebenso der geniale Pole Matejko, wie es scheint, nachdem er gesehen, daß seine nationalen Geschichtsbilder bei seiner Nation nicht genug kauflustigen Anklang gefunden. Von vornherein genreartig waren der Ungar Munkacsi und der Böhme Cermak, der als einer der bedeutendsten Schüler der belgischen Historienmalschule gelten kann. Selbst mit dem Haupt der österreichisch-ungarischen Historienmalerei, H. Makart, verhält es sich nicht anders, da dieser, weit entfernt von der Richtung des Vorgängers seines Ruhmes in Wien, C. Rahl, weniger bedeutsame Szenen, als vielmehr Gelegenheit zu technischen und coloristischen Wunderleistungen will.

Denn historisch ist das Epochemachende bei Karl's V. Einzug in Antwerpen gewiß ebenso wenig wie bei Cat. Cornaro, Cleopatra und dem Nilschiff.

Finden wir demnach die Erhebung des Genreartigen auf den Thron des Historienbildes vorwiegend in den germanischen und von den Deutschen geschulten Nachbarländern, so ist die Sucht nach dem Gräßlichen hauptsächlich romanisch und speciell französisch. In der Ausstellung des Marsfeldes begegnete man gerade in den umfänglichsten französischen Werken solchen Scenen. Ich erinnere an G. Becker's Raspha. Wenige kennen — glücklicherweise für die Hochhaltung des Alten Testaments — die im II. Buch der Könige (c. 21) erzählte Begebenheit: Raspha, die Wittwe Sauls, mußte ihre Söhne und Enkel opfern sehen, um Sauls Grausamkeit zu entsühnen, und sie blieb von der Erntezeit bis zum Winter vor dem Galgen, an welchem die sieben Leichen hingen, um die Aasgeier abzuwehren. Man frägt sich vergebens, ob es denn keine Heroine mehr giebt, welche der künstlerischen Verherrlichung zusagender, als diese, keine andere Gelegenheit mehr zur virtuosen Darstellung des Nackten, als eine Gruppe Gehenkter? Man verabscheut die Henkerscenen in der religiösen Malerei, doch welche Fülle von erhebenden Momenten liegt in den christlichen Martyrien, verglichen mit diesem zur Ehre und Versöhnung eines noch mehr denn der Niobidentödter rachsüchtigen Gottes verübten Gräuel! Man möchte glauben, der Geist Regnault's hätte den Künstler nicht ruhen lassen, bis dessen coloristisch wie charakteristisch viel bedeutsamere Execution sans jugement, diese moderne Prosaicirung der Enthauptung des Täufers, wenigstens an Entsetzlichkeit noch überboten war. — Aehnlich wählt G. R. Boulanger für ein Sebastiansbild die Scene, wie der Heilige, von seinem ersten Martyrium kaum hergestellt, in nächtlicher Begegnung seinen geisterhaft abgemagerten Leib dem Kaiser Maximian zeigt, um ihm mit einer Lüge eine ohnmächtige Drohung zuzurufen. Zu welch widriger Schreckgestalt ist in dieser Legendenillustration gerade jener Martyrer geworden, der in seiner vorausgegangenen Qual seit Mantegna und Sodoma einen der günstigsten Vorwürfe für die christliche Martyrienmalerei dargeboten hat. Von dem Ungeschick nicht zu reden, daß hier die Pointe in einer Ansprache liegt, die überhaupt nicht auf ein Bild gehört und ihrem Inhalte nach höchstens einem Lactantius ansteht.

Geradezu ekelhaft aber ist die Schauerdarstellung von P. P. L. Glaize, der natürlich nicht absichtslos in einer Zeit, in welcher die Franzosen ihre Dynastie vertrieben, für ein riesiges Bild keinen passendern Gegenstand findet, als die Episode aus Plutarchs Publicola, nach welcher junge Leute vornehmer Familien ihren Eid auf Rückführung des proscribirten Königs dadurch befestigten, daß sie einen Menschen schlachteten, dessen Blut tranken und ihre Hände auf die Eingeweide ihres Opfers legten. Wie vornehm erscheint uns mit solcher Scheußlichkeit verglichen weiland J. L. David mit seinen in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts gemalten revolutionären Tendenzbildern, von welchen der hier zum Vergleich sich eignende „Schwur der Horatier" zu diesem sich verhält wie die Versailler assemblée nationale von 1789 zu der Communisten-Raserei von 1871.

Es würde zu weit führen, Alles aufzuzählen, was auf diesem Abwege bis zu dem Grade geleistet wurde, daß man nicht blos Hinrichtung und Leichen, sondern selbst Verwesung (J. P. Laurens, Franz von Borgia vor dem wieder ge-

öffneten Sarge der Kaiserin Isabella) zum Brennpunkte großer Historienbilder gemacht hat. Glücklicherweise neigen andere Völker diesen Schauerscenen weniger zu, als die Franzosen, obwohl es daran auch Belgien nicht gebricht, wie die Genter Ausstellung des vergangenen Jahres gezeigt hat. Eine wesentliche Schuld dieser Verirrung aber tragen die Ausstellungen, welche auf den Geschmack auch der Blasirtesten entweder mit wollüstigem Sinnenreiz oder mit Gräuelscenen zu wirken suchen. Fiele der Zweck einer so lärmenden öffentlichen Concurrenz weg und entstünden monumentale Bilder nur mehr für die entsprechenden Wände öffentlicher Gebäude, so würden auch solche Ungeheuerlichkeiten verschwinden.

So würde auch manche schreiende Effecthascherei nicht mehr auftreten, wenn diese krankhafte Speculation nach Aufsehen in Wegfall käme. Besonders das Monumentalbild würde nicht mehr der bedenkliche Schauplatz für inhaltliche wie technische Waghalsigkeiten werden, wenn auch sicherlich bei der Aufgeregtheit der modernen Kunstanschauungen im Kleinbilde Maßlosigkeiten, wie z. B. von dem genialen Franzosen G. Moreau oder dem Italiener F. P. Michetti, nicht zu vermeiden sind, die übrigens, wenn mit hervorragendem Talente, wie z. B. von dem mit Recht berühmten Spanier Fortuny vorgetragen, sogar von großem experimentellem Nutzen für die Kunstentwicklung sein können.

Trotz unseres nicht immer zum Vortheile gegen frühere Epochen unglaublich vermehrten Stoffgebietes ist doch unsere Kunst in vieler Beziehung in der Lage der holländischen des 17. Jahrhunderts, d. h. Bildniß, Genre und Landschaft stehen obenan. Wie die Holländer sich zu keiner monumentalen Malerei — denn Rembrandt's sog. Nachtwache wie die Schützen- und Regentenbilder von B. van der Helst wie von F. Hals sind keine Historienbilder im eigentlichen Sinne — aufschwingen konnten, so scheint auch uns in der neusten Zeit der vielfache Anlauf dazu zu mißlingen. Es muß dies in verwandten künstlerischen Grundlagen begründet sein, die mächtiger sind, als das gleichwohl vorhandene Bedürfniß. Der Geist der holländischen Schützenzüge steckt auch in der That in Makart's Einzug Karl's V., dessen künstlerische Anschauungen denen eines Rembrandt in manchen Zügen verwandt sind.

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

„Revue des deux mondes." (November II. und December I.) Die armen Kinder in England. Von Othenin d'Haussonville. — Claude Bernard. Sein Leben und seine Werke. Von Chauffard. — Das Hemmniß. Schluß. Von Th. Bentzon. — Ein komischer Dichter aus Molière's Zeit. II. Boursault als Journalist und Romantiker. III. Boursault's Lustspiele. Von Saint-René Taillandier. — Die Religion bei Aristophanes. II. Die enthusiastischen und mysteriösen Culte. Von Jules Girard. — Der moderne Sozialismus in Deutschland. Die katholischen Sozialisten. Von Emile de Laveleye. — Der Leumund. Von Ouida. — Ein Apostel. Die Strafcolonie von Sainte-Foy. Von Emile Beaussire. — Die Gestaltungen des Orientproblems. III. Politik und Liberalismus. Von J. Klaczko. — Die Insel Cypern. Ihre Rolle in der Geschichte. I. Klima, Ackerbau, Industrie. Von George Perrot. — Das Leben und der Stoff. I. Der Mechanismus. Von Vacherot. — Die Ruinen von Uxmal. I. Von C. de Varigny. — Die

politische und parlamentaire Beredtsamkeit in Frankreich vor 1789. I. Die repräsentativen Institute und die öffentliche Rede vor den Generalständen von 1302. Von Charles Aubertin. — Der Aufruhr der Canaken. Von Edmond Plauchut. — Ein neues Buch über Bismarck. Dr. Busch's Tagebuch. Von G. Valbert. — Chronik ꝛc.

„Revue politique et littéraire.“ (November. Nr. 19—22.) Die Kunst des Vorlesens. Von Legouvé. — Die vorgeschichtliche Alterthumskunde und die Wissenschaft von den Anfängen der Civilisation in England. Von F. Brunetière. — Palast im Marsfelde: Hébet: Ueber die wirthschaftlichen Folgen der Herstellung eines Binnenmeeres in Algier. — Der wahre Anlaß zu der neuen ägyptischen Anleihe. — Die Regierungsmaschine in England. Von Herbert Spencer. — Die Lebensweise der Lehrer und Studenten im sechszehnten Jahrhundert. Von Ludovic Drapeyron. — Die Einsicht. Vortrag von H. Taine. — Die englische Gesellschaft zur Zeit Daniel de Foë's. Robinson Crusoe. Von H. Reynald. — Eine Schmach für Italien. Das Elend in Neapel. Von Arvede Barine. — Historische Forschungen: Spanien seit 1764 bis 1808. Von Bérard Varagnac. — Unsere Kunstausstellungen. Von Charles Bigot. — Der Chauvinismus in der englischen Gelehrsamkeit. Von J. Tessier. — Ursprung des Theaters in Frankreich. Von Baron James Rothschild. — Die Geschichte in der Provinz. Die Ackerbau-Gesellschaft von der Loire.

„Revue Scientifique de la France et de l'Etranger.“ (November. Nr. 19—22.) Das Budget des öffentlichen Unterrichts. Von Ch. Boisset. — Weltausstellung: Der Bergbau. Der Creuzot. Die Geräthe und Maschinen. Die Sèvres'sche Porcellanfabrik. — Der Strauß und seine Haltung in den Wirthschaften am Cap. — Conferenzen im Trocadero. Banderali: Die fortlaufenden Bahnzug-Bremsen. — Die Zusammensetzung der Materie. Von Ad. Wurtz. — Der Bankerott Indien's nach Hyndman. — Fakultät der Wissenschaften von Paris. Ch. Friedel: Das Leben und die Arbeiten von Delafosse. — L. Crié: Forschungen über die niederen Pyrenomyceten aus der Gruppe der Depazeeen. — Französische Gesellschaft zur Hebung der Wissenschaften. W. H. Flower: Die Classificirung der Mammiferen seit Linné. — Pater Secchi. Sein Leben und seine Arbeiten. Von A. Angot. — Britische Gesellschaft zur Hebung der Wissenschaften: Der Dubliner Congreß.

Belgien.

„Revue de Belgique.“ (15. November.) F. Laurent: Das Gesetz vom Jahre 1842. — Goblet d'Alvielle: Die afghanistanische Frage. — Caroline Gravière: Realismus. Nachgelassene Novelle. — Ch. Masson: Materialistische Tendenzen im Katholizismus. Der Kultus des heiligen Herzens. — Camille Lemonnier: Das Rosenhaus. Erzählung. — J. Lameere: Studien über die städtischen Institute. — E. Castelot: Die Probleme bei der Geschichte Philipp's II. und des Don Carlos.

Schweiz.

„Bibliothèque Universelle et Revue Suisse.“ (November und December.) Rom und Carthago. Von Auguste Glardon. — Das Gefängnißwesen in Frankreich. Von G. de Nointel. — Durch Berge und Thäler. Erinnerungen an eine Reise in Norwegen. Von Mad. E. Maurice. III. Theil. — Die Verschwörung des Prinzen Molesline. Von E. C. Grenville-Murray. — Ein italienischer Joseph Delorme. Lorenzo Strecchetti. Von Marc-Monnier. — Galizische Geschichten. II. Aldona. Von Sacher Masoch ꝛc.

Italien.

„Rivista Europea.“ Rivista internazionale. (November.) Die Frage der portugiesischen Unabhängigkeit in Rom in der Zeit von 1610 bis 1670. Von A. Ademollo. — Ariost und Cervantes. Eine Studie. Von R. Renier. — Das neue Aegypten. Von Elena Clarke. — Geschichtlich-militairische Betrachtungen über den französisch-deutschen Feldzug vom Jahre 1870. Von Domenico

Arti. — Theodorich, König der Gothen und Italiener. Von G. Garollo. — An Aurelio Costanzo. Gedicht von C. R. Massa. — „Vae soli!“ An Alle, die bei uns geblieben sind. Gedicht von Julien Lugol. — Monti und sein Zeitalter. Von C. Cantù. — Unsere Handelsbeziehungen mit dem äußersten Orient. Von A. Bottoni. — Domenico und Girolamo Induno. Artistische und biographische nachgelassene Studie des Raffaele Sonzogno. — Bücherschau 2c.

„La Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti.“ (November.) Der Bankerott von Florenz und die Lösung der Verlegenheit. Von F. Genala. — Pasquale Villari's „Macchiavelli“ vor dem Richterstuhl der ausländischen Presse. Von Bertolini. — Die Pariser Ausstellung und die Produktionskraft der modernen Nationen. Schluß. Von L. Luzzati. — Natalie's Eltern. Schluß. Von Luisa Saredo. — Die Lehre von den vegetalen Formen. Von T. Caruel. — Afrika nach den neuesten Entdeckungen. Von A. Brunialti. — Die Situation des Landes und das Associationsrecht. Von R. Bonghi. — Das Cartel gelehrter Franzosen mit dem Astronom Gian Domenico Maraldi. Von G. Rossi. — Die Kunst in Paris. Fortsetzung. Von Tullo Massarani. — Ein Landstreicher. Erzählung. Von Mario Pratesi. — Das wirthschaftliche Amerikanerthum in Italien. Von Francesco Ferrara. — Artistische Revue. Die Denkmäler für König Victor Emanuel. Von Camillo Boito. — Politische Rundschau 2c.

Spanien.

„Revista de España.“ (November.) Das sociale Problem. Von Gumersindo Azcárate. — Die Politik des Vatikan's. Von Dario Ulloa. — Der Fortschritt bei der Kritik des Don Quixote. Von Nicolás Diaz de Benjumea. — Abhandlung über die rationelle und historische Kritik. Von Joaquin Costa. — Das Tabaksmonopol auf den Philippinen-Inseln. Von J. Jimeno Agius. — Die drei Gesetze. Von Rafael Luna. — Die erste Kammer der Restauration. Von Aureliano Linares Rivas. — Don Pedro I. von Castilien. Von José Maria Asensio. — Der deutsche Erdkundige Gerhard Kramer. Von Juan Fastenrath. — Historisch-kritische Studien über das literarische Eigenthum in Spanien. Von Rodrigo Amador de los Rios. — Der goldene Fächer. Von Teresa de Arroniz. — Die Einführung des freien Unterrichts. Von Augusto G. de Linares. — Chronik 2c.

England.

„The nineteenth Century.“ (December.) Die Afghanische Krise. Von Generalmajor Sir Henry C. Rawlinson. — Dogma, Vernunft und Moralität. Von W. H. Mallock. — Schwierigkeiten bei der zoologischen Verbreitung. Von P. L. Sclater. — Was ist ein Colonial-Gouverneur? Von Edward J. Wilson. — Die drei Farben beim Vor-Raphaelismus. Von Prof. Ruskin. — Indiens Zukunft. Von Sir Erskine Perry. — Die Religion der alten Egypter. Vom Geistl. John Newenham Hoare. — Das Cap der guten Hoffnung. Eine beschreibende Skizze. Von Sir Henry W. Tyler. — Persönliches Regiment. Eine Entgegnung. Von T. E. Kebbel.

„The Fortnightly Review.“ (1. December.) Kaiserliche Verwaltung. Vom Earl of Carnarvon. — Fürst Bismarck. Von Emile de Laveleye. — Die Aussichten des Conservatismus. Vom verst. Walter Bagehot. — Wanderungen industrieller Centren. Von L. H. Courtney. — Die Bauern der Limagne. Schluß. Von F. Barham Zincke. — Das Princip des Verlagsrechts. Von T. H. Farrer. — Die Russen in Armenien. Von A. A. Wheeler. — Indien's Verarmung nicht bewiesen. Von John Morley. — Die City of Glasgow Bank und die sich daran knüpfenden Lehren 2c.

„The contemporary Review.“ (December.) England's Größe. Von Goldwin Smith. — Der Fortschritt der religiösen Anschauung in Indien. Von Prof. Monier Williams. — Die Phönizier in Griechenland. Von Geistl. A. H. Sayce. — Weshalb werden die Ritualisten nicht römische Katholiken? Eine Entgegnung. Von Abbé Martin. — Die Frauen in der Türkei. Von Sir Walter C. James. — Die Alkoholfrage.

Amerika.

„The North American Review." (November-December.) Die Regierung der Vereinigten Staaten. Von Horatio Seymour. — Die Angriffs- und Vertheidigungs-Systeme in dem modernen Seekrieg. Von Hobart Pasha. — Der Berliner Congreß und seine Folgen. Von einem alten Diplomaten. — Japan und die Westmächte. Von Matsunama Makoto. — New-York's Finanzquellen. Von William R. Martin. — Die öffentliche Gesundheit. Von Elisha Harris. — Der Pessimismus im neunzehnten Jahrhundert. Von Samuel Osgood. — Die Antipathie gegen die Neger. Von James Parton. — Kaiser Hadrian und das Christenthum. Von Ernst Rénan. — Literatur der Gegenwart.

„The International Review." (November-December.) Bedarf die Menschheit einer neuen Offenbarung? Von Prof. P. G. Tait. — Drohende Fährnisse für die demokratische Partei. Von Geo. W. Julian. — Die Regierungsbibliothek zu Washington. Von A. R. Spofford. — Das Endziel der Philosophie. Von John Hall. — Vom Erfolg begünstigte Mittelmäßigkeit. Von Alb. Rhodes. — Die Socialdemokratie in Deutschland. Von Prof. J. Huber. — Des Dichters Grabschrift. Gedicht von J. W. Green. — Nach der Wiedereinführung des Metallgeldes, — was dann? Von Horace White. — Eine empörende Geschichte. Von Wilkie Collins. — Literatur der Gegenwart.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.

ie Nege-
Angriffs-
Pascha
ten. –
w-York:
t. Der
Samuel
– Kaise
genwart.
darf die
Drohende
: Regie-
ziel der
äßigkeit.
Prof. J.
– Nach
ite. –
enwart.

Verzeichniss
der
Mitarbeiter der „Deutschen Revue“.

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Reg. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Buhl** (München), Prof. Dr. **Carrière** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Döpler** (Berlin), Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. **Gareis** (Giessen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Giessen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordneter Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München).

Mitarbeiter des allgemeinen Theils:

B. Auerbach, E. [illegible] Bauernfeld, J. v. Bebber, F. Bodenstedt, Brugsch-Bey, A. Dochow, K. E. Franzos, Jac. v. Falke, Em. Geibel, v. d. Goltz, Karl Gutzkow, R. Hamerling, Ed. v. Hartmann, C. Hennig, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, G. A. v. Klöden, F. v. Köppen, F. Kürnberger, F. v. Lesseps, Herm. Lingg, M. v. Pettenkofer, Rich. Pohl, Jos. Rank, Georg Rosen, Daniel Sanders, Daniel Schenkel, Oskar Schmidt, Levin Schücking, K. v. Thaler, J. v. d. Traun, H. Vambéry, H. Viehoff, C. v. Vincenti, F. Wöhler, Robert Zimmermann, K. A. Zittel.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dritter Jahrgang.

Heft 5. Februar 1879.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhaltsverzeichniß.

III. Jahrgang. Heft 5. Februar 1879.

Allgemeiner Theil.

Seite

C. v. Vincenti: Der Wunder größtes ist die Liebe . . . 153
Johannes Hanstein: Eine Großmacht unter den Pflanzenvölkern 178
Adolf Lasson: Ueber das Tragische 189
Hermann Kopp: Ueber das Nationalitätsprincip in den Wissenschaften 199
Heinrich Brugsch: Der Cholera-Mann 214

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

J. C. Bluntschli: Englische Parlamentsregierung. — Deutsche Beamtenregierung 223
Vertrauliche Briefe aus Oesterreich-Ungarn 229
Max Haushofer: Die wirthschaftliche Politik des Reiches . . 235
E. Laspeyres: Die „Hoffnungslosigkeit", das schwarze Gespenst im Leben des Arbeiters 244
G. R. Credner: Ein Blick auf die Landesnatur Afghanistans 250
L. v. Buhl: Die Staubeinathmungs-Krankheiten. II. . . . 260
Karl Möbius: Blicke in das Thierleben des Meeres . . . 265
Eugen Werner: Ueber Bastardzucht 270
Emil Naumann: Der deutsche und der englische Händel . . 274
A. Strodtmann: Ein Schicksalsgenosse Lenau's und Hölderlin's 280
Rundschau über die Revuen des Auslandes 286

Allgemeiner Theil.

Der Wunder größtes ist die Liebe.

Novelle

von

E. von Vincenti.

I.

Feuernacht.

Ich habe bisweilen über seine eigenthümliche Begeisterung gelächelt, wenn er den Namen: Berengaria von den Lippen „tönen" ließ.

„Tönen", ja, das ist das rechte Wort; denn diesen Namen aus seinem Munde ging in's Herz wie ein Harfenton. Er sprach ihn mit einer Art wehmüthigen Feierlichkeit aus und ward dann immer plötzlich so still, als wäre ihm das Herz erinnerungsvoll. Er nannte Berengarien einen „Bilderstein" aus seiner Jugend und gewiß hat kein Gemmensammler je reineren Genuß in der Betrachtung des herrlichen Arsinoë-Kopfes empfunden, als mein armer Freund, wenn er schwermüthig lächelnd sein mit dem Namen Berengaria geheißenes Kleinod aus dem Schreine seiner Jugend nahm. Mit unsäglicher Rührung vertiefte er sich in jeden Zug dieses Frauenbildes und wie im Widerscheine desselben erhellte sich sein Antlitz, als er einmal ausrief:

„Du schöner Bilderstein! Dich umschimmert die ganze ewig schmerzliche Herzensverklärung der tödtlichen Liebe .... Kein Gemmenschneider des glücklichen Jahrhunderts, nicht Pisano, nicht Marmitta, haben je aus sanftschimmerndem Onyx eine reinere Stirne, Züge von keuscherer Lieblichkeit hervorgezaubert. Und wie jene Künstler ihre meergoldenen Bilderköpfe hell und heller von der dunkeln Unterschichte des Steines heraustreten ließen, so taucht aus dem düsteren Grunde meiner eigenen freudlosen Jugend, der Verhältnisse, die Dich umgaben und Deines rührenden Geschickes, Dein Haupt, o Berengaria, mit ruhigstrahlender Hoheit hervor!" ....

Dann schwieg er feuchten Auges und wir saßen eine Weile einander ohne ein Wort gegenüber.

„Armer Freund, Du hast sie geliebt?"

Er schüttelte langsam den Kopf. Der Schein auf seiner Stirne erlosch... Oh, ich hätte sie geliebt, doch was wußte ich, blutjunger Gesell, damals von der großen Herrlichkeit, welche man Liebe nennt? Ich machte entsetzlich schöne Verse in zwei Sprachen und zwar sehr neugierig; hatte ich doch gelesen, daß das einzig wahrhaft Leidenschaftliche an der Liebe die Neugier sei! Den herrlichen Ruhm, Berengarien zu lieben und den noch weit herrlicheren, von ihr geliebt zu sein, gewann ein Anderer und dieser Andere war....

Doch, da muß ich Dich in unser Familienhaus im idyllischen Murgthale führen, von dem ich Dir so oft gesprochen und das heute leider in fremden Händen ist....

Jenes wundersam liebe Mädchen ist nämlich so tragisch mit der Geschichte meiner Familie verknüpft, daß Du begreifen wirst, wie vor Berengarien heute noch manch Bild verblassen konnte, das später meine Nächte beherrscht.... Sieh', mir ist, als wär' es damals! Und ich muß es erzählen von damals....

„Eine Abendwolke lagert über dem Thale, mit ihren Feuerfittichen über die schneehellen Berge lohend. In ihrer Tiefe verblutet leise die Sonne und ihr entkeimt langsam ein schwarzer Punkt, der plötzlich tausendfach zerstiebt und ausschwärmt in mächtigen, geflügelten Triangeln von Raben, die das Thal mit ihrem Fluge verfinstern. Jetzt schlägt sich eine Vogelwolke um die kahlen Pappelwipfel und es ist wieder heller am Himmel geworden, der so wunderbar gefärbt erscheint, daß die Leute, die am Uferdamm heraufkommen, mit einem Male stille stehen, um, die Hand über den Augen, in's Purpurne emporzuschauen, als brennten dort Wunderzeichen....

Vom Amalienberge gellt das Glöcklein und die dort unten stehen baarhäuptig.... Dann ist's verweht; die Wolke mit dem blutenden Sonnenherzen verdunkelt, das Thal verdämmert. Es ist winterstill, nur der heisere Ruf der schwarzgeflügelten Gaukler auf den Pappelkronen dringt an mein Ohr....

Ja, mir ist, als wär' es damals!

Ich stand am Parkgitterthor unseres Familienhauses, wo dicht die Straße hinlief und jenseits des Dammes die Murg eistosend vorüberrauschte.

Da wende ich von ungefähr den Kopf; wie kam's doch? Längst war die Himmelslohe erloschen und immer noch blieb im großen Balkonfenster, dort der Widerschein zurück.... Rauch! Feuer!

Als wär's von den Fittichen der glühenden Wolke herabgefallen.

Auf dem Altan aber stand's wie eine Traumwandlergestalt, unbeweglich, schneeweiß, und rüttelte an den Eisenstäben.... meine Mutter!!

Das Feuer fraß am Hause, bis sie es mit den Eisfluthen der Murg erstickten. Wir hatten die Mutter in die Orangerie gerettet. Da lag sie auf rasch bereitetem Lager gebettet, das marmorstarre Gesicht nach den Scheiben gerichtet, welche der ersterbende Brand mit schwacher Glut färbte. Sie lag lautlos, die blutlosen Lippen fest geschlossen, das schwarze Auge furchtbar weit offen; ein stiller Krampf schauerte ihr durch Brust und Glieder; bisweilen hob sie den einen Arm und ließ ihn wieder schwer niederfallen.... in der Faust hielt sie ein kleines Krucifix aus Eisen, denn sie war stark im Glauben wie nicht Viele.

Sie war eine Heilige, ich darf es wohl sagen, ein Herz so voll unsäglicher Milde und Nächstenliebe, daß es für die Leiden Anderer unaufhörlich blutete, eine Seele so voll gläubiger Gottesliebe und Duldensheiterkeit, daß sie alle Zweifler beschämte. Sie war eine Dulderin. Eine furchtbare, geheimnißvolle Nervenkrankheit, die Folge einer zufälligen Vergiftung durch Belladonna, welche sie als blutjunges Mädchen erlitten hatte, hielt sie später dreißig Jahre auf's Schmerzenslager gefesselt, bis endlich ihr Körper zerfiel — ungebrochenen Muthes, ungebrochenen Glaubens! Man liest derartiges in Büchern der Heiligenkunde und zuckt die Achseln.

Jene „Feuernacht" hatte sie selbst entzündet! Von ihrer Krankheit befallen, welche wir das „große Uebel" zu nennen pflegten, hatte sie in halb geistesabwesendem Zustande das Licht in den Kleiderschrank gesteckt, wo man den zerschmolzenen Leuchter fand. Sie hat es niemals erfahren, daß sie Feuer gelegt.

Ihr Zustand war höchst seltsam; kein Arzt — und wir beschieden die berühmtesten Männer der Wissenschaft an das Krankenbett der Armen — vermochte ihn zu erklären, zu lindern, geschweige denn zu heilen. Ein großes Vermögen ging in den mannichfachsten, oft wunderlichsten, schmerzlichsten Kuren auf, die niemals Besserung brachten. Das Uebel gefiel sich Anfangs in Ruhepausen, in welchen die Leidende, eine vornehme, ehrfurchtgebietende Gestalt in schwarzer Seidenrobe, still und seltsam lächelnd, als wäre sie ein Ahnenbild auf Besuch, durch das Haus schritt, hier und dort mit schweigsamer Freundlichkeit waltete, Armen Gutes that und sagte, und bisweilen in der Musik wie eine Verklärung fand. Denn Musik liebte sie über Alles; das Klavier, das sie mit wunderbarem Melodiengedächtnisse und staunenswerther Fertigkeit meisterte, erschauerte unter ihren bleichen, feinen, nervösen Fingern, über welche beim Spiele das Feuer der Juwelenringe irrlichtete.

Als Kind lauschte ich oft diesem Spiele und ergötzte mich an dem bunten Gefunkel der Fingerreife, welche ich dann bisweilen neugierig von den sanften Händen zog, die mich liebevoll gefaßt hielten. Da fiel manch echtes Mutterwort und gar oft später, in der tödtlichen Ferne draußen, fühlte ich, wie ein goldener Weizen dies Wort gewesen. . . .

Ist er wohl aufgegangen, daß die Verklärte sich in meiner Freude freuen kann?

Mit Entzücken konnte ich auch dem Gesange der Vögel lauschen, wenn im Frühlinge der Flieder durch das offene Fenster hereinduftete; sie lag dann so mild in sich zufrieden in ihrem feinleinenen Bette mit den Spitzenfluthen der Vorhänge, welche eine vergoldete Hand vom Baldachin heruntergoß, mit so stillen, göttlichen Augen, wie ein Bild im Schreine. . . .

Da plötzlich sank ein Schatten auf ihre ruhige Stirne; wie ganz leise gestreift vom Fittiche des Dämons, zuckten die Brauen, ein tief schmerzlich Lächeln schlich um die bebenden Lippen, die Augen standen still, starr. Dann nickte der Kopf und nickte, die Finger krümmten sich erst schwach, dann immer stärker, bis sie sich in die knisternde Seidendecke verkrampften. Die eine Hand hob sich, stand und fiel zurück, die andere Hand reckte sich empor, stand und fiel zurück; die beiden Arme erhoben sich gespenstisch, standen einen Augenblick und schlugen dann dumpf hämmernd nieder; der Krampf fuhr an die Kehle und würgte, daß es ein Röcheln gab, als wäre eine starke Seite entzweigesprungen und wie mit Riesenfaust riß es

den gekrümmten Rumpf empor, verzweifelnd schlugen die Fäuste die Brust und ein Schrei brach heraus, der das Mark erschütterte. . . .

Wie oft entfloh ich entsetzt und vergrub mich schluchzend in den entferntesten Winkel, aber der gelle Angstruf, dessen Echo durch das Haus rumorte, verfolgte mich. . . .

Und eine Stunde später lag die Gefolterte regungslos, nur ihre Lippen zuckten im Gebete und von ihrer Stirne, die jetzt noch bleicher schien, glitten kühle Schweißtropfen herab. In ihren Märtyreraugen lag ein Schimmer von Sanftmuth und Duldergüte, der Thränen entlockte. Die schönberingten, blaßgeäderten Hände, auf deren Pflege sie so große Stücke hielt, lagen verschränkt, und hätte man sie geöffnet, wäre bisweilen ein frommes Schaustück drinnen gewesen. Und wenn sie dann wieder den Mund aufthat, kam über diese Lippen das herrlich ergebene Wort, das ich später im Leben so oft von Heuchlern und Scheinbetern entweihen gehört:

— „Gesegnet sei die Hand des Herrn, die schwer auf uns ruht!"

Dies Dulderwort grub sich so tief in mein Herz, diese starke Frömmigkeit leuchtete so hell auf vor mir, daß ich einen unbezwinglichen Haß und Abscheu faßte gegen die Vielen und Vielen, welche sich's mit und im Namen Gottes so bequem in dieser Welt machen.

Vergieb, o vergieb, edle Mutter, wenn dieser Haß die Liebe zum Nächsten, die ich so rein von Deinen Lippen schlürfen konnte, oft genug getrübt hat!

II.

Sommernacht.

Nach der Nacht des Brandes trat das Uebel heftiger und wüthender auf als je. Es verging ein trübes Jahr und wir waren oft allen Rathes baar. Unser Leben verfloß sehr zurückgezogen; das Familienhaus, inmitten schönen Besitzthumes unterhalb Gernsbach im badischen Schwarzwalde gelegen, empfing wenig Gäste, ausgenommen von den nahen Eisenwerken, welche Anverwandten gehörten. Mein Vater schlief längst unter dem Marmor, die beiden Brüder waren bereits Officiere, die Schwestern bis auf Eine, deren lichtvolle Gestalt eine kurze Zeit meine verdüsterte Jugend erhellte, vermählt und in Familiensorgen. Die Gesellschaftsdame der Mutter war ein einfaches, liebreiches Gemüth, das der Leidenden wohlzuthun verstand.

Ich selbst gefiel mich nicht allzuviel im stillen Hause, wo die Dienerschaft kaum anders als halblaut sprach. Ich war schon damals ein Schweifer durch Thal und Wald, wie später durch die Welt, ein „songe-creux", wie die Muhmen mich nannten — ein Träumer; dann wieder ein wilder, leidenschaftlicher Reiter, am liebsten bei Sturm und Wetter. Wenn's draußen tobte und grollte, war's in meinem Herzen so seltsam bänglich ruhig, daß ich hätte Stunden lang im Unwetter zu Pferd dahinrasen mögen, im Dunkel, wo oft nur der Blitz das Licht besorgte.

Und wieder sage ich: Mir ist, als wär' es damals.

Mein Rappe hielt mit schäumigen Nüstern am Gitterthore des Parkes. Ich sprang aus dem Sattel. Es war Sommerabend; auf dem Rondeau, das Orangenbäumchen in Kübeln umsäumten, feierte der Springstrahl, der sonst so hoch trieb und, wie die Familiensage geht, am Hochzeitstage meiner Eltern Wein gesprudelt haben soll. Es hatte nichts Ueberraschendes, daß er jetzt stille stand.

Von den beiden Hofhunden nämlich, welche abwechselnd das die Fontaine speisende Wasserrad zu treiben hatten, war der eine, Pascha — ein stolzer Name für so sclavischen Dienst — seit einigen Tagen ernstlich unpäßlich. Auf dem alten Schneeballenbaume, der das Thor mit Blüthen überschüttete, lag der Mond, und der Gartentempel, mit heller Birkenrinde überkleidet, schimmerte wie Silber aus der Tiefe des Parkwäldchens, welches wir das „Labyrinth" nannten.

Das Haus stand hinter dem Rondeau ziemlich tief hineingerückt im Garten, mit freiem Ausblicke auf die Straße und den jenseits der Flußbeuge steil abfallenden „Amalienberg", an dessen Felswand die Flösse bisweilen hart ankamen, wenn die Strömung sie seitwärts über die Wehr hinabdrängte.

Das Balkonzimmer des ersten Stockes, das sogenannte „Rosazimmer", von den Wandtapeten so genannt, war matt erleuchtet und die Glasthüre auf den Altan heraus geöffnet. Hier lag das Sommerschlafgemach der Mutter; nebenan das Clavierzimmer stand dunkel, die Fenster waren geschlossen und das Mondlicht traf die gewölbten Spiegelscheiben, die wie Stahlschilde erglänzten. Der blumenreiche Altan bildete weit vorspringend, von zwei Eisensäulen getragen, unten eine Veranda, welche man auf einer mit Tropengewächsen geschmückten, doppelarmigen Vortreppe erreichte.

Ich führte mein Pferd durch die Parkthüre nach dem links gelegenen Hofraume, wo eben unser Landgefährt aus der Milchmeierei angespannt hielt.

Es waren zwei Ledersitze eingehängt und der Kutscher wartete, die Peitsche zwischen den Knieen. Dies fiel mir auf; meine Frage erhielt die Antwort:

„Die Jungfer vom Floßmeister Palmer ist bei der gnädigen Frau."

Dies war doch befremdlich. Berengaria bei der Mutter ... Sie war niemals bei uns im Hause gewesen. Der Mann hatte nicht ohne eigenthümliche Betonung, mit einer Art geheimnißvoller Ehrerbietung gesprochen; letztere galt fast mehr noch der Tochter des Floßmeisters, als der Herrin vom Hause.

„Das gnädige Fräulein hat nach der Palmer geschickt und ich soll sie wieder heimführen," ergänzte halblaut der Kutscher, nicht ohne Ungeduld nach den Fenstern hinaufschauend. Mir war bange ... Berengaria hier .... und der gepreßte Ton, womit der Mann sprach, kein Zweifel, die Mutter war wieder furchtbar heimgesucht worden!

Ich überließ ihm mein Pferd und war mit einem Sprunge die steile, gedeckte Steintreppe hinauf, welche von rückwärts in das Billardzimmer führte.

Meine Schwester und meine hübschen Bäschen pflegten hier mit mehr oder minder selbstgefälligen und courmachenden Cousins, welche auf mich Sechzehnjährigen mit duldsamer Ueberlegenheit herabschauten, des Abends Billard zu spielen.

Heute sah's hier aus, wie nach einer heißen Billardschlacht, welche indeß beide Gegner verloren zu haben schienen. Uebrigens hatten sie beide offenbar miteinander auch den Kopf verloren und die Flucht ergriffen. Die Kugeln lagen zerstreut auf dem Boden, die kleinen Kegel in allen Ecken, die Stoßer auf der grünen Spielfläche hingeworfen, die Kreide auf dem Boden zertreten .... Meine Schwester Sophie pflegte doch sonst nach der Partie die Stoßer sorglich wieder in den Ständer zu lehnen und jedes Stückchen Kreide mit den Kugeln in der Billardlade zu verschließen.

Und heute!!

Die Partie war jäh unterbrochen worden, man sah es deutlich an der Merktafel, wo nur wenige Ziffern hinter den Namen angekreidet standen.

Die Vettern waren übrigens vollzählig gewesen und die Mühmchen, um deretwillen ich mich bereits in gereimten Gefühlen versündigte, nicht minder.

Und nun war Alles wie ausgestorben, im ganzen Hause, selbst die Dienstleute schienen sich verkrochen zu haben. Das begriff ich unschwer von den zartbesorgten Anverwandten, die gewöhnlich gar eilig aufbrachen, wenn die „arme Tante“ sich hören ließ, aber unsere Leute!

Still! Ein verworrenes Summen, das Klavier oben ertönte .... Im Nu war ich die Treppe hinauf oben im Balkonstocke. Lautlos kauerten die Dienstleute auf den obersten Stufen beisammen; einige hatten gar die Hände gefaltet. Durch die halboffene Glasthüre des Korridors kam schwermüthig gedämpfte Melodie auf klingenden Fittichen, ein Weben heiliger Töne!

Drinnen im Klavierzimmer saßen meine Schwester und die Gesellschaftsdame im Halbdunkel, sie winkten mir Stille zu; das Klavier aber in der ganz dunklen Ecke melodirte und psalmodirte wie von selbst und ich bemerkte Niemanden, der ihm die Töne entlockte. Der schwere Thürvorhang nach der Mutter Schlafgemach war zurückgeschlagen und ich sah, wie die Nachtampel ihren bläulichen Dämmerschein um das weiße Himmelbett wob. Ich sah auch das Haupt der Kranken, marmorn ruhig, die Augen geschlossen, die weißen, in sich verschlungenen Hände auf der Brust liegend, gleich einem bleichen Rosenstrauße, aus dem es wie Thau hervorschimmert ....

Jetzt schlich ein dünner Mondstrahl durch das Eckfenster und stand wie eine Zitternadel im dunklen Haare eines Weibes, das am Klaviere saß; dann glitt der Strahl über die Schulter hinab auf die leisetönenden Finger und es lag mit einem Male das ganze Gemach hellbeschienen da ....

Berengaria spielte ....

III.
Die Familie Palmer.

Unsere Familie besaß „Floßgerechtigkeiten“ auf der Murg. Nicht wenige von jenen mächtigen Tannen, welche als Maste der holländischen Handelsgallionen in oceanische Fernen gingen, waren in unseren Forsten geschlagen und von unseren Floßknechten nach dem Niederrhein geflößt worden. Es hat mich als Kind oft mit Scheu erfüllt, wenn ich so stolze Bäume unter der Axt hinstürzen sah, mit Ergötzen aber, wenn diese Stämme, zu langgegliederten Flößen gefügt, über die Wehren herab in's schäumige Gewässer schossen.

Dann schwammen breite, flache, träge Schiffe mit hochaufgeschichteten Bretterladungen aus unseren Sägemühlen daher und nacktarmige, wetterbraune Männer grüßten schweigend nach dem Uferdamme.

Unsere Flößer und Sägemüller waren ein hart Geschlecht; in den Adern des Einen oder Andern floß hugenottisch Blut. Die Freudenstädter weit oben an der Murg sind sogar österreichische Hugenotten.

Die Vorfahren des Floßmeisters Adam Palmer aber waren herübergekommen, als der große König zu Nantes die bekannte Urkunde widerrufen.

Später ward ein Palmer wieder Convertit und die Familie blieb dann dabei, auf katholisch selig zu werden. Von Adam Palmer behaupteten übrigens die Leute, er habe überhaupt wenig Aussicht auf die ewige Seligkeit, weder auf katholisch, noch auf hugenottisch, weil er auf dunkle Weise reich geworden sei.

Reich! Was man eben vor dreißig und mehr Jahren von Rastatt bis nach Forbach und Schönmünzach hinauf „reich“ nannte, wenn weder von einem Holzkönige, noch von einem Eisenbarone die Rede war; für die rauhen Darber in der Flößerei und Sägerei, sodann für die „schwarzen Sclaven“ — wie man wohl die armen Teufel von Hammerschmieden mit ihrer Kohlenrußhaut im doppelten Sinne heißen dürfte — für die freilich galt bald einer für reich! Adam Palmer war schon in meines Vaters Diensten gestanden, ein finsterer Wortsparer, aber hart bei der Arbeit. So kam ihm denn auch mancher Kronenthaler in die Sparlade und da der Mann als Floßmeister sein gutes Auskommen hatte und den Heller „viertheilte“, gab die Lade mit jedem Tage einen helleren Klang.

An dies Märchen von der Sparsamkeit glaubten nun allerdings manche Leute nur wenig und wenn sie von Palmer sprachen, zuckten sie die Achseln:

— Ja, der „Holländer“!

Der „Holländer“ aber, der in den Köpfen der Murgthaler spukt, ist durchaus kein Goldgespenst, wie etwa der „Venediger“ im Tirolischen, kein Meerschweifer, wie der ruhelose Mann mit dem blutrothen Segel, er ist ein leibhaftiger, behäbiger, wohlhabender Holzhändler, der aus Holland den Rhein heraufkommt und im holzreichen Schwarzwalde schöne Föhrenstämme erhandelt und gewaltige Ladungen Bretter für schönes, baares Geld. Adam Palmer sollte einmal einen solchen „Holländer“ auf seinem Floße nach dem Rheine hinabgeführt haben, wo dem Manne ein Unglück passirte. Der Floßmeister aber war just noch so besonnen gewesen, die schwergefüllte Geldkatze, die der Fremde um das Bäuchlein getragen, aus dem Strome zu fischen, damit sie nicht unnützer Weise dem Schatze des Nibelung zugute komme. So meinten Einige hie und da, Keiner jedoch vermochte etwas Greifbares darüber aufzubringen und so verflüchtigte sich bei den besseren Leuten diese Sage von Palmer's „Flößerglück“ und blieb nur der wohlhabende Geizhals zurück.

Ich aber hatte trotzdem nicht übel Lust, am „Holländer“ festzuhalten.

Warum? . . . Da muß ich Dich schon mitnehmen.

Unsere größte Sägemühle lag bald hinter Gernsbach am linken Ufer. Nicht weit davon wohnten auch die Palmer'schen. Bei der Mühle tritt ein schwarzer Föhrenbestand vom Anhange herab bis hart an den Fluß; sein Schatten düstert über dem reißenden Gewässer. Recht düster sind auch die wetterschwarzen Mühlenschuppen, recht düster ist der hochfirstige Holzbau mit seinem schmutziggrauen Schindelpanzer und dem tiefhängenden Dache, unter welchem die Säge arbeitet. Blank sind nur die frischgeschnittenen Bretter, blank ist nur die gefräßige Säge. Jene sind in vielen hohen Stößen aufgeschichtet, diese aber sauset und zähneknirscht Tag und Nacht fort und immer fort. Ein feuchter Tannenholzgeruch durchwürzt die Luft mit seinem scharfen Harzarom, man athmet Sägemehl, man sinkt bis an die Knöchel in's Sägemehl, der Nachwuchs des Sägemüllers balgt sich in Sägemehl . . .

Ich hatte oft Stunden lang der Maschine zugeschaut, wenn die gezahnte Klinge im scharfen Stoßtakte auf- und niederfuhr und fraß, als könne sie nie genug bekommen. Wie sie hundertjährige Stämme der Länge nach zerschnitt, als wären's Rüben! Es lag immer ein grausamer Reiz für mich in dieser kalten Unerbittlichkeit! Halb betäubt und leise aufschauend blickte ich über das triefende Schwungrad hinab, dessen träge Wucht mit der gierigen Schneidewuth der Säge seltsam contrastirte.

Da mochte ich mich denn auch einmal zu weit vorgebeugt haben, denn plötzlich faßten mir zwei Fäuste von rückwärts die Arme und ich hörte durch das Gesause der Säge die heiseren Worte zischen:

— „Zum Teufel, junger Herr!“ . . . .

Die Fäuste waren hart, aber ihr Griff heilsam; ich glaube, sie rissen mich vom Abgrunde. Der Mann hinter mir trug auf gedrungenen Schultern einen derb gehämmerten Kopf, über dessen Stirne der große schwarze dreispitzige Filzhut die eine Spitze weit vortrieb. Das fahle Gesicht war zur unteren Hälfte aschfarben angelaufen vom knapp rasirten Barte. Obwohl klein von Wuchs, verrieth der Mann eine seltene Kraft. Es war der Floßmeister Palmer. Er lüftete langsam den Hut und deutete schweigend hinab, wie um den derben Griff seiner Fäuste zu entschuldigen . . . .

Ich war noch ein junger Bursche; aber der Floßmeister hatte damals einen Blick, der mich lebhaft frappirte. Der Ausdruck seiner kalten, stahlgrauen Augen verfolgte mich lange, obwohl diese Augen damals nicht auf mich, sondern in die Tiefe gerichtet gewesen, wo die Säge blitzte und zuckte. Es sind fast dreißig Jahre heute, doch ich darf nur wollen, und die Augen Palmers, der längst heimgegangen, schauen ganz so wie damals, so todesgierig, so sterbenslüstern auf jene Klinge hinab, wie etwa die Augen eines Menschen, dem's furchtbar schwer um's Gewissen und dem da unten so furchtbar schnell „geholfen“ werden könnte . . . .

Und wieder ein andermal!

Nicht weit von der Sägemühle war guter Forellengrund. Bisweilen in schönen Juninächten fuhren wir mit dem Landgefährt hinüber und stachen Fische bei Fackelschein. Bis an's Knie im Wasser stehend, belauerten wir mit Fischgabel und Garnsack die Forellen, deren dunkle Rücken unbeweglich in der klaren, hurtigen Fluth standen. Es war ein reizender Sport und ich machte mir einmal das besondere Vergnügen, unseren neuen Verwalter — nicht gerade zu seinem Vergnügen — sofort in den ersten Tagen seines Eintrittes darin einzuweihen. Der Mann war eine wunderliche Figur; wer den „Klabautermann“ der holländischen Sage aus Bilderbüchern kennt, sieht auch unseren damaligen Verwalter vor sich: ein kurzes, dickes, breitmäuliges Männlein, bei dem überhaupt Alles in die Breite ging, seine Gestalt, sein Lachen, seine Rede.

Dabei war ihm Behaglichkeit das erste Lebensbedürfniß. Man denke sich nun diesen armen Mann mit der Fischgabel in der Faust, nacktfüßig zur Nachtzeit im kühlen Forellengrunde, wie eine „Fischsäule“ stehend! Seine Unbehaglichkeit war köstlich anzusehen. Er stach denn auch mit einer Art Verzweiflung in den Grund und hätte einmal um ein Haar etwas getroffen, aber es war sein eigenes Bein!

Wie sehr wuchs jedoch erst diese Verzweiflung, als ich plötzlich einen Korb hervorzog, den ich in tückischer Absicht unter dem Wagensitze verborgen gehalten hatte und darauf dem Ahnungslosen ankündigte, daß wir die Forellen sofort blausieden und verspeisen würden.

Der Korb enthielt Pfanne, Eßgeschirr, Wein und alles Zubehör. Als Feuerstelle hatte ich die Brettercabine eines ganz nahe am Tau liegenden, reisebereiten Flosses auserſehen, wo wir in der That auch den gewöhnlichen Herdstein bereits am Platze fanden.

Des Verwalters klägliche Miene war von überwältigend heiterer Wirkung. Als wir jedoch die blauen Fische auf dem Teller hatten, fand der Arme wieder etwas von der Grundstimmung seines Wesens und bewies, daß er mit der Eßgabel weit flinker zu hantiren verstand, als mit der Fischgabel.

Den Wein hatte ich heimlich aus unserem Keller geholt und dabei wirklich eine gute Hand gehabt.

Wie es kam, weiß ich heute noch nicht, aber ich mußte auf des Floßmeisters Bretterlagen eingeschlafen sein, sonst hätte mich mein Genosse nicht so heftig aufzurütteln brauchen, wie er's that.

Sah der dicke, arme Mann aus! Bleich wie die schlotternde Angst, die ihm alle Glieder durcheinander schüttelte. Das Wort blieb ihm fast in der Kehle stecken, als er mir berichtete, was ihm geschehen war. Das war nun wenig oder viel, wie man's eben nahm. Er hatte nämlich draußen Geräusch gehört und war an die Cajütenthüre getreten, als ein tiefes entsetzliches Stöhnen und darauf der erstickte Ruf an sein Ohr schlug: „Der Holländer! —" . . . Fast zugleich hatte er in der sterndämmerigen Nacht einen Mann in Flößertracht wie einen Schatten verschwinden sehen. . . .

Unwillkürlich dachte ich an Palmer, der wahrscheinlich, wie dies wohl seine Pflicht war, das zur Fahrt bereit liegende Floß besuchte, um nachzusehen, ob Alles zum Aufbruche mit dem ersten Hahnrufe in Ordnung sei.

Mein „Klabautermann", den er noch nicht kannte, mochte ihm durch sein unerwartetes Hervortreten, sowie seine ganze Erscheinung plötzlich einen gewissen „Holländer" vor's Gewissen gebracht haben, der längst im Rheine schlief . . . .

So hatte ich denn meine Gründe, am „Holländer" unseres Floßmeisters festzuhalten.

Du kennst nun Berengaria's Vater. Das Floßmeisterhaus barg jedoch noch eine Stiefmutter und einen älteren Bruder des Mädchens. Erstere war eine große, knochige, baumstarke Frau mit wetterharten Mienen, und knappen Manieren.

Ihr dickes röthliches Haar war sehr schön und warf unter dem hohen breitkrämpigen Hornberger Strohhute einen eigenthümlichen Schimmer auf die tiefgebräunten Züge des Weibes. Sie redete wo möglich noch weniger als ihr Mann, aber wenn sie redete, konnte man über ihre wohlgesetzten Worte nicht minder, als ihr sanftklingendes, einschmeichelndes Organ billig erstaunt sein. Ihr Stiefsohn Jobst, der obengenannte Bruder Berengaria's, war ihre Hoffnung. Der Hoffnungsvolle hatte in Freiburg die Gottesgelahrtheit studirt und speculirte auf die gute Pfründe zu Rothenfels. Es war mir dieser Jüngling im Herrn allezeit unwiderstehlich widerwärtig. Sein spärliches, rothgelbes Haar hing ihm

wie verdorrtes Gras über die milchweißen Schläfen herab; seine hagere, brustleidende Gestalt, sein ausweichender Blick, seine demuthsvolle Stirne, sein bittersüßes Lächeln, all' dies schuf ihn zum Ideale eines Gottesheuchlers für den Romanbedarf, der mit äußeren Zeichen der Demuth Verschwendung treibt. . . . .

IV.
„Gnadenbild."

Berengaria war nicht im Vaterhause aufgewachsen. Es hieß allgemein, Palmer habe nach dem Tode seiner ersten Frau das Kind noch in zartem Alter aus Geiz einem Verwandten auf den Hals geschickt. So hatte sie jahrelang in der Heimath ihrer verstorbenen Mutter, zu Gebwiller im Elsässischen gelebt, wo sie in der letzten Zeit die Stelle ihres plötzlich mit Lähmung heimgesuchten Mutterbruders, des dortigen Organisten, an der Orgel der Pfarrkirche vertreten konnte. Auf den Fittichen dieser Orgelklänge ward die erste leise Kunde von Berengariens frommer Herrlichkeit in unser Thal herübergetragen. Und die Leute, welche das Kind längst vergessen hatten, sprachen nun allenthalben von der jungen Organistin.

Da plötzlich, kurz vor Beginn dieser Geschichte, ward sie in's Vaterhaus zurückberufen. Bruder Jobst hatte inzwischen in einer Absicht, die ich in späteren Jahren erst in ihrer ganzen gottseligen Uneigennützigkeit zu würdigen im Stande war, die Gemüther vortrefflich bearbeitet und allenthalben den Ruf von der Gottgeliebtheit seiner Schwester nicht ohne Erfolg zu festigen verstanden.

Als die Heimkehrende das Haus ihres Vaters betrat, fand sie eine bekränzte Schwelle und am Thore viele Leute. Diese Leute jedoch, die Palmer'schen selbst nicht ausgenommen, vergaßen für einen Augenblick die Empfangsaufgabe, welche Jobst den vollzählig versammelten Flößern und deren Familien einstudirt hatte, so verwirrend und fast lähmend wirkte des Mädchens hohe, schöne Erscheinung im ersten Augenblicke auf Aller Sinne. So hatte man sich die Palmer'sche denn doch nicht vorgestellt. Es war, erzählten die Leute, als wäre ein Heiligenbild eben von der Herrlichkeit des Altares herab in das Haus getreten. Dann freilich thaten die Versammelten, was ihnen Jobst eingeschärft hatte, aus freiem Antriebe: sie huldigten Berengarien mit fast religiöser Verehrung, die Kinder stimmten einen Lobgesang an, streuten Blumen und Alles schwenkte grüne Zweige in der Luft.

Dieser etwas überschwängliche Empfang, von dem lange im ganzen Thale die Rede ging, soll, so sagte man, Berengarien schmerzlich befremdet und in ihrer schönen Frömmigkeit verletzt haben. Bei ihrem bescheidenen, stillgläubigen Gemüthe war dies auch unschwer begreiflich. So entzog sie sich denn auch in der Folge nach Möglichkeit allen Bezeugungen jenes allgemeinen Cultes für ihre Person, welchen ihre Familie allgemach im ganzen Thale in's Leben gerufen hatte. Sie zeigte sich nur in der Kirche und bei Armen und Kranken. Da sie dabei auch Almosen austheilte, ihres Vaters finsterer Geiz aber allbekannt war, wirkten diese Almosen wie wahre Wunder- und Heilpfennige.

Bald verbreitete sich die Kunde, Berengaria Palmer sei übernatürlich „begnadet" und vermöge durch ihr Gebet, ihre Fürbitte, ihren frommen Gesang, das Auflegen ihrer Hände Kranken Linderung zu bringen; man citirte einzelne Fälle, ja Bruder Jobst brachte sogar unanfechtbare Atteste vor. Wer nun

Berengarien nur einmal gesehen und sprechen gehört hatte, der konnte ohne jedwede Wundergläubigkeit an den beruhigenden Zauber ihrer Augen und ihrer Stimme glauben.

Ich sah sie bei ihrem ersten Erscheinen in der Gernsbacher Pfarrkirche. Damals, ich kann es wohl sagen, brachte sie das Allerheiligste um alle Blicke der zahlreich versammelten Gläubigen. Es war eine zerstreute Andacht, obwohl man Berengarien nicht erblicken konnte, ohne sich andächtiger, ja besser zu fühlen, was doch beim Gebete auch nicht anders sein sollte. Ihr Anblick berührte eben wie ein Gnadenstrahl des Schönen und Guten. Sie trug sich mehr bürgerlich, nicht bäuerlich, wie die andern Mädchen von der Flößerei. Nur die Silbermünzen, die als Knöpfe am dunkelblauen Tuchspencer saßen, und der Kopfputz erinnerten an das ländliche Costüm. Letzterer ließ ihr ganz entzückend. Es war ein kleines, steifes, in der Kappe silberbrokatisirtes Häubchen von etwas nonnenhaftem Schnitte aus schwarzer Seide, mit breiten Bindbändern aus demselben Stoffe unter dem Kinne befestigt, ein, wie ich glaube, unter dem Namen der „Elsäßer Häubchen" seitdem zu den Ehren der Mode gelangter, reizender Kopfputz. Zwei schwere lichtbraune Zöpfe fielen Berengarien über den Nacken herab; das Haar wellte leicht über der klaren Stirne, wo so viel edle Milde waltete. Die Gemmenschneider mochten solche Stirnen mit so freianmuthigem Uebergange in's Profil gerne haben. Ich selbst habe eine so wundervolle Stirne nur noch bei einem zweiten Frauenbilde — Du eräthst wohl, bei welchem — wiedergefunden nnd als ich eben diese Stirne zum ersten Male küßte, dachte ich an Berengarien. . . . Ihre Augen waren sehr dunkel, blauschimmernd, merkwürdig ruhig im Blicke und von einem innigen Glanze, der sich gleichsam über das ganze Angesicht des Mädchens verbreitete. Auch der Mund hätte einen Bildersteinschneider entzückt; ohne gerade einen idealen Zug aufzuweisen, verrieth dieser Mund mit den feinen, etwas abwärts gekrümmten Winkeln eine reizende Gutherzigkeit, viel stille Freudigkeit des Gemüthes.

Ich weiß nicht, wer beim Anblicke Berengaria's zuerst das Wort: „Gnadenbild!" ausgesprochen hatte, ich erinnere mich nur, daß die junge Palmer bald allgemein so genannt wurde. Ob Berengaria im eigentlichen Sinne an sich selbst geglaubt hat, wüßte ich nicht zu sagen. Soviel jedoch ist sicher, daß die Beredsamkeit Jobstens, welche sich eines gewissen Rufes erfreute, verbunden mit der unzweideutigsten Verehrung, welche dem Mädchen von Vielen entgegengebracht wurde, nicht ohne Eindruck auf dasselbe geblieben sind.

Man hatte ihr zu Hause so lange von der Wunderkraft vorgeredet, welche der Herr in sie gelegt, daß sie am Ende wohl selbst allem dem einigen Glauben schenken mußte, zumal die Ergebnisse hie und da den frommbegeisterten Worten des Bruders so seltsam Recht zu geben schienen. So ward Berengaria, welche Anfangs einige Unbehaglichkeit gezeigt hatte, wenn man sie an ein Krankenbett berief, von Tag zu Tag immer vertrauensheiterer und es schien fast, als wüchse mit ihrer Unbefangenheit auch ihre Kraft.

Ueber das Haus Palmer kam bald ein merkwürdiger Segen, ein Ueberfluß von „Wunder's Gnaden". Die Leute brachten Geschenke und Geldspenden und die Palmer'schen wußten im Anfange so geschickt spröde zu thun und das viele Gute abzuweisen, daß die Gaben immer reicher flossen und die Spender schon

herzensfroh waren, wenn sie nur nicht abgewiesen wurden. Der alte Palmer schien über diesen Zustand der Dinge sichtlich zufrieden und für sein merkwürdiges Kind plötzlich eine sehr große Zuneigung gefaßt zu haben. Jobst sah sich seinerseits bereits als herrschender Seelenhirt im Murgthale und durch die von ihm wohlgeleitete und wohlverwendete himmlische Kraft seiner Schwester zu großen Würden in der Kirche berufen. . . .

Bei Berengaria konnte man indeß weder für ihren Vater, noch ihren Bruder eine besondere Zuneigung wahrnehmen; dem ersteren schien sie Anfangs herzlich gut, dann aber war's mit einem Male, als empfände sie eine gewisse Furcht vor seinem Anblicke; was den Bruder anbelangte, so bekämpften sich seinetwillen in dem Herzen der Schwester offenbar zwei Empfindungen: Bewunderung und Mißtrauen. . . .

V.

Heilzauber.

Ich erzähle keine „Heiligengeschichte", ich erzähle die Geschichte einer Liebe, die ich freilich die Liebe einer „Heiligen" nennen könnte. Seit jenen Vorgängen, welche Dir hier nahegerückt werden, sind volle achtundzwanzig Jahre verflossen, fast ein Menschenalter und gewiß eines der merkwürdigsten, welches je die ringende Zeit geboren. Wir haben in dieser Epoche dem Ewigen herrliche erschütternde Geheimnisse abgetrotzt, wir haben Leuchten aufgerichtet, deren Spitzen in den Sternen verglühen. Wir haben aber auch Wunderorgien der Finsterniß erlebt und erleben sie noch.

Es ist ein ungeheuerlicher Troß, welcher auf dem Strome des Wunderfluidums dahintreibt; der lichtscheue Spuk, den Sedecla von Endor entfesselt, ist die Jahrtausende heraufgestiegen, unserem Lichte zu trotzen. Der bleiche Schotte war ein Apostel, die „Geister" von Weinsberg rüttelten an unserem gesunden Geiste, die Erben Mesmer's erfüllten mit ihrem Rumor die Welt.

Wie viel man im stillen Murgthale jemals vom Rauschen dieser acherontischen Wogen gehört haben mag, weiß ich nicht; damals aber sicherlich nichts, denn selbst in der großen Welt draußen wußte man noch nichts von Bernardette Soubirous und Marie Alacoque, nur wenig von Hume und Regazzoni, von den Blutmagiern und Wetterheiligen, von den Spiritisten und Vampyristen.

Lourdes, La Salette und Paray-le-Monial waren noch keine „Cultur- und Heilstationen" der Menschheit und man konnte die Geschichte vom schönen Canonicus und der schwarzen „Paritura" von Chartres noch erzählen, ohne für einen Gotteslängner zu gelten.

Und so erzähle ich denn keine Wundergeschichte, wenn es auch darin vielleicht an gewissen symptomatischen Anzeichen vom Herannahen der oben bezeichneten Epoche nicht fehlen mag. Unser kleines Grenzland hatte, wie Du weißt, damals schwer geblutet und lag nur still, wie ein langsam Genesender, dessen Nerven noch nicht viel vertragen können. Da herrschte denn freilich im Volke, trotz guter Schulbildung, eine gewisse Neigung, in ungewöhnliche Lebensverhältnisse das Wunderbare hineinzutragen, eine leise Empfänglichkeit für Epidemien des Wahnes.

War nun diese Empfänglichkeit gewissermaßen eine allgemeinere, so darf es Dir gewiß nicht auffallen, daß dieselbe speciell bei unserer schwerleidenden

Mutter in etwas erhöhterem Grade vorhanden sein konnte. Der Mutter tiefe, echte, überzeugungsherrliche Frömmigkeit, ihr unerschütterliches Vertrauen in höhere Fügung wirkten ja, sozusagen, an ihr selber Wunder; war's doch ein Wunder, daß sie ihrem furchtbaren Leiden mit sichtlich fast ungebrochener Kraft zu widerstehen vermochte. Ihre einzige Antwort für alle Jene, welche ihren Heldenmuth rückhaltlos bewunderten, war denn auch ein stummer Blick auf das ewige Vorbild im Dulden, das, in Elfenbein geschnitzt, über ihrem Bette hing. Doch nicht genug damit; die schöne Grundstimmung dieses starken Glaubens war Liebe, war Duldsamkeit, sogar — was so selten — confessionelle Duldsamkeit, denn die Frau aus dem alten, strengkatholischen Patriziergeschlechte hatte als Gesellschaftsdame eine Protestantin genommen, der sie mit rührender Dankbarkeit bis zur letzten Stunde zugethan geblieben. In ihrem Armenbudget waren alle Glaubensbekenntnisse mit gleicher Liebe betheilt, je nachdem die Leute eben verlassen und elend, vom Lebenserbe ausgeschlossen waren, nicht aber je nachdem sie confessionell selig werden wollten.

Ob auch ihr der Herr gnädig sei, diese herzensbittere Frage lag oft auf unseren Lippen. Sie aber winkte leise mit der Hand, lächelte still und wir schwiegen.

Berengaria war trotzdem nicht von unserer Mutter selbst herbeigerufen worden; die Mutter empfand für einen solchen Schritt viel zu große Scheu, ihren wahren Krankheitszustand fremden Augen zu enthüllen. Meine Schwester, welcher einige Atteste über Berengaria's heilsamen Verkehr mit Kranken zu Gesichte gekommen waren, hatte die Tochter des Floßmeisters aus eigenem Antriebe holen lassen. Das Ergebniß dieses ersten Besuches war indeß ein so günstiges, daß meine Schwester selbst sich von Adam Palmer persönlich die Erlaubniß ausbat, das Mädchen einige Tage im Hause behalten zu dürfen.

Diese Erlaubniß wurde mit größter Bereitwilligkeit ertheilt, ja, wir hörten sogar, daß die Palmer'schen wahrhaft triumphirten und von dem Beispiele einer so angesehenen Dame eine besonders ausgiebige Rückwirkung auf die wohlhabenden Kreise erhofften, welche sich bisher noch ziemlich skeptisch verhielten und in der jungen Palmer nichts weiter als ein schönes, frommes Mädchen, keineswegs aber eine Wunderbegnadete erkennen wollten. Ja, in eben diesen Kreisen gab es sogar einige, allerdings sehr vereinzelte Stimmen, worunter auch unsere Anverwandten, welche den alten Palmer und seinen Sohn Jobst, der sich einer seltenen allgemeinen Unbeliebtheit erfreute, einfach unverschämte Schwindler nannten, welche mit dem keuschen Reize und dem frommen Sinne Berengaria's „gottgefällige" Speculation trieben.

Ich muß indeß bezeugen, daß nach dem Eintritte des Mädchens in unser Haus diese Stimmen sofort verstummten. Es ging aber auch bei uns Merkwürdiges vor, wobei ich Dich ganz besonders daran erinnere, daß ich Erlebtes erzähle, nicht Erdichtetes.

Der Zustand der Mutter besserte sich zusehends; diese Thatsache konnte bald Niemand mehr ableugnen. Dabei war von keinem Händeauflegen, keiner „frommen" Cur als solcher die Rede. Zwei gottestrunkene Seelen schienen ineinander zu strömen. Wer jedoch annehmen würde, die Beiden hätten nur in der Inbrunst des Gebetes ihre wunderkräftige Vereinigung gefunden und gefeiert, der befände sich in

großem Irrthum. Freilich sah man sie bisweilen miteinander beten, aber so einfach still, so wenig auffällig nach außen, wie es sonst selten in der Gepflogenheit der „Gebeteifrigen" von Beruf liegt. Berengariens blühende, kräftige Gestalt, die sonst immer aufrecht — niemals zurückgelehnt, als halte das Mädchen eine solche Stellung für nicht angemessen gegenüber der Kranken — im Lehnsessel beim Bette saß, strebte dann voll Innigkeit der Leidenden zu; beide Frauen hatten die milden Hände fest ineinander geschlungen, das schimmernde Haupt des Mädchens ruhte auf diesen Händen und die Lippen Beider bewegten sich leise .... Ich aber saß in einer Ecke und hielt bisweilen den Athem in der Brust zurück, daß mein Hauch diese wunderverzauberte Harmonie nicht störe ....

Es waren diese Weihestunden indeß weniger häufig, als man annehmen dürfte; Stundenlang saß Berengaria mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt am Bette oder sie waltete im Zimmer umher oder setzte sich auf den Balcon mit ihrer Arbeit, bisweilen den hellen Blick mit reizender Freundlichkeit auf die Kranke richtend, die ihr herzlich zunickte. Müßig oder gar träumerisch sah ich das Mädchen niemals; sie liebte die häuslichen Verrichtungen und zeigte überhaupt einen praktischen Sinn, der nicht gerade zu der passiven Rolle einer von der Gnade „Heimgesuchten" paßte, wie selbe im Ideale des frommbegeisterten Jobst liegen mochte.

Was von der Macht ihres Gesanges gesagt wurde, konnten wir Anfangs nicht gleich begreifen, obwohl schon beim ersten Male ihr Clavierspiel zu einem leisen, fast mehr gesprochenen Liede auf unsere Kranke eine auffallend beruhigende Wirkung hervorgebracht hatte.

Später aber erlagen wir Alle mehr oder weniger dem ganz merkwürdigen Zauber dieser psalmodischen, rhytmisch wie melodisch ganz eigenartigen Weisen. Dieselben waren auch nur Berengarien eigen, welche sie gesenkten Hauptes, die Augen geschlossen, im dunklen Zimmer, mit ganz willkürlichem Fingersatze von den Tasten griff. Und wenn sie dann singend sprach, war's als flüsterten sommernächtige Nachtigallen. Was sie übrigens einmal gespielt hatte, traf sie nie wieder genau in derselben Weise.

So vergingen Wochen; die Tochter des Floßmeisters wohnte immer noch im Clavierzimmer neben der Mutter und wir hatten uns an sie wie an ein Glied der Familie gewöhnt. Sie selbst hatte unseren Vorschlag, vorläufig bei uns zu bleiben, mit Begierde aufgenommen und sprach auffallender Weise niemals von ihrem Elternhause. Die Palmer'schen sahen indeß dies über alle Berechnung hinaus sich erstreckende Verweilen in unserem Hause nicht mehr mit so günstigen Augen als die ersten Besuche. Bruder Jobst behauptete, Berengaria vernachlässige ihre Armen und Kranken und darauf hätte seine Schwester allerdings keine andere Entschuldigung vorzubringen vermocht, als etwa, daß sie in meiner Mutter zugleich die mildherzigste Mutter der Armen im Thale pflegte, also mittelbar auch für alle diese Armen sorgte. Thatsache war, daß das Mädchen seit Wochen unser Haus nicht mehr verlassen hatte. War es geheime Scheu vor dem düsteren Vaterhause, dem sie so lange entfremdet gewesen? War's die Stiefmutter, die ihr das Haus verleidete? Letzteres wohl kaum, denn Frau Palmer trug einen wahren Cult für ihre Stieftochter zur Schau. Fühlte sie sich wirklich so wohl in unserer Mitte? Oder begann sie etwa zu ahnen, warum ihre Familie sie mit einem Male herbe-

rufen und mit Anbetung förmlich überhäufte, begann sie zu fühlen, zu welcher Rolle ihr Bruder insbesondere sie mißbrauchen wollte? Wie dem nun gewesen sein mochte, Eines trat deutlich hervor: Berengaria klammerte sich an unsere Familie fest und verweigerte die Rückkehr in's Vaterhaus, obwohl Palmer selbst eines Tages erschien und seinem Kinde mit einer Wärme zuredete, welche man niemals an ihm erkannt hatte. Trotzdem blieb das Mädchen standhaft und als der Floßmeister wegging, soll er sehr bleich und so seltsam aufgeregt gewesen sein, daß ihn die Leute erschrocken anstarrten.

Berengaria aber blieb in unserem Hause; denn Gewalt konnten doch die Ihrigen nicht gebrauchen und wir selbst hatten sie viel zu lieb gewonnen, um ihr ernstlich — für die Form geschah es ohnedem — wegen der Rückkehr in's Vaterhaus zuzureden.

Ach, gibt es denn wirklich Vorherbestimmungen? ....

Für mich waren jene Tage glückliche Jugendtage.

Sie wandelte in unserer Mitte! Ich berauschte mich des Tages an ihrem Anblicke und des Nachts ging bisweilen ein melodisch Summen durch meine Träume und in diesen Nächten träumte ich denn auch jedesmal von Berengarien, wie sie eben im Zimmer oben so wunderschön sang ....

Das sollte nun mit einem Male anders werden.

VI.
Freudentag.

Die Gespinnste des Nachsommers waren verweht; die Birken in unserem Parke streiften die letzten Flocken ihres Goldvließes ab, die alte Linde mitten im Hofe stand längst ohne Laub und die Orangenbäumchen vom Vorgarten und von der Vortreppe waren behaglich eingewintert, da, eines Morgens, lag die Landschaft still und weiß ausgebreitet, selbst die dickverrußten Dächer, unter welchen die Eisenhämmer schlugen, waren säuberlich überschneit.

Obwohl sonst beim Eintritte des Winters der Zustand der Mutter sich zu verschlimmern pflegte, war dieses Jahr keine Verschlimmerung eingetreten. Im Gegentheile die Besserung hielt an; allerdings — und dies möchte ich betonen, denn wo genügend überraschende Thatsachen für sich sprechen, mag ich deren Zeugniß nicht dadurch schädigen, daß ich von einer „Wundercur“ als solcher fable — gab's Rückfälle; aber diese waren weder häufiger, noch heftiger als im Sommer, ja, das Uebel selbst schien immer größere Erholungspausen zu bedürfen, um neue Kraft zu sammeln. Diese seine Kraft jedoch war zum guten Theile gebrochen, so daß die Kranke weit öfter und länger das Bett verlassen konnte, als in den früheren Jahren.

Unser Hausarzt, gewohnt, die ersten Heilkünstler, die wir beriefen, nicht viel mehr ausrichten zu sehen, als er selbst, hatte Anfangs die „Wundermamsell“, wie er Berengarien nannte, mit ihrer „Betcur“ und ihrem Sing-Sang die ganze Wucht wissenschaftlicher Geringschätzung fühlen lassen, sich jedoch bald milder gezeigt und darauf viel vom „Fluidum“ zu schwatzen begonnen, welches bekanntlich damals gerade die Gemüther in eigenthümliche Bewegung zu versetzen anfing. Er stellte sogar mit Berengarien einige Versuche an, welche jedoch trotz der freundlichen Bereitwilligkeit des „Mediums“ mehr heiter als unheimlich ausfielen.

Der „Heilzauber" des lieben Mädchens blieb demnach ein Geheimniß wie vorher und ist — ich beeile mich dies hinzuzufügen — überhaupt ein solches geblieben. Ich muß deshalb zu meinem Bedauern darauf verzichten, Dir bester Freund, mit pikanten spiritistischen Reminiscenzen aufzuwarten, so angenehme Schauer, bei aller Ueberlebtheit dieser Mode, Derartiges vielleicht immer noch bereitet hätte.

Vielleicht waren wir auch Alle in Täuschung begriffen, vielleicht war die glückliche Wendung in dem Zustande der Mutter einem in der natürlichen Entwicklung der furchtbaren Vergiftungskrankheit begründeten längeren Stillstande zuzuschreiben, welcher nur zufällig mit dem Erscheinen Berengaria's zusammentraf .... Dies war das Geheimniß des Uebels und das Mädchen selbst die Letzte, sich die Ergründung desselben auch nur entfernt anmaßen zu wollen.

Ich erzähle ja auch, wie ich Dir bereits gesagt, nicht die Wundergeschichte, sondern die Liebesgeschichte Berengaria's. Und ist die Liebe nicht der „Wunder" größtes, herrlichstes, einzigstes? .... Was sind die Wunder der „Heimsuchung" im Vergleich zu jenen der „Liebe"? — Meteore! Sie flammen auf, strahlen und versprühen in Nacht. Die Liebe aber ist ein Stern der Menschen, der ewig leuchtet, diesem zur Höhe, jenem zum Abgrunde .... Und muß es auch so sein, wahr bleibt's: Wer so recht in Liebe begnadet worden, an dem ist das schönste Menschenwunder geschehen, und wär' er daran verblutet! Sein Blut blüht in Rosen auf seinem Grabe und verdampft in Rosenduft, ein Liebesopfer ....

Jähe Ueberraschungen, freudige, wie schmerzliche, mußten von unserer Mutter selbstverständlich sorgsam ferngehalten werden. Indeß schien für die Wirkung solcher auch Berengaria stark empfänglich, denn als sie eines Abends die Hände der seit einigen Tagen wieder das Bett Hütenden ergriff und derselben in ihrer sanften Weise zusprach, da konnte man's in ihrer Stimme tiefer vibriren hören als sonst. Sie hatte nämlich die Kranke auf etwas vorzubereiten, auf eine große Ueberraschung, eine große Freude!

Während sie sprach, streifte ihr Blick manchmal den Thürvorhang nach dem Clavierzimmer, welcher sich leise bewegte. Warum sich aber der Vorhang bewegte, daß mußte ich sehr gut wissen; denn ich war selbst mit im Complot und stand selber hinter dem Vorhange und mit mir noch Jemand! ...

Ich sah auch, wie sich allmälig ein Schein über das Antlitz der Kranken verbreitete, und in ihren Augen die Freude leise heraufdämmerte, bis es wie Licht über ihrem ganzen Haupte aufging ...

Dann setzte sie sich halb im Bette auf, ihre Lippen bewegten sich heftig und sie breitete die Arme weit aus ... Ihr geliebtester Sohn, mein Bruder Ferdinand, lag in diesen Armen .... Einen Augenblick hörte man nichts als ersticktes Schluchzen, die Freude weinte sich aus ....

Die Trennung war ja so lang und schmerzlich gewesen. Mein Bruder, damals Officier in einem österreichischen Regimente, hatte unter Radetzky den Feldzug mitgemacht, welcher Oesterreichs Fahnen so hellen Ruhm brachte, und war nicht immer verschwenderisch mit Nachrichten gewesen.

Nun war er da! Ein blühender Gesell! Ein Menschenbild, schön, vornehm, jugendschlank. Ich war stolz auf ihn. Die Uniform stand ihm ganz prächtig, sie gab dem Adel seiner Erscheinung ein glänzendes Relief. Das kurze, dunkle

Haar beschattete fein geschnittene, etwas bleiche, bartlose Züge, sehr scharf im Profil. Es lag etwas Weibliches in seiner Schönheit, insbesondere den Mund schien er von einem Mädchen zu haben.

Die Hände waren auch Frauenhände, kokett gepflegt, schneeweiß und weich viel zu weich für den Säbelgriff.

Er saß gewiß schon eine halbe Stunde beim Bette in jenem Lehnsessel, welcher zu Zeiten für die Mutter die ganze weite Welt bedeutete, und erzählte, und immer noch mußte ich ihn anschauen, so sehr gefiel er mir.

Fast hatte ich Berengarien vergessen. Wo war das Mädchen? Sie hatte sich entfernt. Die Mutter hielt ein kleines Bild in den Händen, ein Conterfei jenes Gnadenbildes in Wien, welches die Kugeln der Aufständischen, ringsum einschlagend, unberührt gelassen hatten. Der Bruder hatte es ihr mitgebracht und sie blickte es mit strahlenden Augen an. Ich sah sie niemals so verklärt. Dann sprach sie lächelnd von Berengaria und schickte nach ihr.

Ferdinand hatte bereits das Mädchen gesehen und war über ihre Bedeutung im Hause flüchtig aufgeklärt worden. Als die Mutter den Namen nannte, blickte er einen Augenblick schweigend vor sich nieder . . . .

Da mit einem Male entsank das Bild den Händen der Mutter, die Finger griffen fiebernd auf der Decke herum, die Augen irrten suchend umher, eine seltsame Unruhe bemächtigte sich der Kranken, die rasch sich aufsetzte und wieder zurückfiel . . . .

Wir kannten Alle diese unheilvollen Vorboten, und ich stürzte hinaus, um Berengaria zu holen.

Noch war ich nicht die Treppe hinab, als das Mädchen an mir vorbeiflog, und als aus dem Krankenzimmer der erste Angstschrei durch das Haus der „Freude" gellte . . . . stand Berengaria, bleichschön, auf der Schwelle . . . .

Einen Moment starrte mein Bruder sie an, als überwältige ihn der Anblick, ich glaubte zu bemerken, wie sie erschauerte und ihre Hände zitterten, dann verließen wir Alle rasch das Zimmer, wo die vor wenig Augenblicken noch so überströmende Freude jetzt in Jammer endete . . . .

Die Erschütterung des Wiedersehens war doch eine zu mächtige gewesen!

VII.
Zauberlösung.

Mein Bruder hatte einen Urlaub von mehreren Monaten. In der ersten Zeit konnte ich diese unserem einsamen Hause gewordene Freude kaum fassen und überließ mich ganz dem herzlichen Umgange dieses liebenswürdigen Menschen. Bald aber fiel mir so Manches auf und ich begann mich zu fragen, ob ich nicht die Augen offen behalten müsse.

Ferdinand besaß eine merkwürdige musikalische Begabung, welche mit jener Berengarien's einige Aehnlichkeit, gegen dieselbe jedoch ein ganz staunenswerthes Melodiengedächtniß — ein Erbtheil der Mutter — voraus hatte. Sein Spiel war, gleich dem ihrigen, ein ungemein leichtes, melodisches Improvisiren, ein Schwärmen und Schwelgen in harmonischen Combinationen, wobei er sich mit einer ihm allein eigenen, nichts weniger als akademischen Technik wie spielend über die größten

Schwierigkeiten hinweghalf. Der Fingersatz, dieser Fundamentalartikel der Clavierdrillung, blieb für ihn eitel Theorie; er war im Stande, so flink mit einem Finger herumzutippen, daß es sich im Umrisse wie eine Fuge anhörte. Dann ließ er wieder den Flügel mit einer Gewaltsamkeit erdröhnen, daß es wie Sturm über die Tasten fegte. Er führte denn auch den echten Csárdás mit großem Erfolge in unser Haus ein.

Berengaria kam mir weniger heiter und unbefangen vor als früher.

Sie schien mir auch ihre Thätigkeit im Hause fast noch mehr als bisher ausschließlich auf die Person der Mutter zu concentriren, beinahe als wollte sie ihren seelischen Verkehr mit der von ihr gleich einer Göttlichen verehrten Frau noch mehr verinnigen. Ich hatte bisweilen auch das Gefühl, als wolle sie ganz unmerklich nach und nach einen unnahbaren Kreis um sich ziehen. Es mögen Dir diese Beobachtungen, welche ich übrigens der Hauptsache nach in einem sorgsam bewahrten Tagebuche von damals aufgezeichnet vorweisen könnte und jetzt nur hier und da psychisch ergänze, für einen halbwüchsigen Jungen, der ich doch damals noch war, einigermaßen überraschend erscheinen; aber man behauptete allgemein, ich sei gereifter als andere junge Leute meines Alters gewesen. Allerdings hatte ich frühzeitig grübeln gelernt, wie dies ja in den Verhältnissen lag, und war noch sehr jung in Fühlung gekommen mit den inneren Beweggründen mancher Vorgänge unter meinen Augen.

Was mir bald besonders auffiel, waren Berengariens Bemühungen, meinem Bruder auszuweichen. Niemand merkte dies, außer er und ich, und ich kann versichern, daß er mir für meine Wachsamkeit nur geringen Dank wußte. Daß ich, von einer dunklen Empfindung der Eifersucht geleitet, das Mädchen in diesen Bemühungen nach Kräften unterstützte, wirst Du mir gerne glauben. Wenn Ferdinand des Abends am Clavier saß, belauerte ich gewiß durch die offene Thüre jede Bewegung Berengariens. Kein Großinquisitor konnte das Mienenspiel eines Folterpatienten, dem er ein gefährlich Geheimniß zu entlocken hatte, mit größerer Aufmerksamkeit beobachten, als ich die Züge Berengariens, wenn mein Bruder mit ihr in irgend welche Berührung kam. Es war ein Glück, daß ich bisda keine Bewegung überrascht hatte, die meinen bitteren Gefühlen Nahrung geben konnte, sonst, glaube ich, wäre in mir etwas Wildes zum Ausbruche gekommen. Ueber den eigentlichen Zweck der Anwesenheit Berengariens im Hause äußerte sich Ferdinand in nicht gerade wundergläubiger Weise. Er glaubte gewiß weniger an den Heilzauber des schönen Mädchens, als einen anderen Zauber, der von ihr ausging . . . .

„Ich wüßte schon, was diese Wunderkranke selber heilen könnte", sagte er eines Tages mit ganz schauderhafter Leichtigkeit, „eine gesunde Heirat . . . ."

Ich verstand damals nicht vollkommen, was er damit sagen wollte, aber seine Worte schienen mir doch passabel gottlos in dem vorliegenden Falle. Daß Berengaria eine „gesunde Heirat" machen könnte, schien mir geradezu eine Ungeheuerlichkeit.

Meinem Bruder, der ein frisches, offenes Gemüth besaß, sehr mittheilsamer Natur war, ja gerne etwas renommirte, schien der doppelte Zwang, jener meiner stillschweigenden Ueberwachung und jener, den ihm das Mädchen durch ihre Zu-

rückhaltung auferlegte, endlich so peinlich zu werden, daß er einerseits mich auf jede Weise los zu bekommen trachtete, anderseits sich die äußerste Mühe gab, Berengarien einmal allein zu sprechen.

Das Clavierzimmer, wo die Familie auf den Wunsch der Kranken sich an langen Winterabenden aufhielt, besaß zwei hohe Spiegel, welche in die Wand eingelassen waren. Diese Spiegelflächen leisteten mir bei meinen Beobachtungen ausgiebige Dienste; sie erlaubten mir, von einem im Zimmer der Mutter geschickt gewählten Punkte aus, alle Vorgänge im anstoßenden Gemache heimlich wahrzunehmen. Ein solcher Spiegel ward eines Abends zum Verräther .... Die Mutter war entschlummert, meine Schwester unten beim Billardspiele, das Gesellschaftsfräulein in ein Buch vertieft; ich hatte mich angeblich entfernt, lag aber in meinem Hinterhalte ....

Da trat plötzlich aus dem Spiegel der schöne Kopf Berengaria's seltsam bleich heraus und ich sah, wie sie die eine Hand an die Augen preßte, während mein Bruder, sich zu ihr neigend, ihre andere Hand erfaßte; zugleich blickte er sie an .... Oh, er war wie eine Flamme der Offenbarung, dieser Blick!

Ich mußte einen erstickten Laut ausgestoßen haben, denn ehe ich noch meinen Schlupfwinkel verlassen konnte, stürzten die Anderen, in der Meinung, die Kranke sei jäh erwacht, in's Zimmer und Berengaria lag bei der Mutter auf den Knieen ....

Diese aber schlief ruhig ....

Und doch sollte diese Nacht eine stürmische sein. Die Kranke erlitt einen starken Rückfall, und Berengaria, die sonst so ruhig, so sicher, so stark dem Uebel entgegentrat, verfiel zu unserem Befremden plötzlich in ein so heftiges Weinen, daß sie hinweggeführt werden mußte.

Was nun in den nächsten Tagen geschah, war so seltsam, daß es fast den Groll übertäubte, den ich von jenem Augenblicke an gegen meinen Bruder empfand. Berengaria ward von einer eigenthümlichen Unsicherheit in ihrem ganzen Wesen heimgesucht; ihr Gang, ihre Haltung, ihre Stimme, jede Bewegung schienen merkwürdig abgespannt. Sie betete Stunden lang mit der Mutter ganz laut und mit einer gewaltsamen Inbrunst, welche selbst meine Schwester befrembete, ja, besorgt machte. Dies hatte ja das Mädchen niemals gethan. Die Mutter selbst fragte ihre Pflegerin bisweilen, ob sie sich krank fühle, indem ihre Hände so fieberten .... Sie lächelte! Aber dies Lächeln war wie Wintersonnenschein, nicht, wie früher, ein blühendes Prangen des Lichtes in ihrem lieblichen Angesichte. Um ihre Augen legten sich dunkle Ringe und auf ihrer Stirn war das Licht erloschen.

Die Mutter litt unter diesem Zustande des geliebten Mädchens, wir Alle waren in wahrhaft banger Stimmung und mein Bruder selbst, der doch sonst Alles gern auf die leichte Achsel nahm, ging in stillem Mißmuthe umher. Das Clavier blieb zugeklappt und Ferdinand's musikalische Productionen, welche bisher das Haus erfüllt hatten, beschränkten sich auf das leise Pfeifen irgend einer Opernmelodie ....

Doch bald ward's noch schlimmer! Die Krankheit der Mutter gewann von Tag zu Tage mehr und mehr ihre alte, furchtbare Kraft wieder und schien

das Versäumte mit doppelter Wuth nachholen zu wollen. Berengaria verließ die Leidende keinen Augenblick bei Tag und Nacht. Mit übermenschlicher Kraft rang sie mit dem Dämon .... ach, sie hatte ja zwei Dämonen zu bekämpfen, die Aermste — es war vergebens! Je mehr sie in diesem entsetzlichen Kampfe ermattete, desto heldenmüthiger klammerte sie sich an ihre schmerzensvolle Aufgabe, und einige Male trugen wir sie ohnmächtig vom Bette hinweg.

Mit Thränenströmen netzte sie die bleichen Hände der Mutter, das bleiche Bild des Erlösers, Alles umsonst, das Uebel wüthete und wüthete, daß man in unserem Hause nur noch verstörte Mienen sah.

Da in einer Nacht — es war die Sylvesternacht — die wir gar still verbracht hatten — scheuchte uns der Angstruf aus dem Krankenzimmer wieder empor... Wir riefen verzweifelnd nach Berengaria .... Sie war nirgends zu finden! Auf ihrem Kopfkissen aber fanden wir einen Zettel angeheftet, worauf in zitternder Schrift geschrieben stand:

„Gott hat mich verworfen .... meine Kraft ist geschwunden .... ich vermag nichts mehr .... Betet für die Unwürdige ...."

Es traten uns die Thränen in die Augen .... Wir begriffen nur Eines: Berengaria war fort .... Sie unwürdig! O, du herrlich unschuldsvolles Haupt!... Weib war sie geworden! Die Liebe hatte den „Heilzauber" gebrochen .... Sie, die Wundermächtige, duldet kein Wunder neben sich. . ..

VIII.

„Im Namen Gottes weich' zurück! ...."

Wir sandten Tags darauf nach Berengarien, doch der Bote berichtete, daß er am Floßmeisterhause umsonst Einlaß begehrt. Darauf hin ritt unser Verwalter hinüber, kehrte jedoch desgleichen unverrichteter Sache zurück. Nachdem auch weitere Nachfragen resultatlos geblieben, ließen wir den Floßmeister, als er gerade das Holzschwemmen überwachte, zu uns bescheiden. Adam Palmer fügte sich mit sichtlichem Widerwillen. Aus dem wortkargen Manne war indeß nur herauszubringen, daß seine Tochter am Fieber darniederliege. Mein Bruder trat gerade in's Zimmer, als Palmer sich verabschiedete.

Ich werde niemals den wilden, tödtlichen Blick vergessen, welcher in den Augen des Floßmeisters aufzuckte, als Ferdinand auf der Schwelle erschien. Er ist mir gerade so vor Augen geblieben, wie jener Blick, welchen Palmer auf die blitzende Säge in der Mühle drüben gerichtet.

Also Berengaria lag im Fieber! Auch bei uns im Hause herrschte ein Fieber; die Mutter litt unsäglich und wir befanden uns Alle in einer seltsamen Erregung. Von mir selbst will ich gar nicht reden, aber Ferdinand insbesondere war seit dem Verschwinden Berengarien's der lebendige Unmuth selbst; es hatte sich seines ganzen, sonst so fröhlichen Wesens eine nervöse Unruhe bemächtigt, welche ihn unablässig verfolgte. Wenn mitunter doch der Humor bei ihm durchschlug, so hatte er einen verzweifelt bitteren Beigeschmack.

Da ging ein unheimlich Gerücht im Thale: Berengaria Palmer werde von den Ihrigen streng eingeschlossen gehalten und zu Fasten und Kasteiungen gezwungen.

Als das erste Wort davon in unser Haus kam, sprang Ferdinand auf's Pferd und schlug zwei Stunden später mit dem Bleiknopfe seiner Reitpeitsche an die Thüre des Floßmeisterhauses. Es war grabstill; der langgestreckte, düstere Holzbau lag wie verödet und in den kleinen, weißumrahmten Fensteröffnungen waren die Läden fest geschlossen.

Mein Bruder kam sehr ingrimmiger Laune wieder heim. Ein zweiter Versuch war nicht glücklicher.

Ferdinand erkundigte sich beim Sägemüller. Der Alte, hieß es, sei beim Holzschlagen droben, die Palmer'schen aber gar rar unter den Leuten geworden, förmlich wie verschollen. Den Jobst sehe man wohl in der Kirche, aber nur so wie einen Schatten, die Alte sei seit Wochen nicht auf der Mühle gewesen und von der Jungfer Berengaria, da wisse man schon gar nicht, was mit ihr sei, ob sie überhaupt noch im Hause lebe ....

Da eines Tages ließ sich mein Bruder wieder die „Marfa" satteln — es war dies sein eigen Reitpferd, welches er mitgebracht — und stäubte auf der Gernsbacher Straße davon. Wir wußten schon wohin.

Von den erschütternden Vorgängen, welche nun folgten, hat uns Ferdinand später eine so lebendige Schilderung entworfen, daß ich, trotz so vieler seitdem dahingegangener Jahre, heute noch im Stande bin, mir jedes Detail genau zu vergegenwärtigen.

Mein Bruder verlangte zum dritten Male und noch stürmischer als bisher Einlaß bei Palmer's, doch mit demselben Mißerfolge. Da hatte er einen wunderlichen Einfall. Der trübe Februartag war bereits im Verdämmern und die Abendnebel kamen in's Thal gekrochen. Mit einem Male konnte man von der Sägemühle aus durch den Nebel einen schwachen Schein aufglühen sehen, welcher sich mälig um das Palmer'sche Haus verbreitete. Ehe man jedoch drüben nur an einen Allarmruf denken mochte, hatte sich bei Palmer's ein Fensterladen des hochgelegenen Stockwerkes mit großer Vorsicht gelüftet, und der ängstlich lauernde, fuchsige Kopf Jobstens gezeigt.

Mein Bruder aber lachte:

— „Hab' ich Euch ausgeräuchert, Ihr Füchse! ...."

Im Hofe brannte nämlich ein großer Reisigstock hell auf, daß die Funken emporschossen.

Ferdinand, der sein Pferd an einen Pfosten angebunden hatte, wartete indeß ganz ruhig auf eine weitere Wirkung seines „Feuerzeichens", wie er sagte. Diese blieb denn auch nicht aus. Ueber eine Weile nämlich erschien plötzlich auf der Schwelle der Thüre oben, welche sich nach einer das ganze Stockwerk entlang laufenden, freien Galerie öffnete, eine hagere, engbrüstige Gestalt in seltsamem Aufzuge. Sie war mit einem weißen Chorhemde bekleidet und hielt hochgezückt in der Rechten ein blankes Crucifix ....

Ferdinand verhehlte nicht, daß dieser unerwartete Anblick einen gewissen Eindruck auf ihn gemacht habe. Der Jobst, erzählte er, mit seinem langen, käseweißen Gesicht, der endlosen, überhängenden Figur, so ganz in Weiß gekleidet, unbeweglich im Feuerschein dastehend, sah doch aus wie ein leibhaftiger Ketzerrichter; das gezückte Kreuz blitzte wie eine Klinge in seiner Faust und ich wich unwillkürlich

einige Stufen die Treppe herab, als er mir mit heiserer Stimme zukreischte: „Im Namen Gottes weich' zurück!"

Bald jedoch überwog bei meinem stark zu skeptischer Heiterkeit angelegten Bruder in dieser ergötzlich-unheimlichen Scene das erstere Element und er rief dem „Dämonenbeschwörer" lachend zu:

— „Laß Deine Narrenspossen, Jobst. Ich komme fragen, was mit Berengaria ist. Die Leute schwatzen allerhand dummes Zeug. Ich will wissen, was daran Wahres ist."

Mit diesen Worten war Ferdinand zur Galerie aufgestiegen, schob den langen Jobst von der Schwelle hinweg, trat in's Zimmer und nahm ohne viel Umstände auf der Tischbank Platz.

— „So, und jetzt weiche ich nicht eher von der Stelle, bis ich mit Deiner Schwester gesprochen," warf er dem maßlos verblüfften Jobst hin.

Das weite, dunkelgetäfelte Zimmer mit dem tiefherabgehenden, rauchigen Deckengebälke war fast dunkel; nur gerade der Thüre gegenüber, aus einer Heiligennische, wo hinter künstlichen Blumen ein grellbemaltes Gnadenbild stand, verbreitete eine Ampel aus blauem Glasflusse eine unheimliche Dämmerung. Seitwärts spielte der verlöschende Feuerschein vom Hofe durch die offene Thüre herein auf dem blankgescheuerten Zinngeschirre im Wandgestelle.

Der träge Pendelgang einer Kukuksuhr fiel schwer in die Stille.

Jobst hatte seine für einen Augenblick verlorene Fassung rasch wieder gewonnen und wiederholte nun, an meinen Bruder herantretend, seine Beschwörungsformel, welche Ferdinand mit einem Gelächter beantwortete.

Es war dies einigermaßen unklug; denn der zum Aeußersten getriebene Fanatiker, mit einer wilden Bewegung meinem Bruder das Crucifix so nahe zum Gesichte bringend, daß er ihm fast ins Auge stieß, kreischte:

„Zurück, Satan!"

Meinen Bruder ergriff der Zorn; in die Höhe fahrend, machte er eine Bewegung, als parire er mit seiner Reitpeitsche die Berührung des Crucifixes, worauf Jobst mit entsetzlich geller Stimme aufzeterte:

— „Er erhebt die Hand gegen Gott! . . . ."

In diesem Augenblicke zitterte der Estrich von einem dumpfen Stoße und an der Thüre stand unbeweglich Adam Palmer, eine Axt bei Fuß, welche er soeben heftig auf den Boden gestoßen hatte. Die kleinen, grauen Augen funkelten fast grünlich, die Faust umschloß mit krampfigem Griffe das Ende des langen Axtstieles. Sein fahler, mächtiger Kopf trat gespenstisch aus dem Halbdunkel hervor, aber keine Fiber seines Gesichtes zuckte; er schien seltsam ruhig.

IX.

Besser todt.

Adam Palmer war nicht eben erst nach Hause gekommen; er hatte meinen Bruder ansprengen sehen, sich jedoch abseits gehalten und Ferdinand ruhig gewähren lassen, als dieser nicht ohne Mühe sein „Feuerzeichen" anzündete. Gefahr war keine dabei für's Haus, das wußte ja der Alte. Ob aber für meinen Bruder bei der ganzen Geschichte keine Gefahr sein würde, dies dürfte leicht einer bezweifelt haben,

welcher den Floßmeister „auf der Lauer" im Holzschuppen beobachtet hätte. So wenigstens habe ich mir später diesen einleitenden Vorgang und manches Darauffolgende ausgemalt und ich glaube, es dürfte auch etwa so gewesen sein.

Palmer mußte sich auch mit dem Pferde Ferdinands zu schaffen gemacht, es gestreichelt und ihm verstohlen einige Leckerbissen zugesteckt haben, gerade in dem Augenblicke, wo mein Bruder sich's oben auf der „gastlichen" Tischbank bequem machte. Der Floßmeister glaubte sich dabei wohl unbelauscht und doch waren zwei Augen voll ahnungsvoller Angst auf ihn gerichtet . . . .

Einen Moment musterte der Floßmeister die beiden Männer, dann sprach er gelassen, aber bestimmt:

— „Laß' uns, Jobst, ich habe mit dem gnädigen Herrn zu sprechen."

Der fanatische Jüngling zog sich langsam nach der Thür zurück, den Blick voll Haß auf meinen Bruder gerichtet. Nachdem Palmer die Thüre zugemacht, lehnte er die Axt behutsam in die Ecke, ging zum Geschirrschranke und zündete eine Lampe an. Als er die Axt beiseite stellte, wollte Ferdinand fast das Gefühl gehabt haben, als thue Palmer dies wie mit Vorbedacht, um nicht etwa in Versuchung zu gerathen, die Waffe zu gebrauchen.

Dann trat der Floßmeister einige Schritte auf seinen unliebsamen Gast zu und sprach:

— „Mit Respect, Herr Oberlieutenant, ich darf wohl wissen, warum Sie hier sind?"

— „Das weiß Er wohl selber so gut wie ich, Palmer."

— „Mit Respect, gnädiger Herr, ich weiß es nicht."

— „Er weiß doch, was die Leute sagen wegen Seiner Tochter . . . ."

— „Mit Respect, gnädiger Herr, darum scheer' ich mich einen Pfifferling . . . ."

— „Es heißt, Er halte sein Kind gefangen in Fasten und Kasteiung . . . ."

Ein ingrimmiges Lächeln zuckte über die Lippen Palmer's . . . .

— „Es könnt' noch Schlimmeres heißen bei den Leuten . . . ."

Der Alte unterbrach sich . . . .

— „Schlimmeres?" fragte mein Bruder.

— „Daß mein Kind Euer Zeitvertreib sei, zum Beispiel — mit allem Respect, gnädiger Herr, sei's gesagt . . . ."

Ferdinand zuckte auf:

— „Er ist wohl nicht recht bei Trost, Palmer, wer hat die Frechheit, das zu sagen?"

— „Mit Respect, bis jetzt noch Niemand, aber es könnt' einmal Einer so etwas sagen und den . . . ."

Der Alte hielt wieder inne . . . .

— „Nun!"

— „Den schlüg ich mit der Axt maustodt."

Und der Floßmeister fuhr sich, tief aufathmend, mit der breiten, harten Hand über die Stirne. Sein Blick blieb dann starr auf meinem Bruder haften . . . .

Dieser zuckte die Achseln.

— „Er ist ein Narr, Palmer, wie kommt Er auf solche Gedanken, Er weiß doch, wie sein Kind in unserem Hause gehalten war, von Allen verehrt wie eine Heilige . . . .“

— „Weiß, weiß,“ murmelte der Alte, „so eine Heilige, die etwas im Herzen hat, träumt des Nachts laut und ich sag' Ihnen, gnädiger Herr, was man laut träumt, das . . . . das . . . .“

Der Alte griff sich an die Gurgel und es war nicht ohne einige Anstrengung, daß er herausbrachte:

„Das . . . . das ist wahr!“

Dann mit einem Male in eine große Erregung gerathend, fuhr er fort:

— „Sie ruft einen Namen im Schlafe und . . . . Sie, Herr Oberlieutenant, kennen ihn ganz gewiß, diesen Namen . . . . Sie redet wirres Zeug von einem Hause und Sie, gnädiger Herr, kennen das Haus ganz gewiß.“

„Dort, in dem Hause, hat Gott der Herr mein armes Kind verlassen, der Gott ist gestorben in ihr, todt . . . . und was jetzt lebt in ihrer Brust, das verfluch' ich!“

Und Palmer stöhnte so laut, daß es widerhallte in dem düsteren Raume. Es gab eine unheimliche Pause.

— „Palmer,“ brach endlich Ferdinand die Stille . . . .

Der Floßmeister fuhr wild empor.

— „Und Euch verfluch' ich, Euch Alle, die Ihr den Gott in ihr gemordet, Euch Alle . . . . Doch Ihr sollt sie nicht haben, Sie soll todt für Euch sein, todt, so wahr ich Palmer heiße und . . . . elend . . . . lebe . . . .“

Der Alte brach auf die Bank zusammen und schlug mit der Stirne hart und schwer auf die Tischplatte . . . .

Ferdinand gestand uns später ein, daß er in jenem Augenblicke die Fassung einigermaßen verloren hatte.

— „So sag Er mir doch wenigstens, Palmer,“ fragte er dann nach einer Weile, „wie es Berengarien geht, ob sie krank ist, ob . . . .“

— „Laßt Euch Alle das nicht kümmern,“ fuhr der Alte rauh heraus, „wird schon wieder gesund werden . . . . Denkt nicht an sie, fragt nicht nach ihr, nennt ihren Namen nicht — ich will nicht, daß Ihr ihren Namen nennt — ich will nicht, sonst wird sie nimmer wieder gesund . . . . Gehen Sie, gnädiger Herr, lassen Sie uns . . . . lassen Sie uns . . . .“

— „So kann ich kein Wort mit Eurer Tochter sprechen?“

Palmer schnellte empor. . . . .

— „Sie ist todt für Euch, hab' ich's nicht gesagt?“

In diesem Augenblicke kam es Ferdinand vor, als höre er hinter der Thüre in der Tiefe des Gemaches ein Geräusch, wie wenn Jemand sich herauszudrängen versuchte und gewaltsam zurückgehalten würde.

Zugleich aber erregte noch ein zweites Geräusch seine besondere Aufmerksamkeit. Er hörte nämlich „Marsa“ unten im Hofe wild und unruhig stampfen. Dies mußte ihm umsomehr auffallen, als das Thier sonst sehr frommen Temperamentes war. Er trat denn auch sofort auf die Galerie hinaus, von wo er Marsa mit schnaubenden Nüstern heftig am Halfter zerren sah. Der Reiter erwachte in ihm;

im Nu war er die Treppe hinab bei seinem Pferde, welches sich bei seines Herrn Berührung sichtlich beruhigte.

Der Floßmeister aber stand oben an der Thüre; sein Blick war starr hinabgerichtet auf die Gruppe.

Plötzlich drehte er sich um .... Wie im Krampfe hatte Jemand seine Hand erfaßt. .... Berengaria stand furchtbar bleich, hoch aufgerichtet da...... Es klang wie ein Röcheln, als sie ihm zuflüsterte:

— „Vater, laßt ihn nicht fort, laßt ihn ....“

Palmer stieß das Mädchen zurück ....

— „Was ist's mit dem Thier, Vater, ich fleh' Euch an, was ist's? Ich sah Euch vor einer Weile drunten bei seinem Pferde .... Ihr gabt ihm etwas .... Ihr ....“

— „Verwünschte Dirne!“ keuchte der Alte, „geh' hinein, oder ich vergeß' mich ....“

— „Vater,“ rief Berengaria mit funkelnden Augen, „er darf nicht fort, ich laß' ihn nicht fort ...., das Pferd ist toll, mir ahnt Entsetzliches .... Ich laß' ihn nicht fort ....“

Der Floßmeister lachte wild auf ....

— „Hinein, sag' ich....“

— „Vater, ich muß hinunter, ich sag' Euch, laßt mich hinunter, ich lieb' ihn, Vater...., ich will hinunter, ich will.... oh!....“

Palmer hatte die Flehende an beiden Händen erfaßt und mit eisernem Griffe auf's Knie geworfen ....

— „Vater,“ röchelte das Mädchen, „laßt mich frei, ich will's! Gebt Acht, auch i ch weiß ein Traumwort, Vater ...., denkt an den .... Holl...änder ....“

Der Floßmeister taumelte mit einem leisen Aufschrei zurück....

Berengaria aber war mit einem Sprunge die Treppe hinab neben „Marfa,“ welcher mein Bruder soeben mit einem Satze in den Sattel gesprungen. Das Pferd stieg auf und peitschte die Luft mit den Füßen ....

— „Heiliger Gott, Ferdin ....“ gellte eine Stimme ....

Marfa flog in wildem Sprunge hoch empor und brach, mit den Vorderhufen die Brust Berengariens zerschmetternd, zusammen ....

Mein Freund hielt schwerathmend inne. Nach einer langen, schmerzlichen Pause schloß er:

„Palmer hob sie selber auf und soll entsetzlich ruhig gesagt haben:

— „Todt! Es ist besser so.“

Mein Bruder war weitab vom Sattel geflogen und hatte eine Rippe gebrochen. „Marfa“ aber, sich emporraffend, rannte wie toll davon, stürzte in den Fluß und ward fortgerissen.

Kurze Zeit darauf verunglückte der alte Palmer, als er sein Floß den Rhein hinabführte.

„Der Holländer hat ihn nachgezogen,“ sagten die Leute. Jobst ist Pfarrer im Kinzigthale und ein Liebling des Freiburger Bischofs Hermann v. Vicari geworden. Er hat sich wohl längst zu Tode gepredigt.“

Eine Großmacht unter den Pflanzenvölkern.

Von

Johannes Hanstein.

Der feste Körper der Erde ist, wo ihn nicht Wasser umspült, fast überall mit einer buntgewebten Pflanzendecke bekleidet. Nur die dürresten Wüsten sind stellenweis ganz nackt, größtentheils aber auch von leichtem Krautgewand, wenn nicht dicht umhüllt, so doch locker umsponnen. Nur diese lebendige Decke macht das todte Gestein der Erdoberfläche auch für andere Wesen bewohnbar, und thut das in mannigfachster Form, verschiedenster Ausrüstung und reichster Begabung. Hierfür haben wir schon früher einmal*) die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter zu gewinnen gesucht. Wir haben in Erwägung gezogen, auf welche Weise die Pflanzenwelt den todten Boden zu bewältigen und zu cultiviren im Stande ist, und wie sie befähigt ist, seine Bestandtheile für sich selbst zu gewinnen und dann mit den eigenen daraus bereiteten Produkten die Welt der Thiere zu ernähren. Es ist darauf hingewiesen, wie ohne Anwesenheit und Leistung der Pflanzen die Erde für die Thiere und selbst die Menschen unbewohnbar geblieben wäre.

Auch darauf hatten wir schon aufmerksam gemacht, daß die Pflanzen keineswegs alle gleichmäßig wirken und schaffen, sondern daß sie vielmehr je nach ihrer sehr mannichfaltigen Gestaltung und Begabung ihre große Gesammtarbeit sehr verschiedentlich unter sich theilen. So bebauen die einen den fruchtbaren, die anderen den dürren Boden, die einen den Sumpf, die anderen die Steppe; diese lieben die Tropenhitze, jene die Polarkälte; die höchsten Felsklippen ersteigen sie und mitten im Ocean schwimmen sie, damit keinerlei Landthier, noch Fisch, noch Vogel ihrer Fürsorge entbehre.

Die Aufgabe ist überall dieselbe. Aus Wasser, Luft und Sonnenschein haben die Pflanzen für sich und Andere ihre Lebenspräparate herzustellen. Genauer genommen muß freilich das Wasser gesalzen sein mit gewissen in demselben löslichen Bestandtheilen der festen Erdrinde selbst, so daß man sagen könnte, alle Elementarsubstanzen, Wasser, Feuer, Luft und Erde fänden im Pflanzenkörper und seinen Produkten ihre organische Vereinigung. Aus dem Erdboden saugen die Wurzeln der meisten Pflanzen das Wasser nebst den darin gelösten Bodenbestandtheilen und das so Erworbene verarbeiten die Blätter, indem sie gewisse Theile der Atmosphäre dazu nehmen und sich von der Sonne bescheinen lassen, zu Nährstoffen, welche zunächst zum Auf- und Ausbau der eigenen Körperlichkeiten und mittelbar alsdann zum Gebrauch der Thiere verwerthbar sind. Wenigere schwimmen im oder auf dem Wasser selbst, und haben dann die Befriedigungsmittel für alle ihre Bedürfnisse noch bequemer beisammen. Jede Einzelpflanze ist zu ihrer Arbeit gerüstet und bereit, sobald sie ihre Glieder in die richtige Lage zur Umgebung gebracht und so gestaltet und eingerichtet hat, daß sie Luft und Boden, je nach dem gerade beide geartet sind, ersprießlich auszubeuten vermögen. Die Art der Wirthschaftsführung jeder Pflanzenform richtet sich nach den Verhältnissen ihrer Umgebung.

Damit ist die eine Grundursache der Verschiedenheit unter den Pflanzen-

*) Diese Zeitschrift Th. II. H. 3. S. 370.

formen klar gelegt. Daß aber demnach auf gleichem Standort, also unter denselben Verhältnissen verschiedene, dafür ebenso oft auf sehr abweichend ausgestatteten Standorten ähnliche Pflanzenformen gedeihen und thätig sind, zeugt für eine andere Gestaltungsursache, deren letzter Grund uns noch verborgen ist. Derselbe liegt in ferner vorgeschichtlicher Vergangenheit. Formen von Pflanzen der entlegensten und unterschiedlichsten Standorte machen in ihrer Formentwicklung sehr häufig einen ähnlichen Eindruck, wie solchen etwa andere uns als blutsverwandt bekannte organische Wesen durch Uebereinstimmung in ihren physiognomischen Zügen auf uns machen. So pflegen wir nach diesem Gleichniß dergleichen Pflanzen auch als verwandt zu bezeichnen, wenn auch ihre wirkliche Blutsverwandtschaft nicht nachweisbar, oft sogar aus theoretischen Gründen recht unwahrscheinlich ist. Auf dergleichen Gesellschaften von solchen durch äußere und innere Aehnlichkeit zusammengehörigen Pflanzenarten und Gattungen wendet man dann auch gern die unseren menschlichen Verhältnissen entnommenen Benennungen von Familien, Sippen, Verwandtschaftskreisen u. s. w. an. Diese Familien oder Sippen stellen alsdann gewisse Vereine von Individuen oder Geschlechtern dar, die sich mit den anderen nach den Besonderheiten ihrer Standorte einander ähnelnden Formen und Genossenschaften kreuzen und durcheinander mischen.

Selten wird ein Standort von einer einzigen Pflanzenfamilie allein bevölkert und cultivirt. Meist stellen mehrere derselben, sogar recht verschiedene, den verschiedensten Formenklassen angehörige Verwandtschaftskreise ihr Contingent zur pflanzlichen Besetzung und Bewirthschaftung eines gegebenen Ortes. Und hierin gerade zeigt sich, so zu sagen, ein eigenthümlicher Wettstreit der größeren und kleineren Sippschaften der Gewächse. Manche sind nur für eine oder wenige örtliche Eigenthümlichkeiten in ihrer Eigenthümlichkeit geeignet. Andere vermögen sich sehr verschiedenen standortlichen Bedingungen anzupassen. Je schmiegsamer die Organisation, je geschickter der technische und wirthschaftliche Lebensapparat einer Form, desto mehr Oertlichkeiten kann sie für ihre Thätigkeit gewinnen. Familien von geringerer Begabung und Fügsamkeit müssen sich auf geringeren Culturgrund beschränken. Und was für die Standorte und ihre Bewohnerschaft aus der Pflanzenwelt im Kleinen, das gilt ebenso für die Climate und ihre Temperaturzonen im Großen. Kurz, es giebt Pflanzenfamilien, die nur ein eng begrenztes Vaterland besitzen oder etwa über wenige einander ähnliche Standorte verstreut sind, während andere viele oder endlich alle Erdtheile, Zonen und Höhenunterschiede zu durchwandern, in allen sich anzusiedeln, alle urbar zu machen befähigt sind.

— Wie die Völker der Erde bald groß und mächtig alle Länder durchziehen und alle Meere durchschiffen, um überall mit Erfolg zu erobern, sich niederzulassen und nun aus der neu verbreiteten Cultur Gewinn für sich und andere zu ziehen, bald an die Scholle gebannt auf beschränktem Wirthschaftsgebiet ihren Lebensbedarf befriedigen oder als Nomadenstämme heut hier und morgen dort erscheinen, und wie deshalb jene als Mächte ersten Ranges über das Erdenrund gebieten und verfügen, diese aber bescheiden nur unter dem Schutz der anderen wirthschaften können, wenn sie nicht verdrängt oder vertilgt werden wollen, so ist es also auch mit den Familien und Geschlechtern der Gewächse. Die einen treten stolz als Großmächte überall

in erster Linie auf, andere sind zufrieden, als deren Gefolgschaft ihr bescheiden Theil mit zu wirken und mit zu genießen.

Wie zu dem Concert der gewaltigsten der Großmächte unter den Menschenvölkern, so tritt auch eine nur geringe Anzahl von Pflanzensippschaften als derartige vegetabilische Großmächte zusammen, unter deren Namen etwa die der Leguminosen, Compositen, Rubiaceen, Liliaceen, Orchideen, Gräser, Coniferen, Farren u. s. w. besonders glänzen und hervorklingen, und daher wohl Jedermanns, auch des Nichtbotanikers Ohr schon einmal erreicht haben. Sei es gestattet, heut einmal diejenige unter ihnen näher in's Auge zu fassen, die unter vorzugsweis bescheidener Aeußerlichkeit, im einfachsten Gewand und Gewaffen, doch von ganz besonderer Leistungsfähigkeit, ja vielleicht von allen, wenigstens für uns Menschen, die unentbehrlichste ist. Wenn unter den genannten mächtigsten Stämmen des Gewächsreiches manche durch die imposante Größe und Schönheit ihrer Einzelformen oder durch die Gewalt ihrer Massenwirkung, — indem sie allein durch Schaaren zahlloser Einzelwesen große Bodenstrecken besetzt halten, — unsere Aufmerksamkeit erzwingen, so giebt es vor allem eine derselben, die durch ihre, man möchte sagen Allgegenwart auf der Erdoberfläche, durch ihr aller Orten bereites Einwirken und Eintreten, durch ihre unermüdliche Arbeitsenergie und ihre unbesiegbare Kampfbereitschaft gegen jedwedes Hinderniß, mit einem Wort durch ihre Unentbehrlichkeit in allen Streiterschaaren und Arbeitsgenossenschaften der pflanzlichen Erdenbewohner Jedem vor Allen vielleicht bekannt sind. Wir meinen mithin nicht irgend eine jener Gesippschaften stattlicher Bäume oder schönblumiger Kräuter; das bescheidene Volk der G r ä s e r vielmehr ist es, für das wir des Lesers Aufmerksamkeit nicht zu gewinnen — denn sie haben sie sicher schon erregt — sondern noch eine kurze Weile zu fesseln suchen wollen.

Wer hielte denn in seiner Vorstellung nicht das lebhafteste Bild von diesen ungezählten Schaaren hellgrüner schmaler langer Blätter bewahrt, die das Grundgewebe des grünen und buntgestickten Naturteppichs, den wir Wiese nennen, ausmachen? Wer nicht die zarten Gestalten ihrer überschlanken Halme, auf denen die feingearbeiteten Blüthenrispen emporragen, die der Wind sich beugen und steigen läßt, wie die wogenden Fluthen eines grünen Meeres, und denen er den goldgelben Befruchtungsstaub entführt? Wer dankte ihnen, abgesehen von den materielleren Genüssen, die sie uns bieten können, nicht einmal eine Stunde besonderen Behagens und Ausruhens auf duftigem Ruhelager?

Auf der Wiese spielen die Gräser die erste Rolle, man möchte sagen, die Wirthe, in deren Menge die anderen, buntblumigen Schutzgenossen mehr wie Gäste aussehen. Fast Stock an Stock bedecken sie den Boden, erfüllen ihn mit ihren Wurzeln und senden Blätter und Halme in unzählbarer Menge lichtwärts. Hier sind die Grasgewächse, so klein von Natur oft die einzelnen seien, doch zugleich Herrscher und Hauptstreiter, Besitzer und fleißigste Arbeiter. Saftig und grün und lebenskräftig präpariren sie Nährstoffe in unglaublicher Menge und bergen unter ihrem Schutz Schaaren von thierischen Geschöpfen aller Classen. Wir treten in den Wald, der die Wiese umschattet. Auch hier fehlen die Gräser nicht, aber sie vereinzeln sich, ihre Blätter und Halme werden zarter, ihre Blüthenstände lockerer, hier und dort bevölkern sie eine sonnenbeschienene Blöße oder recken ihre schlanken

Glieder zwischen das Strauchgezweig hindurch. Wir steigen andererseits zum See- oder Flußufer hinab. Die Grasgestalt wird kräftiger, oft mastig, hebt sich zum Ried oder stattlichen Schilf, das nun wie ein Wald im Kleinen, mit Tausenden von leichten schmalbelaubten Stämmen die Wasserfläche überragt. Am saftigsten wachsen die größeren Formen der Riedgewächse im Sumpf, der allen pflanzlichen Gebilden überhaupt den reichsten Nährboden liefert. Wiederum ersteigt das Grasvolk die Berggehänge. Kleinere, dichtere Blätter und Halme, theils colonienweis auf's engste zusammengedrängt, theils zu einheitlichem Gewebe vereinigt, bilden sie die charakteristische Form der Bergtriften und Matten, höher hinauf die der Almen und flachen grünenden Grasmulden, denen die jungen Flüsse und Bäche ihre Geburt und ihre erste Ernährung verdanken. Endlich ersteigen ihre Vorposten die Felswand und wehen im Winde wie leichte Fahnen von der Zinne der einsam emporragenden Klippe herab, mit ihren Wurzeln in kleine Spalten des Gesteins eingezwängt und dort das nothdürftige Wasser suchend, mit ihren beweglichen Blättern in Luft- und Lichtfülle behaglich umhergeschaukelt. Weit in die Steppen hinaus, selbst zu Zeiten in den Wüstensand, dringen sie vor, an den Gletscherrand und zum ewigen Schnee der Alpen und der Polarländer. Kurz es giebt keinen Ort, den sie verschmähen, und an dem sie nicht bereit und befähigt wären, ihren Theil der Pflanzenarbeit auf sich zu nehmen.

Wie bei allen Pflanzen, wächst oder schwindet die Masse ihrer Einzelkörper je nach dem Maß der Feuchtigkeit und Fruchtbarkeit des Bodens und der Temperatur. So ist es natürlich, daß auch sie das höchste Ziel körperlich individueller Vollkommenheit und Größe im heißen Erdgürtel gewinnen. Nicht nur, daß hier alle ihre Formen im Allgemeinen an Ausdehnung aller Glieder zunehmen, so treten auch neue Physiognomien unter ihnen hervor, und die der gemäßigten Zone eigenen nehmen zu an Größe und Massigkeit. Die Wiesen der nördlichen Ebenen werden zur „Prairie" oder zur „Savanne". Die kleinen Gräser werden mannshoch, ja, verbergen in den endlosen Grasebenen Südamerikas wohl Mann und Roß. Endlich aber wachsen sie zu wirklicher Waldgröße an in den Bambusgestalten, die besonders in den ostindischen Gebieten zu colossaler Höhe, über 40 und 50 Fuß, hinanstreben. Dann gewährt der Grashalm den Anblick eines schlanken Baumstammes, die Grasblätter bilden eine vielzweigige Laubkrone und der riesenhaft entwickelte Grasrasen wird zum undurchdringlichen Urwald.

Daß die Grasgewächse dies alles auszuführen vermögen, unter allerlei Bedingungen die ausgiebigste Leistung, und dabei, so zu sagen, unter allerlei Masken doch dieselben Urphysiognomien bewahren können, läßt sich, wie schon gesagt, auf die geschickte Technik und Architektur ihrer Wirthschaftseinrichtungen zurückführen, welche einen Augenblick daraufhin zu erörtern gestattet sein möge.

Wer überall will arbeiten können, muß nicht bloß gutes und dauerhaftes Geräth haben, sondern auch billig wirthschaften, damit die Betriebskosten auch unter ungünstigen Bedingungen den Erwerb nicht übersteigen, der Betriebs-Apparat aber doch auch günstige Verhältnisse ausreichend auszunutzen im Stande sei. Je weniger Ansprüche die Lebensmaschinerie an ihre Umgebung macht und aus je weniger Material sie aufgebaut ist, desto mehr muß sie dem angegebenen Zwecke entsprechen. Wir werden leicht herausfinden, daß Stengel, Blätter, Wurzeln, Blüthen und

Früchte der Gräser auf das Wohlfeilste hergestellte und doch überall brauchbare Geräthe sind.

Zunächst erleichtern sich die grasartigen Pflanzen ihre Arbeit durch Vereinigung zu großen Gesellschaften. Das Genossenschaftswesen erreicht in ihrer Vegetation die größte Vollkommenheit. Gräser von mancherlei Art stehen auf demselben Grund zusammengedrängt, fügen ihre verschieden gestalteten unterirdischen Stämme und Wurzeln passend zwischen einander, ohne sich gegenseitig zu belästigen, heben ihre verschieden hohen, verschieden belaubten Stengel zwischen einander empor, und theilen Licht und Luft angemessen unter sich. Im Gedränge sind lange schmale Blätter, die aufrecht wachsend allseitig vom Licht getroffen werden können, am vortheilhaftesten, und kosten das wenigste Baumaterial, zumal wenn sie, wie die der Gräser, mit weiten Scheiden um den Stengel befestigt, des eigentlichen Stiels entbehren können. Die Enge aber nöthigt zu möglichster Vertheilung und Sonderung solcher an sich sehr langen Bandblätter an um so längeren Trägern oder Stengeln. Aber auch diese lassen sich sparsam, mit möglichst wenig Aufwand an Baustoff, d. h. an Cellulose (Zellwandstoff) aufführen, wenn nur die Regeln der architektonischen Statik dabei nicht übersehen werden. Die Stengel der Gräser werden mithin überwiegend aus langcylindrischen, großentheils sogar feinfadenförmigen Röhrenzellen zusammengesetzt, welche eng nebeneinander gefügt einem noch so schlanken Stengel ausreichende Hältniß verleihen. Da aber ein Hohlcylinder als Träger beinahe dasselbe leistet, als ein gleich dicker, solid gebildeter, so werden fast von allen Grasgewächsen zu Stengeln entweder völlig hohle, röhrenartige, oder doch nur mit überaus lockerem Zellgewebe erfüllte Stengel verwendet. Nur daß dieselben, noch größerer Festigkeit wegen, von Glied zu Glied einmal mit besonders solid ausgefüllten Zwischenstücken („Knoten") ausgestattet sind. Rechnen wir dazu eine sehr fest gewebte Oberhaut dieser Stengelbildungen, die zu der Brechfestigkeit des Halmskeletts noch eine nicht geringe Zähfestigkeit hinzuthut, so können wir ungefähr begreifen, wie die verhältnißmäßig gewaltige Last der vollen Weizenähre auf dem langen, oft so sehr dünn auslaufenden Halm, vom Winde hin und her geschleudert, dennoch ohne abzuknicken getragen und festgehalten werden kann.

Die langen schmalen Grasblätter ihrerseits bestehen aus einer Anzahl längslaufender Sparren, die von wenigen Quersprossen verbunden, das laubgrüne Zellgewebe zwischen sich ausspannen, das eben aus der Kohlensäure der Atmosphäre und dem aus der Erde emporgelangten Wasser die ersten Nährstoffe „assimilirt" (der eigenen Pflanzensubstanz verähnlicht und eineignet). Dies zarte grüne Zellgewebe, dessen überaus künstliche Organisation hier zu erörtern wir uns des beschränkten Raumes wegen einstweilen versagen müssen, hat die Nährbestandtheile der Atmosphäre aufzunehmen und zu deren Verarbeitung möglichst viel Sonnenlicht zu empfangen. Beide Verrichtungen verlangen einen so intimen Verkehr zwischen den einzelnen arbeitenden Zellen und der Luft und setzen dieselben der in den Sonnenstrahlen mit dem Licht verbundenen Wärme so sehr aus, daß eine nicht geringe Menge des von den Wurzeln aus dem Boden geschöpften Wassers dabei nothwendig in die Luft hinein verflüchtigt werden muß. Dieser mit der Ernährungsthätigkeit der Pflanzen unvermeidlich verbundene Wasserverlust ist es, der bei der wirthschaftlichen Gesammteinrichtung eines Pflanzenkörpers in erster Linie von

Wichtigkeit ist, da es auf wasserärmeren Standorten vor Allem eben darauf ankommt, daß nicht ein all zu großer Wasserantheil an die Luft verloren gehe und der zu geringe Rest alsdann eine zu dürftige oder gar keine Ernährung mehr zulasse. So entsteht für die Architektonik des Pflanzenlaubes die schwierige Aufgabe, den Verkehr mit der Luft unter allen gegebenen Verhältnissen der wechselnden Standorte so zu regeln, daß er ohne zu große Wasserabgabe ausführbar bleibt und daß ein gewisses Gleichgewicht hierin nicht gestört werde. Und hierin gerade begründet sich die überaus verschiedene Ausgiebigkeit von Ernährung und Wachsthum der Pflanzen auf verschiedenen Oertlichkeiten.

Die Sicherheitsmaßregeln, die im Bau der Pflanzenblätter gegen zu große Feuchtigkeitsverluste getroffen werden, bestehen zunächst in einer derben Umhäutung des zarten Zellgewebes mittels einer Schicht viel festerer Zellen, die außerdem an ihrer Außenfläche mit einem wenn auch sehr zarten, so doch ziemlich wasserdichten Häutchen überzogen ist. In dieser Schicht sind dann die sehr feinen, künstlich eingerichteten Luftfensterchen („Stomata“ oder „Spaltöffnungen“ genannt) angebracht, welche den Luftverkehr vermitteln und dabei natürlich Wasserdampf entweichen lassen müssen. Nun sind diese Luftöffnungen auf den Blättern der grasartigen Gewächse meist in Längsstreifen aufgereiht, die, selbst aus zarterem Zellgewebe bestehend, durch derbe Faserbündel von einander geschieden sind. Während nun schon jedes einzelne Fensterchen für sich weiter oder weniger weit geöffnet, je nach Bedürfniß auch zeitweis ganz geschlossen werden kann, so können dann auch noch die ganzen langen schmalen Blätter mittels der wechselnd derben und zarteren Streifen ihres Zellgewebes bei größerer Lufttrockenheit schrumpfen, sich verschmälern, ja nicht selten sogar sich ganz eng zusammenrollen, und so durch zeitliche Verringerung des Luftwechsels den ferneren Wasserverlust hindern.

Wenn so schon in jedem Grasblatt so zu sagen ein regulatorischer Apparat für dies Verhältniß mit dem assimilatorischen verbunden ist, so vermag außerdem die ganze Graspflanze sich durch größere oder geringere Entfaltung des Laubapparates von Anbeginn dem Feuchtigkeitsmaß ihres Wohnortes anzupassen. Auf mäßig feuchtem Boden, der nie mit Mangel droht, schmücken sich die Graspflanzen mit saftig grünen reichlichen Blättern zu genügend reichlicher Arbeit. Im Wasser und Sumpf können diese noch viel größer, breiter, mastiger, grüner werden, ohne dadurch in Verlegenheit zu kommen. Auf dürftigem, dürrem Sande, auf dem Felsen, auf Mauern und zwischen Steingeröll, da verzichtet das Gras auf Führung eines ausgiebig reichlichen Haushalts, und begnügt sich damit, mittels kümmerlich schmal und klein entwickelter Blättchen eine bescheidene Wirthschaft zu führen, indem es immer doch die günstige Stunde, den Regenschauer oder den nächtlichen Thau wahrnimmt, um ein wenig neue Nahrung zu schöpfen, zu verarbeiten und zu verwerthen. Je kümmerlicher, desto zählebiger ist das Gräschen. Dem Laub entsprechen die dünnen, in die feinsten Spalten des Grundes eindringenden Wurzeln, welche auch den letzten im Boden noch disponiblen Wassertropfen aufzuspüren und zu gewinnen im Stande sind, und selbst nicht leicht vertrocknen.

Allein zwischen Laubsprossen und Wurzeln besitzen die meisten Gräser einen ausdauernden „Stock“, gewöhnlich noch unter der Erde verborgen, der mit ganz besonderer Reproductionskraft begabt ist. Mögen daher die allzukräftigen Sonnen-

strahlen doch endlich die zarten Blätter versengt und auch die Wurzeln durch Beraubung an der letzten ihnen unentbehrlichen Feuchtigkeit getödtet haben, so stirbt der Stock, der eigentliche Rumpf des Grasgewächses, der Centralsitz seines Lebens, noch lange nicht. Wochen und Monate lang wie leblos im verdorrten Grunde versteckt, wartet er nur darauf, aus den längst dazu vorbereiteten Anlagen bei der ersten Feuchtigkeitsgabe neue Wurzeln, neue Blätter zu treiben und sofort in Thätigkeit zu setzen. Wie überraschend schnell ergrünen die gelb gebrannten Rasenplätze in unseren Gärten nach einem einzigen Gewitterregen. Ist derselbe splendid und eindringlich genug gefallen, so kann man das Wachsthum einer Nacht, oft schon einiger Stunden ohne Weiteres wahrnehmen. Dabei wird die ganze Reproduction den Gräsern noch dadurch erleichtert, daß selbst zum Theil, sogar fast ganz zerstörte (z. B. abgemähte oder abgeweidete) Blätter noch wiederum von unten nachzuwachsen vermögen, als ob sie in's Unbegrenzte aus dem Erdboden und auseinander könnten nach- und herausgeschoben werden. Schnell theilen sich dann wieder die neu emporgereckten zahllosen Blättchen in friedlicher Aufrechtstellung, in der keines seinen Nachbarn beeinträchtigt, in Licht und Luft. Und das Ergebniß ist stets ein um so überraschenderes, als gerade viele Gräser, — unter denen auch unsere Getreide, nur einer sehr geringen Wärme bedürfen, um ihre Ernährungsgeschäfte mit Erfolg zu betreiben. Wenige Grade über dem Eispunkt schon befähigen sie dazu, so daß in unserer gemäßigten Zone auch der Winter ihnen der Regel nach manche Arbeitswoche, und selbst die Eisregionen der Pole und der Hochalpen Tage genug bieten, an denen sie rüstig für sich fortschaffen und dabei uns den anmuthigen Anblick grüner Vegetation zwischen Schnee und Eis zu gewähren vermögen. Dabei tödtet sie der Frost nicht leicht. Selbst das erstarrte Blatt, sei es noch so zart, vermag aufgethaut ungestört fortzuwachsen und zu assimiliren. Daß nun derartig auf Benutzung aller technischen Vortheile eingeübte und ausgerüstete Pflanzen, wo sie in günstigen und in den günstigsten Lebensverhältnissen existiren, z. B. in den Sümpfen und Niederungen des heißen Erdgürtels, mit geschicktester Benutzung reichen Lichtes, hoher Wärmegrade und unversiegbarer Wassermengen zu gigantischen Productionen gelangen müssen, liegt auf der Hand.

Aber wie üppig oder kümmerlich das Einzelwesen geartet und entwickelt sei, seinem Leben ist doch ein Ziel gesetzt. Es muß schließlich zu Grunde gehen, und wenn nicht neue an seine Stelle treten, welche das begonnene Werk fortführen und die Gesammtwirthschaft weiter betreiben können, so bleibt alle Arbeit, die geleistet ist, vergeblich. Deshalb ist alles Lebendige mit der Fähigkeit der Fortpflanzung begabt. Die Alten erzeugen Junge, welche an ihre Stelle treten und, ähnlich an Gaben sowie an Bedürfnissen, das elterliche Thun fortsetzen.

Mannigfach ist die Zeugungsweise der Thiere und Pflanzen. Wenn sich in irgend einem Gebiet organischer Einrichtungen die Wechselbeziehungen beider organischen Reiche, das Angewiesensein des einen auf das andere, vor Augen legt, so geschieht das mit besonderer Klarheit auf diesem. Ueberaus mannichfaltig ist die Hülfe, welche die Pflanzen den Thieren zur Zeugung und Auffütterung ihrer Jungen zu leisten haben. Dafür sind sie denn reichlich berechtigt, auch ihrerseits von den thierischen Lebensgenossen einige Hülfe in Anspruch zu nehmen, um so mehr, als sie diese Leistung fast immer auf das reichlichste zu vergütigen wissen. Die Erzeu-

gung von neuen Keimen erfordert nämlich bei den höheren Pflanzen, daß die jungen Anlagen zu den auszubildenden Samenkörnern befruchtet werden, und zwar durch den sogenannten Blüthenstaub, den die „Staubgefäßchen" der Blüthen in sich ausbilden. Es ist nun neuerdings immer klarer geworden, daß das Ergebniß einer Zeugung oder Befruchtung in allen Beziehungen günstiger ausfällt, wenn dieser feine, aus zarten Zellen bestehende Staub (Pollen) nicht den Frucht- und Samen-Anlagen derselben Blüthe zugeführt wird, in der er selbst erzeugt ist, sondern einer anderen, möglich weit von ihm entfernt, wenn möglich auf einem ganz anderen Pflanzen-Individuum entstandenen.

Alle die merkwürdig künstlichen Einrichtungen, mittelst deren die Blüthen der verschiedenen Pflanzenformen bestrebt sind, dies Ziel der „Fremdbefruchtung" zu erreichen, auch nur entfernt hier zu skizziren, würde den Raum dieser Erörterung weit übersteigen. Es muß genügen, nur darauf eben hinzuweisen, daß es das Insektenvolk ist, welches von den Blumen der Pflanzen zu dieser Dienstleistung des Blumenstaubtransportes abgerichtet wird. Deswegen haben die meisten Pflanzen bunte, oft prächtige, wohl- und weitduftende Blüthen, um Insekten zu ihrem Besuch anzulocken, sie mit einer Portion Nektar aus ihrem Kelch zu letzen, und ihnen dafür eine Tracht Pollen an eine andere ebenso ausgerüstete und ebenso bedürftige Blüthe derselben Art mitzugeben. Je vollkommener diese Einrichtungen, desto vollkommener und vornehmer erachten wir das ganze Gewächs, das sich ihrer erfreut. Orchideen, Papilionaceen, Compositen suchen darin besonders ihres Gleichen.

Allein der künstliche Bau erfordert allerlei günstige Bedingungen, die nicht überall zusammentreffen, um ihn wirksam werden zu lassen. Auch erfordert er einen gewissen Aufwand zur Herrichtung. Wer beides entbehren, und doch, ohne Luxus und schwierige Nebenerfordernisse seinen Zweck zu erreichen geschickt ist, wird unabhängiger sein. Ueberall ersprießlich zu leben und zu arbeiten vermag nur der, der durchaus anspruchslos ist in seinen Lebensbedürfnissen und seinem Lebensgeräth. So, wie schon gesagt, unsere Freunde, die Gräser. Sie halten sich von vorn herein von der Insektenhülfe unabhängig. Sie ersparen sich die kostspielige Herstellung alles des prunkhaften Geräthes zur Anlockung, der buntfarbigen Blumenkrone, der Düfte streuenden und Honig spendenden Einrichtungen. Ihr Befruchtungs- oder Blühwerkzeug ist fast das einfachste, das sich denken läßt.

Die Leser dieser Schilderungen haben, selbst wenn sie mit Botanik noch nichts zu thun gehabt haben, schon oft beim Beschauen irgend einer der ansehnlicheren Blumen wahrgenommen, daß dieselbe innerhalb ihrer grünen äußeren Hüllblättchen, dem sogenannten Kelch und der großen mannichfach gefärbten Blätter der „Blumenkrone" wesentlich zweierlei Organe in ihrem Innern birgt, eben die, welche dem Geschäfte der Befruchtung und Samenbildung dienen. Dieselben sind einestheils die oben schon genannten Staubbehälter, anderentheils ein oder mehrere junge Fruchtanlagen, die sogenannten Fruchtknoten, die in ihrem Schoße die Samen mit ihren Keimen anlegen, ausbilden und zur Reife bringen. Alle diese Theile sind in verschiedenen Blumen nun in den unterschiedlichsten Zahlen, Maßen, Verhältnissen und Farben enthalten.

Die Gräser kommen nun ohne solchen Aufwand davon und gelangen doch zum Ziel. Eine Grasblüthe ist also, wie schon gesagt, niemals eine „Blume“, d. h. sie ist nie mit ansehnlichen bunten Blättern geschmückt. Ihre blattartigen kleinen Hüllen sind selbst niemals, wie die der meisten anderen Blüthen oder Blumen, in regelmäßige Kreise geordnet. Der Regel nach bilden nur 3 Staubgefäße und eine überaus einfach gebildete Fruchtanlage, beiderlei Theile unscheinbar klein, eine ganze Blüthe. Dicht zusammengedrängt werden diese 4 Organe, der Fruchtknoten in der Mitte, die Staubgefäße ringsum im Dreieck, von einem oder zwei sehr kümmerlichen Schüppchen (sogenannte Spelzen) eingehüllt, welche zum Theil die Stelle des sonstigen Kelches vertreten. Vor und nach dem Blühgeschäft, d. h. dem Ausstreuen und Empfangen des Pollens, umschließen die zwei Spelzen die zarten Befruchtungsgeräthe ganz eng und schützen sie auf's Beste. Kurze Zeit aber werden die Staubgefäße schnell und weit hinausgereckt und überliefern das Pollen, das sie gezeitigt haben, dem Winde, der über die Grasflur streicht. Von der Spitze des Fruchtknotens werden in gleicher Weise zwei zierliche Fäden („Griffel mit Narben“) fühlerartig hervorgestreckt, welche in Form von Federchen oder Pinselchen mit feinen Härchen besetzt, mittels dieser das Pollen, das der Wind mitführt, auffangen und sich zur Befruchtung entwickeln lassen.

Aber ein nicht allein so einfaches, sondern auch so kleines und feines Arbeitsgeräth kann seine Aufgabe mit Sicherheit nur erfüllen, wenn es in genügendem Zahlen- und Massenverhältniß in Anwendung kommt. Was an Künstlichkeit der Einrichtung hier gebricht, muß durch Menge der wirkenden Theile ersetzt werden. So gruppiren sich denn die feinen, einfach gebildeten Grasblüthchen zunächst in kleinen Genossenschaften, die, gemeinschaftlich von einem Paar ihnen allen zukommenden Hüllblättchen oder Spelzen umschlossen, ein individuelles Ansehen gewinnen, und etwa als Blütheneinheiten höherer Ordnung zu fassen sind. Wir nennen sie Aehrchen und diese Aehrchen sind es, die nun ihrerseits erst die oft großen und reichen „Aehren“ oder „Rispen“, die Blüthenstände der Grasgewächse, zusammensetzen. Hoch auf den schlanken Halmen werden dann diese ganzen Blüthengesellschaften in die Luft gehoben, weit über das Laubwerk der Gräser selbst und ihrer Standortsgenossen, so daß nun der freie Luftstrom, der sie trifft, das reife Pollen von den einen abschütteln und wegführen und an die heraushängenden Narben der anderen antreiben und abliefern kann. So bringen sie die ausgiebigste Befruchtung ohne die Nothwendigkeit fremder Hülfe zu Stande.

Auch die reife Frucht der Gräser ist wiederum ein Musterstück künstlicher Einfachheit. Ein einziger Samen entsteht in jeder Frucht und füllt diese bei der Reife ganz aus, so daß die Samenhaut mit den Fruchtgehäusen zusammen zu einem besonders derben Hüllmantel werden. Im Innern liegt ein nur kleiner, aber schon weit entwickelter Keim neben einem großen sogenannten „Eiweißkörper“, der die von der Mutterpflanze dem jungen Keim, der sich zum neuen Pflänzchen entwickeln soll, mitgegebenen Nährstoffe in günstigstem Verhältniß enthält. Sowohl an Zusammenmischung als an Dauerhaftigkeit sucht diese Keimmitgift der Grassamen ihres Gleichen. So sind nun auch die leicht und zahlreich und ohne unnützen Aufwand erzeugten Früchte der Gräser zugleich zu besonders langer Dauer,

zum Ertragen aller ungünstigen Umstände, und endlich zum glücklichen Beginn ihrer eigenen Lebenslaufbahn auf's Vortrefflichste eingerichtet, was sich vor allem am deutlichsten in den Getreidefrüchten zeigt. Diese bieten aus den gleichen Gründen die bestgemischten und also nahrhaftesten und zugleich haltbarsten und am schwersten verderbenden Nahrungsmittel für das Menschengeschlecht dar.

Wenn also schon die vegetative Ausrüstung der Grasgewächse sie ganz besonders für alle Standorts-Verschiedenheiten geeignet und ihnen überall das Leben leicht macht, so findet diese Begabung nun in der Eigenheit ihrer Blüthen und Frucht-Einrichtungen ihre ganze Vervollständigung. Die Anspruchslosigkeit und Sicherheit im Blüh- und Fruchtbildungsverfahren, die Vorzüglichkeit ihrer Sameneinrichtungen lassen sie sich ebenso sicher überall hin verbreiten, als sie an den entgegengesetztesten Standorten gedeihen können. Die Pflanzen können ihrer Natur nach, da sie eben im Boden festgewachsen, nicht wie ein anderer Kriegerschwarm selbst vorrücken und sich über neue Landstrecken verbreiten, ihre Angriffs- und Eroberungszüge nur durch Entsendung von Keimen zu neuen Individuen führen. Die an sich zwar schweren, aber meist von leichten, lockeren Hüllen umgebenen und an diesen mit Härchen, Borsten, Grannen und sonstigen Hebel- und Segelvorrichtungen begabten Grasfrüchte werden schaarenweis vom Winde entführt, keimen leicht und sicher und siedeln sich mit Hülfe der mütterlichen Mitgift bald fest auf neuen Wohnplätzen an, sei es, daß sie diese zuerst kultiviren oder anderen Mitgesellen des Pflanzenreiches streitig machen.

Aber auch ein anderes derartiges Eroberungs-Verfahren pflegen viele Grasgewächse auszuführen. Sie treiben aus ihren in der Erde verborgenen Grundstöcken neue Sprosse, die nicht lichtwärts wachsen um die Ernährung zu besorgen, sondern im Erdboden selbst voran dringen, oft viele Fuß weit fortwachsen und von Zeit zu Zeit neue Licht- und Laubsprosse aufwärts senden, die sich gleichzeitig abwärts bewurzeln, zu eigenen Stöcken ausbilden und so Schritt für Schritt neuen Grund und Boden gewinnen und colonisiren. Wer hätte nicht schon am Ufer von Landseen oder am Seestrande und auf den Dünen diese kühn vorrückenden Vortruppen der Pflanzenarmeen beobachtet, wie sie ihre Approchen künstlich gegen die feindlich entgegenarbeitenden Gewalten der anorganischen Natur vorzuschieben und den sicher eroberten Grund eben so sicher zu behaupten wissen, bis sie durch andere pflanzliche Hülfstruppen unterstützt, feste und fast unverwüstliche Ansiedelungen gegründet haben.

Auf diese Weise gewinnt das streit- und arbeitsame Volk der Gräser neuen Grundbesitz für sich allein, oder um ihn mit Mitgliedern anderer Pflanzensippen, wie schon oben bemerkt, verträglich zu theilen, ja diesen die Stätte zu bereiten. Wie die einen gegen die Wogen der Wasserwelt, so bringen die anderen mit Samenbrut und Wurzelgesproß in den Sand der Steppen und Wüsten, bebauen ihn, machen ihn bündig und bewohnbar. Je mehr es gelingt, diesen zu bedecken, desto länger vermag dann der Boden das wenige ihm aus der Luft gespendete Wasser, den nächtlichen Thau, den die Grasblätter selbst auf sich sammeln, zu binden. Noch andere Gräser dringen, statt den losen Boden zu binden, vielmehr mit ihren Wurzeln in die feinsten Risse der Felsen und sprengen diese und zertrümmern sie endlich mit Hülfe des nachdringenden Wassers, das, im Winter darin gefrierend, eine unwiderstehlich zerstörende Gewalt ausübt. Im Sumpf vermag die üppige Gras-

belaubung die ihm sonst entsteigenden schädlichen Gasarten zu zersetzen. Die weiten Prärien und Savannen werden durch die Gräser allein, die sie bedecken, für Thier und Mensch bewohnbar und selbst durchziehbar.

Und daß dabei diese tapferen Eroberer selbst schneidige Waffen zu ihrer und ihrer Eroberungen kräftigen Vertheidigung besitzen können, weiß schon bei uns jeder, der sich einmal an den sägeartig scharfen Blatträndern oder Halmkanten der Seggen geschnitten hat. Anderwärts, zumal in Steppenländern, wo die geringste Vegetation jedes Thier als spärliche Nahrung anlockt, besitzen sie an ihren zähen Stämmchen oft stachelspitzige, steife Blätter und werden den Dornbüschchen gleich.

Selbstverständlich können nicht alle Grasarten Alles, wenn auch viele Vieles auszuführen, zu ertragen, vielen Standorten sich anzupassen im Stande sind. Es wäre von Interesse, nun auch zu überblicken, wie dies große Pflanzenvolk seine Aufgabe und damit seine mannichfaltige Begabung unter die einzelnen Glieder seines Stammes, die Familien, Sippen und Geschlechter sondert, wie diese, nach Zonen, Ländern, Höhenlagen verschieden nach ihrer verschiedenen Art vertheilt, hier diesen Ort der Cultur gewinnen, dort jenen in jeder Weise ausbeuten. Wir würden leicht überblicken, wie die echten Gräser im Ganzen mehr die trockenen, die Halbgräser (Seggen, Riede) mehr die feuchten und sumpfigen Orte zu bearbeiten haben, wir würden sehen, wie abgesehen von den Standortsunterschieden andere Familien zwischen den Wendekreisen, andere in den gemäßigten und kalten Himmelsstrichen ihre Herrschaft ausgebreitet haben. Allein dies würde für diesmal die Grenzen unserer Betrachtung zu weit ausdehnen. Es mag genügen, im allgemeinen darauf hingewiesen zu haben, wie dies große, streitbare, arbeitsame Pflanzenvolk, das in mehreren Tausend Arten die Erde bevölkert, diese aller Orten trotz seines so bescheidenen Aeußeren vielfach sicherer und besser zu cultiviren vermag, als viele der stattlichsten Pflanzenformen. Bescheiden von Ansehen und Bedürfnissen, haben diese Gewächse auch wohl ihre Rolle schon in sehr früher Zeit gespielt, und dürften, wie sie heut zu Tage in der Eroberung neuer wüster Striche fast allen anderen Phanerogamen (Blüthenpflanzen) voranzugehen pflegen, auch schon vor Jahrtausenden, als die ersten dieser höheren Pflanzenformen die bis dahin noch herrschenden niederen (kryptogamischen) Gewächse abzulösen begannen, als herrschende Macht unter diesen die Hegemonie geführt haben. Zu jener Zeit, wo die Blumeneinrichtung für die Befruchtung noch weniger ersprießlich war, haben sie wohl mit ihrer einfachen Befruchtungsweise das Richtige getroffen und den späteren Eintritt der vornehmer gestalteten Pflanzenwelt vermittelt oder möglich gemacht.

So dürften wir vielleicht anschaulich gemacht haben, was die Ueberschrift dieses Artikels besagen sollte. Wie eine Großmacht unter den Völkern, wo es noth thut, kühn erobert, kräftig das Gewonnene festhält, aber eben so nach dem Kampf das friedliche Culturwerk fördert, durch Arbeit, durch erwerblichen Gewinn immer neuen Generationen eine behagliche Existenz in nachbarlicher Geselligkeit und in Wirthlichkeit gegen Fremde gewährt, so gilt dies auch unter den Pflanzengeschlechtern. Und vorzugsweis bieten die Gräser hiervon ein Beispiel.

Ganz anders noch könnten wir freilich deren Großmächtigkeit in's Licht stellen, wenn wir noch auf die unumgängliche Abhängigkeit, in der wir Menschen an die Gräser und ihre Arbeitsleistung gewiesen sind, einzugehen vermöchten, wenn wir näher

erörterten, wie sehr und warum das häusliche Zusammenleben, die Gesittung, die Staatenbildung in der Menschengeschichte durch wenige Graspflanzengeschlechter — man denke an den Weizen, den Reis, den Mais u. s. w., — erleichtert, vielleicht überhaupt ermöglicht sind. Dies jedoch überschreitet wiederum die Schranke, die wir uns für diesmal stecken müssen.

Ueber das Tragische.

Von
Adolf Lasson.

Tragödie bedeutet der Wortableitung nach Bocksgesang und tragisch, was mit dem Bock zusammenhängt. Wie der Bock, jedenfalls das zu diesem Zwecke allerungeeignetste Thier, zu der Ehre gekommen ist, daß sein Name mit der höchststehenden unter allen Dichtungsgattungen und in Folge dessen mit der complicirtesten und inhaltvollsten unter allen Grundformen des Aesthetischen in so nahe Beziehung treten durfte, ist dunkel. Welches aber auch der historische Ursprung der seltsamen Bezeichnung gewesen sein mag, sei es der, daß die poetische Darstellung der wunderbaren Geschicke des Dionysos, des Freudenspenders, aus der die Tragödie sich nachmals entwickelt hat, durch das Opfer eines Bockes, des Verwüsters der Weinpflanzungen, eingeleitet wurde, oder daß dem Sieger im betreffenden poetischen Wettkampfe ein Bock zum Lohne fiel, oder daß der den Gott durch Tanz und Lied verherrlichende Chor nach Satyrart mit Bocksfellen angethan war, — jedenfalls wird man darauf verzichten müssen, auf irgend eine der Eigenschaften jenes übelberüchtigten Vierfüßers, der sonst zum Symbole für ganz andere Eigenschaften herzuhalten pflegt, eine nähere Bestimmung des Begriffes der Tragödie oder des Tragischen zu begründen.

Ebenso wird es aber auch gerathen sein, bei der Begriffsbestimmung des Tragischen sich nicht zu eng an die Anschauungen zu binden, welche die Tragödie gewährt. Tragisch hieß allerdings bei den Griechen zunächst das, was der Eigenthümlichkeit der Tragödie entspricht: das Ernste, Erhabene, Leidenschaftliche, auch wohl das Ueberladene und Schwülstige, und in ähnlichem Sinne als Adjectivum zum Substantivum Tragödie gebrauchen wir das Wort auch noch heute, wenn wir z. B. von tragischen Dichtern, tragischen Aufführungen oder von den Gesetzen der tragischen Darstellung sprechen. Daneben hat aber das Wort tragisch eine wesentlich verschiedene Bedeutung angenommen, die nach der einen Seite viel bestimmter, nach der andern viel umfassender ist. Es wird gebraucht, um in Parallele zu Worten wie erhaben oder anmuthig, schön oder häßlich eine der Grundformen unter den ästhetischen Qualitäten der Dinge zu bezeichnen, und in diesem zuletzt bezeichneten Sinne wollen wir im Folgenden über den Begriff des Tragischen handeln. Da mag es nun wahr sein, daß in der Tragödie der Natur dieser Kunstgattung zufolge das, was wir unter den ästhetisch wirkenden Eigenschaften der Dinge als das Tragische verstehen, in ganz besonderer Häufigkeit und in seiner schärfsten Ausprägung sich darbietet: immerhin muß man sich vor der Gefahr hüten, der nicht wenige unterlegen sind, daß man beim Tragischen zu einseitig nur an die Tragödie

denkt und das, was dieser Dichtungsart als ihre specifische Eigenthümlichkeit zukommt, mit dem verwechselt, was viel allgemeiner im Zusammenhange des Universums und in aller Kunst als der verklärenden Spiegelung der erscheinenden Form, unter der das Universum sich darbietet, als das Tragische bezeichnet werden muß.

Zunächst wird so viel zugegeben sein, daß das Tragische seinen Sitz hat in dem äußeren Begebniß, welches einem Menschen widerfährt. Das Gebiet des Tragischen ist eingeschränkter als das des Schönen oder des Erhabenen. Tragisch ist nicht die Gestalt eines Dinges, sondern nur die Form eines Vorgangs. Was im Innern eines Menschen vorgeht, sein Denken, Fühlen oder Wollen, kann erhaben sein; tragisch ist nur, was ihm äußerlich begegnet. Darum findet sich das Tragische am häufigsten in dem was man erzählt, in der Sage, der Geschichte, beim dramatischen Gedicht in dem Aufbau der Begebenheit. Das Drama entnimmt sein tragisches Element dem epischen Stoffe, der Fabel, welche es behandelt, und arbeitet das Tragische nur etwa reiner und bestimmter heraus, als es im Epos möglich ist.

Der Vorgang sodann, wenn er tragisch wirken soll, muß ernster und trauriger Art sein. Das Scheitern eines groß angelegten, mühsam vorbereiteten Planes, der Glückswechsel, der von Glanz und Ruhm zu Untergang und Verderben führt, am meisten der Tod wirkt tragisch. Aber bei weitem nicht alles Traurige ist tragisch. Der Untergang, das Verderben und Scheitern des Geringen und Unbedeutenden, der Tod nach der allgemeinen Ordnung der Natur, im gewöhnlichen Gange des Lebens, der Tod des abgelebten Greises oder des hilflosen Kindes ist traurig, aber nicht tragisch. Was tragisch untergehen soll, muß groß, bedeutungsvoll, über die Gewöhnlichkeit hinausliegend sein; aber dieser Untergang muß ihm überdies nicht blos äußerlich widerfahren, sondern durch die eigene Größe und Bedeutsamkeit des Untergehenden herbeigeführt sein. Und zwar haben wir den Eindruck des Tragischen erst dann, wenn ein hohes Streben mit gewaltiger Kraft oder großer Leidenschaft zu Falle kommt, indem es sich selbst den Abgrund bereitet, in den es hineinstürzt. Tragisch ist der Tod nicht des Müßigen, sondern des Thätigen, der Tod in voller Kraft des Strebens für ein bedeutsames Ziel, wenn nicht ein äußerlicher Zufall, eine Krankheit, ein Schlagfluß, der Mordsinn eines bei dem was der Held vorhat innerlich unbetheiligten Menschen, sondern wenn eben dasjenige, was der Held für sein Glück, seine Absichten mit heftigem Wollen anstrebt oder thut, den Tod herbeiführt.

Aber eben darin liegt ein Drittes, was hinzukommen muß, um den Begriff des Tragischen vervollständigend abzuschließen. Der Held strebt für die Befriedigung seiner Triebe, für sein Glück, für objective Zwecke; daß ihm seine Absicht mißlingt, der Erfolg seines Strebens in das Gegentheil dessen, was er gewollt hat, umschlägt, daß er untergeht, die von ihm verfolgten Zwecke nicht verwirklicht werden: das liegt doch nicht eigentlich an ihm, sondern an dem, was seinem Willen feindlich gegenübersteht. Dieses dem Willen Entgegengesetzte aber ist der Complex der äußeren Welt, die unendliche Verzweigung äußerer Ursachen und Wirkungen, in die der Handelnde eingreift und die er zu beherrschen und nach seinem Wunsche zu gestalten nicht vermag. Die äußere Nothwendigkeit der Umstände und Verhältnisse ist es, die Sieg verleiht oder Niederlage, die dem Helden das Verderben, den ihm feindlichen Bestrebungen der Gegner, die er durch sein Handeln gegen sich erregt hat, theilweises

oder völliges Gelingen bereitet. Der Gegensatz des frei sich seine Zwecke setzenden Willens und der vom Willen unabhängigen, nie ganz zu bewältigenden Macht der äußeren Nothwendigkeit macht dasjenige aus, was zuletzt dem Tragischen zu Grunde liegt und seinen Begriff völlig bestimmt. Die äußere Nothwendigkeit stellt sich im Gegensatze zum Willen und seiner Freiheit als das Blinde, Wahllose, Dunkle dar; in diesem Sinne heißt sie das Schicksal. An dieser blinden Schicksalsmacht, der unwiderstehlichen, unendlich überlegenen, geht im Tragischen der Mensch zu Grunde und gerade der größte, herrlichste, mächtigste Wille am sichersten und auf die schmerzlichste Weise; je fester, je unerschütterlicher der Wille, desto unaufhaltsamer eilt er dem Conflict mit der Macht des Schicksals entgegen, der Niemand obzusiegen vermag. Das Tragische liegt seinem Wesen nach in diesem Contrast des Freien und des Nothwendigen, des Wissenden und des Dunklen, also in dem schärfsten und gespanntesten aller möglichen Contraste, und so bildet es in der Stufenleiter der ästhetischen Grundformen, soweit sich in ihnen das schmerzliche Ringen des Universums um die vollendete Form darstellt, die höchste Stufe.

Der Contrast des Freien und des Nothwendigen nun gestaltet sich bestimmter in dreifacher Weise, so daß die Bitterkeit und der Schmerz des Tragischen eine immer schärfere Ausprägung gewinnt. Zunächst bietet sich die einfachste Weise des Contrastes dar, wo die Entgegengesetzten nur äußerlich aufeinanderstoßen: das Herrliche, Große, Schöne geht unter in der Blüthe seiner Kraft, nur weil es herrlich, groß und schön ist; es wird hingerafft von dem allwaltenden Schicksal, ohne daß dieses besonders herausgefordert worden wäre. Das ist die allgemeine und in allen Zeitaltern wiederholte Klage, der Grundschmerz alles Menschenlebens. Dieselbe Natur, die alles erzeugt, verschlingt auch alles wieder, und selbst ihr herrlichstes Gebilde, der geistdurchwirkte, wissende, wollende Mensch fällt dem Schicksal gerade da zum Raube, wo er sich am blühendsten entfaltet. So wird Laokoon das Opfer der ihn umwindenden Schlangen, Herakles weicht dem unendlichen Schmerz des vergifteten Gewandes und übergiebt seinen Heldenleib den Flammen. Dem hohen Seelenadel der Antigone fällt das Felsengrab zum Lohne, und des siegesstolzen Agamemnon harrt in der Heimat die Mordaxt. Auf dieser Stufe erscheint das Schicksal als die neidische Macht, die das hervorragend Herrliche nicht duldet und dem Großen den Untergang bereitet, weil es groß ist.

Die zweite Form des Tragischen ergiebt sich, wo der Wille des Helden durch verblendete Leidenschaft, durch ein Uebermaß unbeugsamen Strebens, durch überspanntes Selbstvertrauen, durch Verirrung in Einseitigkeit das Schicksal herausfordert und gegen sich erregt. Hier steigert sich die Unfreiheit des Menschen. Nicht blos von dem äußeren Zusammenhang der Dinge ist er abhängig und weiß sie nicht zu beherrschen, sondern in seinem Innern ist er unfrei, über sein eigenes Wollen gebietet er nicht sicher; er wird hingerissen zu dem, was er eigentlich nicht wollen kann, und Verstand und Ueberlegung versagen, wo der ungebändigte Ungestüm der Leidenschaft das Wort führt. So versinkt Ajas der gewaltige in Schande und Tod wegen des Uebermaßes zorniger Ehrsucht; so sendet Achill den geliebten Freund in den Tod, weil er zu sehr zürnte, und verliert mit ihm den Werth seines Lebens. Othello leiht dem tückischen Verläumder das Ohr und zerstört in leidenschaftlicher Raserei mit dem geliebten Weibe sich selbst. Der Tasso des deutschen,

wie der Hamlet des britischen Dichters scheitert an der Einseitigkeit des der äußeren Welt abgewandten innerlichen Lebens. Hier ist überall das Schicksal, das den Helden stürzt, nur der äußere Vollstrecker der im Innern des Helden schon angelegten Verwüstung. Es sind die edelsten und mächtigsten Helden, die sich doch im entscheidenden Augenblicke vor solcher inneren Zerrüttung nicht zu wahren wissen. Aber auch der Untergang der schlechthin Bösen, wie eines Richard III., gehört in diese Klasse, und dann nimmt das Schicksal noch am ehesten die Gestalt eines Strafgerichtes an, das demjenigen, der die Welt mit Zerrüttung bedroht, eine Schranke seines bösen Willens setzt und den unbeugsam vordringenden Vernichter selbst vernichtet. Das Tragische erscheint hier überall darin, daß der unfreie Mensch das Gegentheil von dem erreicht, was er anstrebte. Ajas suchte Ehre und findet Schande; Achill wollte Rache und Verherrlichung seines Heldenruhmes und erkennt, daß er, „eine unnütze Last des Erdbodens", in eitlem Zorn den wahren Heldenwerth verloren, da er weder dem Freunde noch den Achäern genützt und dem feindlichen Hector den herrlichsten Triumph bereitet hat.

Die am schärfsten zugespitzte Form des Tragischen ist endlich die dritte, in der sich der Contrast der Freiheit und der äußeren Nothwendigkeit des Schicksals bis zu einer scheinbaren Umkehrung der Natur der beiden kontrastirenden Gegensätze steigert, indem der Wille als in Blindheit und Irrthum versenkt, die äußere Welt der Nothwendigkeit als sehend und gewissermaßen mit Vorbedacht auf ein vorherbestimmtes Ziel hinarbeitend erscheint. Da ist der Mensch in unseligen Irrthum versenkt; mit sehenden Augen sieht er nicht; er glaubt die Dinge zu beherrschen, und wird im Strudel der Dinge, die er verkennt, willenlos hin- und hergetrieben. Er meint seinem Ziele mit sicherem Schritte entgegenzugehen, aber er wird geführt, wohin er nicht wollte. Weil er sich und die Dinge verkennt, ist er garnicht der Thäter seiner Thaten; seine Absicht und der wirkliche Inhalt seiner That liegen völlig auseinander. Was ihm Klarheit geben sollte, wird ihm Anlaß, nur tiefer in seinen Irrthum zu versinken; was er am meisten flieht, das führt er durch sein Handeln herbei, und jeder Schritt, den er thut, um den Abgrund zu meiden, bringt ihn demselben näher, bis er hinabstürzt. Im Gegensatze dazu scheint das Schicksal wie mit Absicht und Berechnung in tückischer Consequenz den schließlichen Sturz des Helden schrittweise vorzubereiten. Der endliche Erfolg ist irgendwie vorausgegeben und vorausverkündet, durch eine Prophezeiung, eine Ahnung, einen Traum; an einem Menschen, einem Geschlechte haftet ein Fluch, der sich in einer oder der anderen Form regelmäßig immer wieder erfüllt. Dieses Vorausgegebene zu verwirklichen, muß jeder einzelne Moment das Seinige beitragen. Durch eine seltsame Verknüpfung ist an ein unvernünftiges Ding, an einen Dolch, ein Bild, ein Schnupftuch, oder auch an einen regelmäßig wiederkehrenden Tag irgend ein schweres Verhängniß gebunden, dem garnicht zu entgehen ist. Mit dem Wollen und dem Geschick des Helden wird ein tückisches Spiel getrieben, ihm Hoffnung vorgegaukelt, sein Vermuthen abgelenkt. Es ist immer, als könnte er dem Verhängniß noch entgehen; Alles hängt an einem Momente, einem Worte, das zu sprechen ist, einer geringen Verzögerung, einem unbedeutenden Umstand, der das Unheil noch scheint abwenden zu können; aber der Moment geht vorüber, das Wort bleibt unausgesprochen, in der Hast, der Uebereilung wird das Entsetzliche dennoch

herbeigeführt, und plötzlich schlagen die Wogen des Verderbens über dem Haupte des Helden zusammen.

Diese letzte, zugespitzteste Form des Tragischen pflegt sich überall einzumischen, wo ein starker tragischer Eindruck beabsichtigt ist, um wenigstens mit dem einen oder dem anderen ihrer Momente auch die übrigen Formen des Tragischen zu würzen und zu verstärken. Das Schicksal Macbeth's wird durch die zweideutigen Vorausverkündigungen der Hexen zu einem unentrinnbar vorherbestimmten; dasjenige Othello's scheint an das Schnupftuch in seltsamer Weise geknüpft zu sein. Wallenstein's Ermordung wäre vielleicht verhindert worden, hätten nicht seine Mörder die Signale der anrückenden Oesterreicher mit schwedischen verwechselt; an einem Moment früher oder später hängt sein Untergang oder seine Rettung. Dem Brutus ist voraus verkündet worden, daß er Cäsar bei Philippi wiedersehen wird; den Polykrates lockt ein übermäßiges Glück mit verhängnißvoller Consequenz in's Verderben; Chriemhild näht in bester Meinung selbst das Todeszeichen auf das Gewand des geliebten Mannes. Die Phantasie der Menschen hat von jeher sich in dieser Form des Tragischen mit Vorliebe bewegt. Die Stimmung der Phantasie ist bei den Massen seit den ältesten Zeiten eine überwiegend melancholische, ernst traurige; sie liebt das Grausen, das dunkel Schmerzliche ist ihr willkommener Stoff, und ihre Neigung ist vorzugsweise dem Tragischen zugewandt. Das Grabdenkmal, die Todtenklage um den von winterlichem Dunkel verschlungenen Gott, den im Kampfessturm dahingesunkenen Heldenjüngling ist wo nicht die erste, so doch eine der ersten Aeußerungen der künstlerisch schaffenden Phantasie. Die Herrlichkeit des Helden, in dem sich das Volk ein ideales Gegenbild seines Selbstbewußtseins gestaltet, und sein tief schmerzlicher Untergang durch finstere, tückische Mächte stellen sich der Phantasie zugleich und mit einem Schlage dar. Die Größe und Kleinheit des Menschen überhaupt werden zusammengefaßt in dem Bilde des der Schicksalsmacht unterliegenden Heldenthums. Der unendliche Schmerz des Daseins, der das Universum ringsum erfüllt, so weit es Lebendiges gestaltet, kommt zu ästhetischer Wahrnehmung in der Tragik des Contrastes, wo die Herrlichkeit des frei strebenden Willens auf die dunkle unbezwingliche Nothwendigkeit des Schicksals stößt und von ihr verschlungen wird. Ihre ein für allemal gültige classische Ausprägung hat diese Stimmung der Volksphantasie, das Grausen vor der finsteren Schicksalsmacht, der auch das Herrlichste nicht entgeht, in dem Mythus von Oedipus gefunden, dem klugen, edelen, der das Räthsel der Sphinx zu lösen vermochte, aber nicht im Stande war, das Netz des Verhängnisses zu zerreißen, das ihn der Vorausbestimmung gemäß in die entsetzlichsten und gräuelhaftesten Thaten und Verhältnisse verwickeln sollte, in Thaten, die er doch nicht wollte, in Verhältnisse, die er ausdrücklich klug zu fliehen meinte.

Der ästhetische Trieb der Phantasie ist es, das Bestreben, die wirkliche und gegebene Erscheinung des Lebens zu Bildern voll bestimmten Ausdrucks und klarer Formen umzugestalten und zu verklären, was die Menschen von je zur Auffassung des Menschenlebens in der Form dieses scharfen Contrastes von Freiheit und Schicksal getrieben hat. In der wirklichen Lebenserscheinung begegnet uns dieser Contrast überall, aber die Zufälligkeit des Wirklichen schließt die Beimischung gemeiner und widriger Elemente nicht aus. Da unterliegt der edelste Held auf der

Höhe seines Strebens dem gemeinen Loose der Sterblichkeit; ein Schnupfen rafft ihn hin, ein Weib tödtet ihn durch den Wurf eines Ziegels, die Intrigue der Niederträchtigen bereitet ihm den Untergang, die Mordwaffe des verkommenen Buben richtet sich wider ihn. Auch hinter dieser Widerwärtigkeit der gemeinen Erscheinung liegt als ihr tieferer Grund die hohe Macht des Tragischen, aber sie bringt sich nicht zum reinen Ausdruck. Eben dieses tiefere Wesen hinter aller Erscheinung hebt die Phantasie auf ihre Weise sicher heraus, indem sie sich in der ernsten Anschauung bewegt von dem „hohen gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt." Denn freilich liegt im Tragischen ebenso ein erhebendes als ein niederdrückendes Element. Macht doch gerade die äußere Kleinheit und Ohnmacht des Menschen andererseits die Bedingung seiner inneren Größe aus; entfaltet sich doch erst dem ungeheuren Widerstande gegenüber die ungeheure Kraft; giebt doch erst die unbeugsame Macht des Schicksals, mit der der Mensch in allem seinem Handeln collidirt, seinem Streben den Charakter des Titanischen, schlechthin Erhabenen.

Die äußerliche Verkettung von Ursachen und Wirkungen, welche mit ihrer Nothwendigkeit alles Leben der Menschen regiert, ist an sich das Ungeregelte, Unbeabsichtigte, Vernunftlose, die reine Zufälligkeit. Die Phantasie aber schaut sie an als etwas lebendig Persönliches und legt eine Art von consequenter Absichtlichkeit in sie hinein. Schon in der gemeinen Vorstellung von Glück und Unglück geschieht das: dieser Mensch hat Glück oder Unglück, d. h. mit ausdauernder Consequenz läßt der Complex der äußeren Verhältnisse ihm seine Pläne gelingen, seine Wünsche in Erfüllung gehen; es nützt dem Einen all sein Streben nichts, denn er hat nun einmal „Unglück"; dem Andern fällt's im Schlafe zu, denn er hat „Glück". Mit besonderer Macht trifft es die Phantasie, die einmal von Natur diesem Zuge nachgeht, wenn im scheinbaren Zufall sich ein tieferer Sinn, ein unvermutheter Zusammenhang, eine Art von Absichtlichkeit aufthut, wie in dem Falle, den Aristoteles als Beispiel des in tragischer Darstellung hervorragend Wirksamen anführt: eine Statue fällt zufällig um und erschlägt den sie eben Betrachtenden; es erweist sich aber, daß es der Mörder ist, den die Statue des Ermordeten fallend erschlagen hat. Jene Vorbedeutungen und Weissagungen, die im Tragischen eine so große Rolle spielen, haben keinen andern Sinn. Sie verleihen dem kommenden Geschicke den Charakter des unentrinnbar Nothwendigen, und der Verkettung der Umstände, die solches Geschick herbeiführt, den Schein der Absichtlichkeit. Mit vollem Recht sagt Aristoteles, der Zufall wirke auf die Phantasie mit aller Macht des Wunderbaren, wenn er den Schein eines absichtlich Geschehenen annehme, und das sei am meisten tragisch.

Für das Tragische ist deshalb jene bekannte Form der Personification der äußeren Nothwendigkeit, die Schicksalsvorstellung, das Fatum gar nicht zu entbehren. Ohne Fatum kein Tragisches. Ob der Fatalismus, der Glaube an ein unabänderliches Verhängniß, der wahre Glaube oder ein verwerflicher heidnischer Irrthum ist, das bleibt dabei außer allem Betracht. Das Fatum in diesem Zusammenhange ist eine Form von ästhetischer Art, kein philosophischer Begriff und kein religiöses Dogma. Das Fatum mag eine wahre oder unwahre, eine ethisch berechtigte oder unberechtigte Vorstellung sein: danach zu fragen ist ebenso naiv wie die Art der Kinder, die, wenn man ihnen eine schöne Geschichte erzählt hat, kein

dringlicheres Interesse haben, als zu erfahren, ob die Geschichte auch wahr ist. An das Fatum als Phantasieanschauung ist die ästhetische Grundform des Tragischen gebunden; es wird sich zeigen, daß diese Form eines unendlichen Inhalts fähig ist je nach den wechselnden Idealen der Menschen; aber an sich ist sie bloße Form eines Contrastes und ihr Inhalt ist etwas anderes, als sie selbst ist. Bei den Griechen war die Schicksalsvorstellung ein Bestandtheil ihres religiösen Glaubens, gewissermaßen als Gegengewicht gegen die willkürlichen Neigungen und Entschließungen einer Vielheit von individuellen, menschlich gearteten Göttern, um ihnen gegenüber der Welt den Charakter einer unverbrüchlichen Ordnung zu wahren. Diese religiöse Glaubensform hat mit der ästhetischen Phantasieanschauung des Schicksals nichts weiter zu schaffen. Die Türken sind ausgemachte Fatalisten; wir haben indeß nicht gehört, daß sie besonders stark in Schicksalstragödien wären. Hätten die Griechen nicht an ein Schicksal geglaubt, sie hätten es doch im Tragischen nicht entbehren können. Die modernen christlichen Völker theilen den religiösen Schicksalsglauben nicht; aber wo sie in der Kunst, besonders in der Tragödie, auf das eigentlich Tragische hinarbeiten, da tritt auch das Schicksal auf, in den crassesten Formen bei den Spaniern, aber auch bei Shakespeare, bei Schiller fehlt es nicht. Calderon nennt in einer richtigen Schicksalstragödie „Eifersucht das größte Scheusal" das Schicksal „der Heiden Gott", einen „eitlen Wahn", Verhängniß und Glück „Götter, die der Trug erdichtet"; aber als Hebel tragischer Wirkung verschmäht er sie nicht. Das Schicksal erscheint in den Tragödien der Neueren keineswegs überall, vielmehr nur ausnahmsweise, bei einer ganz bestimmten Art von dramatischen Sujets, welche das Hinarbeiten auf ausgesprochen tragische Wirkung in ihrer schärfsten Form zur Folge hat. Aber eben dasselbe ist auch bei den Griechen der Fall. Auch hier ist das Schicksal weit entfernt, etwa den durchgängigen Grundzug der ernsten dramatischen Handlung auszumachen.

Die geläufige Vorstellung allerdings ist die entgegengesetzte. Die ganz allgemein verbreitete Meinung geht vielmehr dahin, die Tragödie der Griechen sei durchweg bedingt durch die Vorstellung eines vernunftlos waltenden Schicksals und es herrsche deshalb in ihr ein eigenartiger Zug, der dem modernen Gefühl durchaus widerspreche. Statt vieler Autoren genüge es zwei zu nennen. Gustav Freytag in seiner „Technik des Dramas" sagt geradezu, die dramatischen Ideen und Handlungen der Griechen entbehrten eine vernünftige Weltordnung, eine Fügung der Begebenheiten, welche aus der Anlage und der Einseitigkeit der dargestellten Charaktere vollständig erklärt werde. Sophokles zwar, das muß er zugeben, regiere einigemale in fast germanischer Weise Charakter und Schicksal seiner Helden; im Ganzen aber seien die Griechen nicht über eine Gebundenheit hinausgekommen, als deren Momente dann das unverständliche Schicksal, die Weissagungen und Orakelsprüche und dergl. mehr angeführt werden. Fr. Vischer schildert in der „Aesthetik" die religiöse Schicksalsvorstellung der Griechen als eine neidische, dunkle Macht, einen fürchterlichen Abgrund, das am meisten Gespenstische, was ihr Ideal aufweise, als den Ausfluß eines finsteren Geistes der Nemesis, des Neides der nivellirenden Allgemeinheit, und führt dann diese Schicksalsvorstellung ohne weiteres

als die treibende Macht der griechischen Tragödie ein. Der Schuldbegriff werde getrübt und gekreuzt dadurch, daß das Schicksal durch Träume, Seher, Orakel prophezeiht, also zum voraus gesetzt sei. Wo das Schicksal vorherbestimmt sei, da könne es sich nie und nimmer rein aus dem Gange der Handlung als Resultat erzeugen. Die Griechen, meint Vischer, haben die Antinomie von absolutem Schicksal und Schuld ungelöst stehen lassen, und es werde dabei bleiben, daß dies der kranke, immer beunruhigende Punkt in ihrer Tragödie sei. Von den neueren Dichtern hat sich vor allem Schiller mit bewußter Absicht an den dramatischen Stil der Griechen auch in dieser Beziehung angeschlossen; darum gilt auch von Schiller zum Theil das ungünstige Urtheil, das über das antike Drama gefällt wird. Schiller's Schicksalsidee, sagt Vischer, habe immer einen Rest ungelöster Härte behalten, der an die neidische Macht des altgriechischen Fatums erinnere. In der „Braut von Messina“ habe er förmlich diesen Begriff aufgenommen und dadurch den Anstoß zu den sogenannten Schicksalstragödien gegeben. Was den Griechen normal gewesen, sei uns abnorm; daher sei eine moderne Schicksalstragödie eine schlechte Tragödie. — Das sprechen dann die Meisten mit allem Nachdruck der Selbstverständlichkeit nach.

Und doch möchte dieses Urtheil im wesentlichen auf einem Mißverständniß beruhen. Es kann an dieser Stelle nicht unsere Absicht sein, in geschichtlicher Betrachtung die Sache des griechischen Dramas oder Calderon's oder Schillers gegen ihre Ankläger zu führen; aber soviel möchte doch aus unseren Ausführungen hervorgehen, daß das Mißbehagen, das manche jenen Erscheinungen gegenüber empfinden, auf das Schicksal, dieses in allem Tragischen nothwendig mitgesetzte und allgemeingültige Element, sicherlich nicht zurückgeführt werden kann. Worin liegt denn das Hinderniß, daß sich das Schicksal, als die äußere Form eines Geschehens, und eine vernünftige Weltordnung, als der Inhalt dieser Form, nicht auf's beste miteinander sollen vertragen können? Gesetzt, es gehörte zu den obersten Anforderungen der dramatischen Composition, daß eine höchste austheilende Gerechtigkeit den Gang der Handlung bestimme und jedem nach seinem Maße von Schuld zumesse, was ihm gebührt: warum soll diese Vernunft und Gerechtigkeit nicht im gegebenen Fall in der Form des Schicksals mit allem Apparat, der dazu gehört, mit Orakeln und Träumen, vererbtem Fluch und vererbter Schuld sich offenbaren? Scheint es sich doch vielmehr zu gebühren, daß dem Uebermuth, der Ueberklugheit, dem übermäßigen Selbstvertrauen seine Nichtigkeit und Ohnmacht gerade in dieser Form demonstrirt werde; erscheint es doch höchst vernünftig und gerecht, daß die Helden blinder Leidenschaft, eigenwilligen Egoismus', deren Wollen innerlich zufällig, willkürlich, durch Gesetz und vernünftige Allgemeinheit nicht gebunden ist, sich gegenüber die unendliche Uebermacht der scheinbar in sich gleichfalls zufälligen Schicksalsnothwendigkeit finden, die durch den Schein höchster Absichtlichkeit ihrer spottet.

Aus dem Alterthume haben wir eine einzige Tragödie, die wirklich als Schicksalstragödie bezeichnet werden darf, den „König Oedipus“ des Sophokles. Hier geht die Absicht wirklich auf das Tragische im prägnantesten Sinne und ist deshalb der ganze Apparat des Schicksals in Bewegung gesetzt; überall sonst bei den Alten, soweit uns ihre Dramen gerettet sind, steht das specifisch Tragische und das Schicksal, wenn es überhaupt in Betracht kommt, erst in zweiter Reihe und macht sich nur

in einzelnen Punkten geltend, so selbst im Agamemnon und den Sieben gegen Theben des Aeschylus, den Trachinierinnen des Sophokles, in denen das Schicksal noch am ehesten eine bedeutendere Rolle spielt. Aber mit welcher unerschöpflichen Meisterschaft ist im König Oedipus von dem weisesten und reifsten aller Dichter, der uns freilich nichts erläßt und in vollendeter Kunst auch das Herbste auszusprechen sich nicht scheut, die Anwendung des Schicksalsapparates motivirt worden! Welcher Ungestüm, welcher heftige Eigenwille, welche blinde Selbstgewißheit und welch übermüthiges Selbstvertrauen in diesem durch und durch edlen und herrlichen, aber heftigen und unbesonnenen Abenteurer, dem Oedipus! Welche Feinheit und Sicherheit der Wirkung in dieser leisen Beimischung von Oberflächlichkeit und Gewöhnlichkeit, ja von Leichtsinn und Frivolität im Charakter der Jokaste! Schiller hat in der Anordnung der dramatischen Handlung zweimal von dem Schicksal eingehenderen oder durchgängigen Gebrauch gemacht, im Wallenstein und in der Braut von Messina. Wir meinen, dem strebenden Ehrgeiz des Feldherrn, des feinen Rechners, der, weil er auf Macht und Ruhm und irdische Herrlichkeit nicht verzichten mag, in bewußter Abwendung von der Pflicht seinen Kaiser verräth, statt ehrenvoll zu fallen, dem tritt mit Fug und Recht der objective Zusammenhang der Welt in der Form des Schicksals gegenüber, seine Wege durchkreuzend und ihn selbst zu Falle bringend. In gleich untadeliger Weise wird durch die verheerende Gluth wilder Leidenschaften, die im Hause der Isabella herkömmlich ist, das Eingreifen des Schicksals motivirt. Hier überall ist die Form des Tragischen, die im Schicksal gipfelt, nur der Träger eines höchst vernünftigen und aus der Tiefe geschöpften dramatischen Gehaltes.

Aber allerdings, das ist nur die eine Seite der Sache, und wir sind garnicht geneigt zuzugeben, daß eine vernünftige Motivirung des Geschickes des Helden nur in dem Zusammenhange von Schuld und Strafe gefunden werden könne. Wenn Romeo und Julie nach kurzem Genuß höchster irdischer Seligkeit durch eine verhängnißvolle Reihe von Mißverständnissen und zufälligen Störungen den jähen Untergang finden, so entnimmt der Philister daraus die Lehre, daß es besser ist, sich nicht zu verlieben, wenn man sich aber einmal gründlich verliebt hat, wenigstens nicht eine heimliche Ehe zu schließen oder gar einen fingirten Tod zu sterben und sich bei lebendigem Leibe begraben zu lassen. Der Untergang einer Antigone soll lehren; daß es unrecht ist, dem Gebote des Mächtigen, auch dem ungerechten, zu widerstehen; Desdemona's herbes Schicksal zeigt, daß eine fromme Jungfrau nicht einem gütigen Vater entlaufen soll, um einen schwarzen Mohren oder Mauren zu heirathen; der Tod der Cordelia inmitten einer wild zerrütteten Welt beweist, daß man Sünde daran thut, wenn man sich vor einer kleinen hyperbolischen Redensart, einem bischen Schmeichelei gegen eine Respectsperson, die dergleichen gern hört, aus purem Eigensinn sperrt und scheut. So ließe sich die Liste in's unendliche fortsetzen. Es ist unglaublich, welche Sündenregister der Mißverstand für tragisch untergehende Helden alter und neuer Zeit fabricirt hat und zu fabriciren fortfährt, indem man mindestens zeigt, daß der Held für ein sittliches Gut, das er wahrt, ein anderes gleichberechtigtes opfert, wie z. B. für die Gattenliebe die Kindesliebe, für die Familie den Staat, woran doch eigentlich der Held gar nicht so unrecht thäte. Denn alles auf einmal kann man nicht wollen, man muß immer

etwas bestimmtes wollen, und darin liegt gewiß keine Schuld, wenn man nur sonst richtig wählt. Eine Schuld aber muß jedenfalls herausgerechnet werden.

Dergleichen ist völlig verkehrt. Das äußere Geschick der Menschen nach dem Verhältniß von Schuld und Strafe zu beurtheilen, entspricht weder der christlichen, noch sonst einer tieferen Auffassung des Menschenlebens. Zudem, Tragödien sind nicht wie moralische Erzählungen für artige Kinder zu behandeln. Wir wollen die Alten, die ja blinde Heiden waren, wir wollen Calderon, den bigotten Katholiken, preisgeben; aber Schiller wenigstens hat doch sicher gewußt, was sittliche Freiheit bedeutet, und kein Dichter hat in dem Maße wie er die Verherrlichung des frei sich entschließenden sittlichen Willens als seine wesentliche Aufgabe behandelt. Wenn Schiller für die Gestaltung der dramatischen Handlung, ein Fach, von dem er doch etwas verstanden zu haben scheint, zum Schicksal greift, so sollten die gestrengen Herren Kritiker, welche die Vernunft darin nicht entdecken können, billigerweise zuerst fragen, ob die Schuld an Schiller's Unzulänglichkeit oder an ihren Vorurtheilen und ihrem Mißverständniß liegt.

Der Dichter lehrt nicht, der Dichter gestaltet. Das innere vernünftige Bildungsprincip des Kunstwerks, seine organische Einheit, ist nicht logischer, nicht ethischer, sondern ästhetischer Art. Das Schöne ist dem Wahren und Guten innig verwandt, aber es ist weder das Wahre noch das Gute; es bildet eine Welt, oder richtiger eine Seite der Welt für sich, es liegt in der erscheinenden Form ihrer äußerlichen Vielheit. Die Rücksicht moralischer Lehrhaftigkeit ertödtet das Aesthetische. Die Nationen und Geschlechter gestalten in ihren Kunstwerken denselben idealen Lebens- und Bewußtseinsgehalt, der sie überhaupt durchdringt, der auch in ihrer Religion, ihrer Sprache, ihrem Recht und Staat, ihrer Wissenschaft erscheint, aber sie gestalten ihn dort in ästhetischer Form. Die Form ist das Erste, worauf zu regardiren ist; sie, und nicht der ideale Gehalt, ist das der Kunst specifisch Eigenthümliche, wie in dem Bau der Sprache oder des Staates zwar der allgemeine Gehalt des Geistes erscheint, aber gemäß dem specifischen sprachlichen oder staatlichen Bildungsgesetze. Das Tragische des anscheinend vernunftlosen Schicksals ist eine der Grundformen ästhetischer Lebensauffassung; als solche muß man es gelten lassen und dann zusehen, wie die Völker in dieser Form, was ihnen als das Heiligste galt, zur Erscheinung gebracht haben. Laokoon, den unentrinnbar die Schlange, wie den Helden das Schicksal, umwindet, dieses Urbild tragischen Unterganges des Edlen und Großen, würde, wenn er nur sonst allen Anforderungen des hohen plastischen Stils entspräche, darum nicht weniger künstlerisch vollendet erscheinen, weil der Künstler versäumt hat, durch ein „Fabula docet“ die Geschichte moralisch zu illustriren.

Das wahrhaft Tragische bringt mit seinem Grausen und seiner erschütternden Gewalt auch gleich seine Rechtfertigung mit sich. Daß „die Auffassung im letzten Grunde traurig, finster, zermalmend“ ist, wie G. Freytag der griechischen Tragödie zum Vorwurf macht, würde gar nicht schaden, auch wenn die Beobachtung zutreffend wäre. Einer „Versöhnung“ bedarf es für die gesunde Empfindung nicht. Warum soll denn auch überall gleich die Versöhnung bei der Hand sein? Nicht jede Spitze muß gestumpft werden; manche Spitze ist gerade dazu da, um tief einzudringen. Das Tragische gehört der Sphäre des Kampfes an; es repräsentirt uns die Stufe

des Kampfes um die organische Form, der Auflehnung des Universums wider seine höchsten und vollendetsten Gebilde. Das Große und Herrliche wird rettungslos hingerafft. Ein energischer Wille findet energischen Widerstand; bewußtes Streben übernimmt freiwillig den Tod, um die edle Seele zu bewähren; hingebende Liebe scheut auch das höchste Opfer nicht; die harmlose Holdseligkeit der naiven Unschuld besteht nicht vor dem unerbittlichen Walten der finstern Nothwendigkeit; blinde Leidenschaft fällt dem in den Schein der Absichtlichkeit verkleideten blinden Zufall zum Opfer. In alledem ist nichts, was ein edles Gefühl kränkt. Das Edle mag untergehen, das Gemeine triumphiren: das Edle bleibt doch das Edle, das Gemeine doch das Gemeine. Die Versöhnung liegt in der inneren Natur des Edlen und Großen, edel und groß zu sein.

Ueber das Nationalitätsprincip in den Wissenschaften.

Von

Hermann Kopp.*)

Heidelberg.

Ein deutscher Fürst, dessen Heimgang vor nahezu fünfzehn Jahren zu beklagen war: König Maximilian von Bayern hat bei den vielfachen Begünstigungen, welche er in liberalster Weise der Förderung der Wissenschaften zu Theil werden ließ, namentlich größeren historischen Arbeiten Anregung und die Ermöglichung der Durchführung zugewendet; und als ein Vermächtniß des Vaters hat sein Nachfolger das Begonnene betrachtet und der Vollendung desselben seine Fürsorge geschenkt. Zu den Unternehmungen, welche in patriotischstem Sinne angeregt und aufgefaßt wurden, gehört auch eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Zuerst erfaßt 1858, gewann die Idee, eine Geschichte der Wissenschaften in Deutschland hervorzurufen, 1859 bestimmtere Gestaltung. Von einem zwiefachen Gesichtspunkt aus erschien die Verwirklichung dieser Idee als wünschenswerth: daß ein solches Werk den Antheil, welchen die Deutschen an der Ausbildung der Wissenschaften genommen haben, darlege; sodann aber auch, daß die wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen als ein Theil des nationalen Lebens derselben und damit auch der nationalen Geschichte betrachtet werden.

Die Schwierigkeiten einer Vereinigung dieser beiden Gesichtspunkte wurden von Anfang an nicht verkannt. Der berühmte Historiker, welcher den Anstoß dazu gab, daß die Geschichte der Wissenschaften in Deutschland in solcher Weise zu schreiben versucht werde, und der es dabei für nothwendig hielt, daß dem wissenschaftlichen Interesse des heutigen Tages nahe getreten und zugleich doch der große historische Verlauf der Bildung als der vornehmste Gegenstand der Arbeit betrachtet werde, — Leopold von Ranke sah diese Schwierigkeiten wohl ein, und mit Recht betrachtete er die hinter Newton und Leibnitz zurückliegende Zeit als weniger dafür geeignet, unter solchen Gesichtspunkten und in solchem Hinblick geschichtlich erfaßt zu werden. Aber für die mit den genannten

*) Das in diesem Aufsatz Vorgebrachte wurde in einem im Winter 1870/71 in Heidelberg gehaltenen Vortrag ausgesprochen.

großen Männern beginnende und seitdem verflossene Zeit erschien es ihm als möglich, die allgemeine Entwickelung jeder Wissenschaft und im Lichte derselben den Antheil, der den Deutschen an der Ausbildung der Wissenschaften zukommt, darzustellen, in der Art, daß das Erstere nur in seinen Grundzügen angegeben, das Zweite mit eingehender Ausführlichkeit nachgewiesen werde; denn als Object des Unternehmens, welches sich jetzt zur Geschichte der Wissenschaften in Deutschland in der neueren Zeit gestaltete, wurde das wissenschaftliche Leben in der Nation festgehalten.

Welch schöne Aufgabe! Und wohl war vorauszusetzen, daß Jeder, welcher sich mit der Geschichte seiner Wissenschaft beschäftigt hat, an der Lösung dieser Aufgabe gern Antheil nehme! Aber für gewisse Fächer mindestens hatte, ihr zu genügen, Schwierigkeiten; wenn ich Dies zunächst für ein Fach, an dessen Bearbeitung gerade in der eben angegebenen Weise ich mich wiederholt und erfolglos versucht habe, mit aller Sicherheit sagen kann, vermuthe ich es stark auch für andere Fächer, deren Geschichten, wie sie als Theile des großen Unternehmens bereits erschienen sind, die Entwickelung der betreffenden Disciplin kennen lehren, aber wenig oder Nichts dem specifisch deutschen Gesichtspunkte bieten, welchem zu genügen sich doch als so wünschenswerth hinstellte und, wenn in jedem Theile des Ganzen eingehalten, dem letzteren eine wahrhaft nationale Weihe gegeben hätte. — Und für andere Fächer erscheint doch wiederum eine Bearbeitung ihrer Ausbildung in der ursprünglich vorausgesetzten Weise als mehr oder weniger erfolgreich ausführbar. — Worauf beruht das Eine, das Andere? Sich darüber etwas klarer zu werden, lag Dem, welcher nach bestem Können den Versuch gemacht hat aber nicht zu einem befriedigenden Resultate kam, nahe, und Interesse genug bietet vielleicht dieser Gegenstand, daß ich auch einen größeren Kreis einladen darf, einigen darauf bezüglichen Betrachtungen zu folgen: Erörterungen darüber, in wie fern für die Auffassung des Zustandes und der Entwickelung der Wissenschaften das Nationalitätsprincip ein berechtigtes oder zulässiges sei. Aber es wird für diese Betrachtungen der Nachtheil hingenommen werden müssen, der dann nie zu vermeiden ist, wenn ein nach seinen gewöhnlichen Beschäftigungen solchen Untersuchungen fremd Bleibender ungeübt und mit unzureichender Kenntniß von Vielem, was hier von Wichtigkeit sein mag, sich an sie wagt; es wird hinzunehmen sein, daß Wesentliches gar nicht oder nicht so, wie es gebührte, weniger Wesentliches dafür um so eingehender behandelt werde.

Vor Allem tritt, schon bei dem ersten Hinsehen, die größte der Schwierigkeiten sofort entgegen, wenn es sich darum handelt, die Entwickelung einer Wissenschaft vom nationalen Standpunkt aus zu schildern. Es ist die Schwierigkeit, dabei Dem gerecht zu werden, was Seitens verschiedener Völker geleistet wurde. Brauche ich zu sagen, daß Dies von dem berühmten Historiker, dessen Namen ich vorhin nannte, von Anfang an nicht übersehen wurde? Im Gegentheile hat er von vornherein betont, daß allerdings die Wissenschaften keine nationale Grenze haben, sondern man in steter Vergegenwärtigung Dessen bleiben müsse, was die allgemeine wissenschaftliche Thätigkeit der Welt hervorbringe; aber eine große Bedeutung komme doch zugleich der nationalen Theilnahme daran zu, und die Gegenseitigkeit der Einwirkung werde ein ganz neues Bild in dem inneren Leben der

Nation aufrollen. — In dieser Weise auch die Entwickelung einer Disciplin, deren Geschichte mich seit bald vierzig Jahren beschäftigt hat, darzulegen, den Antheil, welchen Deutschland an dieser Entwickelung genommen, und den Einfluß, den es von ihr erfahren, — Das betrachtete auch ich früher als etwas Erreichbares. Es hatte selbst etwas Lockendes, auf dem Grunde der Erkenntniß, wie der Fortschritt des Wissenschaftszweiges, um dessen Geschichte es sich handelte, überhaupt statthatte, die Gestaltung des Fortschrittes dieses Wissenschaftszweiges in dem einzelnen Lande zur Anschauung zu bringen. Denn es erschien mir da noch als etwas ganz Zulässiges, jenen Grund und diese Schilderung in etwas ungleicher Färbung und in verschiedener Ausführung der Einzelheiten zu halten; die Färbung des Grundes absichtlich eine etwas weniger vorleuchtende, die des darauf zur Anschauung zu Bringenden eine lebhaftere sein zu lassen; auf jenem Grunde als großmaschiger und gleichförmiger angelegtem Gewebe das Bild, wie die zu betrachtende Wissenschaft sich entwickelte, in dem Hervortreten einzelner Fäden und der dadurch bedingten schärferen Zeichnung zu deutlicherem Abheben zu bringen. Und dabei hoffte ich doch, richtige Angabe der Verhältnisse für die Gesammtentwickelung der Wissenschaft und den Antheil unseres Volkes an derselben einhalten zu können, wenn auch in der Schilderung, wie die zu betrachtende Wissenschaft gerade bei uns Verbreitung, Repräsentation und Förderung fand, mehr in Einzelheiten eingegangen würde. Das erschien mir früher als möglich, ohne daß daraus ein Ueberheben der Bedeutung und der Leistungen unseres Volkes hervorgehe.

Ich habe nachher eingesehen, daß — mir mindestens — für den Theil der Naturwissenschaften, um dessen Geschichte es sich da handelte, Dies nicht gelingen wollte. Die Schilderung fiel unrichtig aus, weil die einzelnen Theile, welche das Ganze der Entwicklung dieser Disciplin abgeben, nicht in den richtigen Proportionen vorführend. Und das ist, glaube ich, für die Geschichte aller der Wissenschaften zu befürchten, welche man als die exacten und die Naturwissenschaften bezeichnet (ich betrachte keineswegs alle die letzteren als auch in gleichem Grade zu den ersteren gehörend), will man sie von einem nationalen Standpunkt aus schreiben, und dabei — ich betone Dies ausdrücklich — die Entwickelung der betreffenden Wissenschaft im Ganzen doch auch als ein Hauptsächliches festhalten und nicht etwa nur als Etwas betrachten, dessen Kenntniß vorauszusetzen oder so weit nöthig in Erinnerung zu bringen wäre für die Schilderung wissenschaftlicher Zustände, Fortschritte und Einflüsse in einem bestimmten Lande. Jene Wissenschaften sind eben internationale, und wenn es sich um die Darlegung der Ausbildung einer derselben als den, nicht in zweiter Linie stehenden Gegenstand einer Arbeit handelt, fühlt man sich von der Art der nationalen Erfassung und Bearbeitung, welche dem vorhin genannten Meister der Geschichtforschung und Geschichtschreibung vor 19 Jahren als eine wünschenswerthe erschien, immer wieder nach dem kosmopolitischen Standpunkte hingedrängt und zur Befolgung der vor 1700 Jahren von Lucian gegebenen Vorschrift veranlaßt: der Geschichtschreiber solle sich als keiner besonderen Heimat angehörig, als keines Staates Bürger zeigen.

Gewiß: auch für solche Wissenschaftsgebiete, wie die in dem Vorhergehenden bezeichneten, sind historische Darstellungen gegeben worden, welchen man in keiner

Weise bestreiten kann, daß sie vom nationalen Standpunkt aus geschrieben seien, — welchen im Gegentheile gerade Dieses zum Vorwurfe zu machen ist. In glänzender Weise finden wir geschildert, wie die oder jene Wissenschaft innerhalb einer gewissen Zeit gerade bei Einem Volke Förderung gefunden habe: den Antheil der Angehörigen dieses Volkes in den Vordergrund gestellt, und alles sonst etwa Geleistete nur in so fern erörtert, daß die Größe jenes Antheiles dadurch um so bemerklicher hervortrete. Und es bedurfte dazu nicht einmal besonderer Aufforderung; manchmal brachte es die mangelhaftere Kenntniß des auswärts Geleisteten ohnehin mit sich. Aber nicht in Deutschland ist solche Art der Geschichtserzählung heimisch. Und wenn das Streben nach Unparteilichkeit und gleichmäßiger Bekanntschaft mit den Leistungen verschiedener Nationen für die Deutschen, ich darf sagen als etwas den Gelehrten unserer Nation Eigenthümliches anerkannt wird, so empfiehlt es sich in jeder Beziehung, gerade für solche Fächer, wo die Geschichtschreibung von *jenem* nationalen Gesichtspunkt aus ihre Schwierigkeiten hat, *diesen* Standpunkt als einen nationalen festzuhalten.

Ich bezeichnete vorhin gewisse Abtheilungen des Wissens als internationale. Was unterscheidet sie von anderen Abtheilungen der geistigen Thätigkeit, für welche das Nationalitätsprincip in zulässigerer Weise hervortreten kann oder in berechtigter Weise hervortreten muß? In vielfachen Richtungen sind bei verschiedenen Völkern die Naturanlagen des Menschen ausgebildet worden; welche unter den mannichfaltigen Ergebnissen sind als bestimmten Nationen zugehörig anzusehen, welche mehr als Gemeingut mehrerer Nationen? und für welche soll und kann Dem entsprechend die historische Betrachtung den nationalen Standpunkt mehr oder weniger festhalten? Ich maße mir nicht an, die Grenzen scharf ziehen zu wollen; aber Einiges anzudeuten, was hierauf von Einfluß sein mag, möchte ich mir erlauben. Und dafür will ich voranschicken, daß ich zunächst nicht weiter darauf Gewicht lege, ob die Betrachtung, wie zu einer gewissen Zeit der Zustand eines Theiles des geistigen Lebens einer Nation war, von einem Angehörigen der letzteren oder von einem ihr Fremden angestellt wird; denn da, wo Leistungen auf einem gewissen Gebiete wirklich nationale waren oder sind, ist Dies von dem Einen wie von dem Anderen anzuerkennen und in seiner Schilderung ersehen zu lassen.

Ob eine Partie der Bethätigung geistiger Kraft bei einem Volke mehr als eine nationale Leistung hervortritt oder des Charakters einer solchen mehr entbehrt, kann in zweierlei Richtung seine Begründung haben: Allgemeinere, nicht das Wesen gerade der einzelnen Partie berührende Umstände können darauf Einfluß ausüben, und andererseits kann es auch Solches thun, was der einzelnen Partie eigenthümlich ist. Eine derartige Unterscheidung verschiedener Einflüsse wird sich festhalten lassen, wenn auch selbstverständlich beiderlei Einflüsse sich zugleich geltend machen können.

Von allgemeineren Bedingungen treten namentlich zwei hervor: Einmal, ob ein Volk, was ihm an Zweigen der Cultur erreichbar geworden ist, abgeschlossener pflegt, oder mindestens für *den* Zeitraum und *den* Culturzweig, um welchen es sich handelt, dem Einfluß anderer Völker entzogen bleibt; oder aber, ob ein Volk den Einfluß der gleichzeitigen Entwickelung desselben Zweiges bei anderen Völkern mitempfindet und ausnützt. Sodann: wie weit ein Nationalitätsgefühl überhaupt sich bei einem Volke geltend macht.

Ich brauche nicht daran zu erinnern, wie in der Abschließung der Aegypter sich, was sie von Culturzweigen betrieben, national gestaltete; nicht daran, wie der Griechen geistige Kraft sie Wissenschaften und Künste — woher sie auch die Grundlagen dafür gewonnen haben — so selbstständig ausbilden, und ihr Selbstgefühl alle nicht ihre Sprache Redenden gerade auf dem Gebiete des Geisteslebens als so von ihnen getrennt betrachten ließ, daß die griechische Cultur als eine wirklich nationale uns noch glänzt; daran nicht, wie die Römer in manchen Abtheilungen dieses Gebietes sich weniger selbstständig erwiesen, in anderen und namentlich der des Rechtslebens um so selbstständiger: gewisse Theile des Wissens zu wahrhaft nationalem Besitze entwickelnd und ausbauend. Dann kommt, überfliegen wir rasch die Vergangenheit, die Völkerwanderung und eine Zeit, in welcher der Streit der Nationalitäten die politischen Ereignisse bedingte, aber auf dem geistigen Gebiete mehr zurückdrängte und verfallen ließ, als beherrschte. Nachher eine Zeit: die des Wiederauflebens der Wissenschaften, in welcher auf dem Felde der Wissenschaften und Künste zunächst die kirchlichen, dann die allgemein wissenschaftlichen Interessen und Anschauungen prädominiren, den nationalen Eigenthümlichkeiten auf dem Gebiete der Künste immer noch mehr Einfluß belassend, als auf dem der Wissenschaften. Denn wie das aus dem Alterthum gerettete Wissen in dem Mittelalter gepflegt und dargelegt wurde, hat bei den Repräsentanten wissenschaftlicher Thätigkeit in den verschiedenen Ländern kaum einen nationalen Charakter, und ebensowenig, was sich an Opposition gegen die im Mittelalter herrschende Art der Betreibung der Wissenschaften und an Bedürfniß, selbstständig weiter zu gehen, zeigt. Einzelne Nationen mögen auf den Umfang der Kenntnisse, auf die Schärfe des Urtheils in manchen Dingen, auf die Erkenntniß der Schwächen des damaligen Wissens bei Einzelnen ihrer Angehörigen stolz sein; aber die Leistungen auch dieser Männer aus jener Zeit tragen in keiner Weise ein nationales Gepräge, wie denn auch unter den Gelehrten damals der Gebrauch der ihnen allen gemeinsamen Sprache, der lateinischen, die Nationalität der Einzelnen zurücktreten läßt. Bei den Hervorragendsten des Mittelalters gesellt sich zu der Universalität ihres Wissens geradezu auch die Ablösung von dem Particularismus, welcher damit, daß Thätigkeit und Einfluß eines Mannes nationale Bedeutung haben, immerhin etwas verschmolzen ist.

Als an diese Zeit sich anschließend bietet sich unserem raschen Ueberblicke die, welche wir als die neuere Geschichte einleitend bezeichnen, und die, mit welcher wir die letztere beginnen lassen. Wie allgemein sich in dieser Zeit auch gewisse Richtungen und Bestrebungen geltend machen, — jetzt bethätigen sich doch einzelne Völker in der Erweiterung der Kenntnisse in so ihnen eigenthümlicher Weise, daß wir wohl von nationalen Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaften wieder zu sprechen haben: ein Volksstamm in der Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse; ein anderer in der Zurückführung zu den Werken des Alterthumes als Quellen des Wissens, aus welchen unmittelbar zu schöpfen sei; ein dritter bald in der Lossagung von der Herrschaft späterer Autorität auf dem Gebiete des Glaubens; und andere in anderer Art. Ich kann, bei den hier der Betrachtung gesteckten Grenzen, nicht über diese Andeutungen hinaus: nicht auf mehr, nicht auf Einzelheiten eingehen. Aber daran ist zu erinnern, wie lange

auch noch während der neueren Zeit für die Staatenbildung alles Andere mindestens ebenso viel, als das Nationalitätsprincip, als maßgebend erschien, und näher an uns heran noch das Gefühl der Zugehörigkeit an einen gewissen Staat das der Zugehörigkeit an eine bestimmte Nationalität fast zurücktreten ließ: daß wir noch, gerade für Deutschland, im vorigen Jahrhundert und in das unserige hinein, den wärmsten Patriotismus im Sinne der Anstrengung und der Opfermuthigkeit für den Staat unberührt finden von dem Gefühle der Nationalität, und das letztere eher wegwerfend behandelt; und wie hiermit im Zusammenhange für die Bearbeitung der Wissenschaften, für die Repräsentation derselben und die des feineren Denkens überhaupt gar wenig, was dem Nationalitätsprincip entspräche, sich zeigt. Denken wir daran, wie in Deutschland die Sprache der Gelehrten noch immer, auch die Sprache der höher gebildet sich Dünkenden eine andere als die deutsche war. Dort, wo man jetzt sich der Vertretung deutschen Wissens in erster Linie rühmt, in Berlin wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für die Kundgebung der Arbeiten der Akademie der Wissenschaften die französische Sprache angenommen: zu der Zeit, wo dort die sogenannten schönen Wissenschaften und die allgemeinsten Theile des Wissens in Voltaire ihre glänzendste Vertretung fanden, und die Partie der Wissenschaft, welche man als die wenigst ästhetische aber strengest wissenschaftliche bezeichnen könnte, sofern es die Aufgabe der Wissenschaften ist, Wahrheiten zu finden, — die Mathematik die ihrige in Maupertuis. Denken wir daran, wie die Vertretung der Wissenschaften an einem Orte, der schon damals sich zu einem Mittelpunkte deutscher Bildung gestaltete, möglich war für die genannten Männer, welchen dabei, neben vielem Anderem, auch die Anerkennung zuzugestehen ist, daß sie auch in Berlin die Zugehörigkeit zu ihrer Nation nie verläugneten. Denken wir andererseits daran, wie zu jener Zeit Deutsche, welche im Auslande lebten, von der geistigen Strömung einer fremden Nation so mitgerissen werden konnten, daß jede Zugehörigkeit an die eigene zurücktritt; ich erinnere an Männer wie Grimm und Holbach, welche wir mehr als den französischen Encyclopädisten, weniger als der deutschen Literatur ihrer Zeit zugehörig zu betrachten Ursache haben. Aber indem wir an alles Dies denken, tritt uns auch der erfreuliche Gegensatz zwischen damals und jetzt klar hervor. Noch wirken Deutsche im Auslande; mit Stolz blicken wir darauf hin, wie schwierigste Theile der Sprachwissenschaft in Paris, in Oxford z. B. Deutschen anvertraut waren und sind, wie wichtige Theile der Naturwissenschaften im Auslande durch Deutsche Vertretung gefunden haben und ebenso in anderen Fächern Landsleute von uns in fremden Ländern wirken, da deutschem Wissen Achtung verschaffend, wie für die Repräsentation der Wissenschaften in Rußland bis in die neuere Zeit namentlich Deutsche berufen waren und in unseren Tagen Italien für die Hebung des höheren Unterrichtes aus dem Auslande vorzugsweise Deutsche zu gewinnen gesucht hat; aber hier und in ähnlichen Fällen bleibt jetzt überwiegend bei den fern von der Heimat wirkenden Deutschen das Bewußtsein, welcher Nation sie ihrem innersten Wesen nach immer noch angehören, und wir hatten uns der Bethätigung dieses Bewußtseins in einer Zeit wie die von 1870 und 1871 zu erfreuen, — in einer Zeit, in welcher bei uns Deutschen das Nationalgefühl wieder erwachte und erstarkte in einer Weise, wie Dies noch wenige Jahre vorher nicht zu hoffen war:

uns erhebend in der Theilnahme an den großartigsten, über jede Vergleichung erhabenen Thaten, welche durch es geweiht waren, uns anmuthend in jedem, selbst den untergeordneteren Symptomen, wenn im Gegensatze zu der eben in Erinnerung gebrachten, des Nationalitätsgefühles bareren Zeit auch die äußerlichste und unwesentlichste Beziehung eines Deutschen zu Ausländischem, manchmal allerdings mehr in gesuchter als begründeter Weise, verläugnet wurde.

Aber wenden wir uns von dieser flüchtigen Betrachtung der allgemeineren Bedingungen, welche auf das Geltendmachen des Nationalitätsprincips in den Wissenschaften Einfluß üben können, einiger Erörterung darüber zu, inwiefern für die verschiedenen Gebiete, auf welchen der Geist des Menschen wirkt und schafft, nach der Eigenthümlichkeit der einzelnen jenes Princip ungleich zur Geltung kommt: welche unter ihnen mehr mit Nothwendigkeit von ihm beherrscht werden, welche im Gegentheil ihre Behandlung seiner Einwirkung mehr entzogen sein lassen. Diese Erörterung ist aber eine recht schwierige, und lückenhafter und unbefriedigender noch als die vorausgegangene kann ich sie nur bieten. Denn als Grundlage müßte da eigentlich genauer festzustellen sein, was die Nationalität und das Nationalitätsgefühl bedingt, und Das ist nicht so glattweg in erschöpfender Weise anzugeben; es ist ein Mehrfaches, und manches dafür in Erwägung zu Ziehende ist schwankend und streitig. Aber Einzelnes tritt doch, an sich und in Beziehung zu der uns beschäftigenden Frage, selbst Dem, welcher die letztere weniger in die Tiefe zu bearbeiten, mehr nur oberflächlich zu behandeln vermag, so deutlich entgegen, daß es auch zur Verdeutlichung Dessen, um was es sich hier handelt, dienen kann.

Ich gehe also nicht auf die Besprechung ein, von welcher Bedeutung für die Nationalität die Stammesgemeinschaft ist und wie doch wiederum im Laufe der Zeit verschiedenartige Stämme zu Einer Nation verwachsen können. Es genügt hier für uns, daran zu denken, daß für den Begriff der Nationalität, wenn er auch nicht mit dem der Gemeinsamkeit der Sprache ganz zusammenfällt, der letztere doch erheblichst mit in Betracht kommt; und Das bedarf keiner weiteren Ausführung. Auch nicht, daß die Sprache den Ausdruck des geistigen Lebens abgiebt. Und daraus folgt, daß denjenigen Partien dieses Lebens, für deren Leistungen nicht lediglich der Gedankeninhalt, sondern auch die Form, in welcher derselbe Ausdruck gewinnt: die Sprache wesentlichst von Belang ist, — daß diesen Partieen entschiedener eine nationale Bedeutung zusteht, als anderen, bei welchen die Darlegung des Inhaltes von der Sprache, in welcher sie geschieht, unabhängiger ist.

Es sind also vor Allem die s. g. redenden Künste: namentlich die Dichtkunst — wenn vorzugsweise die in gebundener Rede, doch auch die in ungebundener Rede ihre Schöpfungen vorführende —, dann auch die Redekunst, welche w e s e n t l i c h einen eminent nationalen Charakter besitzen. Für den Dichter erscheint uns der Gebrauch der Sprache der Nationalität, zu welcher er sich bekennt, als ein Nothwendiges; denn die beste Uebertragung Dessen, was der Mund des Dichters aussprach, in eine andere Sprache kann höchstens nur eine Annäherung an das in der ursprünglich gebrauchten Sprache Gesagte sein, selbst wenn die Uebertragung eine mit Recht so bewunderte ist, wie die uns Aelteren wohl immer noch geläufigste

Shakespeare'scher Stücke durch A. W. Schlegel, — anderer vortrefflicher Uebertragungen nicht zu gedenken, an welchen gerade unsere Literatur, und namentlich für Werke des Alterthumes, so reich ist. Giebt es auch Ausnahmen von der Regel, daß die Sprache des echten Dichters die Muttersprache oder doch die in frühen Jahren ihm vertrautest gewordene sei, so sind sie doch gerade häufig oder besser gesagt selten genug, die Richtigkeit der Regel zu erhärten. Weit hinter uns liegen die Zeiten, wo die Begeisterung eines deutschen Dichters unter Gebrauch einer classischen Sprache laut wurde, wie es z. B. bei Lotichius, bei Balde in dem sechszehnten und dem siebenzehnten Jahrhundert der Fall war. Und wenn heutzutage noch ein Carmen, sei es ein Carmen natalicium, ein Epithalamium, eine Nänie oder sonst eines, in lateinischer Sprache gedichtet vorkommt, oder zur Verherrlichung einer Feier eine Ode in griechischer Sprache zu Stande gebracht wird, oder gar, je nach den besonderen Verhältnissen des Ansingenden und des Angesungenen, andere, uns im Allgemeinen noch frembere Sprachen in Anwendung gebracht werden: so haben denn doch meistens die Meisten von uns mehr den guten Willen und die Sprachkenntniß des Dichters zu bewundern, als die Ursprünglichkeit und damit die Innigkeit der in dem Gedicht ausgesprochenen Gedanken, — vorausgesetzt, daß wir das Gedicht überhaupt lesen können. Wobei nicht ausgeschlossen bleibt, daß wir uns nach dem Maße unseres Verständnisses Dessen erfreuen, wenn ein Meister auf dem Gebiete der Philologie den classischen Inhalt einer neueren Dichtung uns in der classischen Sprache der Griechen oder der Römer wiederzugeben unternimmt. Wie selten ist doch selbst für Schriftsteller in Prosa — ziehen wir solche in Betracht, deren Werke nicht bloß nach dem sachlichen Inhalt, sondern auch nach der Form der Darstellung zu schätzen sind —, daß sie sich in einer ihnen eigentlich fremden Sprache ganz heimisch zu machen wußten; wie ausnahmsweise nur kommt es vor, daß bezüglich eines solchen Schriftstellers — ich erinnere an Sealsfield — längere Zeit Unsicherheit darüber herrschen konnte, in welcher Sprache seine Werke ursprünglich erfaßt seien. Wie selten ist die Befähigung, mit gleicher Leichtigkeit in verschiedenen Sprachen nicht etwa nur über geschäftliche oder streng wissenschaftliche Gegenstände, sondern auch über solche zu denken, welche dazu angethan sind, den Menschen bis in das Innerste zu bewegen; und wo Das der Fall ist, bleibt verhältnißmäßig häufig bei den mit gleicher Wärme über solche Gegenstände in verschiedenen Sprachen Denkenden die Temperatur, die sie dabei innerlich haben, durchweg eine laue.

Die Schöpfungen auf den Gebieten der Tonkunst und der s. g. bildenden Künste unterliegen einer solchen Beziehung zu der Nationalität ihrer Urheber, wie sie durch die Sprache bedingt ist, nicht. Wohl giebt sich in solchen Schöpfungen der oder jener Charakter als einer bestimmten Nationalität vorzugsweise angehörig kund, und wir benennen ihn danach, auch bei welcher er aufgekommen oder wesentlich modificirt worden ist; aber Repräsentanten einer Richtung, welche wir nach Einer Nation bezeichnen, können wir auch bei anderen Nationen finden.

Wenden wir uns jedoch zu der Betrachtung, wie für die Wissenschaften im engeren Sinne, je nach der Eigenart der einzelnen, sich die Beziehungen zu der Nationalität stellen: für welche Zweige des Wissens der Gegenstand ein einer

bestimmten Nation ganz vorzugsweise angehöriger ist; oder für welche wir Beschäftigung mit denselben erwarten können, die einer Nation oder Einzelnen aus ihr so eigenthümlich ist, daß sie wirklich als das Eigenthum dieser Nation angesehen werden kann. — Hierfür kann Factisches das den bedingenden Einfluß Ausübende sein, und Dies zu erörtern, werden wenige Hinweisungen genügen; aber auch Anderes, dessen Darlegung etwas mehr von dem hier mir zugemessenen Raum in Anspruch nehmen mag.

Dem Gegenstande nach kann ein Gebiet des Wissens einer Nation ganz besonders angehören. Vorab die Kenntniß der Sprache, welche ein Volk eint, und des Landes, auf welchem es lebt. Zunächst wohl die Geschichte der Nation: der Abstammung, der politischen Ereignisse, des Culturlebens, der Literatur u. s. w. National bleibt ein solcher Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit immer, mag diese auch von Solchen unternommen werden, welche der betreffenden Nation selbst fremd sind: Was Macaulay und Carlyle über den großen König, was Lewes über den großen Dichter unserer Nation geschrieben haben, behandelt uns national Zugehöriges, berührt uns dem Inhalte nach näher als die Landsleute dieser Schriftsteller selbst. Wie die Rechtsverhältnisse bei einer Nation waren und sich gestalteten, die Gesetzgebung für eine Nation nach den verschiedensten Richtungen — solche Darlegungen betreffen ebenwohl factisch nationale Gegenstände. Und wenn wir die Reformation wesentlich als eine Arbeit des germanischen Geistes zu betrachten haben und die protestantische Theologie mindestens überwiegend in Deutschland Pflege und Bearbeitung fand, so stellen sich eben auch um dieser factischen Verhältnisse willen die Abtheilungen des Wissens und Forschens, welche diese Gegenstände behandeln, in engere Beziehung zu einer bestimmten: zu unserer Nation, als zu irgend einer anderen. Ich brauche nicht noch mehr Beispiele dafür anzuführen, daß einzelne Wissenschaftstheile um dessentwillen, was sie behandeln, bestimmten Nationen ganz vorzugsweise zugehören.

Anders ist es für andere Theile der Wissenschaft: für alle die, mit welchen sich zu beschäftigen jedem Volk eine Bedingung dafür ist, daß es zu den Culturvölkern im engeren Sinne gezählt werden könne. Denken wir daran, daß es Eine Disciplin mindestens giebt, für welche die Darlegung der gewonnenen Erkenntniß unabhängig ist von jeder Volkssprache, — eine Disciplin, an deren Bearbeitung sich, man darf wohl sagen alle Culturvölker, wenn auch mit sehr ungleich weit gehenden Resultaten, betheiligt haben und für welche man geradezu ausgesprochen hat, es sei die Beschäftigung mit ihr für alle denkenden Wesen vorauszusetzen. Ich meine die Mathematik. Bekannt ist der Vorschlag eines geistreichen Mannes, wie ein Gedankenaustausch mit den Bewohnern des Mondes, gäbe es solche und zwar mit Verstand begabte, versucht werden könnte: Solche Wesen würden sich bei der Annahme, daß der Verstand überall derselbe sei, wohl auch mit der uns als die eigentlichste Verstandeswissenschaft erscheinenden Mathematik beschäftigt haben und zu der Erkenntniß elementarerer Hauptsätze derselben gekommen sein; die Zeichnung eines derartigen Satzes der Geometrie, des nach Pythagoras benannten z. B., auf der Erdoberfläche in solcher Weise, daß sie vom Mond aus erkannt werden könnte, würde dann von ihnen auch verstanden und diese Kundgebung vielleicht später mit einer ähnlichen von ihnen erwidert werden. Es handelt sich uns

hier nicht um die Möglichkeit der Ausführung eines derartigen Versuchs, nicht um die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens desselben; wohl aber darum, daß es Partieen des Wissens giebt, welche nationaler Localisirung, wenn ich mich so ausdrücken darf, sich in der Weise entziehen, wie Dies uns sich dadurch verdeutlicht, daß ein solcher Gedanke, und zwar als ein keineswegs an sich absurder, ausgesprochen werden konnte.

Doch ich fürchte, mich allzu hoch verstiegen zu haben; bleiben wir lieber bei sublunarem Wissen, und noch bei denjenigen Theilen desselben, von welchen ich vorhin bemerkte, daß sie bei den verschiedenen Völkern, welche wir zu den Culturvölkern im engeren Sinne rechnen, Bearbeitung gefunden haben. Wohl können innerhalb eines oder des anderen dieser Theile des Wissens bei einer Nation selbstständigere Leistungen zu Tage kommen, bei einer anderen Nation diese fehlen. Dieses kann wiederum bedingt sein durch zeitweises Voreilen oder Zurückbleiben der wissenschaftlichen Thätigkeit bei einem Volk in einer gewissen Richtung, aber auch dadurch beeinflußt sein, in wiefern ein solcher Theil des Wissens unabhängiger von dem sonst schon oder gleichzeitig Geleisteten erfolgreich bearbeitet werden kann, oder nicht.

Es giebt Theile des Wissens, für welche eine Erhebung zu beträchtlicher Höhe bei Individuen — und *sie* wären uns dann auch Repräsentanten ihrer Nationen — gedacht werden kann ohne irgend welche Bezugnahme auf Das, was die Forschungen und Erfahrungen Anderer bereits ergeben haben. Für die Philosophie und speciell für die s. g. theoretische dürfte Das zu statuiren sein. Und wir sind in Deutschland stolz auf Das, was gerade innerhalb dieses Gebietes von Deutschen so eigenthümlich gearbeitet worden ist: auf *Leibnitz'*, *Kant's* und Anderer Leistungen als nationale, sofern sie unserer Nation dauernd zu größter Ehre gereichen; aber Niemand denkt daran, deßhalb den Theil des Wissens, in welchem jene Männer sich auszeichneten, als einen unserer Nationalität zugehörigen zu betrachten. Jeder weiß, und schier überflüssig ist es daran zu erinnern, daß die philosophischen Systeme im Zusammenhange standen und Einfluß auf einander ausübten, so weit zurück nur die Leuchte der Geschichte das Dunkel der Vergangenheit erhellt, und welchen Einfluß auf jene Denker unserer Nation gerade Solche ausübten, welche dieser Nation nicht angehörten: *Descartes* auf *Leibnitz* und *Hume* auf *Kant*. — Aber finden wir selbst bei diesem speculativen Theile des Forschens und Wissens die Selbstständigkeit für Individuen und damit für Nationen schon beeinträchtigt: noch mehr ist es der Fall für *die* Theile der Wissenschaft, bei welchen die Unmöglichkeit fast noch eine größere ist, ohne Kenntniß Dessen, was Andere gedacht und festgestellt haben, einen Standpunkt zu erreichen, von welchem aus eine Disciplin genügend erfaßt, erfolgreich gelehrt und gefördert werden könnte. Sind auch die Wahrheiten der reinen Mathematik Ergebnisse von Denkprocessen, für deren Durchführung die Gewährung von Hülfsmitteln Seitens Anderer nicht als eine Nothwendigkeit an sich zu betrachten ist, so ist doch Kraft und Lebenszeit eines Einzelnen seit urlanger Zeit unzureichend, alles bis zu ihm bereits Gefundene etwa selbstständig aus sich heraus zu entwickeln; was Andere, gleichviel welcher unter den in wissenschaftlichem Verkehre stehenden Nationen sie angehören mögen, herausgebracht haben, muß von Jedem, so weit es für seine eigene wissenschaftliche

Thätigkeit Bedeutung hat, auch in Betracht gezogen werden. Wenn möglich, ist Dies noch mehr bei denjenigen Wissenschaften der Fall, für welche das Zerstreutsein der Materialien, auf deren Bearbeitung sie beruhen, die gemeinsame Thätigkeit Vieler, auch verschiedenen Nationen Angehöriger nothwendig macht, und für jeden Einzelnen die Beachtung und Benutzung aller der von den Anderen erzielten Ergebnisse, soll die Arbeit des Ersteren nicht eine unsichere und ungenügende sein. Und ebenso unerläßlich ist Dies bei den s. g. Erfahrungswissenschaften, auf deren Gebieten ja die Leistungen der Einzelnen, wie sie an sich auch staunenswerth groß sein mögen, doch stets klein erscheinen dem von allen Anderen Geleisteten gegenüber.

Solche Wissenschaften entziehen sich Dem, daß sie als nationale betrachtet werden könnten; sie sind internationale oder nationalitätslose. In der Art der Beschäftigung mit ihnen können verschiedene Völker zu derselben Zeit differiren, wie es ein und dasselbe Volk zu verschiedenen Zeiten kann. In der ungleichen Behandlung können sich die ungleichen Nationalitätscharaktere spiegeln, und wiederum wird offenbar Dies stärker hervortreten da, wo die subjective Auffassung sich erhöht geltend macht, und weniger da, wo der objective Inhalt des Wissens das Ueberwiegende ist: stärker z. B. in den s. g. ethischen Wissenschaften als in der Mathematik und den s. g. Realwissenschaften. Doch nicht etwa nur auf einzelne Theile des Wissens beschränkt kann in der Behandlung derselben der ungleichartige Charakter verschiedener Nationen bemerkbar sein, sondern für weitaus die meisten werden sich, wenn auch in höchst ungleichem Grade, Anhaltspunkte für dahin zielende Wahrnehmungen ausfindig machen lassen, wie z. B. dem Geist Einer Nation die ganz vorzugsweise Hervorhebung des Thatsächlichen eignet; dem einer anderen der Trieb, das Ursächliche für erfahrungsgemäß Festgestelltes bis zur Erkenntniß der allgemeinsten Principien zu ergründen und selbst die Gefahr nicht zu scheuen, sich in unsichere und unfruchtbare Speculationen zu verlieren; dem einer dritten, sanguinisch mehr die Thatsachen zu behandeln, wie sie zu der individuellen Vorstellung und der Darstellung des einmal für wahr oder wünschenswerth Erachteten passen, als wie sie sind; u. s. w. Höchst interessant sind gewiß hierauf bezügliche Bemerkungen und Vergleichungen, und ich darf Dies um so unbefangener aussprechen, als mir selbst die Befähigung, sie zu machen, abgeht; denn dazu gehören Kenntnisse in der Völkerpsychologie und in den verschiedenen Gebieten des Geisteslebens, wie ich sie nicht besitze. Wir dürfen indessen hierbei nicht vergessen, daß, wenn sich solche charakteristische Züge bei Vielen, die einer Nation angehören, zeigen können, Dies keineswegs bei Allen der Fall ist, noch zu sein braucht. Wohl kann immerhin die Ungleichheit der Nationalcharaktere häufig zu erkennen sein in der Existenz verschiedener Schulen, in welchen der Einfluß verschiedener Individuen, jedoch auch bei einer und derselben Nation, seinen berechtigten Ausdruck findet. Aber wenn die Auffassung und Bearbeitung einer solchen Wissenschaft, wie wir sie hier zuletzt ins Auge faßten, vorwaltend vom Standpunkte des Nationalitätsprincips oder von einem, welcher dem nahe kommt, versucht wird, wird Unnatürliches begangen, und hat der Versuch höchstens den Schein des Erfolges, indem der Wahrheit nahe getreten, die wissenschaftliche Methode vernachlässigt oder gefälscht, dem zu bearbeitenden Stoffe Gewalt angethan wird.

Merkwürdig ist doch, wie die Bearbeitung solcher Wissenschaftsabtheilungen — und zwar gerade solcher, für welche man es am Wenigsten erwarten sollte — von so einseitigem Standpunkt aus oft genug unternommen worden ist. — Wir sind von Kindheit an daran gewöhnt, auf die Geschichte als die unparteiliche Richterin über Alles, was geschehen, zu blicken, und finden später doch so viele Beweise dafür, wie man sie auch in neuerer Zeit noch zur *Fable convenue* zu machen gesucht hat: namentlich in den populären, für die Masse berechneten Darstellungen, aber auch in Arbeiten, welche ernstere wissenschaftliche Bedeutung beanspruchten. Wie wurde in Frankreich unter dem ersten Kaiserreich die Geschichte zurechtgemacht und wie unter der Restauration umgearbeitet; wie hat sich in Deutschland unter der Firma der Kunde der Geschichte des engeren Vaterlandes ein Byzantinismus, wenn auch hierfür dieser Ausdruck gebraucht werden darf, wirksam zu machen gesucht, welcher die Landeskinder so mit passend zugeschnittener particularer Geschichtskenntniß zu durchtränken suchte, daß die Kenntniß der Geschicke und Thaten des größeren Vaterlandes ganz zurücktrat; wie ist auf historischem Gebiete vom specifisch preußischen und vom specifisch österreichischen Standpunkt aus gearbeitet und geschrieben worden, neben den Ungleichheiten der Auffassung und Darlegung von verschiedenen politischen Standpunkten der von verschiedenen confessionellen Standpunkten aus gar nicht zu gedenken. Aber auch in Wissenschaften, die sich mehr wie irgend andere als kosmopolitische gestaltet haben, durch die gleichmäßigere Bearbeitung bei mehreren Nationen, so daß gerade für sie das Geleistete sich zu Fachliteraturen selbst ohne Unterabtheilung nach dem von verschiedenen Nationen Beigetragenen zusammengestellt hat, — in den Naturwissenschaften z. B. hat man dem Nationalitätsprincip in unzulässiger Weise gehuldigt: über den berechtigten Stolz auf die wissenschaftlichen Leistungen der eigenen Nation hinausgehend die vorzugsweise Repräsentation einer Wissenschaft durch diese Nation, eine Art Eigenthumsrecht einer Nation an eine Lehre behauptend. Wo eine Wissenschaft begründet, wo eine Lehre aufgestellt worden sei, welche Kräfte, der Zahl und Größe nach, eine Nation anderen gegenüber aufzuweisen habe, ist dafür herangezogen worden. Oft genug hat die in einem Lande gerade blühende Schule, ein in einem Lande aufgekommenes System gesagt: ich bin die Wissenschaft. Die mir nächststehende Disciplin, die Chemie ist z. B., auf einer bestimmten Stufe ihrer Entwickelung oder überhaupt, von unserem westlichen Nachbarvolk mehr als einmal gleichsam wie französisches Staatseigenthum hingestellt worden, zu dessen Nutzung und Mehrung dann auch andere Nationen zugetreten seien. Als *la chimie française* wurde gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ein neu begründetes chemisches System bezeichnet, allerdings von einem ehrsüchtigen Genossen des Urhebers desselben deßhalb, weil es lockender war, die französische Chemie mitzurepräsentiren, als Lavoisier's System; in frischer Erinnerung steht bei meinen Fachgenossen, welcher Staub vor etwa zehn Jahren aufgewirbelt wurde durch den Fehltritt eines französischen Forschers, eine schon vor ihm mehrfach behauptete historische Unwahrheit geschärft wieder vorzubringen in dem Ausspruch, die Chemie sei eine französische Wissenschaft, weil sie als Wissenschaft durch Lavoisier begründet worden sei. Solches und Aehnliches ist behauptet und dann, auch auswärts, wiederholt worden; denn welchen Einfluß übt nicht, oft selbst für längere

Zeit, in der Geschichte der einzelnen Wissenschaft eine vom Feuer der Parteilichkeit für eine Person oder eine Nationalität durchglühte Schilderung einer wichtigen Periode aus: es Denen, die später über denselben Gegenstand schreiben, bequem machend, ihre eigene Darstellung in dem von jener Schilderung reflectirten Lichte auch noch glänzen zu lassen. — Und mit welchem Eifer hat man, zur Musterung der einer bestimmten Nation angehörigen geistigen Größen als Repräsentanten der Wissenschaft, die Zahl derselben zu vergrößern gesucht, inconsequent bald den Aufenthalt während der Zeit des eigentlichen Wirkens, bald den Ort der Geburt als maßgebend für die Nationalität betrachtend. Ich erinnere mich nicht, daß in Frankreich Cuvier deßhalb nicht als der französischen Nationalität zugehörig betrachtet worden sei, weil er auf, damals in deutschem Besitze befindlichem Gebiete geboren, übrigens auch in Deutschland gebildet war; aber wohl erinnere ich mich in ein.r französisch geschriebenen Geschichte der Chemie — deren Verfasser mit solcher Behauptung wohl nicht gegen den Geist der Nation zu sündigen glaubte, die ihn adoptirt hatte — die Behauptung gelesen zu haben, Frankreich könne den Schotten Black als sich zugehörig beanspruchen, weil dessen Eltern zur Zeit seiner Geburt um eines Handelsgeschäfts des Vaters willen sich in Bordeaux aufhielten. Was könnte eine Reunionskammer, die von so gutem Willen geleitet und passend besetzt wäre, für die Vergrößerung des Reichthums einer Nationalität an großen Männern leisten, namentlich wenn man auf der da eingeschlagenen Bahn noch einen Schritt weiter ginge und z. B. in Betracht zöge, daß — um wiederum bei einem berühmten Manne meines Faches zu bleiben — der Britte Cavendish in Nizza geboren, aber Nizza später unter angeblicher Mitberücksichtigung der Nationalitätsverhältnisse von Italien an Frankreich gekommen ist. Wenn sich im Alterthume sieben Städte um die Ehre gestritten haben, die Vaterstadt des Homer zu sein, und die betreffende Unsicherheit dadurch noch erhöht wird, daß wir nicht einmal genau wissen, welche Städte diese sieben waren, — könnten wir da nicht auch einen ähnlichen Streit einer größeren Zahl von Nationalitäten darüber erwarten, welcher von ihnen ein großer Mann der neueren Zeit angehöre?

Ich habe jetzt ein paar Beispiele dafür angeführt, wie das Nationalitätsprinzip in den Wissenschaften in ungehöriger Weise sich geltend zu machen versuchen kann. Wenn diese Beispiele vorzugsweise Einer Nationalität entlehnt wurden, so geschah es deßhalb, weil sie hier vielleicht stärker und häufiger sich finden, als sonstwo, mir wenigstens ungesucht gerade da sich boten; aber bei anderen Nationalitäten finden wir ganz Aehnliches. Auch für die deutsche mangeln die Beispiele nicht; auch nicht für die nachtheiligen Folgen, welche es für den wissenschaftlichen Fortschritt einer Nation haben kann, eine Wissenschaft in einer bestimmten Art der Auffassung als nationales Gut zu betrachten. Abermals in meinem Fache rückwärts blickend denke ich daran, wie gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Beschäftigung mit Chemie in Deutschland dadurch beeinträchtigt wurde, daß man sich von einem unzureichend gewordenen und widerlegten Systeme namentlich auch deßhalb so schwer loszusagen vermochte, weil es als ein nationales angesehen wurde. Und wenn in unserem Jahrhunderte Viele an der Naturphilosophie, wie sie sich da allerdings als eine uns national-eigenthümliche Richtung des naturwissenschaftlichen Strebens ausgebildet hat, aus gleichem Grunde länger festge-

halten haben — was zu glauben Manches Anlaß giebt —, so haben wir damit ein uns nahe liegendes Beispiel mehr für die Nachtheile, welche das Nationalitätsprincip für die Wissenschaften bringen kann.

Aber im Allgemeinen wird für die Deutschen anerkannt, daß sie in ihren wissenschaftlichen Arbeiten weniger particularistisch sind als andere Völker, welche selbstthätig an der Förderung der Wissenschaften Theil nehmen, und daß, wenn auch die deutsche Betrachtungsweise der Kritik nicht entbehrt und die Schwächen in der Auffassung und Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände bei anderen Nationen nicht unbemerkt läßt, vorzugsweise sie auch die Leistungen der anderen beachtet und schätzt. Nach der Ansicht Einiger, unserer Nation selbst Angehöriger wären wir sogar zur Ueberschätzung der Leistungen Anderer nur allzu geneigt. Sollte dieser Vorwurf wirklich ein begründeter sein, so wollen wir ihn lieber dauernd hinnehmen, als daß wir, ihn zu vermeiden, etwa in das andere Extrem fallen, die Universalität des Wissens bezüglich des auch außerhalb Deutschlands Gearbeiteten weniger anstreben und selbstgenügsamer wesentlich nur die auf deutschem Boden erwachsenen Früchte des Wissens als in Betracht zu ziehende ansehen. Ich meinerseits habe indessen auch bei uns im Allgemeinen nicht allzuviel Neigung gefunden, die eigenen Verdienste gering zu achten. Und das verträgt sich ja auch ganz gut mit der gebührenden Achtung der Verdienste Anderer. Wir opfern Nichts, wir fahren nur fort zu gewinnen, wenn wir uns den kosmopolitischen Standpunkt für die Auffassung und Behandlung derjenigen Wissenschaften bewahren, für deren möglichst fruchtbringende Bearbeitung er, wie ich hier anzudeuten versucht habe, ein innerlich begründeter ist.

In einer Zeit, wie die des letzten Krieges mit Frankreich: in einer Zeit, wo unsere Nation einig war und unser Nationalitätsbewußtsein erstarkt war und uns durchglühte, wie die Geschichte Deutschlands kaum ein Beispiel dafür kennt, in einer Zeit, in welcher in uns jeder andere Gedanke hinter den an Deutschlands Kampf, an seine Zukunft, an seine Größe, zurücktrat, — in dieser Zeit konnte man, gerade nach Einzelnem was sie gebracht hat, und gerade in dem Gedanken an Deutschlands Größe, soweit sie auch in den Wissenschaften zu wahren ist, sich wohl veranlaßt finden, den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, daß *hier* dieser kosmopolitische Standpunkt uns erhalten bleibe. Es war ein Natürliches, daß in einer Zeit der berechtigtsten Entrüstung, in dem Gefühle der Nothwendigkeit, Alles aufzubieten und anzureizen, was uns stärken könne, sich der Verdammung der Anmaßungen eines unsere höchsten Güter bedrohenden Nachbarvolkes auf dem Gebiete der Politik die ernste Prüfung hinzufügte, was dort nicht etwa nur Einen zu solchem Frevel trieb, sondern unzählig Viele sich ihm in unbegründeten Voraussetzungen, in verwerflichen Wünschen zugesellen ließ: eine ernste Prüfung der socialen Verhältnisse jener Nation und alles Dessen, was darauf Einfluß hat und dadurch bedingt ist; und Grund genug zum strengsten Urtheil bot, was an Verdorbenheit und Zuchtlosigkeit da hervortrat, an Leichtfertigkeit und Begehrlichkeit, an Ausbildung des Sinnes für das Aeußerliche bei Beschränktheit bezüglich des Innerlichen, und dabei an Selbstüberschätzung in der Beanspruchung, das Höchste in der Cultur und Civilisation unserer Zeit zu leisten und zu repräsentiren. Dem, was solche Betrachtung für jene Seite ergab, wurde entgegengestellt, auf was

unsere Nation stolz sein kann; auch auf dem Gebiete der Wissenschaften ist der Vergleich gezogen worden. Saiten, welche in uns Allen Anklang fanden, haben patriotische Worte angeschlagen, am Mächtigsten uns ergreifend, wenn sie voll Muth und Zuversicht in der Zeit ausgesprochen wurden, wo der Kampf noch unentschieden war. Dann, als die beispiellosen Erfolge der deutschen Waffen errungen worden, trat auch die Kritik der Leistungen in einzelnen Disciplinen hinzu, theilweise so, als suche man dem auf anderem Gebiete niedergeworfenen Feinde, was ihm an Werthvollem von wissenschaftlichen Verdiensten erworben sein mag, zu schmälern oder abzustreifen. Anlaß war in der That gegeben, daran zu erinnern, daß wir volles Recht haben, Fehler der Gegner zu rügen, aber daß wir Unrecht haben würden, in dieselben Fehler zu verfallen; daß wir volles Recht haben, Mißstände in der Behandlung der Wissenschaften bei anderen Nationen, wie bei uns, zu tadeln, aber keins, die Verdienste der ersteren herabzusetzen. Anlaß war gegeben zu der Warnung, nicht zu viel von dem Gegner zu lernen, und nicht zu versuchen, den Pariser Artikel „Selbstruhm" bei uns einheimisch zu machen. Es wäre mehr als einmal wohl daran zu denken gewesen, daß, wenn Deutschland bis dahin dem Areopag der Nationen das Urtheil bezüglich Dessen, was bei ihm wissenschaftlich geleistet wird, überlassen durfte, es Das auch fernerhin thun könne; daß wir uns, auch wenn wir Ansprüche geltend machen zu können glauben, besser nicht selbst darüber aussprechen, wo das Primat in einer Wissenschaft und in der Vertretung derselben sei. Das Prädicat „der ersten" läßt jede Nation besser andere ertheilen; es ist ein mißlich Ding, in dem wissenschaftlichen Wettstreite sich den Kranz selbst zusprechen zu wollen: einen Preis, welcher hier nur Werth hat, wenn er durch Acclamation der Anderen zuerkannt ist. Dahin zielende Aussprüche sind entweder unnöthig, oder unmotivirt, unangemessen wohl jedenfalls; und wo sie auch vorkommen und wie sie auch mit der Kundgabe patriotischster Empfindungen verwebt sein mögen: gerade sie erinnern, und auf wissenschaftlichem Gebiete mehr als manches Andere, an die jenem Nachbarvolke so oft vorgeworfene Eigenart, die eigenen Verdienste und die eigene Bedeutung bei jeder Gelegenheit über das richtige Maß hinaus hervortreten zu lassen. — Wenn in dem Auslande die Deutschen als das Volk der Denker bezeichnet worden sind, so liegt darin eine hochehrende Anerkennung des deutschen Geistes; aber läppisch würde uns die Beanspruchung solchen Lobes Seitens uns Angehöriger erscheinen. Wohl aber fordert eine Anerkennung, welche den Deutschen auf Grund der Leistungen der Besten unter den bei ihnen in den Wissenschaften Thätigen geworden, Jeden von uns, die wir den Wissenschaften obliegen, dazu auf, sich als Theilhaber einer Verpflichtung, wenngleich nicht einer Berechtigung, zu betrachten: zu denken auch daran — und weitergehend, als es mir in der hier gebotenen Darlegung gelungen ist —, wo das Nationalitätsprincip in den Wissenschaften ein berechtigt geltend zu machendes ist und welche Verirrungen durch unzulässige Anwendung desselben wir zu vermeiden haben.

Der Cholera-Mann.

Eine wahre Begebenheit aus meinem Leben.

Von

Heinrich Brugsch.

Es ist eine wunderliche Geschichte aus meinem vergangenen Leben, die ich im Begriffe stehe dem Leser zu erzählen. Und sie ist ebenso wunderlich, als sie wahr ist. Nicht wenige Augenzeugen, welche dieselbe bestätigen können, sind zum größeren Theile noch am Leben und dürften mir jederzeit für die Genauigkeit meiner Erzählung ein vollgültiges Zeugniß ablegen. Doch ich komme zur Sache.

Es war im Jahre 1860, als ich mich als officieller Begleiter einer Gesandtschaft angeschlossen hatte, welche die preußische Regierung nach Persien zu entsenden beabsichtigte, um Land und Leute in Iran kennen zu lernen und die Handels- und Verkehrsverhältnisse in dem nichts weniger als glückseligen Reiche Sr. Majestät Nasr-ed-din's, „des Königs der Könige", — Schahynschah —, einer näheren Prüfung an Ort und Stelle zu unterziehen. Die Aufgabe war insofern lohnend, als sie den Mitgliedern der Gesandtschaft, an deren Spitze sich der Baron Julius von Minutoli befand, die Gelegenheit bot, das vielbesungene Land der Rosen und der Nachtigallen, Dank seiner verlotterten Verwaltung, als ein heruntergekommenes, elendes, ärmliches Stück Erde in seiner wahren Gestalt zu würdigen, als ein Land, dessen Bewohner in Berg und Thal, in Stadt und Dorf nur unser höchstes Mitleid erwecken konnten. Persiens Ruhm und Glanz liegt heute in der Vergangenheit und der ideale Zauber seines Namens in den Meisterwerken seiner unsterblichen Dichter Firdosi, Hafiz und Saadi begraben.

Der Rosenmonat des Jahres 1860 sah uns bereits in Teheran, der Hauptstadt der Kadjaren-Dynastie, und volle drei Monate campirten wir am Fuße des nahe gelegenen El-Burs-Gebirges, um der gewaltigen Hitze in der Hauptstadt zu entgehen.

Für die Herbstzeit hatte der damalige Leiter der Gesandtschaft sich die Aufgabe gestellt, eine große Rundreise durch das Land zu unternehmen, deren Dauer auf drei bis vier Monate berechnet ward. Von Teheran aus sollte der Weg auf der großen Karawanenstraße über Hamadan und Isfahan nach Schiraz und dem persischen Golfe eingeschlagen werden. Für die Rückreise war die gerade und kürzere Straße von Schiraz über Isfahan und Kum nach Teheran in Aussicht genommen. Daß alle Welt, Perser und Europäer, dem Gesandten abriethen, gerade in der gefährlichsten Jahreszeit seinen Reiseplan auszuführen, konnte den muthigen und nur von den Rücksichten der Dienstpflicht geleiteten Mann nicht abhalten, sein einmal beschlossenes Vorhaben sofort auszuführen.

Eine stattliche Karawane von ungefähr vierzig Pferden zog gegen das Ende der sommerlichen Jahreszeit aus dem Südthore der Stadt Teheran. Sie bestand aus den vier Mitgliedern der Gesandtschaft, ferner aus zwei europäischen Dienern und schließlich aus dem unvermeidlichen zahlreichen Dienertroß von eingeborenen Persern und Kurden, welche im Hause und auf Reisen in steter Nähe ihrer Herren zu weilen pflegen. Wohl bewaffnet wie wir waren, reichte unsere Zahl vollständig aus, um jedem Angriffe feindlich gesinnter Räuberstämme energischen

Widerstand zu leisten. Dank dieser Vorsicht zogen wir selbst in den verrufensten Districten des Landes unsere Straße in aller Ruhe dahin, niemals und nirgends von kurdischen Wegelagerern behelligt, welche manchen Reisenden vor und nach uns bis auf das Hemd rein ausgeplündert haben.

Andererseits hatten die persischen Behörden alles aufgeboten, um die Rundreise der Gesandtschaft zu erleichtern, und die strengsten Befehle an die Gouverneure der Provinzen und an die Vorsteher der Städte und Dörfer ergehen lassen, den Vorschriften der persischen Höflichkeit zu entsprechen, die reisenden Fremden mit allen ihrer Stellung zukommenden Ehren zu empfangen und mit ihrem Kopfe für deren Sicherheit zu bürgen.

In der That blieb nach der Ehrenseite hin während der ganzen mehrmonatlichen Reise der Gesandtschaft nichts zu wünschen übrig. Persische Reiter in bunten Trachten und in reichem Waffenschmuck, unendlich traurig aussehende Serbazen (dies ist der einheimische Name für die Infanterie) und demüthig dreinschauende Stadt- und Dorfälteste pflegten vor den bewohnten Ortschaften der ankommenden Fremden zu harren, ihnen als Friedens- und Freundschaftszeichen Zuckerhüte und ganze Flaschen voll Citronensaft zu überreichen und sie nach dem jedesmaligen Quartiere zu geleiten, dessen Bequemlichkeit, nach unsern Begriffen, oftmals manches, wenn nicht alles zu wünschen übrig ließ. Aber wir befanden uns ja im Herzen von Asien und erwogen das weise Sprüchwort: Ländlich, schändlich!

War es mit unserer Sicherheit und mit unseren Ehren so wohl bestellt, wie ich es eben erzählt habe, so führte indeß fast ein Jeder von uns Europäern einen ungebetenen blassen Gast mit sich, der wie die Sorge hinter ihm auf dem Pferde saß, — die Krankheit. Der eine war vom Fieber befallen, der andere von der Dysenterie, und es bedurfte der ganzen Energie unseres Führers, um den Muth der Landsleute aufrecht zu erhalten und ihnen Geduld und Ausdauer zu predigen. Und doch hatte sich auch bei ihm bereits der Keim einer Krankheit entwickelt und der Tod saß ihm im Herzen.

Fast zwei Monate waren vergangen, als der Anblick der großartigen Ruinen des Tempelpalastes von Persepolis, in der Nähe von Schiraz, uns eine der angenehmsten Ueberraschungen während der ganzen Reise gewährte. Wir machten Halt, ließen im Angesicht des Tempels, am Fuße der majestätischen Freitreppe, die Zelte aufschlagen, die Flagge mit den vaterländischen Farben wurde aufgehißt, und in dem Genuß an den Werken aus längst vergangenen Zeiten der Weltgeschichte schienen wir die traurige Lage der Gegenwart weniger zu empfinden.

Todesmatt war ich vom Pferde dem helfenden Diener in die Arme gesunken. Eine Stunde der Ruhe, von Fieberschauern unterbrochen, hatte mich soweit wieder aufgerichtet, daß ich den Versuch wagen konnte, die Treppe des Tempels zu ersteigen und mit langsamem Schritte die merkwürdigste Ruinenstätte Persiens zu durchschleichen.

In das Zelt zurückgekehrt, packte mich die Krankheit mit verdoppelter Heftigkeit. Ich glaubte zu fühlen, daß es mit mir bald zu Ende ging, bald zu Ende gehen mußte, ergriff Papier und Feder und mit zitternder Hand schrieb ich meinen letzten Willen nieder, nahm Abschied von meiner Familie und empfahl sie Gott und allen guten Menschen.

Während ich das Geschriebene in ein Couvert that und in meine Reisemappe hineinschob, hörte ich eine vor meinem Zelte in persischer Sprache leise geführte Unterhaltung, deren Zwischenpausen durch die orientalischen Stoßseufzer: Möge uns Gott behüten und bewahren! Möge uns Heil widerfahren! mit offenbar ängstlicher Stimme gesprochen, ausgefüllt ward.

Auf meinen Ruf trat mein persischer Diener Jahija, ein chaldäischer Christ, in mein Zelt und erzählte mit banger Miene in seinen Zügen, so eben sei ein Perser von Schiraz in unserem Lager angekommen mit der Hiobspost, daß die Cholera in der Stadt und Umgebung mit großer Heftigkeit ausgebrochen sei. „Auch das noch!" — murmelte ich leise vor mir hin, — „Nun denn, wie Gott will!"

Der nächste Morgen sah uns wieder auf den Pferden. Elend und von den Angriffen der Krankheit erschöpft, hing ich mehr als ich saß im Sattel. Die Aussicht, in sieben oder acht Stunden Schiraz zu erreichen und für längere Zeit dort der Ruhe zu pflegen, ließ mich meine letzten Kräfte zusammenraffen. Halbweges mußte mich der Diener an meiner Seite vom Pferde heben, ich sank auf den Erdboden hin, unvermögend, ein Glied des Körpers zu rühren. Ein heißer Thränenstrom entquoll da meinen Augen. Mitten in einer steinigen Einöde liegend, vor mir ein steiler gebirgiger Engpaß, hinter welchem so eben das letzte Pferd der Karawane verschwunden war, packte mich die Wuth der Verzweiflung und mit einem lauten Aufschrei umklammerte ich den Arm des Persers, richtete mich trotz der brennenden Schmerzen, die meine Eingeweide durchwühlten, langsam in die Höhe auf, setzte den zitternden Fuß in den Bügel, ließ mich in den Sattel fallen und hielt mich krampfhaft mit der rechten Hand an der Mähne des Thieres fest, welches, von der übrigen Karawane getrennt, unruhig mit den Hufen scharrte. Hurtig hatte sich Jahija auf sein eigenes Roß geschwungen und mit Windesschnelle rasten die beiden Thiere über Stock und Stein dem Engpaß entgegen.

Wie ich im Stande gewesen bin, mich während des viertelstündigen tollen Rittes im Sattel zu halten und den steilen, felsigen, ungeebneten Gebirgspaß von fast einstündiger Länge des Marsches zu überwinden, davon habe ich mir bis auf den heutigen Tag keine Erklärung zu geben vermocht. Nur das Eine weiß ich mit aller Sicherheit, daß ich mich bald inmitten einer Hochebene befand, auf welcher langsam die Karawane einherzog.

Kaum hatten wir unser Ziel erreicht und uns dem Zuge von Neuem wieder angeschlossen, als in der Nähe einer Brücke ein Piket persischer Serbazen unseren Uebergang zu wehren drohte. Der commandirende Officier erklärte, strenge Ordre zu haben, Niemandem das Ueberschreiten der Brücke in der Richtung nach Schiraz hin zu gestatten, da die Cholera in und um Schiraz ausgebrochen sein solle. „Was auch wahr sein muß," fügte er wie bestätigend hinzu, „denn gestern Abend habe ich mit meinen eigenen Augen den Cholera-Mann über die Brücke reiten gesehen, ohne im Stande gewesen zu sein, ihn anzurufen oder zurückzuhalten."

„Wer ist der Cholera-Mann?" fragte ich verwundert, in der Meinung, ihn vielleicht mißverstanden zu haben.

„Herr," erwiderte der Angeredete, „der Cholera-Mann ist eben der Cholera-Mann, der jedesmal erscheint, um den Ausbruch dieser schrecklichen Krankheit an

irgend einem Orte vorher zu verkündigen. Hüte dich, ihn zu schauen, denn sein Blick ist düster und sein Antlitz wie das eines Sterbenden. Sein Auge bringt Unheil!"

Ich übertrug die persisch geführte Unterredung meinen europäischen Reisegefährten in verständliches Deutsch und wir waren bald darin übereingekommen, den Worten des persischen Serbazenführers wenig oder gar keine Bedeutung beizumessen.

Nachdem der persische Brücken-Commandant durch die vorgehaltenen officiellen Schreiben die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß wir unter dem mächtigsten Schutze des Königs der Könige standen, ließ er augenblicklich die kleine Truppe in Reih' und Glied treten und das Gewehr präsentiren. Ungehindert sprengten wir den Cholera-Cordon und zogen über die Brücke unsere Straße weiter gen Schiraz, an welcher linker Hand ein ärmliches Quellwasser dahin stolperte, als habe es den Schnupfen und wage nicht die Kiesel im Grunde zu befeuchten. Zu unserem gerechten Erstaunen wurden wir bedeutet, daß dieses Wässerlein die berühmte Quelle Rokne sei, an welcher der Dichterfürst von Schiraz seine schönsten Minne- und Weinlieder gesungen habe.

Etwa zwei Stunden vor Schiraz senkte sich das Hochplateau zu einer Ebene hernieder, in deren Mitte sich die Stadt, wie ein langes dunkles Band hinzog. Schwarzgrüne schlanke Cypressen, welche im Vordergrunde über Gartengemäuer hinwegragten, gaben ihr die einzige malerische Beigabe. Seit dem letzten großen Erdbeben, welches den größten Theil der Moscheen mit ihren Kuppeln und schlanken Minarets zu Boden gestürzt hat, ist ein neues Schiraz entstanden, ohne jede Spur einer hervorragenden Baulichkeit.

Hier auf dem letzten Absatz des Plateau's fand der feierliche Istakbal oder die officielle Einholung der Gesandtschaft durch die Würdenträger, Behörden und Truppen von Schiraz statt. Bunter und reicher denn irgend wo erschienen die auserwählten Kinder des Morgenlandes, um in wohlgesetzten Worten und mit ausdrucksvollen Zeichen ihre Freude über unsere Ankunft an den Tag zu legen. Die gegenseitig ausgetauschten Complimente nahmen endlich ihr Ende und es begann nun, mit orientalischer Etiquette, unter Staub und Hitze der feierliche Einzug in die Stadt.

Wir zogen durch die Hauptader derselben, den Bazar, wo viele Einwohner sich neben und vor den Verkaufsbuden aufgestellt hatten, um die ungläubigen Kinder des Nordens zu begaffen und zu bekritteln. Hier und da flog auch ein Stein in unsere Mitte, den irgend ein Gassenbube zum äußerlichen Zeichen seiner Verachtung den unreinen Söhnen Franciſtans nachgeschleudert hatte.

Da, wie mit einem Zauberschlage, erhob sich ein Schreien und Rufen aus der Menge, und man drängte gewaltsam vor von hinten nach vorn, als hätte ein unsichtbarer Feind das schaulustige Volk angegriffen und in die Flucht geschlagen. Unser Zug hielt einen Augenblick still, denn jede Bewegung nach Vorwärts war unmöglich geworden.

Einsam zog eine überaus traurige Figur an uns vorüber. Es war der Cholera-Mann. Jeder rettete sich scheu und entsetzt aus seiner Nähe.

Kaum einen Schritt von mir entfernt sah ich einen Reiter in dunkler persischer Tracht, mit der schwarzen Lammfellmütze auf dem Kopfe, der in schlottriger Haltung auf einem elenden schwarzen Klepper saß. Sein Gesicht war knochig,

gelblich blaß, fast todtenfarbig und von einem kurz zugestutzten häßlich rothen Barte umrahmt. Die tiefliegenden Augen von dunklen Ringen umgeben sah er starr vor sich hin, mit glasigem Blick, wie ein trübseliger Philosoph, der von der Außenwelt für immer Abschied genommen hat.

Bei dem Anblick dieser unheimlichen Gestalt, die langsam unserem Zuge entgegenkam, schien sich unseres ganzen Zuges eine gewisse Lähmung bemeistert zu haben. Niemand von den Eingeborenen sprach ein Wort. Die Erscheinung des Cholera-Mannes hatte ihre dämonische Wirkung auf die ganze Schaar ausgeübt.

Bei unserer Ankunft in dem Menzil, d. h. dem Absteigequartier, welches der Gouverneur dem Personale der Gesandtschaft zur Verfügung gestellt, hatte mein elender körperlicher Zustand seinen Höhepunkt erreicht. Ich warf mich todesmatt auf mein Lager und erwartete das Schlimmste mit stiller Resignation.

Ein paar Stunden hatte ich geschlummert, als der Baron v. Minutoli mir seinen Besuch abstattete, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, zugleich mit der Mittheilung, daß er in Begleitung seines Neffen, eines liebenswürdigen preußischen Offiziers (gegenwärtig der General v. Grolman), welcher der Gesandtschaft damals attachirt war, den Ritt von Schiraz nach Bender-Buschihr, am persischen Golf, am nächsten Tage in forcirten Märschen antreten wolle, um seiner Reiseaufgabe bis zum Ende hin gerecht zu werden. Unsere Unterhaltung, welche die Ereignisse der letzten Tage betraf, berührte auch den Cholera-Mann. „Ich habe ihn mir ganz deutlich angesehen," bemerkte lächelnd der Gesandte „und auch er sah mich mit seinen unheimlichen Augen groß und starr an."

Es war das letzte Mal, daß ich mit dem Baron eine längere Unterredung gepflogen hatte.

Er trat den gefährlichen Ritt nach Bender-Buschihr an, um als Leiche nach Schiraz zurückgebracht zu werden. Angesichts der Küste des persischen Golfes hatte ihn das Sumpffieber mit aller Heftigkeit gepackt. In der elenden Karawanserei von Khaneh-Zenyan, eine Station von Schiraz entfernt, hauchte er auf der Rückreise seine edle Seele aus.

Vier Jahre waren seit der erzählten Begebenheit verflossen, als ich die Ehre hatte durch das Vertrauen meiner Regierung mit der Stellung eines Consuls in Kairo betraut zu werden. Voll guter Hoffnungen siedelte ich im August des Jahres 1864 von Europa nach Afrika über, landete in Alexandrien und hatte mich bald inmitten meiner erdrückenden Fülle von Berufsgeschäften in der alten Khalifenstadt wieder eingelebt. Es war das dritte Mal, daß ich sie wiedersah, aber leider! unter ganz veränderten Verhältnissen.

In Amerika tobte noch immer der Bürgerkrieg zwischen den Süd- und Nordstaaten des Sternenbanners, das Blut floß in Strömen, alle Furien schienen entfesselt und Handel und Gewerbe lagen brach darnieder. Ungeheure Massen von Baumwolle waren verbrannt worden oder lagen aufgespeichert in den Südstaaten, ohne auf den gewöhnlichen Wegen des Verkehrs nach Europa, vor Allem nach England geschafft werden zu können. Eine natürliche Folge der Stockungen des Baumwollenhandels, welcher die Haupteinnahmequelle der Südstaaten bildete, war die zunehmende Steigerung der Preise der Baumwolle. In erster Linie hatten

Aegypten und Indien die amerikanische Concurrenz nicht mehr zu fürchten. Von einem Ende Aegyptens bis zum andern wurde der Ackerboden mit Baumwollenpflanzungen bedeckt und durch die ergiebigen Ernten Preise erzielt, die noch heute geradezu als fabelhaft erscheinen müssen. Alle Welt warf sich auf die Cultur und Industrie der Baumwolle. Die vorhandenen Menschenkräfte wollten zur Bewältigung der Baumwollenproduction nicht mehr ausreichen und zahllose Locomobilen und Dampfmaschinen neuester Construction und Erfindung nahmen ihren Weg nach dem Nilthale. Kotn (Baumwolle) und wieder Kotn war bei den Eingeborenen und Europäern die allgemeine Loosung des Tages geworden. Die goldenen Sovereigns und Napoléons wurden in ungeheuren Massen nach Aegypten importirt und dem Goldteufel seiner würdige Orgien gefeiert. Es entwickelte sich in Alexandrien eine großartige Baumwollenbörse; man wettete und speculirte auf Hausse und Baisse in Baumwolle, und ungeheure Vermögen wurden in Kotn ebenso schnell erworben, als sie verloren gingen. Die Folge dieser heut zu Tage kaum noch glaublichen Goldzufuhr war zunächst die allgemein zunehmende Vertheuerung aller, selbst der gewöhnlichsten und nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Die Miethen wurden in die Höhe geschroben, und nur einigermaßen bewohnbare Räume mit Gold aufgewogen, denn ein steter Zufluß beutesüchtiger Kaufleute und Speculanten fand regelmäßig auf den europäisch-ägyptischen Dampfschiffslinien statt und der Raum für so viele Einwanderer fing an bereits sehr knapp zu werden. Alexandrien und Kairo boten ungefähr das Bild der Großstädte Berlin und Wien in der goldenen Zeit vor dem Krach dar.

Diejenigen, welche nicht in der glücklichen Lage waren, sich an der Baumwollenspeculation zu betheiligen, sondern im Gegentheil auf Einnahmen angewiesen waren, wie sie früher ganz normalen Verhältnissen entsprachen, — in erster Linie die Consuln, — mußten harte Prüfungen bestehen und sich oft Beschränkungen auferlegen, wie sie weder ihrer Lebensstellung noch ihren nothwendigsten Bedürfnissen entsprachen, denn Aegypten, das moderne Baumwolleneldorado, fing an das theuerste Land der Erde zu werden.

Doch die Strafe des Himmels ließ nicht lange auf sich warten.

Die nordamerikanischen Unionstruppen hatten den Sieg über die Südstaaten davon getragen und jeder neue Tag brachte eine Friedenspost nach der andern. Die amerikanischen Baumwollenlager wurden geöffnet, in Massen ward dieses so theuer gewordene Product nach Europa übergeführt, damit fand ein gleichzeitiges Sinken im Preise statt und Aegypten hatte aufgehört den Hauptmarkt des Baumwollenhandels zu bilden. Die Börse von Alexandrien hatte nur noch Baisse zu notiren und Schlag auf Schlag erfolgte der Ruin der größten Handlungshäuser und Baumwollenetablissements. Die Dampfmaschinen und Locomobilen feierten und wurden zuletzt oft nur als altes Eisen verkauft. Viele Europäer wanderten aus und es begann allmälig Raum zu werden für die Zurückbleibenden. Eine große Rinderpest wüthete in dem ganzen Lande und raffte fast den ganzen Viehbestand fort. Die Cadaver der gefallenen Thiere wurden mit orientalischer Sorglosigkeit in den Nil geworfen und verpesteten das Wasser. Pferde und Hunde starben oft in wenigen Stunden dahin und, um das Maß aller Uebel voll zu machen, gewaltige, den Himmel verfinsternde Heersäulen von Heuschrecken kamen von Arabien

her übers rothe Meer geflogen, fielen auf Feld und Baum nieder und verheerten in wenigen Minuten den ganzen Fleiß des Landmannes. Die älteren Leute unter den Arabern schüttelten bedenklich das Haupt und meinten, eine große Krankheitsepidemie stände bevor, die Pest oder die Cholera, denn nach ihren Erfahrungen sei das plötzliche Hinsterben der Pferde und Hunde, sowie der Einfall der Heuschrecken der Vorbote einer gewaltigen Epidemie unter den Menschen.

Und sie hatten sich in ihren Ahnungen nicht getäuscht.

Es war im Sommersanfang des Jahres 1865, als die ersten Choleraanfälle mehrere Eingeborene an den Ufern des Mahmudiehkanales, in der Nähe von Alexandrien, mit rasender Schnelligkeit dahinrafften. Bald brach die ansteckende Krankheit in Alexandrien selber aus und eine unglaubliche Panique bemächtigte sich der Einwohner. Ein sauve qui peut war die allgemeine Loosung geworden, wer nur die Mittel dazu hatte, Aegypten zu verlassen, schiffte sich in dem Hafen von Alexandrien ein, Frankreich, Italien, Griechenland, die Türkei sahen Unmassen von Flüchtlingen aus Aegypten landen, die gern die unbeliebte Quarantäne über sich ergehen ließen, nur um dem gewissen Tode in Aegypten zu entfliehen. Auf den Dampfern selber waren die Plätze bis auf den letzten hin mit Reisenden aller Nationen vollgepfropft und manches Opfer fiel sogar auf der Ueberfahrt dem Tode durch die Cholera anheim.

Von Alexandrien aus nahm der rächende Würgeengel seinen Weg über die Städte Tauta und Benha nach Kairo. Die Khalifenstadt war wie ausgestorben, dazu die sommerliche Hitze beinahe unerträglich. Außer den einheimischen Bewohnern befanden sich in der Stadt von den Europäern nur die consularischen Behörden, die im ägyptischen Dienste stehenden Beamten und die ärmeren Klassen der Arbeiter, Händler und Ladenbesitzer. Der ganze übrige Rest, vor allen die sogenannte Crême der Gesellschaft hatte vor der Cholera Reißaus genommen, selbst ein großer Theil der Aerzte nicht ausgeschlossen. Andere, wie die rühmlichst bekannten deutschen Doctoren Sachs und Reil, hielten getreulich aus und leisteten ihre Hülfe in der aufopferndsten und menschenfreundlichsten Weise.

Wie vor einem schweren gewaltigen Gewittersturme lagerte eine drückende Schwüle über der Stadt und ihrer Bevölkerung. Mit ängstlicher Spannung fürchtete jeder den Ausbruch der schrecklichen Krankheit. Leider! ließ er nicht lange auf sich warten, ja übertraf die schlimmsten Vorahnungen.

In Geschäftsangelegenheiten befand ich mich an einem Vormittage, in den ersten Tagen des Monats Juni, bei dem Polizeipräfecten von Kairo, einem geborenen Türken, dessen offenes und biederes Wesen mir ungemein zusagte und mit dem ich stets in den freundschaftlichsten Beziehungen gelebt hatte. Nachdem die dienstliche Angelegenheit, welche mich zu ihm geführt, zu beiderseitiger Befriedigung bei dampfendem Tschibuk erledigt war, zog er mich geheimnißvoll bei Seite und raunte mir die Worte in's Ohr: „Consul, die Cholera ist da, die drohende Gefahr zu einer wirklichen geworden."

„Sind Fälle bereits vorgekommen und angemeldet worden?" fragte ich meinerseits.

„Noch nicht," antwortete er, „aber der Cholera-Mann ist eingetroffen und hat mir bereits in aller Frühe seinen Besuch gemacht."

„Der Cholera-Mann?!" rief ich verwundert aus, „sage was ist's mit dem, woher kommt er, wie sieht er aus?"

„Das frage ich mich selber seit Langem," gab er mir zur Antwort. „So viel steht fest, er erscheint plötzlich wie aus dem Boden gestampft und die Cholera-krankheit bricht sofort an dem Orte seiner Anwesenheit aus. Das letzte Mal habe ich ihn in Constantinopel gesehen."

Mein Erstaunen wuchs zusehends. Als ich dem Präfecten mein Zusammentreffen mit ihm in der Bazarstraße von Schiraz geschildert und eine Beschreibung seiner äußeren Person gegeben hatte, sagte er mit sicherer Ueberzeugung: „Es ist derselbe, genau derselbe, den Du gesehen hast. Bewahre uns Gott vor allem Schaden und tragen wir mit Ergebung, was im Buche des Schicksals geschrieben steht."

„Aber was wollte er von Dir?" warf ich von Neuem ein.

„Was er stets wollte und stets will, die polizeiliche Erlaubniß zum Eintritt in die Krankenhäuser und zur Besichtigung der von der Cholera heimgesuchten Kranken. Ohne ein Wort zu reden, pflegt er sich an das Bett des Kranken niederzulassen, der in Folge seines Besuches regelmäßig dem Tode anheim fällt."

Sechs Wochen lang wüthete die Krankheit in der furchtbarsten Weise in der Khalifenstadt, und forderte ohne Unterschied der Nation, der Stellung, des Geschlechts und des Alters ihre Opfer. Die kleine preußische Colonie, als deren Consul ich damals mein Amt verwaltete, und welche aus kaum siebenzig Seelen bestand, hatte in dem genannten Zeitraume nahe an dreißig Todte aufzuweisen. Sie raffte den Kanzler, den Secretair und den Kawaß des Consulates, zwei Missionaire und andere Personen deutscher Abstammung in wenigen Stunden nach dem ersten Anfall fort. Die Stadt war von Leichenzügen erfüllt, die vorhandenen Särge reichten nicht mehr aus und große leere Waarenkisten mußten sehr bald als Todtenbehälter mit dienen helfen. Die öffentlichen Fuhrwerke wurden zu Hülfe genommen, denn auch die Leichenwagen reichten nicht mehr aus. Ich selber, der letzte Uebriggebliebene vom ganzen Consulatspersonale, in einem öffentlichen Fuhrwerke sitzend, vor mir der Sarg eines Verstorbenen auf dem Rücksitz stehend, begrub als einziges Geleit mehrere preußische Unterthanen auf dem protestantischen Friedhofe bei Alt-Kairo. Die Strahlen der sengenden afrikanischen Sonne und heiße Staubwolken erleichterten mir das traurige Geschäft in keiner Weise. In der Nähe der Gottesäcker (ich erinnere mich besonders des griechischen) war ich genöthigt, mir die Nase mit einem Taschentuche zuzuhalten, denn man hatte sich damit begnügt, die Leichen nur zwei Fuß tief unter die Erde zu scharren und ein entsetzlicher Geruch modernder Leichen verpestete ihre ganze Nachbarschaft in der Umgegend.

Hier galt es, allen Muth zusammen zu fassen und nicht zu verzagen, wo alle menschliche Hülfe so ohnmächtig erschien. Selbst europäische Aerzte, welche einzelne Staaten, an ihrer Spitze Frankreich, eiligst nach Aegypten entsendet hatten, um Hülfe zu leisten, und die wenigen in Kairo zurückgebliebenen braven Aerzte zu unterstützen, fielen der Krankheit zum Opfer. Alle Geschäfte ruhten und nur die Apotheken feierten goldene Ernten. Sogenannte Cholera-Tropfen, eine vielgesuchte Panacee, wurden in kolossalen Massen angefertigt und verkauft.

Als die Epidemie ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde ich an einem Spätnachmittage nach dem französischen Hospital gerufen, um den letzten Willen

eines dem Tode verfallenen deutschen Landsmannes zu Papier zu bringen. Er lag in einem Seitenzimmer des ersten Stockes. Durch die beiden offenen Gitterfenster, hinter der Blätterkrone einer Dattelplame, brachen sich die Strahlen der scheidenden Abendsonne und erfüllten mit einem röthlichgoldenen Scheine das traurige Gemach, in welchem ein penetranter Krankengeruch den Aufenthalt für längere Zeit fast unmöglich machte. Mit dem Kopfende an die Wand gelehnt stand das Bett des Kranken frei im Zimmer. Eine französische fromme Schwester saß auf dem Stuhle zu Häupten meines deutschen Landsmannes, damit beschäftigt, ihm eine Medicin zu reichen. Ihr gegenüber, auf der entgegengesetzten Seite des Bettes, hatte ein Anderer Platz genommen — der Cholera-Mann, genau so wie ich ihn damals in Schiraz gesehen hatte, das gläserne, matte Auge starr auf das Gesicht des Leidenden gerichtet.

Ich konnte meiner Erregung kaum Herr werden. Die Schwester nickte mir mit einem traurigen vielsagenden Blick auf den Leidenden zu. Der Cholera-Mann schien mich nicht zu bemerken, leise näherte ich mich dem Bette des Kranken, der in demselben Augenblicke aufgehört hatte zu leben.

Ich drückte ihm mit einem stillen Gebete die Augen zu, besprach mit der Schwester alles Nöthige zur Sicherstellung seines Nachlasses und sah mich mit einem neugierigen, aber scheuen Blicke nach meinem Cholera-Mann um.

Er war still und ohne Aufsehen zu machen aus dem Zimmer verschwunden.

„Meine Schwester,“ fragte ich beim Weggehen die fromme Krankenpflegerin, „kennen Sie die so traurig aussehende Gestalt in persischer Tracht, welche an dem Bette meines von seinen Leiden soeben erlösten Landsmannes gesessen hat und die jetzt so plötzlich verschwunden ist?“

„Mein Konsul, nein! Ich weiß nur, daß er die officielle Erlaubniß hat, die Kranken in unserem Hause zu besuchen. Er kommt so plötzlich und so still als er geht. Ich setze voraus, daß er ein morgenländischer Arzt ist, der seine besonderen Studien an dem Bette der Cholera-Kranken verfolgt. Ueber seinen Namen und seine Herkunft weiß ich nichts Näheres anzugeben.“

Ich glaube, die fromme Schwester hat in ihrer Antwort das Richtige getroffen.

Nur durch eine eigenthümliche Verkettung seltsamer und außerordentlicher Nebenumstände hatte die unheimliche Gestalt des Cholera-Mannes anfänglich eine Bedeutung für mich erlangt, die ich fern davon bin, ihr heute noch beilegen zu wollen.

Rundschau über das nationale Leben.

Englische Parlamentsregierung. — Deutsche Beamtenregierung.

Von
J. C. Bluntschli.
Heidelberg.

Als in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zuerst in den süddeutschen Staaten, dann seit der Mitte des Jahrhunderts in Preußen die selbstherrliche Monarchie in die konstitutionelle Monarchie umgebildet und Verfassungen dort octroyirt, hier vereinbart wurden, welche auch der Volksvertretung einen erheblichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten verstatten, ahmte man zunächst die Formen nach, wie sie voraus in England ausgeprägt, dann nach Frankreich importirt und daselbst rationeller entwickelt, zuletzt in Belgien volksthümlicher formulirt worden waren.

Naturgemäß hatte diese Umgestaltung auch manche Reibungen und Kämpfe der verschiedenen politischen Organe zur Folge, bis endlich eine Art Gleichgewicht hergestellt ward. Die ersten unsicheren Gehversuche der neuen Kammern und die heftigen Conflicte zwischen ihnen und den Regierungen liegen dort im Süden seit mehreren Jahrzehnten, in Preußen seit 1866, hinter uns. Regierungen und Volksvertretungen haben inzwischen lehrreiche Erfahrungen gemacht und großentheils auch beachten gelernt.

Aber nur sehr allmälig dringt die Einsicht durch, daß es einer großen Nation, wie die deutsche, die eigene Ideen und Bedürfnisse, einen bestimmten Charakter und eine reiche Geschichte hat, weder würdig noch ersprießlich sei, lediglich fremde Verfassungen nachzuahmen, d. h. einen Körper für ihr Gesammtleben sich anzueignen, den vorher ganz andere Völker mit anderem Charakter, Geist, Neigungen und Aufgaben, für sich ausgebildet hatten. Nur nach und nach besinnen wir uns auf unsere Eigenart und entwöhnen uns der gedankenlosen und schwachherzigen Berufung auf französische Doctrinen oder auf englische Gewohnheiten. Die deutsche Verfassung darf nicht eine Copie der englischen, oder der früheren französischen oder der belgischen sein. Sie muß eine deutsche sein und werden, d. h. sie muß dem Wesen der deutschen Nation gemäß verstanden, erfüllt und fortgebildet werden.

Zu den sehr verbreiteten Meinungen, die täglich von hundert Zeitungen wie Dogmen verkündet werden, rechnen wir die Meinung, daß das Ideal und das Endziel der Repräsentativverfassung und daher der wahrren constitutionellen Monarchie die parlamentarische Regierung sei. Fast nur darüber äußert die liberale Presse Zweifel, ob dieses Ideal jetzt schon zu verwirklichen, oder seine Verwirklichung auf eine spätere Zeit zu vertagen und vorläufig nur vorzubereiten sei. Ich halte diese Meinung für ein bloßes Vorurtheil und für einen unseligen Irrthum, welcher zu vielen verkehrten Handlungen verleitet und nur schädlich wirken kann. Der deutsche Staat besitzt keine parlamentarische Regierung und erträgt keine parlamentarische Regierung. Die Einführung derselben wäre für Deutschland nicht ein Fortschritt, sondern ein Schaden. Sie ist nicht das Ziel, nach dem die deutsche Politik hinführen soll, sondern eine Gefahr, die wir vermeiden müssen. Wir haben in Wahrheit für unser Regierungssystem eine bessere Grundlage, als die parlamentarische Regierung, und wir thun gut, die deutsche Grundlage einer königlichen Beamtenregierung beizubehalten und mit dem Repräsentativsystem in Harmonie zu bringen.

Parlamentarische Regierung bedeutet Leitung der Politik und Oberleitung der Verwaltung des Staats durch das Parlament, beziehungsweise durch die Partei im Parlament, welche die Mehrheit der Stimmen besitzt, und deren Führer die Ministerämter übernehmen.

Diese parlamentarische Regierung ist zuerst in England entstanden. Sie hat auch heute in keinem andern Großstaate als in England einen sicheren Bestand und einen vernünftigen Sinn. Wo man sie bisher auf dem Continente nachgeahmt hat, da ist sie entweder, wie in Frankreich, wieder aufgegeben worden, oder sie hat, wie in Oesterreich und Italien, häufige Wechsel der Ministerien, eine schwankende und unzuverlässige Politik, und eine Verminderung des Ansehens dieser Mächte zur Folge gehabt. In kleineren Staaten, welche keinen activen Antheil an der europäischen Politik haben, wie in Belgien, da traten die Bedenken gegen diese Vertretung weniger hervor, aber auch in Belgien war die Gefahr sehr groß, daß eben die ultramontane Majorität der Kammer die Nation mit der Zeit in fremde Abhängigkeit bringen und geistig ruiniren werde.

In England hat die parlamentarische Regierung deshalb einen guten Sinn, weil sie hier nicht das künstliche Werk einer importirten Theorie, sondern das geschichtliche Ergebniß der englischen Machtverhältnisse ist. Der äußeren Form nach ist die englische Verfassung eine parlamentarisch beschränkte Monarchie, dem Wesen nach eine parlamentarische Aristokratie. Die moderne Parlamentsverfassung Englands hat sich aus der mittelalterlichen Parlamentsverfassung in Folge fortgesetzter Uebungen und Kämpfe langsam herausgebildet. Allmälig ist der Schwerpunkt der politischen Macht von den Königen auf das Oberhaus, in den letzten Jahrhunderten, seit der englischen Revolution, auf das Unterhaus übergegangen. Aber auch das heutige Unterhaus ist seinem Grundcharakter nach völlig verschieden von den continentalen Deputirtenkammern und von dem deutschen Reichstag. Obwohl die Zahl der englischen Wähler durch neuere Reformgesetze vervielfältigt worden und auf alle Haushalter ausgebreitet worden ist, so ist das Unterhaus doch nicht eine demokratische Volksvertretung, sondern,

dem aristokratischen Charakter der Nation entsprechend, eine Versammlung von hervorragenden Männern der Aristokratie.

Die Mitglieder des Unterhauses sind durchweg reiche Herren, welche zu den aristokratischen Classen, zu der „Gentry" gehören, mit den aristokratischen Parteien verbunden sind, meistens schon lange zuvor als Rittergutsbesitzer auf dem Lande die Ehrenämter der Friedensrichter besorgt oder sonst an der Selbstverwaltung einen thätigen Antheil genommen haben und sowohl die Muße als die Neigung besitzen, sich ganz dem öffentlichen Leben zu widmen. Sie haben nicht nothwendig die Universitätsbildung erworben, und wenn sie in Oxford oder Cambridge studirt haben, so sind sie da nur sehr unvollständig oder garnicht als Juristen oder Verwaltungsmänner erzogen worden, aber sie haben sämmtlich die social-politische Bildung eines englischen Gentleman erworben, und sind in den aristokratischen Traditionen englischer Politik aufgewachsen.

Die beiden großen Parteien, welche seit zwei Jahrhunderten mit einander um das Uebergewicht im Parlament gerungen haben, die conservativ-liberalen Whigs und die liberal-conservativen Tories, sind beide aristokratische Parteien und durchaus geübt in der Leitung der Staatsgeschäfte. Aus den Führern der Partei, welche im Parlament die Mehrheit hat, werden die Minister gebildet. Der König hat freilich verfassungsmäßig das Recht, die Minister nach eigenem Ermessen zu ernennen, aber thatsächlich ist der König genöthigt, alle seine Minister im Parlament und unter den Führern der Majorität zu suchen.

Die Grundlage der parlamentarischen Regierung in England ist also eine in der Staatsleitung geübte, zur Uebernahme der Staatsleitung fähige und jeder Zeit bereite Aristokratie, welche von der Krone Stärkung ihres Ansehens bei dem Volke erwartet, und daher sehr geneigt ist, ihrerseits die Würde und das Ansehen der Krone hochzuhalten.

Eine solche Aristokratie existirt in keinem continental-europäischen Lande, jedenfalls nicht in Deutschland, und nirgends als in England besitzt die Aristokratie heute noch diese unbestrittene Machtstellung. Schon um deswillen ist eine einfache Uebertragung der englischen Parlamentsregierung nach Deutschland unmöglich. Würde man die Form nachbilden, so bekäme dieselbe in Deutschland einen ganz anderen Inhalt. Die parlamentarische Regierung in Deutschland wäre das Gegentheil und keineswegs die Copie der englischen Parlamentsregierung.

Allerdings hat auch die deutsche Nation gewichtige aristokratische Elemente in sich, standesherrliche, reichsritterschaftliche Familien, alten Grundadel, eine Anzahl neuer, durch Industrie und Handel reich gewordener Männer, Notable der Wissenschaft und Kunst. Aber die deutsche Aristokratie hat nicht, wie die englische seit Jahrhunderten, die Führung der Nation übernommen und ausgeübt; sie hat nicht in der Polizeiverwaltung und im Parlamente ihre politische Thätigkeit ausgeübt. Sie hat nicht das Repräsentativsystem des modernen Staats in's Leben gerufen. So wenig war sie parlamentarisch gesinnt, daß sie viel mehr der Einführung der modernen Repräsentativverfassung in ihrer Majorität entgegen gewirkt, als dieselbe gefördert hat. Ein erheblicher Theil dieser Aristokratie hat auch in Deutschland dem Staate ihr Leben gewidmet, aber vorzüglich in dem diplomatischen und militärischen Dienste, daher in engem Anschluß an den König

und die **Regierung**, nicht an einen parlamentarischen Körper. Eine so beschaffene Aristokratie eignet sich gewiß nicht zur Grundlage einer Parlamentsregierung und sie strebt dieselbe nicht an.

Auf den Landtagen der deutschen Staaten finden wir fast nur in den **Ersten Kammern** und dem preußischen Herrenhause diese deutsche Aristokratie stark vertreten, aber diese Ersten Kammern sind durchaus nicht die eigentlichen Träger und Förderer des parlamentarischen Lebens. Sie haben eher eine vermittelnde und ermäßigende Stellung und Bedeutung zwischen den stärkeren politischen Factoren, der Regierung einerseits und der Volksvertretung im engeren Sinn, den Zweiten Kammern andererseits. Im Reichstage haben manche Mitglieder dieser Aristokratie auch Sitz und Stimme unter den übrigen Abgeordneten, aber sie bilden doch auch da nicht den Kern und nicht die Stärke der repräsentativen Versammlung.

In den **deutschen Abgeordnetenhäusern** herrscht durchaus nicht und nirgends eine Aristokratie. Die große Mehrzahl ihrer Mitglieder haben weder das unabhängige Vermögen und die freie Muße, noch die Fähigkeit noch die Neigung, die Staatsgeschäfte selber zu verwalten. Durchweg haben sie einen privaten Lebensberuf, welcher ihre Hauptthätigkeit in Anspruch nimmt. Sie sind nicht Politiker von Beruf, sondern Aerzte, Apotheker, Kaufleute, Advokaten, Landräthe u. s. f. Die große Mehrheit gehört den bürgerlichen Mittelclassen an, dem sogenannten dritten Stande. Sie wollen die Verwaltung controliren, nicht selber verwalten. Sie wollen einen Einfluß üben, daß nicht mißregiert und nicht zum Schaden der großen Volksklassen schlecht verwaltet werde. Aber sie wollen nicht die Verantwortlichkeit für die Verwaltung auf ihre eigenen Schultern laden. Weder Gesetze sollen erlassen werden ohne ihre Zustimmung, noch Steuern auferlegt werden, außer sie halten dieselben für nothwendig und gerecht. Aber in das verschlungene Labyrinth der Diplomatie und in die aktenreichen Bureaus der Verwaltung verlangen sie nicht einzudringen. Für die praktischen und wechselnden Bedürfnisse des Moments zu sorgen, überlassen auch sie den besoldeten Staatsbeamten.

Unsere Deputirten werden gar nicht in der Absicht gewählt, daß sie regieren sollen. Sie sind wesentlich **Repräsentanten der Regierten, nicht Aspiranten auf die Regierung**. Würde unsern Bürgern und Bauern die Frage gestellt: Von wem wollt ihr lieber regiert werden, von euren Deputirten oder von den königlichen Beamten, so würden sie mit erdrückender Mehrheit sich für die Beamtenregierung erklären. Sie wollen, daß ihre Deputirten ihre Interessen wahren in der Gesetzgebung und in dem Steuerwesen, und sie wollen, daß dieselben ihre Wünsche kund geben und ihre Beschwerden vorbringen. Sie verlangen einen Einfluß auf die gesammte Politik, je nach der Stärke der Volksgesinnung und je nach dem Drang der nationalen Bedürfnisse. Aber fast so wenig, als sie selber die Fähigkeit und die Neigung haben, die Staatsgeschäfte zu verwalten, fast so wenig trauen sie diese Fähigkeit und Neigung auch ihren Deputirten zu.

Wir haben auch **nicht** die großen zur Regierung erzogenen und in derselben geübten **Parlamentsparteien**. Unsere Parteibildung ist noch jung und gar nicht auf Regierung angelegt. Unsere Parteien bilden und spalten sich je nach den momentan hin und her wogenden Stimmungen, nach den Zeitideen und Verlangen.

Sie ändern sich auch ebenso in dem Personal fortwährend. Sie haben keine feste Tradition und höchstens insofern eine Beharrlichkeit, als gewisse Parteigegensätze tief und dauernd in der menschlichen Natur begründet sind, insofern, als es überall Liberale und Radikale, Conservative und Absolutisten gibt, nicht blos in der Regierung, sondern nicht minder unter den Regierten.

Die deutschen Minister gehen nicht aus dem Parlament hervor. Sie sind nicht die Führer der parlamentarischen Parteien. Sie gehen durchweg aus dem Beamtenkörper hervor, dessen Häupter sie sind. Das ist nicht etwa eine zufällige Erscheinung, auch nicht ein Zeichen, daß unsere Repräsentativverfassung noch in dem Kindesalter sich befindet. Das ist in der Geschichte und in den Verhältnissen der deutschen Staaten wohl begründet. Das ist nicht ein Mangel unserer Verfassung, sondern ein Vorzug derselben.

Wir haben keine aristokratische regierende Gentry, wie sie in England Parlament und Ministerien besetzt, und wir haben gar keine Lust, von einer derartigen Aristokratie regiert zu werden. Aber wir haben eine Institution, welche mit der englischen Aristokratie den Vergleich recht gut aushält, in vielen Beziehungen sie übertrifft, die hinwieder England nicht besitzt, nämlich den deutschen Beamtenstand.

Der deutsche Beamtenstand ist der wahre Träger und Ausüber der deutschen Verwaltung und die natürliche Grundlage auch für die politische Regierung. Die deutsche Regierung und die deutsche Verwaltung kann daher nicht eine parlamentarische sein noch eine parlamentarische werden, sie ist eine Beamtenregierung und Beamtenverwaltung, und soll das bleiben.

Der deutsche Beamtenstand ist nicht reich, wie die englische Gentry. Er bedarf zu seiner ökonomischen Ausstattung der vom Staate gewährten Besoldung. Er kann nicht auf eigene Kosten dem Staate seine Thätigkeit widmen. Er ist auch nicht auf die aristokratischen Classen beschränkt, sondern geht aus allen Volksclassen hervor. Er hat daher weit festere und viel breitere Wurzeln in der deutschen Nation, als die englische Aristokratie in den bürgerlichen Classen besitzt.

Aber er ist durch eine liberale Erziehung und durch eine wissenschaftliche Bildung emporgehoben über die übrigen Classen. Schon auf den Gymnasien ist er getränkt worden mit klassischer Bildung. Auf den Universitäten hat er die höhere wissenschaftliche Weihe empfangen und sich auch in studentischer Freiheit und Ehre geübt. Auf diesem Wege haben wir eine eigenthümliche Bildungsaristokratie bekommen, zu welcher Jedem der Zutritt offen ist, ob er nun von adlichen, oder von bürgerlichen, oder von bäuerlichen Eltern stamme. Auch der Sohn des Tagelöhners, der sich durch Talente auszeichnet, kann möglicherweise ein Studirter und als solcher Staatsbeamter werden. Allerdings sind diese Fälle selten. Die höhere wissenschaftliche Bildung, welche auf den Gymnasien und den Universitäten erworben wird, kann selbstverständlich leichter und besser von denen errungen werden, deren Eltern während vieler Jahre ihre Söhne so zu erziehen die Mittel besitzen. Aber der deutsche Beamtenstand ruht doch vornehmlich auf den großen bürgerlichen Mittelclassen und ist durchaus nicht auf die Geburtsaristokratie beschränkt.

Die Blüthe wissenschaftlicher Cultur wird besser gedeihen, wenn das Edelreis, das sie trägt, einem wohl gepflegten Stamme im Garten eingepflanzt ist.

An Vorbildung und an Kenntnissen, insbesondere an juristischen Kenntnissen ist der deutsche Beamtenstand der englischen Gentry überlegen. Er widmet auch sein Leben voller und angestrengter dem Staate, als diese. Er erfüllt die Berufsämter, nicht bloße Ehrenämter. An ehrenhafter Gesinnung steht er der englischen Gentry nicht nach, an Geschäftsübung und Geschäftsfleiß übertrifft er sie und wird viel schärfer controlirt als diese.

Im Großen und Ganzen ist die deutsche Beamtenverwaltung viel besser, als die englische oder die amerikanische Selbstverwaltung. In parlamentarischen Dingen mögen uns die Engländer noch lange Zeit als unerreichbares Vorbild vorausgehen. In unserm Beamtenwesen sind wir besser bestellt als sie und haben sie umgekehrt von uns zu lernen.

Unser Beamtenstand ist auch durch einen inneren Zusammenhang, durch einen engeren Verband der Sitte, der Gewohnheit, der Gesinnungsgemeinschaft ausgezeichnet; da haben wir auch eine Tradition, welche dem ganzen Körper Festigkeit und zugleich Mäßigung verleiht.

Der deutsche Beamtenstand steht zu der Krone in einem ähnlichen Verhältniß, wie die englische Aristokratie zu dem englischen Königthum. Er schließt sich aber näher und inniger an die Krone an, von der er seine amtliche Autorität ableitet, und der er hinwieder dient, indem er ihre Regierungssorgen theilt und für sie größtentheils die Ausübung der Regierungspflichten übernimmt. In den vorigen Jahrhunderten war der deutsche Beamtenstand ausschließlich von der Gnade des Fürsten abhängig. Er ist anfangs durch die Fürsten großgezogen worden, welche sich von den stolzen aristokratischen Vasallen mittelalterlicher Selbstverwaltung unabhängig machen wollten. Zur Zeit der absoluten Landesherrschaft war der Beamtenkörper, ohne welchen der Fürst nicht regieren konnte, welchem er die Verwaltung zu überlassen genöthigt war, zwar nicht eine rechtliche, aber eine thatsächliche Schranke fürstlicher Allgewalt und Willkür.

Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit, Ehre waren von jeher Tugenden des deutschen Beamtenstandes. Durch die Ertheilung pragmatischer Rechte hat derselbe überdem größere Sicherheit und Selbstständigkeit erlangt. Durch die moderne Idee des Staatsdienstes ist er noch mehr gehoben worden.

Als die Repräsentativverfassung eingeführt wurde, war dieser deutsche Beamtenkörper anfangs der Verfassungsänderung keineswegs zugeneigt. Er fürchtete zuerst, daß die Kammern eine rivale Macht werden, welche ihn aus seiner leitenden Stellung verdrängen könnte. Er hatte wohl auch einige Scheu vor seiner Verantwortlichkeit gegenüber den weniger geschäftskundigen Kammern.

Heute ist die Stimmung innerhalb des Beamtenkörpers eine andere geworden. Er hat sich mit der Repräsentativverfassung ausgesöhnt und befreundet, wenngleich er auch heute noch gelegentlich über die doctrinäre Principienreiterei, die überflüssige Viel- und Schönrednerei und die mancherlei Eitelkeiten des parlamentarischen Lebens lächelt oder ärgerlich wird. Aber er hat sich überzeugt, daß die Kammern doch nicht regieren und verwalten können, und wenn sie sich besinnen, auch nicht wollen, daß er also keinen Rivalen zu bekämpfen hat, und daß die öffentliche Controle, welche die Kammern gegen die Verwaltung üben, dieser eher nützlich, als schädlich ist. Er hat die wohlthätige Wirkung des repräsentativen Grund-

gedankens, wonach Regierung und Regierte, Verwaltung und Verwaltete nicht feindlich einander entgegen gesetzt, sondern organisch verbunden werden, vielfach erfahren. Er hat selber durch eine erhebliche Anzahl seiner Mitglieder sich an der parlamentarischen Thätigkeit betheiligt und mitten in den Kammern einen starken Einfluß auf dieselbe geübt.

Aber Eines steht fest: der deutsche Beamtenstand ist viel zu tüchtig, zu gebildet und zu geschäftskundig, zu einflußreich und zu thätig, um durch parlamentarische Parteien und Parteiführer aus seiner Machtstellung weggedrängt werden zu können.

Der deutsche Staat hat daher und will königliche Beamtenregierung und nicht Parlamentsregierung.

Vertrauliche Briefe aus Oesterreich-Ungarn.

Der Rahmen, welchen ich mir für die Skizze wähle, die ich Ihnen von der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns entwerfen will, umfaßt die Ereignisse, welche sich in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres nach Abschluß des Berliner Vertrages zugetragen haben. Wenn die Erwartungen aller europäischen Völker bezüglich der Kongreß-Resultate hochgespannt waren, so lag es nahe, daß man in Oesterreich-Ungarn jeder Nachricht von dem diplomatischen Areopage mit doppeltem Interesse entgegensah. Hatte man doch, als die passive Haltung unserer Regierung zur Zeit des russisch-türkischen Krieges mehrfache Interpellationen in dem Parlamente hervorrief, stets die auf die Zukunft vertröstende Antwort erhalten, daß eine Action unserer Monarchie erst dann eintreten werde, daß die Resultate der Andrassy'schen Politik erst dann zu Tage treten würden, wenn der Friede zwischen den kriegführenden Parteien zu Stande gekommen und Europa um seinen Schiedsrichterspruch befragt werden würde. „Wir werden unsere Interessen durch uns selbst und die europäischen mit Europa wahren;" dies war das Losungswort der Andrassy'schen Politik und diesem Losungsworte entsprang die zuerst von Andrassy angeregte Idee einer europäischen Diplomaten-Versammlung. Es würde zu weit führen, alle Bestimmungen, welche diese hohe Versammlung getroffen, einer eingehenden Kritik zu unterziehen und bei dem Umstande, als leider so manche der von ihr verhandelten Fragen offen gelassen wurden, vermag auch erst die spätere Geschichte ein endgiltiges Urtheil zu fällen. Was aber die Oesterreich-Ungarn zunächst berührenden Punkte des Artikels XXV. des Berliner Vertrages betrifft, so können wir vorerst hinsichtlich der Form nur mit Bedauern constatiren, daß dieselben einer präcisen Fassung ermangeln. Die Verschiedenheit der Interpretationen dieses Artikels ist zu wichtig, als daß wir darüber flüchtig hinweggehen könnten.

Derselbe lautet wörtlich:

„Les Provinces de Bosnie et d'Herzegovine seront occupées et administrées par l'Autriche-Hongrie. Le Gouvernement d'Autriche-Hongrie ne désirant pas se charger de l'administration du sandjak de Novi-Bazar, qui s'étend entre la Serbie et le Monténégro dans la direction sud-est jusqu'au delà de Mitrovitza,

> l'administration ottomane continuera d'y fonctionner. Néamoins afin d'assurer le maintien du nouvel état politique ainsi que la liberté et la sécurité des voies de communication, l'Autriche-Hongrie se réserve le droit de tenir garnison et d'avoir des routes militaires et commerciales sur toute l'étendue de cette partie de l'ancien vilayet de Bosnie.
>
> A cet effet les Gouvernements d'Autriche-Hongrie et de Turquie se réservent de s'entendre sur les détails."

Dies ist das berühmte Mandat, auf welches gestützt, die österreichischen Truppen am 29. Juli in Bosnien und die Herzegowina einrückten, ohne daß das Wiener Cabinet sich vorher mit der Pforte über die „Détails" geeinigt hätte; aus dem einfachen Grunde, weil man behauptete, man bedürfe keiner Convention, da sich der Nachsatz des Artikels XXV. lediglich auf die letzte, Novi-Bazar betreffende Bestimmung der vorhergehenden Stellen beziehe; während von türkischer Seite betont wurde, der Nachsatz „A cet effet" u. s. w. habe auch auf den ersten Satz des fraglichen Artikels Geltung.

Genug der Interpretationen, deren jede ihre Berechtigung haben mag, sie änderten nichts an dem europäischen Mandate, welches Graf Andrassy als eine werthvolle Errungenschaft von dem Congresse heimbrachte. Die Delegationen hatten bereits vor dem Zusammentritte des Congresses der Regierung mit schwerem Herzen die 60 Millionen zu militärischen Vorbereitungsmaßregeln bewilligt, ungefähr die Hälfte dieses Credites war sogleich in Anspruch genommen worden, um 2 Divisionen an der Save, 2 Divisionen in Dalmatien aufzustellen und die in Siebenbürgen stehenden Truppen auf den erhöhten Friedensstand zu bringen und dort einige Grenzpässe zu befestigen. Letztere Vorbereitungen scheinen, indessen nur lässig betrieben, eine Art von Concession an die Ungarn gewesen zu sein, die bekanntlich nur dann für die Regierung zu gewinnen waren, wenn dieselbe wirklich oder zum Scheine gegen Rußland demonstrirte. Alle Nachrichten der Consulen, die aus Bosnien oder der Herzegowina einliefen, schilderten die dortige Stimmung in dem rosigsten Lichte, so daß sich Graf Andrassy der festen Zuversicht hingab, die Occupation mit einem ganz geringen Truppenkörper in aller Ruhe sich vollziehen zu sehen. — Es ist mir bekannt, daß er diese seine Anschauungen auch dem General Erzherzog Johann Salvator gegenüber äußerte, als sich derselbe vor seiner Abreise zur Occupations-Armee bei ihm um die Verhältnisse in den beiden türkischen Provinzen erkundigte. Als der Erzherzog auf die doch naheliegende Möglichkeit eines Widerstandes hinwies, lächelte der Graf und warf flüchtig ein: „Dann kaiserl. Hoheit, laden Sie die Begs zu einem Frühstück ein." Der junge Erzherzog hat diese Worte des Ministers nicht vergessen und sich derselben nach dem heißen Tage bei Jajce wohl erinnert. — Eine Folge dieser Anschauungen war die verhältnißmäßig geringe Truppenzahl, die man für die Occupation bestimmt hatte, so daß es dem mit dem Oberbefehle betrauten Feldzeugmeister Freiherrn v. Philippovich keine geringe Anstrengung kostete, zu den ihm zur Verfügung gestellten zwei Divisionen noch eine dritte zugewiesen zu erhalten. So war denn alles vorbereitet, um den ersten Theil des Mandates, die Occupation in Scene zu setzen. Auf die Art und Weise wie diese Aufgabe durchgeführt wurde, brauche ich hier nicht näher einzugehen; nur soviel sei hervorgehoben,

daß man Philippovich Unrecht thut, wenn man ihn vom militärischen Standpunkte wegen seines raschen Vormarsches auf Serajewo und der angeblichen Preisgebung der Division Szapary, die sich, gegen eine dreifache Uebermacht kämpfend, von Tuzla nach Doboj durchschlug, tadelt. Philippovich erfuhr das Mißgeschick dieser auf fünf Bataillone reducirten Division, als er bei Bussovaca Bivouak bezogen hatte. Sofort versammelte er seine Generäle zu einem Kriegsrathe. Die Mehrheit derselben sprach sich dafür aus, vorläufig nicht weiter gegen Serajewo vorzugehen, sondern mit einem Theile der Truppen bei Bussovaca stehen zu bleiben und einige Abtheilungen zurückzusenden, um die Division Szapary, welche sich bei Doboj tag-täglich der Angriffe der Insurgenten zu erwehren hatte, zu unterstützen. Philippovich hörte diese Meinungsabgabe an und schloß den Kriegsrath mit dem Befehle des Weitermarsches. Und in der That war dies die kühnste und zugleich die klügste Entscheidung, die getroffen werden konnte; denn sowie die Hauptkolonne wenige Tagemärsche vor der bosnischen Hauptstadt plötzlich Halt gemacht hätte, würden die Insurgenten frischen Muth geschöpft und die Vertheidigung Serajewos in wirksamer Weise vorbereitet haben, so daß die Einnahme dieser Stadt ungleich größere Opfer gekostet hätte. Andererseits hätte sich Philippovich durch Abgabe von Truppen an Szapary in bedenklicher Weise geschwächt, da er sich damals noch dem ungebrochenen Widerstande der Insurgenten von Vissoka sowohl als von Bilalovac gegenüber befand. — So glücklich in dem gegebenen Falle die Wahl Philippovich's vom militärischen Standpunkte war, ein so großer Mißgriff war sie vom politischen. Philippovich ist ein geborener Croate, von slavischem Nationalgefühl durchdrungen, welches ihn in der Erwerbung Bosniens eine Vergrößerung seines eigenen Vaterlandes erblicken ließ. So kam es, daß er die allen Croaten angeborene Voreingenommenheit gegen das mohamedanische Element mit in's Land brachte. Diese Stimmung nahm nach dem ersten Widerstande, welchen die Bevölkerung der Occupation entgegensetzte, einen entschieden feindseligen Charakter an, was nicht dazu beitrug, die Türken für die österreichische Besetzung zu gewinnen. Viel besser gelang dies in der Herzegowina, wo FML. v. Jovanovich im Einvernehmen mit dem Statthalter von Dalmatien, FZM. Baron Rodich, in kluger Weise noch vor der Invasion mit einzelnen hervorragenden Beg's ein gütliches Abkommen getroffen hatte. Uebrigens wirkten hierbei auch die persönlichen freundschaftlichen Beziehungen der Familie Rodich zu jener des Fürsten Nikita von Montenegro mit, so daß die Haltung, welche die Bewohner der schwarzen Berge während der Occupation einnahmen, die Action des FML. v. Jovanovich entschieden begünstigte. So hat ihnen der österreichische General zum Theil die bessere Verproviantirung seiner Truppen zu verdanken, indem sie selbst den Lebensmittel-Transport über montenegrinisches Gebiet besorgten. — Wie man immer den Feldzug in Bosnien und der Herzegowina beurtheilen mag, so viel ist gewiß, daß unsere Truppen mit den größten Terrainschwierigkeiten und den unpraktikabelsten Communicationen zu kämpfen hatten und daß sie in dem Ertragen von Marsch- und Lager-Strapazen thatsächlich das Außerordentlichste leisteten. Einer der größten Fehler der Regierung liegt darin, daß sie von dem Augenblicke, als die Occupation in's Auge gefaßt wurde, gar nichts that, um zum mindesten auf ihrem eigenen Gebiete eine bessere Verbindung mit den türkischen

Provinzen herzustellen. Heute noch wollen die Ungarn den Bau der Eisenbahn von Sissek nach Novi nicht zugeben und Monate mußten hingehen, bis die Herstellung der bereits fertigen und in Betrieb gewesenen Strecke Banjaluka-Novi in Angriff genommen wurde. Wie viele, annehmbare Projecte wurden dem Kriegs-Ministerium noch im Laufe des verflossenen Sommers bezüglich des Baues einer Straße, und einer schmalspurigen Bahn von Brood nach Serajewo vorgelegt! Man zögerte mit ihrer Annahme ebenso sehr, wie mit der Annahme der Offerten hinsichtlich der Barackenbauten, bis mit einem Male die ungünstigsten Witterungsverhältnisse eintraten, die jeden Straßenbau illusorisch machten und bezüglich der Unterbringung der Mannschaft das Ergreifen aller erdenklichen Nothbehelfe geboten.

So lange die kriegerische Action andauerte, fehlte der Bevölkerung unserer Monarchie der geeignete Anlaß, ihre Stimmung über das unternommene Werk zu Tage treten zu lassen. Man nahm mit patriotischer Befriedigung die militärischen Erfolge zur Kenntniß und überbot sich in Liebesgaben für verwundete und kranke Soldaten. Als jedoch die occupirten Länder allmälig pacificirt wurden und FZM. Baron Philippovich alle Anstalten traf, durch Einführung einer croatischen Verwaltung seinen Lieblingstraum, die Schöpfung eines großcroatischen Reiches, der Verwirklichung näher zu bringen, wurden zuerst in Ungarn gewichtige Stimmen laut, die gegen die Durchführung solcher Pläne entschieden Protest erhoben. Aber Philippovich war in höchsten Kreisen eine persona gratissima und es war nicht so leicht, ihn von seinem Posten zu beseitigen. Graf Andrassy, der als Ungar keine Ursache hatte, den südslavischen Bestrebungen des Feldzeugmeisters das Wort zu reden, und dem auch Philippovich nicht besonders zugethan war, da seine sichere Voraussetzung eines feindlichen Einmarsches leicht bedenkliche Folgen hätte haben können, Graf Andrassy, wie gesagt, war es, der den ersten Anstoß zu der Abberufung des Armee-Commandanten von Serajewo gegeben haben soll. Nicht persönliche Motive dürften ihn hierbei geleitet haben, sondern die Ueberzeugung, daß die Regierung bei der Opposition der deutschen Verfassungspartei nur dann auf eine Unterstützung von Seiten der Ungarn werde rechnen können, wenn diesen durch die Entfernung Philippovich's eine Bürgschaft gegen das Ueberhandnehmen des croatischen Einflusses in den occupirten Ländern geboten werden würde. In diesem Sinne mag er nicht ganz ohne Einfluß auf den (wie sich nachträglich herausstellte, fingirten) Rücktritt des Ministeriums Tisza geblieben sein, welcher die Krone schließlich bewogen haben mochte, an Stelle des Armee-Commandanten Philippovich den FZM. Herzog von Württemberg mit der Landesregierung von Bosnien und der Herzegowina zu betrauen.

Was die Stellung unserer Monarchie zu den europäischen Großmächten betrifft, so scheint mit der Thronrede, durch welche der Kaiser die Delegationen eröffnete, ein leises Abschwenken der österreichisch-ungarischen Orientpolitik auf die Seite Englands inaugurirt worden zu sein. Ich brauche nicht erst an die gleichlautenden Stellen der Rede unseres Monarchen mit jener der Beaconsfield'schen Rede zu erinnern, in denen mit großer Entschiedenheit auf die Nothwendigkeit der allseitigen Durchführung der Bestimmungen des Berliner Vertrages hingewiesen wurde. Die damalige Haltung Rußlands gab hierzu mehr als genügende Veranlassung. — Mehr noch als aus diesen beiden hochbedeutsamen Reden wird die Stellung der verschiedenen europäischen Großmächte

aus der Mission des Grafen Schuwaloff klar. Seine Herbst-Reise nach Oesterreich-Ungarn hatte eben keinen anderen Zweck, als sich persönlich die Ueberzeugung zu verschaffen, wie viel den immer wieder auftauchenden Gerüchten von einem wahrscheinlichen Einvernehmen zwischen England und Oesterreich Thatsächliches zu Grunde liege. Er hatte ferner die Aufgabe, dieses Einvernehmen in jeder möglichen Weise zu stören und Oesterreich in den Schooß des Dreikaiserbundes zurückzuführen. Der Erste, den er hier aufsuchte, war Fürst Reuß, der deutsche Botschafter. Ihm theilte er seine Instructionen mit, die ihm vollkommen freie Hand ließen. Er sagte ihm, daß er hierbei auf die Unterstützung des Fürsten Bismarck zähle, um denselben zu einem Schritte zu bewegen, der den Anschauungen des deutschen Kaisers nicht zuwider laufen würde. Fürst Reuß erklärte, diesbezüglich keine Instructionen zu haben, versprach aber, sich deshalb nach Berlin zu wenden. Hierauf begann Graf Schuwaloff seine Verhandlungen mit der österreichisch-ungarischen Regierung und legte dem Grafen Andrassy den Plan eines Collectiv-Schrittes der Regierungen der drei Kaiserreiche bei der Pforte vor, worin dieselben von der Türkei sichere Bürgschaften für die genaue Durchführung des Berliner Vertrages fordern sollten; hiernach hätten bis zur gänzlichen Durchführung desselben die heute noch von den russischen Truppen besetzten Gebietstheile des türkischen Reiches von einem gemischten, aus Deutschen, Russen und Oesterreichern bestehenden Truppen-Corps besetzt werden sollen. Graf Andrassy entgegnete hierauf, daß die Türkei nicht die einzige Macht wäre, welche durch den Berliner Vertrag Verpflichtungen auf sich genommen, daß z. B. Rußland gebunden wäre, die Donaufestungen zu räumen und noch keine Anstalten hierzu getroffen hätte. Darauf warf Graf Schuwaloff ein: Der Kaiser von Rußland habe gegenüber den Christen in der Türkei Verpflichtungen übernommen, die ihm sehr zu Herzen gingen und eine eventuelle Verzögerung in der Räumung der Festungen sei lediglich dem festen Entschlusse des Czars zuzuschreiben, diesen Verpflichtungen gerecht zu werden. Graf Andrassy glaubte dagegen einzuwenden, daß Rußland in dieser Hinsicht keine größere Verantwortung treffen könne, als irgend eine der übrigen Signatarmächte, wie z. B. Oesterreich und England. Diese letztere Antwort des österreichischen Ministers schien dem russischen Unterhändler die Augen geöffnet zu haben, so daß er von ferneren Verhandlungen abstand. Er schien zu begreifen, daß er zu spät gekommen, um ein Einvernehmen zwischen Oesterreich und England zu verhindern. Uebrigens sollte er Tags darauf noch eine weitere Enttäuschung erfahren. Er erhielt nämlich vom Fürsten Reuß die Mittheilung der Antwort, welche diesem von dem Fürsten Bismarck zugekommen war. In derselben hieß es, Fürst Bismarck sehe mit Befriedigung ein Einvernehmen zwischen Rußland und Oesterreich im Hinblick auf deren gemeinsame Orient-Interessen zu Stande kommen, doch müsse dies Einvernehmen ein spontanes sein und was ihn betreffe, so halte er es nicht für opportun, zu interveniren. Soviel habe ich von vollständig verläßlicher Seite über die Mission des Grafen Schuwaloff erfahren und glaube, daß Sie hierin einige Anhaltspunkte für die Haltung der einzelnen Cabinette bezüglich der Orientpolitik derselben finden dürften. Von demselben Gewährsmanne erfuhr ich, daß das österreichisch-englische Einvernehmen lediglich auf mündlichen Vereinbarungen beruhe. Es liegt hierüber weder ein Vertrag vor, noch auch fand diesbezüglich zwischen den beiden Regierungen ein unmittelbarer

Depeschenwechsel statt. Alles was geschehen ist, kam durch Vermittelung und persönliche Rücksprache des hiesigen englischen Botschafters Sir Henry Elliot mit dem Grafen Andrassy zu Stande. Diese beiden Staatsmänner scheinen mit einander vollständig einig zu sein und was den Grafen Andrassy anbelangt, so können Sie als sicher annehmen, daß er für seine Politik sich der unbedingten Zustimmung seines Monarchen erfreut, welcher noch vor einigen Wochen in Pest zu dem Vertreter einer fremden Macht die Worte äußerte: „Der Berliner Vertrag wird buchstäblich durchgeführt werden; ich versichere Sie dessen." — Diese Basis der Politik erscheint uns in dem gegenwärtigen Augenblicke auch thatsächlich als die einzig praktische und von der Vernunft gebotene. Es läßt sich darüber streiten, ob angesichts des Vordringens der russischen Truppen auf der Balkan-Halbinsel Oesterreich-Ungarn nicht ohne europäisches Mandat in Bosnien und die Herzegowina zur Herstellung des Gleichgewichtes im Orient hätte einrücken sollen, zumal da während des russisch-türkischen Krieges diese Occupation freiwillig von der Pforte angeboten worden war. Es läßt sich darüber streiten, ob zu der Zeit, als die Russen den Balkan überschritten, durch Befestigung unseres natürlichen Bollwerkes der Bergpässe in Siebenbürgen und durch die Aufstellung eines Truppen-Corps daselbst unsere Interessen nicht besser und billiger gewahrt worden wären, als durch die Ausführung des Berliner Mandates. Nun, da wir aber einmal dies Mandat übernommen haben, da der Durchführung desselben namhafte Menschen- und Geld-Opfer gebracht worden sind, erschiene jedes Zurückweichen von der einmal eingeschlagenen Bahn als ein feigherziger Verrath an der Großmachtstellung unseres Kaiserstaates. Die Haltung, welche die zur Opposition umgeschlagene Verfassungspartei in den Delegationen an den Tag gelegt hat, kann daher, mild ausgedrückt, als eine keineswegs patriotische bezeichnet werden und steht überdies mehrfach im Widerspruche mit der Stimmung der Bevölkerung, namentlich jener der Landbezirke. Die Kampfweise, welche die Parteiführer, Herbst, Giskra, Sturm u. A. beobachteten, beschränkte sich ausschließlich auf die Negative. Nicht Ein positiver Antrag wurde von dieser Seite gestellt und das Einzige, was diese Partei erreichte, als sie den Berliner Vertrag vor das Forum des Reichsrathes verwies war, daß sie einen Beweis mehr für die Unhaltbarkeit der von ihr mitgeschaffenen dualistischen Staatsform erbrachte und ihre eigene Regierungsunfähigkeit darlegte. Daß das Bestehen des Dualismus in Oesterreich-Ungarn nur mehr eine Frage der Zeit ist, darüber ist man sich nun in allen hiesigen politischen Kreisen klar. Woran derselbe scheitern wird, liegt auf der Hand. Es dürfte nicht mehr lange währen, so wird Ungarn ein gemeinsames Anlehen contrahiren wollen und dann ist der Augenblick gekommen, in welchem Cisleithanien gegen eine Staatsform Einsprache erheben wird, die ihm zu Gunsten seines magyarischen Nachbarn eine Reihe von Lasten auferlegt, ohne daß ihm ein entsprechendes Aequivalent von Vortheilen geboten würde. So stehen wir denn vor einer Verfassungskrisis, die aller Wahrscheinlichkeit nach noch in diesem Jahre ihre Lösung finden dürfte. Weder dieses Ministerium, dessen Tage gezählt sind, noch auch das kommende provisorische, und das gegenwärtige Parlament werden an dem bevorstehenden Umschwunge in unserem Verfassungsleben theilnehmen. Erst wenn aus den im Herbste zu gewärtigenden Neuwahlen ein neues Parlament und aus demselben eine neue Regierung hervorge-

gangen sein wird, wird die schwierige Aufgabe an sie herantreten, unsere Verfassung in einer für alle Theile des Reiches gleich gerechten und ersprießlichen Weise umzugestalten. Bis dahin dürften hoffentlich auch die schwebenden Fragen der äußeren Politik in ein Stadium getreten sein, welches eine ruhigere Entwicklung der Dinge im Oriente absehen läßt, als dies gegenwärtig der Fall ist.

Die wirthschaftliche Politik des Reiches.

Von
Max Haushofer.
München.

Um über die nothwendigen und über die wirklichen Zielpunkte der wirthschaftlichen Politik des Reiches ein Urtheil zu gewinnen, welches ohne den umständlichen Apparat statistischer Belege und historischer Entwicklung munter mitten in die Sache springt, muß man doch, wenn man den Vorwurf der Leichtfertigkeit vermeiden will, wenigstens einen flüchtigen Blick auf die Bedingungen dieser Wirthschaftspolitik werfen. Diese Bedingungen sind freilich ungemein mannichfaltig, sie liegen theils in unseren natürlichen und historischen Wirthschaftsgrundlagen, theils im wirthschaftlichen und im politischen Charakter des deutschen Volkes. Zunächst zeigen sie sich in unseren wirthschaftlichen Parteien und in unseren wirthschaftlichen Zuständen.

An wirthschaftlichen Parteien und Fractionen haben wir im deutschen Reiche Gott sei Dank Alles nur Erdenkliche. Alle die Keime von Gegensätzen, welche in den Jahren unseres märchenhaften Aufschwungs zwischen der wuchernden Ueberspeculation verschwunden waren, kommen jetzt in der dürren Zeit prächtig zum Vorschein. Die wirthschaftlichen Parteien sind bekanntlich keineswegs identisch mit den politischen. Sie sind bei uns wie überall zunächst aus den Gegensätzen der wirthschaftlichen Classen erwachsen. Die Interessen der verschiedenen Haupt-Erwerbszweige und wirthschaftlichen Classen stehen sich aber nicht nur (wenn auch meistens blos scheinbar) gegenüber; sie gehen auch häufig Hand in Hand, sie durchkreuzen sich in den mannichfachsten Richtungen. Und an jedem Durchkreuzungspunkt entsteht eine wirthschaftliche Classen- und Parteifrage; ein Interessenconflict. Jede wirthschaftliche Partei aber fordert nicht nur eine Berücksichtigung ihrer Interessen durch die wirthschaftliche Politik, sondern soweit als möglich auch die wirthschaftliche Herrschaft.

Es ist leicht zu sagen: die Interessen der verschiedenen wirthschaftlichen Parteien verdienen eine gleichmäßige billige Berücksichtigung. Aber was sind überhaupt gerechte Interessen? Was eine gleichmäßige, was eine billige Berücksichtigung? Und wie weit kann dieselbe insbesondere verlangt werden von einem Staatswesen, welches sich vor wenigen Jahren erst in gewaltigen Kämpfen zusammenschloß, wo man vor Allem darauf bedacht sein mußte, diejenigen politischen Grundsätze, die mit den Stammesunterschieden zusammenhangen, insoweit zu beherrschen, daß der Bestand und die friedsame Entwickelung des Reiches gesichert werden konnten? Auf die wirthschaftlichen Verschiedenheiten der Bundesstaaten

neben den politischen Stammesverschiedenheiten zu achten, konnte allerdings schon in den frühesten Zeiten des Zollvereins gelernt werden, aber man lernt da niemals aus.

Der alte Spruch: beati possidentes hat sich zunächst auch in der Wirthschaftspolitik des Reiches als wahr erwiesen. Die liberale Strömung der Wirthschaftspolitik war in den deutschen Einzelstaaten im vollen Zuge — konnte es im Reiche anders werden? Zunächst nicht; schon aus rein politischen Rücksichten nicht. Die liberale Partei war zugleich die nationale; deßhalb blieb auch die deutsche Wirthschaftspolitik eine liberale.

Jetzt ist die Sachlage etwas verändert. Aus all' den Parteien, die bei der Errichtung des Reichsbaues dem Baumeister entweder als treue Handlanger zur Seite blieben oder aber kühl, wenn nicht feindselig, abseits standen, sind jetzt Inwohner dieses Baues geworden. Diesen muß ein friedliches Zusammenleben immer leichter gemacht werden.

Wenn man sich aber bemüht, die Berechtigung der wirthschaftlichen Parteien neben jener der politischen zu prüfen und richtig zu stellen, so frägt es sich hierbei nicht allein um jene Ansprüche, welche die Parteien kraft ihrer numerischen Stärke machen dürfen, sondern auch um jene andere, stets im Flusse befindliche Berechtigung, welche sie auf Grund ihrer Vergangenheit und muthmaßlichen, heranreifenden Zukunft beanspruchen können. Denn Anordnungen, welche in das wirthschaftliche Leben eingreifen, wirken ja nicht nur für die Gegenwart, sondern in noch viel höherem Grade für die Zukunft. Eine Regierung, welche ihre Wirthschaftspolitik lediglich nach den wirthschaftlichen Parteiverhältnissen der Gegenwart einrichten wollte, würde einen groben Fehler begehen. Das Absterbende braucht nicht mehr so viel Spielraum, als das Keimende. Aber man muß erkennen, was abstirbt und was keimt; im wirthschaftlichen, wie im rein politischen Leben ist das eine der größten Künste der Staatslenker.

In Deutschland — es muß wohl gesagt werden, daß hier nicht blos die Parteiverhältnisse des Reichstags, sondern auch jene der Einzellandtage, der Handels- und Gewerbekammern, der Journalistik u. s. f. im Auge gehalten sind — kamen die liberalen Wirthschaftsgrundsätze, welche im Allgemeinen die Signatur der Gegenwart bilden, obwohl sie nie zu unumschränkter Geltung gelangten, in etwas anderer Reihenfolge zum Durchbruch, als anderwärts. Wie wenig überhaupt in wirthschaftlichen Dingen Principienreiterei am Platze ist und wirklich getrieben wird, läßt sich leicht an der Verwirklichung der liberalen Wirthschaftsgrundsätze erkennen. Freihandel nach außen, Gewerbefreiheit im Innern sind bekanntlich die wichtigsten Forderungen der liberalen Wirthschaftspolitik. Aber wie verschieden sind diese Forderungen von den großen Culturvölkern gewürdigt worden! Frankreich und die Vereinigten Staaten, welche die Gewerbefreiheit lang vor Deutschland hatten, sind bezüglich freihändlerischer Bestrebungen weit hinter uns zurück. Unsere alte deutsche Eigenthümlichkeit, der Kosmopolitismus, läßt sich auch da deutlich erkennen. Es widerstrebte dem deutschen Charakter, einem Grundsatze im Innern seines Hauses Geltung zu verschaffen, ohne ihm nach Außen dieselbe zu gewähren.

So waren wir Deutsche ein Freihandelsvolk ersten Ranges geworden. Wir blieben es und konnten es leicht bleiben in der märchenhaften Epoche des

großen Schwindels, in den ersten siebziger Jahren. Aber der schöne Traum hat ein böses Ende gefunden.

Die Geschichte vom Abblühen der deutschen Freihandelspartei ist so ungemein lehrreich, daß wir sie zum Besten derjenigen unserer Leser, welchen sie vielleicht nicht ganz gegenwärtig sein sollte, hier wohl in kurzen Zügen wiederholen müssen. Denn es wird damit auch jener Theil unserer Aufgabe gelöst, welcher zu zeigen hat, wie die wirthschaftlichen Zustände mit den Parteibildungen zusammenhängen.

Bekanntlich hatte das flotte Geschäft, welches viele Industrieen, namentlich in der Eisen- und Maschinen-Branche wegen der großen Eisenbahnbauten des letzten Jahrzehnts gegen Ende desselben machten, jene heillose Ueberspeculation zur Folge, welche auf dem Gründungswege zahllose Fabriken entweder neu erschuf oder aus bescheidenen aber soliden Privatunternehmungen in große Aktienanstalten verwandelte. Die Ueberspeculation der Creditanstalten ging naturgemäß gleichen Schritt mit der industriellen Ueberspeculation. Als dann die französischen Milliarden riesige Summen an die deutsche Industrie zur Wiederherstellung verbrauchten Kriegsmaterials &c. abgaben, die Eisenbahnen ihre Thätigkeit nach dem Kriege wieder neu aufnahmen, ihr abgenütztes Material ergänzten; als Festungsbauten, strategische Bahnen und Marine der deutschen Industrie große Aufgaben stellten, trieb die Speculation Mißbrauch mit der günstigen Gelegenheit, hielt das Vergängliche für dauernd, wirthschaftete in der unvernünftigsten Weise und ließ die Gründungen sich geradezu überstürzen. Als dann der große Krach von 1873 als naturnothwendige Folge dieser Ueberspeculation eintrat, ward man durch furchtbare Schläge zur Besinnung gebracht. Die mit so stolzen Hoffnungen gegründeten Unternehmungen fanden nicht den gehofften Absatz; jämmerliche Verzagtheit trat an die Stelle der schwindelhaften Erwartung. Die großen Bankgeschäfte hatten vielfach Actien der von ihnen gegründeten Actienfabriken und Actieneisenbahnen auf Lager und diese Actien hatten ihren erschwindelten Werth zum größeren oder kleineren Theile verloren, weil von den Gründungen die Eisenbahnen nicht genügenden Verkehr, die Fabriken nicht genügenden Absatz fanden.

Man kam zu der Anschauung, daß man sich in Deutschland in einem Nothstand befinde. Bei ehrlicher Selbstprüfung wären die Industriellen und die Bankkreise wohl zu dem Bekenntniß gekommen, daß die Gründungs- und Schwindelepoche diesen Nothstand verschuldet habe. Aber man vermied diese Selbstprüfung und schob das Unglück auf die „verfehlte Wirthschaftspolitik" des Reiches. Die Reichsregierung hatte, allerdings in einem ziemlich verfehlten Zeitpunkte, nämlich im Jahre 1873, die Eisenzölle fast ganz aufgehoben. Da es vorzugsweise die Eisenindustrie war, welche sich der Ueberspeculation in die Arme geworfen hatte und nunmehr Noth litt, fanden die betheiligten Kreise sofort die Ursache ihrer Calamität in der Beseitigung der Eisenzölle (die übrigens gar nicht sehr hoch gewesen waren). Man verlangte gebieterisch und mit Hülfe einer gut organisirten Agitation nach „Schutz der nationalen Industrie", wies auf die blühenden Zustände Frankreichs und der Vereinigten Staaten als derjenigen Länder hin, welche solchen Schutz in ergiebigster Weise gewähren und beachtete nicht, daß in den Vereinigten Staaten, wo Schutzzölle von 30—80 Procent (vom Werth) bestehen, die Geschäftscalamität schlimmer geworden ist, als irgendwo.

So war denn auf einmal im deutschen Wirthschaftsleben der alte Gegensatz von Schutzzoll und Freihandel wieder lebendig geworden.

Der industriellen Schutzzollpartei, welche recht eigentlich aus der wirthschaftlichen Krisis herausgewachsen ist, kam aber noch ein anderes mißvergnügtes Element zu Hülfe. Die deutsche Landwirthschaft hat nämlich auch ihre Calamitäten. Der Gründungsschwindel, die hohen Löhne der Schwindelperiode, der damalige Hang zum Luxus und Wohlleben hatte der deutschen Landbevölkerung einen krankhaften Trieb nach den Städten eingepflanzt. Die Landwirthschaft, an Arbeitermangel, an dem zunehmenden Steuerdruck (namentlich gegenüber dem nur wenig besteuerten industriellen und Handelscapital) und an dem steigenden Import osteuropäischer Bodenproducte leidend, stellt ebenfalls ein Contingent von Kämpfern in's Feld, welche mit der bisherigen Wirthschaftspolitik des Reiches nicht einverstanden sind und Reformen verlangen.

Diese Agitation hat bei Gelegenheit der letzten Reichstagssession angefangen, bestimmte Formen zu erhalten.

Es hat sich nämlich im Reichstage eine aus 210 Mitgliedern aller politischen Parteien bestehende volkswirthschaftliche Vereinigung gebildet, mit der etwas verblümten, aber doch hinreichend deutlichen Tendenz, der nationalen Industrie einen angemessenen Schutz zu verschaffen. Diese Schutzzollpartei kann noch stärker werden, da der Zusammenschluß jener 210 erst am Schlusse der Session erfolgte und damals mancher Reichsbote vielleicht noch unschlüssig war, mancher andere von der circulirenden Liste nicht erreicht wurde. Man nimmt an, daß auch die Polen und Socialdemokraten des Reichstages sich der Vereinigung anschließen werden.

Tritt diese Vereinigung im Reichstage geschlossen auf, so wird auch die Reichsregierung in der Lage sein, einen klaren Einblick in das Massenverhältniß der wirthschaftlichen Parteien zu gewinnen. Bis jetzt war die Reichsregierung in der schwierigen Lage, daß sie sich in jeder Session Massen von Petitionen aus allen Branchen gegenübersah, ohne die Stärke der Bewegung vom Mittelpunkte aus ermessen zu können. (J. Frühauf im Deutschen Handelsbl. v. 14. Nov. 1878.)

So ist also der Boden von Parteien und Wirthschaftszuständen beschaffen, auf welchem die Reichsregierung weiter zu arbeiten hat. Die Frühjahrssitzung des Reichstages wird sich hauptsächlich mit wirthschaftlichen Angelegenheiten zu beschäftigen haben. Es wird sich dabei zeigen, wie die politischen Parteien so völlig andere sein können, als die wirthschaftlichen. Es wird sich zeigen, wie die verschiedensten politischen Parteien Mitglieder abgeben können nach den zwei sich entgegenstehenden wirthschaftlichen Parteien der Schutzzöllner und der Freihändler.

Die Reichsregierung hat aber nicht nur mit den wirthschaftlichen Parteien und Zuständen zu rechnen, sondern ein klein wenig auch mit ihrer eigenen wirthschaftspolitischen Vergangenheit. Ein klein wenig, sagen wir; denn man verlangt von einer Regierung nicht so viel Consequenz, als von einer Partei.

Wir erinnern uns jedoch daran, daß eine Reichstags-Eröffnungsrede im Jahre 1875 den wirthschaftlichen Nothstand mit folgenden kühlen Worten bezeichnete: „Wenn in Handel und Gewerbe dennoch gegenwärtig eine der Stagnationen stattfindet, wie sie im Laufe der Zeit periodisch wiederkehren, so liegt es leider nicht

in der Macht der Regierungen, diesem Uebelstande abzuhelfen, der sich in anderen Ländern in gleicher Weise, wie in Deutschland fühlbar macht." Auf dieses Citat macht uns Fr. Perrot,*) der Cato der deutschen Wirthschaftspolitik, aufmerksam. Sollte man jene kühlere Anschauung ganz vergessen haben?

In diese durch die vorhandenen wirthschaftlichen Parteien und Zustände geschaffene Situation nun, die im Allgemeinen einen trüben und unklaren, aber für die Wohlfahrt des deutschen Volkes höchst wichtigen Gährungsprozeß darstellt, trat das berühmte Schreiben des Reichskanzlers vom 15. December 1878 als eine epochemachende That ein. Dieses Schreiben stellt die Hauptgesichtspunkte klar, welche dem Reichskanzler bei der beabsichtigten umfassenden Revision des Zolltarifs vorschweben und in deren Richtung er das Schwergewicht seiner Thätigkeit ansetzen wird. Es hat dieses Schreiben seit seinem Erscheinen schon mannichfache Beurtheilungen erlebt. Diese mannichfachen Beurtheilungen zeigen allein schon die Schwierigkeiten und Verwickelungen, in welchen sich die deutsche Wirthschaftspolitik befindet. Sie zeigen auch deutlich die Verschiedenheit der politischen und der wirthschaftlichen Parteien.

Der Reichskanzler hat schon durch manche Kundgebung auf seine wirthschaftlichen Anschauungen aufmerksam werden lassen. Sein jetziges Zollprogramm ist die wichtigste dieser Kundgebungen. Es darf nicht für sich allein betrachtet werden, sondern nur im Zusammenhang mit früheren Aeußerungen, die sich auf das wirthschaftliche Leben der Nation bezogen. In diesem Zusammenhange zeigt sich der große Blick des Staatsmannes, den kleine Interessen nie gefangen nehmen konnten. Aus dem ganzen Programm ist vor Allem zu entnehmen, was die wirthschaftlichen Parteien und ihre Agitation nur zu oft vergessen: daß alle wirthschaftlichen Bestrebungen und Erfolge nichts sind, als die Mittel zu höheren Zwecken, und daß sie von den Besten auch niemals anders behandelt werden. So wird in dem vorliegenden Zollprogramm dem geängstigten Erwerbsbetrieb des deutschen Volkes eine tröstliche Concession in Aussicht gestellt; aber sie ist nur das Anhängsel eines Planes, welcher die finanzielle Kraft des Reiches zu stärken beabsichtigt.

Denn das Programm enthält ja die Gedanken einer finanziellen und einer wirthschaftspolitischen Reform. Daß der Reichskanzler dabei die finanzielle Reform in erster Linie im Auge haben würde, war vorauszusehen und erklärt sich durch seine ganze bisherige Stellung zu allen Fragen wirthschaftlicher Natur. Es ist heute nicht unsere Aufgabe, den finanziellen Theil des Programms eingehend zu behandeln. Die Reform des Reichsfinanzwesens in der Richtung, daß den Einzelstaaten Erleichterungen im Bereich ihrer directen Steuerlast ermöglicht, dem Reiche dagegen ansehnlichere indirecte Einnahmen verschafft werden, ist nicht neu, aber ein entschieden praktisches Ziel, welches durch den Hinblick auf das Finanzwesen der anderen großen Culturstaaten und durch die voraussichtliche Zustimmung einer großen Mehrheit des deutschen Volkes vollständig gerechtfertigt wird. Daß der Reichskanzler nicht daran denkt, die gesammte auf dem deutschen Volke für Reichszwecke liegende Steuerlast zu vermehren, wird wohl allerseits mit Befriedigung aufgenommen werden.

*) Fr. Perrot: In zwölfter Stunde. Kritische Miscellen zur modernen Wirthschaftspolitik. 1879.

Auch darüber wird sich wohl eine Einigung erzielen lassen, daß eine Erhöhung des gesammten Zollertrags das Mittel bieten soll, um die Erleichterung der Reichssteuerlast herbeizuführen.

Dagegen wird der Vorschlag des Reichskanzlers, zu dem früheren Princip, welches die allgemeine Zollpflicht aller über die Grenze eingehenden Artikel aufstellt, zurückzukehren, wohl auf eine bedeutende Meinungsverschiedenheit stoßen.

Der Grundsatz der allgemeinen Eingangszollpflicht würde zunächst bedeuten, daß das deutsche Reich in finanzieller und volkswirthschaftlicher Beziehung sich ablehnender als bisher gegen die Außenwelt verhalten, sich mehr auf sich selbst zurückziehen solle. Selbst die Ausnahmen, welche der Reichskanzler von der allgemeinen Zollpflicht gemacht wünscht, nämlich die Zollfreiheit der für die Industrie nothwendigen ausländischen Rohstoffe, entspricht als Consequenz jener Idee der nationalen Concentration und Kräftigung.

In dem Grundsatze der allgemeinen Zollpflicht liegt ein schöner großer Zug: der Zug der Gerechtigkeit, die Tendenz gleichmäßiger Begünstigung aller heimischen Wirthschaftszweige. Aber dieser schöne Zug wird leider verzerrt durch die schutzzöllnerischen Ansprüche, welche sich mit ihm zugleich geltend machen.

Und hiermit kommen wir zu dem zweiten Theile des Zollprogramms, zu dem wirthschaftspolitischen.

Wenn der Reichskanzler den schutzzöllnerischen Standpunkt seines Programms unter ausdrücklicher Abweisung einer theoretischen Untersuchung, zunächst mit dem Hinweis auf die schutzzöllnerische Politik unserer Nachbarstaaten begründet, so ist dies unzweifelhaft eine einfache und praktisch-politische Motivirung. Sie sagt einfach, daß das deutsche Volk keinen Grund habe, auf seine Kosten anderen Völkern das Ideal des Freihandelssystems vorzumachen. Und sie kümmert sich nicht um jenen Vorhalt, daß das Freihandelssystem eben nicht dazu angethan ist, um den vergänglichen Bedürfnissen der industriellen Gegenwart zu dienen, sondern daß es beabsichtigt, allmälig jene Wirthschaftszustände herbeizuführen, welche den natürlichen Wirthschaftsbedingungen der Länder am meisten entsprechen und ein immer friedlicheres Zusammenarbeiten der Völker möglich und nothwendig machen.

Und wie verhält sich nun das Princip der allgemeinen Zollpflicht zum schutzzöllnerischen Gedanken?

Hier stoßen wir auf einen Punkt des Programms, welcher sich wohl als ein Angelpunkt merkwürdiger und wichtiger Parteigruppirungen, Discussionen, Kämpfe und Compromisse gestalten kann.

Das Programm des Reichskanzlers entwickelt die Anschauung, daß Schutzzölle für einzelne Industriezweige, wie Privilegien wirkend, einer begreiflichen Abneigung auf anderer Seite begegnen müßten; daß dagegen das System eines allgemeinen Schutzzolles dieser Abneigung nicht ausgesetzt wäre. Ein solches System würde nach keiner Seite hin drückend erscheinen, weil seine Wirkungen sich über alle producirenden Kreise gleichmäßiger vertheilen.

Daß jedoch für einzelne „besonders leidende“ Industriezweige ein erhöhter, über daß Maß des allgemeinen Eingangszolles hinausgehender Schutz gewährt werden müsse, empfiehlt das Programm auch. Also doch wieder Privilegien — und dann ohne Abneigung?

Die wichtigsten, in das Culturleben der Nation einschneidenden Wirkungen der allgemeinen Zollpflicht hängen davon ab, in welchem Grade dieselbe die Lebensmitteleinfuhr trifft, und wie weit dadurch die Getreide- und Fleischpreise erhöht werden.

Von einzuführenden Zöllen auf importirtes Vieh spricht das Programm ausführlich. Kornzölle sind zwar nicht genannt, aber sie verstehen sich fast von selbst, wenn sie von einem Zollprogramm, welches die „allgemeine" Zollpflicht aufstellt, nicht ausdrücklich verneint werden. Und so ungerecht kann auch die deutsche Zollgesetzgebung nicht werden, daß sie blos den Viehzüchtern, nicht aber den Getreidebauern einen Schutz gewähren wollte.

Bei der gegenwärtigen Gährung der wirthschaftlichen Parteien Deutschlands ist es nicht möglich, jetzt schon ein bestimmtes Urtheil darüber zu fällen, wie die Frage der Getreide- und Viehzölle zur Entscheidung kommen wird. Es steht eben noch abzuwarten, wie sich das Verhältniß zwischen den industriellen und den agrarischen Schutzzöllnern gestalten wird. Die Schutzzöllner, von welchen ein großer Theil das Zollprogramm des Reichskanzlers nur mit sehr gedämpftem Siegesjubel aufgenommen hat, wissen sehr wohl, wohin die Consequenzen ihres Systems eigentlich führen müssen. Wollen sie consequent sein, so müssen sie nicht allein die inländische Industrie, sondern auch die heimische Rohproduction gegen die Concurrenz der ausländischen Production in Schutz nehmen. Sie müssen sich also auch Getreide- und Viehzölle gefallen lassen, um die deutsche Landwirthschaft vor dem starken Import aus Osteuropa einigermaßen zu schirmen. Solche Zölle aber müßten nothwendig die Lebensmittel vertheuern und die deutsche Volkswirthschaft wäre dann in der schlimmen Alternative, daß entweder die Klasse der Lohnarbeiter, in deren Budget die Lebensmittelpreise die größte Rolle spielen, zu schweren Entbehrungen genöthigt würde, oder daß die industriellen Unternehmer die Löhne entsprechend erhöhen und dadurch den Vortheil wieder einbüßen müßten, den ihnen die Schutzzölle gewähren. Wenn das Programm des Reichskanzlers von der allgemeinen Zollpflicht keine bedenkliche Erhöhung der Lebensmittelpreise befürchtet, so kann dies doch nur für den Fall gelten, daß die Getreide- und Viehzölle sehr niedrig angesetzt würden. Wären aber die industriellen Schutzzöllner mit entsprechend niedrigen Schutzzöllen zufrieden? Und wären es auch die agrarischen Schutzzöllner? Ein norddeutsches agrarisches Organ fordert landwirthschaftliche Schutzzölle bis zu 15 pCt. des Werthes; Elsässer Stimmen behaupten sogar, die Landwirthe müßten ihre Preise für Getreide und Fleisch um 25—30 pCt. steigern können. Wie hoch müßten dem entsprechend wohl die industriellen Schutzzölle werden, wenn sie die Fabrikanten in die Lage setzen sollen, ihre Arbeiter zu ernähren? (Grenzboten, Jan. 1879).

Solche Erwägungen sind es, welche es bis jetzt kaum vermuthen ließen, daß sich in Deutschland eine Majorität für Getreide- und Viehzölle finden werde. England hat seinen berühmten Kampf gegen die Getreidezölle so lang hinter sich und hat ihn mit solcher Energie durchgekämpft, daß man in anderen Ländern nur mit einer gewissen Scheu an Getreidezölle denkt. Jetzt aber müssen sie in den Kreis der Besprechung gezogen werden.

Solche Zölle können erträglich sein bei mäßiger Höhe, wenn sie blos dazu dienen, um die auswärtige Concurrenz fernzuhalten, ohne eine allzustarke Preis-

steigerung herbeizuführen. Gegenwärtig ist eine Einfuhr von Getreide in Deutschland nöthig, weil die heimische Production nicht ausreicht. Diese Nothwendigkeit scheint aber blos eine relative, keine absolute zu sein. Es wäre nämlich wohl zu erwarten, daß ein Getreidezoll eine Masse von Ländereien, welche jetzt wegen geringer Ertragsfähigkeit und wegen der Concurrenz der osteuropäischen Getreideeinfuhr nicht unter dem Pfluge sind, zum Anbau heranziehen würde, und daß damit die deutsche Nahrungsmittelproduction in den Stand gesetzt würde dem heimischen Bedarf zu genügen. Der Gesichtspunkt der deutschen Landwirthe, welche Getreidezölle verlangen, ist zwar kein so weiter; diese wünschen blos eine bessere Rentabilität ihrer Güter. Und dieser Gesichtspunkt hat jedenfalls für jene, welche Güter zu theuer gekauft oder übernommen haben, etwas sehr Bestechliches.

Eine schwache Seite der Getreidezölle liegt auch in folgender Erwägung. Wenn wirklich ein Bündniß der agrarischen und der industriellen Schutzzöllner zu Stande käme und wenn hierbei der von den industriellen Schutzzöllnern bewilligte Getreidezoll der Kaufpreis für den industriellen Schutzzoll wäre, müßte man im nächsten Getreidemißjahr die Getreidezölle entweder völlig oder zeitweise aufgeben. Und dann wären die industriellen Schutzzöllner wohl die ersten, welche, uneingedenk vormaliger Bundesgenossenschaft, für die Aufhebung der Getreidezölle plaidiren würden, um wohlfeile Arbeitskräfte zu bekommen. Der agrarische Mohr aber hätte seine Schuldigkeit gethan.

Eine gute Wirkung — wir wollen gerecht sein — könnten die Getreide- und Viehzölle wohl äußern. Man hat sich bei uns zu sehr daran gewöhnt, sie in dem Lichte zu betrachten, welches von der Geschichte der englischen Getreidezölle ausgeht. Das ist nicht richtig. Die Productions-, Verkehrs- und Consumtionsverhältnisse sind in Deutschland so ganz andere, daß wir an den englischen Erfahrungen wohl lernen, aber keineswegs darauf schwören müssen. Die industriellen Schutzzöllner müssen jedenfalls mit den Getreidezöllen rechnen. Ihnen kann man sagen: wenn von einem Schutze der nationalen Arbeit gesprochen wird, dann verdient solchen Schutz vor Allem die Bodenproduction, als die breiteste Basis der Volkswirthschaft; und es schadet dem deutschen Volke am wenigsten, wenn der geradezu krankhaft gewordene Zug nach den Städten, wenn die zunehmende Proletariatbildung etwas eingedämmt und der Zug der Bevölkerung, der Arbeit und Reichthumsbildung mehr nach dem Lande zurückgelenkt wird!

Was nun speziell die industriellen Schutzzölle betrifft, so soll nach dem Programm des Reichskanzlers die gesammte inländische Industrie mittelst des allgemeinen Einfuhrzolles geschützt werden. Daß jedoch nur an einen mäßigen Betrag dieses allgemeinen Eingangszolles gedacht wird, ist ersichtlich. Eine solche mäßige Eingangsabgabe könnte auch eine ansehnliche finanzielle Einnahmequelle werden. Sobald sie zu hoch bemessen würde, müßte sie die Einfuhr und den Ertrag beschränken. Diese mäßige allgemeine Eingangsabgabe wäre jedoch noch nicht hinreichend; deshalb werden einzelne Einfuhrgegenstände, welche im Inlande nicht erzeugt werden können, aber allgemein consumirt werden, als ausschließliche Finanzzölle etwas höher angesetzt werden müssen. Als Gegenstände, die hiervon betroffen werden dürften, erscheinen namentlich Kaffee, Thee, neuerdings auch Petroleum. Nur bei solchen Gegenständen wird auch ein hoher Zoll dauernd eine

Quelle von Staatseinnahmen sein. Die Eingangszölle auf jene Gegenstände dagegen, welche auch im Inlande producirt werden, können vernünftigerweise nur zu Schutzzwecken hoch angesetzt werden; denn sie bewirken ja, daß die Einfuhr der auswärtigen Producte und damit auch der Zollertrag abnimmt. Es war jedoch nothwendig, in dem Zollprogramm auch solche Zölle, also eigentliche Schutzzölle aufzunehmen, um für die Durchführung desselben eine hinreichend starke Partei zu gewinnen.

Wie weit aber die bevorstehende Revision des Zolltarifs den Plänen der industriellen Schutzzöllner Rechnung tragen wird, steht abzuwarten. Der Ausfall der angeordneten Enquêten wird dabei Vieles entscheiden, sowohl beim Reichstag, als bei der Reichsregierung. Die schutzzöllnerische Partei scheint zuversichtlich einen für sie günstigen Ausfall der Enquêten zu erwarten. Möge sie nicht vergessen, daß in dem Programm des Reichskanzlers immer das allgemeine Reichsinteresse das Entscheidende war und auch in der Durchführung sein wird. Nur wenn dieses Ziel unverrückt im Auge behalten wird, ist eine gedeihliche Auseinandersetzung der Parteien denkbar.

Das Programm berührt auch die Eisenbahnfragen. Diese haben sich in Deutschland nach und nach zu einem kleinen wirthschaftspolitischen Rattenkönig ausgewachsen: Regelung des Tarifwesens, Schaffung eines Reichseisenbahngesetzes, Ankauf der preußischen Staatsbahnen durch das Reich, Umgestaltung sämmtlicher deutscher Eisenbahnen zu Reichseisenbahnen: so lautet die Klimax der möglichen Lösungen. Eine Regulirung des Eisenbahntarifwesens wird von der deutschen Landwirthschaft immer dringender begehrt. Das System der Differentialfrachten (ermäßigte Frachtpreise für die länger durchlaufenden Güter) macht der osteuropäischen Bodenproduction die Concurrenz mit unserer Landwirthschaft allzuleicht. Seit Jahren agitiren die Vertreter der deutschen Landwirthschaft gegen diese künstliche Erschwerung des landwirthschaftlichen Betriebs. Im Verein mit den industriellen Schutzzöllnern dürften sie jetzt wohl eines Erfolges sicher sein. Wir sind in Deutschland geneigt, anzunehmen, die Agrarpolitik habe keine großen Aufgaben mehr; sie habe dieselben gelöst mit der Beseitigung der aus früheren Jahrhunderten überkommenen Grundlasten. Aber es ist zu fürchten, daß über kurz oder lang an die landwirthschaftliche Politik neue und schwierige Fragen herantreten, die mit der überhandnehmenden wucherischen Verschuldung des Grundbesitzes im Zusammenhange stehen.

Was die Regulirung der Eisenbahnfrage durch ein schon länger in Discussion befindliches Eisenbahngesetz betrifft, so scheint man Seitens der Reichsregierung die Schwierigkeiten desselben nicht zu verkennen. Die Uebertragung der Aufsichtsrechte über die preußischen Eisenbahnen an das Reich ist ziemlich sicher. Wenn eine solche Aufsicht hergestellt und mit genügender Machtvollkommenheit ausgerüstet werden kann, wozu allerdings ein Reichseisenbahngesetz nöthig ist, so wird die Frage der Erwerbung von Eisenbahnen durch das Reich wohl wieder mehr in den Hintergrund treten. Ganz beseitigt ist sie nicht. Man erwartet vielmehr, daß der Reichskanzler ein Angebot der preußischen Regierung, den Verkauf der preußischen Staatsbahnen an das Reich, zur Kenntniß des Bundesrathes und Reichstages bringt. Eine ablehnende Antwort ist aber auch zu erwarten. Mittlerweile beschäftigt sich das preußische Handelsministerium noch mit Unterhandlungen über den Ankauf von

preußischen Privatbahnen durch den preußischen Staat. Die neueren Mittheilungen hierüber lassen vermuthen, daß diese Verhandlungen durch die schlechten Betriebsergebnisse einzelner Bahnen (Berlin-Stettiner) eine Verzögerung erleiden.

Während diese Zeilen entstehen, ist der Federkrieg um die deutsche Wirthschaftspolitik auf der ganzen Linie entbrannt und in Kurzem wird auch eine heiße und lange parlamentarische Schlacht deßhalb beginnen. Die zur Revision des Zolltarifs eingesetzte Commission hat ihre Thätigkeit, wenn auch unter dem Schleier der Verschwiegenheit, schon begonnen.

Wie sich die Meinungen gestalten werden, wenn die Resultate der Enquêten, die Berathungen der Commission, die Vorschläge der Reichsregierung einmal vorliegen: darüber enthalten wir uns jeder Vermuthung. Aber eine Hoffnung auszusprechen, wird auch hier erlaubt sein.

Es giebt eine nationale Untugend im wirthschaftlichen und politischen Leben des Deutschen, eine Untugend, welche anderen Völkern manchen Vorsprung gewährt. Diese Untugend liegt darin, daß wir in schlimmen Zeiten so gern und so andauernd grübeln, murren und raisonniren und nach den möglichen und unmöglichen Ursachen unserer Mißstände umherstöbern, statt allerwärts, wo nur immer eine Gelegenheit sich darbietet, frisch unsere Kraft anzusetzen. Mit dem Aerger, mit den Feindseligkeiten und anderem Wust der Vergangenheit belastet, läßt sich nicht mannhaft in die Zukunft schreiten. Das aber verlangt von uns gebieterisch der Drang der Zeiten.

Das wirthschaftliche Programm des Reichskanzlers enthält die einfachen Grundzüge einer finanziellen und wirthschaftlichen Politik, welche uns bis auf Weiteres die Fortführung des Haushalts im Reich und den Einzelnstaaten erleichtern und den Versuch machen will, an der so vielbeklagten wirthschaftlichen Lage da und dort, wo es am nöthigsten scheint, Etwas zu verbessern. Der Freihandelspartei mag dieses Programm zu schutzzöllnerisch, den industriellen Schutzzöllnern zu agrarisch sein; dem Einen mag dieser, dem Andern jener Satz des Programms offen mißfallen oder wenigstens verdächtig erscheinen. Eines liegt aber darin, was wohl allgemein anerkannt wird: jenes energische Wollen, das nicht an Nebensächlichem große Ziele scheitern läßt. Und dieses Wollen wird eine Unterstützung finden, theils in der Mitwirkung von Bundesgenossen, theils in der Zerfahrenheit von Gegnern. Unsere Hoffnung aber geht dahin, daß — wie viel oder wie wenig von diesem Programm zur Verwirklichung kommt — an den Aufgaben, mit welchen sich dasselbe beschäftigt, allseits ohne kleinliche Nergelei und mit großem Blick für das Ganze, mit einer Opferwilligkeit, die Anerkennung zollt und selbst welche findet, gearbeitet werden möge. Denn die Compromisse, die aus den widerstreitenden Interessen der Parteien resultiren, sollen nicht allseits verhaßt, sondern allseits erträglich sein.

11. Januar 1879.

Die „Hoffnungslosigkeit", das schwarze Gespenst im Leben des Arbeiters.

Von

E. Laspeyres.

Gießen.

Nachdem durch das Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemocratie äußerlich dafür gesorgt worden ist, daß das Gift der socialdemo-

cratischen Ideen wenigstens nicht mehr öffentlich dem Arbeiter in Form berauschender Getränke, des Vereinswesens, der Brandreden &c. gereicht wird, wird mehr und mehr das Bedürfniß gefühlt, für den Arbeiter auch Positives zu schaffen, ihn in eine solche Lebenslage zu versetzen, daß die noch immer im Geheimen schleichende socialdemocratische Versuchung bei ihm nicht verschlägt. Auf welchen Wegen dies erreicht werden kann, ist eine der schwierigsten und bestrittensten Fragen. Man wird die Sache auf mannichfachen Wegen zugleich in Angriff nehmen und versuchen müssen, auf welchem dieser Wege man am Weitesten kommt.

So viel der Wege auch sein mögen, als Ziel muß vorschweben, den Arbeiter mehr und mehr so zu stellen, daß er aus der Verwirklichung socialdemocratischer Ideen mehr zu verlieren als zu gewinnen hat. Einmal gilt es also, dem Arbeiter zu zeigen, daß er im socialdemocratischen Zukunftsstaat auf die Dauer nicht besser stehen wird, als in der heutigen Wirthschaftsordnung der sogenannten capitalistischen Productionsweise, wenn diese unsere Wirthschaftsordnung um so weit zu Gunsten der Arbeiter umgestaltet wird, als nach der Natur der Dinge möglich ist, und zweitens gilt es zu zeigen, wie weit eben unter der gegenwärtigen Wirthschaftsordnung die Lage der Arbeiter verbessert werden kann.

Mit dem ersten Theil der Aufgabe, gewissermaßen dem theoretischen Theil derselben, wollen wir uns heute nicht beschäftigen, sondern mit dem zweiten, dem practischen. Auch nur einigermaßen denselben an dieser Stelle zu erschöpfen, ist unmöglich, wir wollen daher vor Allem das Publicum der Revue auf ein Werk aufmerksam machen, in welchem dasselbe über die von uns hier angeregte Frage volle Belehrung findet; wir meinen das jüngste Werk von Brentano über die Arbeiterversicherung *). Das Schlimme in der Lage der Arbeiter, welches ihre Unzufriedenheit mit der bestehenden Wirthschaftsordnung hervorrufen soll, wird in sehr Verschiedenem gesucht. Drei Hauptpunkte sind: 1) der relative Mangel, in dem sie leben, 2) der absolute Mangel, in dem sie leben und 3) die Unsicherheit des Erwerbes, die Hoffnungslosigkeit. Wir wollen heute besonders den letzten Punkt besprechen, weil hierin am Durchgreifendsten und am Schnellsten Hülfe geschafft werden kann, während der relative und absolute Mangel garnicht oder nur langsam gehoben werden kann.

Unter dem relativen Mangel verstehen wir das Bewußtsein der Menschen, daß Andere mehr haben. Die Unzufriedenheit mit dem eigenen Loose, nicht weil es an sich traurig ist, sondern weil es nicht so glänzend ist, wie das einiger oder vieler Mitmenschen, ist in unseren Tagen leider eine sehr verbreitete und haben namentlich die socialdemocratischen Wühlereien einen entsetzlichen Neid der ärmeren Bevölkerungsschichten gegen die höheren großgezogen. Dieser „relative Mangel" ist nicht ein dem Arbeiter charakteristischer Uebelstand, sondern einer, welcher alle Aermeren im Vergleich mit Reicheren trifft. Auch außerhalb des Lohnarbeiterstandes, im Capitalistenstand, frißt sich dieses Gefühl der Mißgunst immer tiefer ein, der Handwerker findet seine Lage unerträglich, weil der Fabrikherr, der Bauer, weil der große Grundbesitzer, der Krämer, weil der große Kaufherr besser speist, glänzender wohnt, mit schönen Pferden kutschirt. Auch innerhalb der Bevölkerungs-

*) Brentano: Die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirthschaftsordnung. Leipzig 1879. XI. u. 262 S. Octav. Es ist dies eine wesentliche Ergänzung zu seinem früheren Werke: Das Arbeitsverhältniß gemäß dem heutigen Recht. Leipzig 1877. VI. u. 360 S.

classen, welche in erster Linie von ihrer Arbeit leben und doch dem sogenannten Arbeiterstande nicht angehören, in den Beamtenclassen, sei es Militair, sei es Civil, findet sich dieselbe Mißstimmung, welche die Vergleichung mit der Lage der besser Situirten in derselben Beschäftigung schafft. Dies ist also kein dem heutigen Lohnarbeiter charakteristischer Umstand, sondern einer, welcher unserer capitalistischen Wirthschaft eigenthümlich ist, und nur in der Collectivwirthschaft des Socialstaates in seiner ausgebildeten Form verschwinden könnte. Ob freilich diese Nivellirung in der wirthschaftlichen Lage ein Heraufrücken der Aermeren in bessere Lagen oder nicht vielmehr ein Hinabsinken Aller in die schlechteste Lage sein würde, ist hier von uns nicht zu entscheiden.

Mehr schon trifft besonders den Lohnarbeiter der absolute Mangel, die Unzulänglichkeit des Erwerbes zur Fristung eines menschenwürdigen Daseins, doch auch dies trifft nicht die Lohnarbeit als solche, sondern nur die mittleren Stufen derselben. Im höchsten Grade dem Arbeiter eigenthümlich ist die Unsicherheit im Erwerb des Arbeiters unter unserer heutigen Wirthschaftsordnung und zwar diejenige Unsicherheit, welche eben von der capitalistischen Productionsweise unzertrennlich ist, die Unsicherheit im Erwerb durch Absatzstockungen und die daraus folgende Arbeitslosigkeit bei voller Arbeitsfähigkeit. Zwar könnte man einwenden, daß durch Absatzstockungen die Unsicherheit auch in anderen Erwerbskreisen, z. B. in denen der Fabrikanten, gespürt werde, allein die Unsicherheit dieser ist doch noch immer ein gut Theil entfernt von der Hoffnungslosigkeit des Arbeiters, der bei Absatzstockungen selbst von geringer Dauer sich vor dem Nichts sieht. Dazu kommt in vielen Beschäftigungen auch noch eine zweite Hoffnungslosigkeit. In unserer modernen Arbeitsweise des Fabriksbetriebes erlangt der Arbeiter in den vielen an sich einfachen Manipulationen bald einen bestimmten Grad der Fertigkeit, über welche er nicht weiter hinaus kann. Eine Verbesserung seiner Stellung mit zunehmenden Lebensjahren hat er nicht zu erwarten, er bleibt auf der Erwerbsstufe stehen, welche er etwa zwischen 20 und 30 Jahren erworben hat, ja er hat die bestimmte trostlose Aussicht, daß er im Alter mit sinkenden Körper- und Geisteskräften in seinen Einnahmen sich verschlechtert, bis er endlich gar nicht mehr verdienen kann. Dazu tritt dann schon vorher die Wahrscheinlichkeit, durch Krankheit wochen- und monatelang ohne Verdienst zu sein, und manches Andere, worauf wir weiter unten kommen.

Nichts ist nun aber unstreitig entmuthigender, als diese Hoffnungslosigkeit: im besten Falle sich sein Lebelang abzuplagen, im schlimmeren Falle sich und die Seinigen der Noth, dem Hunger oder der öffentlichen Unterstützung gegenüber zu sehen, läßt den Menschen nie froh werden, außer im Rausch. Kann dieser Uebelstand im Leben des Arbeiters gehoben werden, dann können die beiden anderen, die „geringeren Verdienste als die Mitmenschen, der relative Mangel" und die „zu geringen Verdienste, der absolute Mangel" schon leichter ertragen werden, ja die Löhne können in mancher Beziehung gar nicht so tief sinken, so bald der Arbeiter an Stelle des Lohnes einer wenn auch geringen Einnahme so sicher ist, daß er sich nicht jeden noch so niedrigen Lohn gefallen zu lassen braucht.

Es fehlt mir leider hier an Raum, theoretisch genauer darauf einzugehen, ob der Arbeitslohn in den unteren Arbeiterclassen hoch genug ist, um die Productions-

kosten der Arbeit im Sinne Engels und Brentano's zu ersetzen, wenn man alle Löhne, welche ein Arbeiter in seinem Leben bezieht, mit den Productionskosten seines ganzen Lebens vergleicht. Wir sind, ohne aber den sehr umständlichen Beweis dafür hier erbringen zu können, der Ansicht, daß der Lebenslohn der Arbeiter selbst in den unteren Classen vollauf die Productionskosten des ganzen Arbeiterlebens deckt, nur deckt sich der Lohn nicht in jedem Moment mit den jeweiligen Productionskosten, sondern bald sind die Löhne höher, als die augenblicklichen Productionskosten, bald niedriger, und zwar so, daß die überwiegende Zeit des Lebens die Löhne über den Productionskosten stehen, zuweilen viel, meistens nur wenig, daß aber in einem kleineren Theile des Lebens die augenblicklichen Productionskosten höher sind als die augenblicklichen Löhne. Würde der, wenn auch im einzelnen Fall geringe, aber lange Zeit andauernde Lohnüberschuß auf die Zeiten des Produktionskostenüberschusses übertragen, dann könnte der Arbeiter die guten mit den schlechten Zeiten ausgleichen und eine Durchschnittsproductionskostendeckung erreichen. Leider aber benutzt der Arbeiter die guten Zeiten nicht zu dieser Lohnübertragung und ist dann in den schlechten Zeiten all den bösen Folgen der überwiegenden Productionskosten ausgesetzt.

Die Divergenz zwischen den augenblicklichen Löhnen und den augenblicklichen Kosten kann von Abnahme der Löhne oder von Zunahme der Productionskosten herrühren oder aus einer Cumulirung beider Uebelstände. Die Löhne nehmen ab oder hören endlich ganz auf im Alter, die Löhne fallen fort in Krankheitszeiten, die Löhne werden zu niedrig oder hören ganz auf in allen Zeiten der Geschäftsstockung, auf kurze Zeit, wenn nur das betreffende Geschäft, aus welchem der Arbeiter seine Einnahme zieht, stockt, auf lange Zeit, wenn der ganze Geschäftszweig krankt. Endlich kann ein frühzeitiger Tod oder völlige Invalidität des Ernährers die zur Erziehung der Kinder nöthigen Mittel mit einem Male abschneiden. Die Productionskosten auf der anderen Seite unterliegen einmal periodischen regelmäßigen Schwankungen innerhalb jedes Jahres, der Winter ist wegen der größeren nöthigen Menge von Kleidung, Heizung, Beleuchtung, auch Nahrung kostspieliger, als der Sommer, während vielleicht gerade der Winter auch periodisch die Zeit geringerer Einnahmen ist, ferner wachsen die Ausgaben in Krankheitszeiten, wenn auch meist nicht bedeutend, endlich aber giebt es im Leben jedes Arbeiters, der heirathet, eine Zeit sehr starker Kosten, nämlich die Zeit, in welcher die meisten kleinen Kinder, welche noch nicht mit verdienen, doch mit leben wollen und die Arbeitskraft der Mutter dem Verdienst, wenigstens dem besseren Verdienst außer Hause, zum Theil entziehen.

So bilden sich die Zeiten, in denen Kosten und Lohn sich nicht decken. Würden nun alle Zeiten mit Lohnüberschuß benutzt, um für die Zeiten des Kostenüberschusses zurückzulegen, und würden die Zeiten des Lohnüberschusses möglichst verlängert, dann könnte der Arbeiter den Zeiten des Kostenüberschusses getrost ins Auge schauen. Leider ist dieses fast gar nicht der Fall. Die Zeit des Lohnüberschusses ist die erste produktive Zeit im Leben des Arbeiters, in welcher er selbstständig ist, und in der Fabrik wenigstens fast schon ebensoviel verdient als in späteren Jahren, während er weder den Eltern von seinem Verdienst abzugeben hat, noch Weib und Kind ernähren muß. Würde auch nur der überwiegende Theil

des hier resultirenden Lohnüberschusses auf eine vernünftige Weise überspart, dann könnte ganz Erkleckliches für die späteren bösen Zeiten gewonnen werden; würde nun gar diese Zeit möglichst verlängert durch späteres Heirathen, dann könnten die „bösen Zeiten" ganz von dem Budget gestrichen werden.

Leider denkt unsere junge Arbeiterbevölkerung nicht anders, als daß sie ihre augenblicklich hohen Löhne entweder für sich in Fressen, Saufen, Spielen und Schlimmerem verwenden dürfe, oder daß sie heirathen und die Welt bevölkern müsse. Hier offenbart sich gerade der Unsegen, daß die jungen Burschen in der ersten productiven Periode ihres Lebens bei dem Fabrikbetrieb zu hohe Löhne bekommen. Könnte für die Arbeiterbevölkerung eine ähnliche Einrichtung getroffen werden, wie für die Beamten groß und klein, daß sie anfangs gar keine, oder gerade nur die zur Fristung der Einzelexistenz nöthigen Löhne erhielten, dann wäre viel erreicht, leider ist dieses schwierige Problem noch nicht gelöst. Ich halte die zu hohen Löhne in der Jugend so lange für das schlimmere Uebel, als die zu niederen Löhne im Alter, bis dieselben richtig auf die Zeiten der überwiegenden Kosten übertragen werden. Diese Uebertragung hat weniger zu geschehen durch Capitalansammlung, als durch Versicherung aller Art.

Die Arbeiter-Versicherungsprämien sind ein Hauptposten in der Berechnung der Productionskosten der Arbeit.

Zu den Productionskosten der Arbeit gehört der Unterhalt des Ernährers selbst, der Unterhalt der Frau und der Unterhalt der Kinder bis zu ihrer wirthschaftlichen Selbständigkeit und außerdem die Fülle von Versicherungen für all die Zeiten entweder steigender Kosten oder abnehmender Löhne. Die Fälle, für welche der Arbeiter sich versichern muß, wenn er in jedem Augenblick Deckung der Kosten durch Einnahmen sich verschaffen will, sind nach Brentano folgende:

1) Versicherung für Krankheitszeiten, sowohl um den wegfallenden oder abnehmenden Lohn zu ersetzen, als auch um die positiven Krankenkosten zu decken.
2) Hieran anschließend Versicherung für theilweise und für völlige Invalidität durch akute Unglücksfälle und durch Altersschwäche.
3) Hieran anschließend Versicherung eines Begräbnißgeldes.
4) Versicherung bestimmter Gelder für Erziehung der Kinder auf den Fall, daß der Ernährer vor der eingetretenen wirthschaftlichen Selbständigkeit der Kinder sterben oder erwerbsunfähig werden sollte. Ebenso würde auch eine Wittwenversicherung hierher zu rechnen sein, soweit die Wittwe durch ihre eigene Arbeit nicht völlig sich ernähren könnte.
5) Endlich der Hauptfall ist die Versicherung für Arbeitslosigkeit bei Arbeitsfähigkeit.

Gerade dieser Hauptfall bildet mit Recht den Mittelpunkt der vorzüglichen Schrift von Brentano über die Arbeiterversicherung. Ohne diese Generalversicherung gegen Arbeitslosigkeit schweben, wie Brentano überzeugend nachweist, alle anderen Einzelversicherungen mehr oder minder in der Luft. Fast alle Einzelversicherungen erlöschen, wenn im gegebenen Zeitpunkt die Versicherungsprämien nicht gezahlt werden, und muß der Arbeiter dann immer wieder, und da er älter wird, unter immer schwereren Bedingungen, die Versicherung von Neuem beginnen. Nun ist

aber ganz klar, daß wenn der Verdienst aufhört oder abnimmt, die Ausgaben für Versicherung am ersten unterbleiben, mag der Arbeiter auch noch so sehr darüber im Klaren sein, wie stark er sich damit für die Zukunft schädigt, die Gegenwart fordert so gebieterisch ihr Recht durch den knurrenden Magen, durch die jammernden Kinder, daß der Arbeiter in vollem Bewußtsein der Schädlichkeit seiner Handlungsweise seine Versicherungen, welche er vielleicht durch Jahre und Jahrzehnte lang gezahlte Prämien sich erworben hat, im Stich lassen muß.

Darum dringt Brentano mit Recht darauf, daß die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit erste Aufgabe der Arbeiter sein muß. Der einzelne Arbeiter vermag hier wenig, Versicherungsgesellschaften, entweder Actiengesellschaften oder Gegenseitigkeitsversicherungen für die Gefahr der Arbeitslosigkeit giebt es nicht. Hiefür haben die Arbeiter erst selbst sich zusammenzuthun, sei es in neuen Verbindungen, sei es durch Heranziehen dieses Versicherungszweiges in die bisher schon bestehenden Arbeiterverbindungen, die Gewerkvereine. Zwar will Brentano aus hier nicht zu erörternden Gründen von unsern deutschen Gewerkvereinen nicht recht viel wissen und wünscht er, daß vielmehr Vereine auf anderer Grundlage zu diesen und anderen Zwecken sich bilden, Gewerkvereine, welche den englischen Gewerkvereinen näher stehen; allein jedenfalls sollten die deutschen Gewerkvereine dem Rathe Brentano's folgen und die Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, welche bisher nur als eine Aufgabe der Zukunft in dem Berliner Musterstatut existirt, nach Vorgang der englischen Gewerkvereine zu einer Hauptaufgabe erheben.

Ein Schritt in dieser Richtung ist denn auch in den letzten Tagen geschehen, wir lesen in der ersten Nummer des „Gewerkvereins" von 1879, daß die s. g. „practische Commission", welche von den Gewerkvereinen gleich nach Erlaß des Socialistengesetzes gebildet wurde, mit der Frage der Versicherung gegen Arbeitslosigkeit sich beschäftigt hat. Zwar hat dieselbe vorläufig, da die Zeiten für die hierzu nöthigen Prämienzahlungen zu schlecht wären, darauf verzichtet, eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit in dem vollen Umfange, wie bei den englischen Gewerkvereinen, zu versuchen, sie hat aber den einen Hauptzweck dieses Versicherungszweiges, die Sicherung für Weiterzahlung der Special-Versicherungsprämien sich theilweise zu Eigen gemacht und folgenden Antrag angenommen: „Die practische Commission erklärt, da die volle Unterstützung bei Arbeitslosigkeit wünschenswerth ist, diese unter den heutigen Verhältnissen aber große Schwierigkeiten hat, wird den Verbandsvereinen dringend empfohlen, den ersten Schritt auf diesem Wege zu thun dadurch, daß den arbeitslosen Mitgliedern bei deren Unfähigkeit, ihre Beiträge zu bezahlen, die Mittel dazu aus Vereinsmitteln gewährt werden." Da diese „Beiträge" zum großen Theil Versicherungsprämien für die Kranken- und Begräbnißkassen, sowie für die Invalidenkasse der Gewerkvereine sind, so ist den Gewerkvereinen, falls sie nicht weiter gehen können, auf das dringendste zu rathen, daß sie wenigstens so weit vorläufig gehen, als die practische Commission ihnen anräth.

Für heute müssen wir hiermit abbrechen, in einem späteren Hefte der Revue wollen wir versuchen, in Kürze zu schildern, wie wir, meist in Uebereinstimmung mit Brentano's Werk, uns eine rationell durchgeführte Arbeiterversicherung, welche den Arbeiter der Hoffnungslosigkeit entreißt, denken.

Ein Blick auf die Landesnatur Afghanistans.

Von
G. R. Credner.
Halle a. S.

Afghanistan ist der Name, mit welchem die Perser das von den Afghanen bewohnte Land bezeichnen, Urlajat nennen es die Letzteren selbst. Bedeutungsvoll ist dieses Land in Folge seiner eigenthümlichen Weltstellung auf der Scheide zwischen dem occidentalen und orientalen Südasien bereits im Alterthum und im Mittelalter als Durchzugsland für die Heereszüge nach Hindostan in der Geschichte der asiatischen Völker hervorgetreten, bedeutungsvoll ist es in der Neuzeit wiederum durch seine Lage zwischen den beiden mächtigsten Weltreichen, Rußland und England-Indien geworden, wie es scheint, dazu bestimmt, zum Schauplatz wichtiger, für die Suprematie eines jener beiden Reiche entscheidender Actionen zu werden.

Afghanistan nimmt mit seinem Oesterreich-Ungarn an Größe etwas übertreffenden Areale von annähernd 12 000 Quadratmeilen einen Theil und zwar den nordöstlichen des Hochlandes von Iran ein, jener mächtigen durchschnittlich über 1000 Meter hohen Bodenanschwellung, welche sich in Gestalt eines sich nach Westen zuspitzenden Dreieckes von den heißen Niederungen der Wüste Sinde und des Pandschab bis nach Vorderasien hin erstreckt und als eine zusammenhängende, unburchbrochene Tafelfläche die Hochländer Klein-Asiens und Armeniens mit der gewaltigsten Massenerhebung unseres Planeten, mit derjenigen von Central-Asien verbrückt.

Im Westen Central-Asiens, an der Stelle, wo sich die Stromgebiete des Indus, des Oxus und des Tarym am meisten einander nähern, erhebt sich die mächtige Gebirgsmasse des Pamir, jene merkwürdige Bodenauftreibung, welche lange Zeit hindurch unter dem Namen Bolor Tagh als eine meridional verlaufende Gebirgskette aufgefaßt wurde, sich nach den neueren Forschungen aber mehr und mehr als ein ausgedehntes, sich nach Westen allmälig verflachendes, nach Osten dagegen steil zum Tarym-Becken abfallendes Hochplateau herausstellt. Fünf der gewaltigsten Gebirgssysteme Asiens strahlen von diesem Knotenpunkte der Hochsteppen des Pamir aus: nach Nordosten das aus einer Reihe hoher, bis über die Grenzen des ewigen Schnees hinausragender Parallelketten bestehende System des Thien-schan, — nach Osten, gleichsam als das „Rückgrat" der östlichen Hälfte des Continentes, der Kwen-lun, — nach Südosten der weite Bogen des Himalaja, — nach Süden das Soliman-Gebirge und endlich nach Südwesten, als Fortsetzung des Thien-schan Systemes der Hindukusch. Gleichzeitig nehmen vom Pamir in den Zwischenräumen dieser Gebirgszüge in augenfällig symmetrischer Lage drei ausgedehnte Tiefländer ihren Ausgang: die hindostanische Niederung im Süden zwischen dem Himalaja und dem Soliman-Gebirge, die turanische Tiefebene im Nordwesten und im Osten zwischen dem Thien-schan und dem Kwen-lun das Becken des Tarym, die ostturkestanische Niederung. Und ebenso regelmäßig und symmetrisch schieben sich zwischen diese drei Tiefländer drei Hochebenen ein. Im Norden scheidet das Pamir-Plateau selbst die turanische Niederung von dem ostturkestanischen Becken, das

Hochland von Tibet trennt, selbst eingeschlossen von den Kämmen des Kwen-lun und Himalaja, die vom Tarym durchströmte Niederung von den Ebenen Hindostans und endlich schiebt sich von Südwesten gleich einem mächtigen Keil das Hochland von Iran zwischen der hindostanischen und turanischen Tiefebene gegen das Pamir-Plateau vor.

Auf allen Seiten erheben sich steil und schroff die Randgebirge Irans aus den umgebenden Niederungen und von den Gestaden des Caspischen Meeres und des Persischen Meerbusens; sie steigen bis zu beträchtlicher Höhe empor, um sich dann in allmäligerem, sanfterem Abfalle dem Inneren zuzusenken, welches allseitig von den Randgebirgen überragt, als ein langgestrecktes flachmuldenförmiges Becken gleichsam auf dem Rücken der letzteren getragen wird. In annähernd südlicher Richtung vom Aral-See aber wird das Hochland von Iran durch eine in meridionaler Richtung verlaufende Gebirgserhebung, durch das Nibbanban-Gebirge durchsetzt, wodurch die im großen Allgemeinen eine einzige Mulde darstellende Hochebene in zwei Secundär-Becken zerlegt wird: in ein westliches, umfangreicheres: das persische, und in ein kleineres östliches, welches mitsammt den angrenzenden Randgebirgen von den beiden Nachbarländern Belutschistan und Afghanistan eingenommen wird und zwar so, daß ersteres die südliche, dem Indischen Ocean zugewendete Hälfte umfaßt, während Afghanistan die nördlichen, also die Theile in sich begreift, in welchen sich das Hochland von Iran aus dem Inneren des centralen Beckens zu der Massenerhebung Inner-Asiens hinanzieht.

Auf guten Karten läßt sich in dem plastischen Aufbaue des Bodens von Afghanistan leicht eine scharf hervortretende Zweitheilung des Landes erkennen, eine Zweitheilung in ein kleineres südwestliches Gebiet: eine flachmuldenförmig gestaltete Ebene, der innere Theil des östlichen Secundär-Beckens des Hochlandes von Iran; und in ein größeres nordöstliches Gebirgsland: der Anstieg aus jener Centralebene zu den Höhen Inner-Asiens.

Ein Gebirgsland im vollsten Sinne des Wortes repräsentirt dieser nordöstliche Theil des Afghanenreiches ein Land von schroffem, wildem Landschaftscharacter, welcher je weiter nach Nordosten, also nach dem Pamir-Plateau hin, desto ausgesprochener hervortritt und endlich am Südrande der Hochsteppen des Pamir in dem Alpenlande von Kafiristan mit seinen weit über die Grenzen des ewigen Schnees hinausragenden Gipfeln und Kämmen am großartigsten und imposantesten zum Ausdruck gelangt.

Das wichtigste der Gebirge, die sich an dem Aufbaue des Gebirgslandes von Afghanistan betheiligen, ist der Hindukusch, der Kaukasus der Alten, später als „indischer Kaukasus" von der gleichnamigen Kette zwischen dem Caspischen und dem Schwarzen Meere unterschieden, in seinen westlichen Partien im Alterthume als Paropamisos bekannt. Der Hindukusch zieht sich in einer Reihe mächtiger Parallelketten mit steilem Abfall gegen die nördlich angrenzenden Ebenen des Oxus-Thales in westsüdwestlicher Richtung gegen Herat hin, um sich hier allmälig zu verflachen und in eine Anzahl niedrigerer Ketten zu zertheilen.

Die Kämme dieses Hauptgebirgszuges sind nur wenig ausgeschartet, selbst der bequemste und kürzeste Paß, welcher von Kabul nach Bamijan hinüberführt und über welchen im Jahre 1219 Dschingis Khan und 500 Jahre später Nadir

Schah seine Horden hinüberführte, erfordert ein Aufsteigen bis zu etwa 4000 Meter, bis zu einer Höhe also, welche diejenige des Groß-Glockner's, des Culminationspunktes der Hohen Tauern, um mehrere Hundert Meter, diejenige des St. Gotthard fast um das doppelte übertrifft. Eine Reihe von Piks erheben sich über den Kamm der Hauptkette des Hindukusch weit über Montblanc-Höhe bis zu 6000 Meter, bedeckt mit ewigem Schnee, der, da die Grenze desselben in einer Höhe von etwa 4200 Metern verläuft, auch fast den ganzen Kamm des Gebirges bekleidet und nur die tiefst-eingeschnittenen der wenigen Paßscharten im Sommer frei werden läßt. Weithin sind die von einer hellschimmernden Schneehülle bedeckten Gipfel und Kämme des Hindukusch nach allen Seiten hin sichtbar und mit vollem Rechte gebührt deshalb dem letzteren der Name, welchen er im Sanscrit führt: Gravakasas, glänzendes Felsgebirg.

So wenig die Kämme des Hindukusch eingeschnitten und ausgeschartet sind, so sehr sind seine Flanken zerrissen und von einer Reihe jäh abstürzender Thalschluchten durchfurcht, in denen sich die allsommerlich von den Schnee- und Eisfeldern der Höhen abschmelzenden Gewässer in zahlreichen Katarakten und Stromschnellen ihren Weg in die Tiefe gebahnt haben. In solchen zickzackförmig gewundenen Thälern, in Schluchten, oft auf lange Strecken so eng und tief, daß niemals die Sonnenstrahlen die Sohle derselben erreichen, an Felsmauern hin, die Hunderte von Metern senkrecht emporsteigen, am Rande von Abgründen, die jäh in die düstern von wild tosenden Gebirgsbächen durchströmten Tiefen abstürzen, führen die Wege hinan zu den Zinnen des Gebirges, zu den diese durchschneidenden Pässen.

Wie der Hindukusch im Norden aus der turanischen Niederung, so erhebt sich aus dem Industhale das östliche Randgebirge Afghanistans: das Soliman-Gebirge, weniger hoch zwar als jene mächtigen Ketten im Norden des Landes, aber wie diese einen nur schwer zu übersteigenden Grenzwall bildend. Zwar nennen die Karten eine Reihe von Pässen, die aus Indien nach dem Inneren Afghanistans hinüberleiten, aber auch diese Uebergänge führen ausnahmslos durch tiefeingeschnittene, enge und schmale, in Schlangenwindungen sich emporziehende Schluchten, von jähen Felswänden umschlossen und beherrscht von kriegerischen und räuberischen Gebirgsstämmen. Nur an einer Stelle ist das östliche Grenz-Gebirge vollkommen durchbrochen: ganz im Norden, wo die Gewässer des Kabul-Flusses sich ihren Weg durch die Gebirgsmauern hindurch zum Indus gebahnt haben. Aber auch dieser Durchbruch des Flusses ist völlig unpassirbar, der Weg von Peschawar nach Kabul mußte deshalb seitwärts des Flußthales über die Höhen der Cheiber-Berge geführt werden, über den Paß, welcher von Alters her als der bequemste und kürzeste von den Handelskaravanen und Kriegsheeren benutzt und auch in unseren Tagen wiederum von den englischen Truppen forcirt worden ist, der aber auch durch enge Schluchten und Gebirgsdefilés hindurchführt, über welche sich zu beiden Seiten die Felswände oft Hunderte von Metern hoch, mauergleich erheben. In drei Hauptketten zieht sich das Soliman-Gebirge von der Durchbruchstelle des Kabul-Flusses gegen Süden; terrassenförmig gegen Westen an Höhe zunehmend erheben sich diese Ketten aus den Ebenen des Industhales, breite Längsthäler zwischen sich lassend, in denen üppige Waldungen grünen, welche sich bis auf die Höhen des westlichen Hauptkammes hinaufziehen und selbst den nur in den Wintermonaten in eine Schnee-

decke gehüllten, 3700 Meter hohen Hauptgipfel des Gebirges, den Tukht-i-Soliman, den Thron des Salomon, bis zu seiner Höhe bekleiden.

Gebirgig, wie diese seine beiden Ränder, ist auch das spitzwinklig gestaltete, von diesen umschlossene Innere des nordöstlichen Afghanistan. Ein wildes Gebirgsland würde man von dem Gipfel des Tukht-i-Soliman gen Westen vor sich erblicken, welches sich nach Nordwesten bis an die Kämme des Hindukusch hinanzieht und nach Südwest das ganze Gebiet bis nach Kandahar hin umfaßt. Die Ketten, welche dieses Alpenland durchziehen, verlaufen meist in paralleler Richtung von Nordosten nach Südwesten, entsprechen also in ihrer Hauptstreichrichtung derjenigen des Hindukuschsystemes und sind durch Thäler von einander getrennt, welche sich, im Nordosten eng und schluchtartig eingeschnitten, gegen Südwest allmälig erweitern und gegen die centrale Ebene, gegen das Innere der ostiranischen Secundärmulde öffnen. Als mächtigstes Gebirge dieses Inneren von Nordost-Afghanistan erhebt sich südlich vom Thale des Kabul-Flusses, die Wasserscheide zwischen dessen Zuflüssen und dem Hilmendsystem bildend, die Gebirgsmauer des Sefid-Kuh, ein Kettengebirge, dessen Kamm in einer mittleren Höhe von 4000 Metern verläuft und über dem einzelne Gipfel bis zu Montblanc-Höhe emporsteigen. „Weißes Gebirge" heißt dieses Massiv mit Recht, denn auch seine Gipfel ragen in die Region des ewigen Schnees und sind jahraus jahrein von einer blendenden Schnee- und Eishülle überkleidet.

Dieses Gebirgsland von Afghanistan ist im Allgemeinen reich an Quellen und reich bewässert. Ist es doch in zahlreichen seiner Gipfelhöhen und Kämme von allsommerlich an ihren unteren Zonen abschmelzenden Schnee- und Eisfeldern bedeckt. Gleichzeitig bietet es durch seine Erhebung den Winden, die an seinen Berggehängen hinangleiten und je weiter nach Nordosten zu desto höherem Aufsteigen gezwungen werden, einen wirksamen Condensator ihres Wasserdampfgehaltes. Seen sucht man zwar fast vergebens in diesem Alpenlande, der parallele Verlauf der Gebirgsketten begünstigt die Ansammlung der in den Längsthälern zwischen ihnen verlaufenden Gewässer nicht. Nur zwischen Kabul und Kandahar, etwa halbwegs zwischen beiden Hauptstädten, breitet sich auf einer rings von Bergen umschlossenen Hochebene der Spiegel eines Sees aus. Es ist der See Ab-Istada, „das schlafende Wasser", ein seichtes, abflußloses Becken, belebt von unzählbaren Schwärmen von Wasservögeln.

Dagegen ist dieses nordöstliche Afghanistan reich an fließenden Gewässern, die das Gebirgsland in einem weit verzweigten Netz von Wasseradern durchziehen. Alle diese Gewässer sind echte Gebirgsströme. Mit starkem Gefälle durcheilen sie über wilde Felsbetten hin in zahlreichen Katarakten und Stromschnellen ihre tief eingeschnittenen Felsschluchten und schließen schon deshalb eine Verwendung als Verkehrswege aus. Selbst der Kabul-Fluß, der wichtigste und das ganze Jahr hindurch von den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Gebirgshöhen gespeiste und deshalb wasserreichste Strom Afghanistans, ist auch mit kleinen Boten nicht befahrbar, denn auch er hat sich auf seinem Laufe in dem terrassenförmig abgestuften Thale durch zahlreiche Schluchten und über wild übereinander gehäufte Felsblöcke seinen Weg zu bahnen, so daß der Waarenverkehr von Kabul hinab zum Industhale nach Peschawar nur auf kurzen, von aufgeblasenen Schläuchen getragenen Holzflößen vermittelt werden kann.

Nur ein geringer Theil der in Afghanistan entspringenden Gewässer gelangt zu dem eigentlichen Endziele aller Flüsse: zum Ocean. Das sind die Wassermassen, die sich aus den Gebirgsbächen des Alpenlandes ganz im Nordosten zwischen den Ketten des Hindukusch und des Sefid-Kuh in dem Stromsystem des Kabul vereinen und in der sogenannten Kabulpforte die Ostumwallung des Hochlandes von Iran durchbrechen, um mit dem Indus dem Indischen Ocean zuzueilen. Alle anderen Flüsse Afghanistans erreichen dieses Ziel, das Weltmeer nicht. Sie versiechen, wie der Heri-Rud in den Sandwüsten Turans, inmitten des Festlandes, oder sie enden in abflußlosen Binnenseen, wie die vom Nordabhange des Hindukusch dem Oxus zufließenden Gewässer im Aral-See oder wie die zahlreichen Wasserläufe auf der Südseite des Hindukusch und des Sefid-Kuh in dem Hamun-See, der tiefsten Stelle des ostiranischen Hochbeckens.

In schärfstem Gegensatze steht zu diesem nordöstlichen Alpenlande in seinem plastischen Bau der südwestliche Theil Afghanistans. In einem weiten nach Südwesten geöffneten Halbkreis zieht sich um den Hamun-See der Absturz des Gebirgslandes und umrahmt amphitheatralisch aufsteigend eine weite Niederung, welche sich in Form einer flachen, in ihrem innersten Theile von dem genannten See bedeckten Mulde ausdehnt und gegen Süden durch das Bergland von Belutschistan, gegen Westen von dem Nibbandan-Gebirge abgeschlossen und durch dieses von der westlichen, der persischen Secundärmulde des Hochlandes von Iran getrennt wird. Ein eintöniges Landschaftsbild tritt in diesem centralen Theile des ostiranischen Hochbeckens dem abwechslungsreichen Relief des nordöstlichen Alpenlandes gegenüber. Monotone sanft geneigte Ebenen breiten sich aus, nur selten unterbrochen von Höhenzügen, die aber auch nicht die mannichfach gestalteten Umrißformen wie jene des afghanischen Gebirgslandes besitzen, vielmehr nur abgerundete, einförmige Conturen erkennen lassen und deshalb nur in geringem Grade Abwechselung und Mannichfaltigkeit in dem Charakter der Landschaft hervorzubringen vermögen. Langsam und träge, in breiten Betten durchfließen die Flüsse diese weiten Niederungen, sie haben beim Austritt aus dem Gebirgslande ihren raschen Lauf und dadurch ihr landschaftlich belebendes Element eingebüßt. Eintönig wie die Formen ist auch die Beschaffenheit des Bodens in diesen Ebenen des südwestlichen Afghanistan. Sand- und Kiesmassen und dazwischen an manchen Stellen ein gelber, salzhaltiger Lehm, bilden die Oberfläche der Ebenen, während sich rings um jede Bergkette und am Fuße des umgebenden Gebirgslandes eine Zone wirr auf einander gehäufter Felsblöcke und Gesteinstrümmer hinzieht, die sich von den Gehängen der Berge losgelöst und im Laufe der Zeit an deren Fuß angehäuft haben. An der tiefsten Stelle der ganzen, flachmuldenförmigen Niederung dehnt sich der Hamun-See aus, ein bogenförmiges, langgestrecktes Becken, mehr Sumpf wie See, der in seiner Ausdehnung je nach der Wasserzufuhr durch den Hauptzufluß, den Hilmend, fortwährenden Schwankungen unterworfen ist, immer mehr aber zusammenschrumpft und in seinem südlichen Theile gegenwärtig fast ganz ausgetrocknet ist.

Ferdinand von Richthofen's epochemachende Forschungen über Central-Asien gestatten uns einen Schluß zu ziehen auf die Ursachen, denen die Oberflächenformen und die Bodenbeschaffenheit des südwest-afghanischen Beckens ihre Entstehung verdanken. Es ist der Zustand der Abflußlosigkeit, welchem diese Gebiete ihren eigen-

thümlichen Charakter verdanken und welcher gleichzeitig den schroffen Contrast bedingt, welcher in dem plastischen Bau des Bodens zwischen den nordöstlichen und südwestlichen Theilen Afghanistans besteht. Dort in den nordöstlichen Gebieten, wo die Gewässer einen Abfluß besitzen, werden die Producte, welche aus der chemischen und mechanischen Zerstörung der Gesteinsmassen hervorgehen, zum größten Theil von den Flüssen hinweg transportirt. Diese Fortführung aber der Verwitterungsproducte aus dem Innern des Landes hat zur Folge, daß die Gebirge mehr und mehr eingefurcht und modellirt werden. Schluchten werden in die Felsgebäude eingeschnitten, schroffe Formen entwickeln sich an den Höhenzügen, die Gegensätze zwischen Berg und Thal mehren sich, es entsteht die Mannichfaltigkeit der Formen und Linien der Gebirge, die abwechselungsreiche, vielgestaltige Gliederung, die in jenem nordöstlichen Alpenlande Afghanistans herrscht. Ganz anders in den abflußlosen südwestlichen Landschaften. Besteht in dem Gebirgslande die vorgeschrittene Oberflächenform in schroffen Bergrücken mit tiefeingeschnittenen Thälern und steil aufsteigenden Felswänden — die unentwickeltere dagegen in wenig gegliederten, roh gestalteten Gebirgsmassen, so findet in den abflußlosen Theilen des Landes gerade das umgekehrte Verhältniß statt. Wohl wirken auch hier die atmosphärischen Agentien, wirken Regen, Wind, Frost und Hitze zerstörend auf die Oberfläche ein, aber die dadurch losgelösten und zerkleinerten Gesteinsbruchstücke werden nicht von den Gewässern hinweg- und dem Meere zugeführt. Sie bleiben im Inneren des Landes, werden nur bis zu den nächsten Vertiefungen fortgerollt und fortgeschoben, sie häufen sich hier im Laufe der Zeit mehr und mehr an und vermindern dadurch fort und fort die vorher vorhandenen Niveauunterschiede zwischen den Erhebungen der Berge und den tieferen Punkten, kurz es waltet das Streben nach einem Nivelliren, nach einem Ausgleichen der Oberfläche vor. Die ganze ungeheuere Masse von Gesteinsmaterial, welche bei der Ausfurchung der Thäler und Schluchten aus den das Central-Becken Afghanistans umkränzenden Gebirgslanden herausgewaschen und herausgespült worden ist, sie ist in diesem Becken aufgespeichert und dazu verwendet, vorher hier vorhandene Vertiefungen auszufüllen und alle Unebenheiten auszugleichen. Von den Gehängen der die Ebenen umrandenden und hier und da durchragenden Gebirgszüge stürzten gleichzeitig die losgelösten und abwitternden Felstrümmer herab und bildeten im Laufe der Zeit jene Schutthalden, die den Fuß der Gebirgserhebungen umgeben. Spülende Gewässer und Winde bemächtigten sich der feineren Gesteinspartikelchen und trugen sie in das Innere des Beckens hinab — es entstanden die monotonen, flachmuldenförmigen Niederungen inmitten eines ringsum sich erhebenden mannichfach gegliederten Gebirgslandes.

Im Sommer entsteht unter der intensiven Strahlung der Sonne eine starke Auflockerung der Luft über der mächtigen Bodenanschwellung Ost-Irans und aus den weniger erwärmten, namentlich den westlich und nordwestlich gelegenen Grenzgebieten strömen kältere, schwerere Luftmassen herbei, um das gestörte Gleichgewicht der Atmosphäre wieder herzustellen. Aufsteigend an den nach außen hin steil abfallenden Randgebirgen des Hochlandes von Iran geben diese Winde hier den größten Theil ihres Feuchtigkeitsgehaltes ab und streichen trocken und föhnartig ausdörrend, statt Regenwolken solche von Staub und Sand vor sich hertreibend, über

die große iranische Doppelmulde und über die niedrigeren, von der hochstehenden Sonne selbst stark erwärmten Bergketten Afghanistans, welche die Ebenen des Inneren umgrenzen. Erst weit im Nordosten des Gebirgslandes vermögen die sich hier erhebenden mächtigen Gebirgsmassivs genugsam abkühlend auf die an ihnen emporsteigenden Winde einzuwirken, um den wenigen, noch vorhandenen Wasserdampf zu condensiren und als Regen und Schnee niederzuschlagen. Trockne Winde sind es, die im Sommer die Ebenen Afghanistans bestreichen und in die nach Südwesten weitgeöffneten Thäler hineindringen, nur weit im Nordosten, in den höchsten Regionen des Hochgebirges, am Hindukusch und Sefid-Kuh fallen auch in der heißen Jahreszeit Niederschläge. Ausgedehnteren Gebieten Afghanistans bringen nur der Winter und der Frühling reichlichere atmosphärische Niederschläge. Südliche, warme, mit Wasserdampf reichgesättigte, antipassatische Luftströmungen berühren dann die Gebirge, benetzen sie mit Regen und überkleiden wenigstens die nordöstlichen Gebiete des Landes mit einer dichten Schneehülle.

Regenlos im Sommer und Herbst, niederschlagsarm im Winter und Frühling sind die Ebenen des Südwestens, wo nicht künstliche Bewässerung möglich ist, auf weite Strecken fast aller Vegetation beraubt. Kümmerlich bestandene Steppen und öde Sandwüsten breiten sich über diesen Theil des Landes aus. Auch die nur im Winter und Frühling durch atmosphärische Niederschläge benetzten Gebirgslandschaften zunächst um die südwestlichen Ebenen bis zum Soliman-Gebirge und den nördlichen Hochgebirgen hin entbehren des Schmuckes der Wälder. Strauchartige Gewächse allein vermögen in diesen Gegenden ihr Fortkommen zu finden. In niedrigem, oft verkrüppeltem Wuchse bedecken sie Anhöhen und Ebenen, auch an den steileren Felsgehängen haben sie Fuß gefaßt und prägen der ganzen Landschaft einen characteristischen Zug auf. Dazwischen grünt und blüht eine reiche, mannichfaltige Alpenflora von Schmetterlings- und Lippenblüthern, von Zwiebelgewächsen, Cruciferen und Doldenpflanzen. Durch diese Vegetationsdecke erscheint die ganze Landschaft unter der erfrischenden Benetzung des Frühlings in einer dunkelolivengrünen Färbung. Bald aber vergeht in der trocknen Gluth des wolkenlosen Sommers die Blüthenpracht des Frühlings, das Grün der Pflanzendecke verliert seine Frische, ein fahles Graugrün der Blätter bekundet die Dürre und Trockniß des Sommers jener Hochsteppen und nur durch Dornenbildung, durch Entwicklung von Wollhaaren an den Organen sind die Pflanzen im Stande, die sommerliche Regenarmuth zu überstehen. Viele der Gewächse dieser Gebiete sind durch starken Duft und durch ihren Gehalt an ätherischen Oelen ausgezeichnet, welche so reichlich vorhanden sind, daß selbst das Fleisch der dort weidenden Schaafe und Ziegen einen „fast aromatischen" Geschmack haben soll.

Erst am Hindukusch und auch an ihm nur in seinen östlichen, höchst erhobenen Partien, wo keine Jahreszeit der atmosphärischen Niederschläge ganz ermangelt, stellen sich Waldungen ein, die in breitem Gürtel die Gehänge des Gebirges weit hinauf bekleiden und bis auf wenige hundert Meter an die Grenze des ewigen Schnee's hinanreichen. Vergebens sucht man aber in diesen Wäldern nach Baumarten, wie sie in Europa und selbst noch in Vorderasien bis nach Persien hin heimisch sind, die waldlose Zone des westlichen Hindukusch bildet für

sie eine scharfe Grenze, Baumformen des Himalaja, namentlich Nadelhölzer und neben diesen Aesculus-Arten machen die Hauptbestände der nordost-afghanischen Waldungen aus.

Ausgedehntere, üppigere und mannichfaltigere Wälder als den Hindukusch bedecken die östlichen Abhänge des Grenzgebirges Afghanistans gegen die heißen Ebenen Hindostans, diejenigen des Soliman-Gebirges. Oede und kahl ist zwar die niedrigste, dem Indus zunächst verlaufende Sandsteinkette dieses Gebirges, dagegen tragen die beiden westlichen, höheren, durch die äußersten Ausläufer der Monsunwolken Indiens reicher benetzten Züge des Soliman-Gebirges üppige Wälder von Fichten, Cedern, Lebensbäumen und Tannen, hier und da untermischt mit Eichen, durchrankt von wilden Rosensträuchen und am Boden bedeckt von strauch- und krautartigen Lippenblüthern. Hoch hinauf bis zu den allwinterlich schneebedeckten Höhen des Hauptkammes und dessen Culminationspunktes, des Tukht-i-Soliman ziehen sich diese Waldungen, von fruchtbaren Thalniederungen unterbrochen, auf deren geschützten Boden Mandelbäume, Oliven und Platanen zwischen ertragsreichen Feldern vertheilt sind. Jenseits des Kammes der westlichen Hauptkette nach dem Inneren von Afghanistan zu erreicht der Waldwuchs bald sein Ende und nur niedres Gestrüpp und Gesträuch bedeckt die Plateauhöhen, auf denen kurzes, süßes Gras, untermischt mit Orchideen und Liliengewächsen, den Heerden der nomadisirenden Gebirgsstämme reichliches Futter bietet.

Armuth an Wald, an seiner Statt weitausgedehnte, von Gestrüpp bedeckte und von einer Alpenflora bekleidete Hochsteppen bestimmen den Vegetationscharakter des Gebirgslandes von Afghanistan.

Aeußerst mannichfach muß das Klima in den verschiedenen Theilen eines Landes sich gestalten, welches wie Afghanistan, in seiner Meereshöhe ebenso wie in seiner speciellen Gliederung, so schroffe Contraste aufzuweisen hat. Mit seinen Hochebenen und seinen Gebirgsketten hoch über den Meeresspiegel erhaben, theilt Afghanistan die klimatischen Eigenschaften aller Hochplateaux: es leidet unter einem excessiven Klima; kalten, harten Wintern folgen heiße, dürre Sommer. Sengend brennt neun Monate des Jahres hindurch die Sonne von dem wolkenlosen Himmel auf die ausgedörrten, aller Vegetation beraubten Sandwüsten der von den Landschaften Seistan und Garmsel eingenommenen Ebenen des Südwestens. Unerträgliche, heiße Luft lagert über denselben, so daß selbst die Eingebornen den persischen Vers citiren: „O Gott, da Du Seistan hattest, warum machtest Du die Hölle?“ Ebenso rasch aber strahlt in der Nacht und im Winter der Boden die empfangene Wärme wieder aus, die Temperatur der Luft sinkt rasch und beträchtlich, und kühle Nächte und harte Winter folgen den glühend heißen Sommertagen. In Kandahar, das bei einer Meereshöhe von 1190 Metern, in der Breite etwa des ägyptischen Alexandria, an der Grenze des Gebirgslandes gegen die südwestliche Ebene gelegen ist, überschreitet die Maximaltemperatur in den heißesten Monaten zuweilen 43° Celsius, während umgekehrt im Winter Tage vorkommen, an denen das Thermometer Temperaturen unter dem Gefrierpunkt, ja bis zu —15° Celsius zeigt. Schon die tägliche Wärmeschwankung ist eine außerordentliche und beträgt im Mittel etwa 22° Celsius, so daß warme Kleidung selbst in den heißesten Monaten des Jahres bei Nacht erforderlich ist. Weiter im Norden, um Kabul und

Ghasni, werden mit zunehmender Meereshöhe die Sommer gemäßigter, die Winter länger und rauher. Eis bedeckt dort nicht selten die Flüsse und die ganze Landschaft überkleidet sich mit einer dichten Schneehülle.

Aber wenn dann im Frühjahr die höher steigende Sonne schnell diese Decke, mit Ausnahme der ewigen Schneehülle der höchsten Gebirgsregionen, hinwegschmilzt und mit ihren erwärmenden Strahlen die Vegetation neu erweckt, dann sprießt aus dem reich durchfeuchteten Boden in üppiger Fülle das Pflanzenleben hervor, und das Land bedeckt sich bis auf die Höhen hinauf mit frisch grünenden Gräsern und bunt blühenden Kräutern und Sträuchern. Die Hirtenstämme verlassen die Thalniederungen, in denen sie während des Winters Zuflucht gesucht haben, und ziehen mit ihren Tausenden von Schafen und Ziegen den Hochebenen zu. In den Niederungen der Thäler bestellen die seßhaften Stämme ihre Aecker und Gärten, auf denen nach kurzer Frist die mannichfaltigsten Getreidearten und Obstbäume ihre Früchte entwickeln.

Bis hoch in die Gebirgsregionen selbst des nordöstlichen Afghanistans hinauf gestattet die durch die mächtige Bodenschwellung des Landes gesteigerte Sommerwärme den Anbau selbst zarterer und empfindsamerer Culturpflanzen. Bis zu einer Meereshöhe von 3000 Metern gedeihen Weizen und Gerste, Mais, ja selbst Reis wird noch im Thale von Kabul in einer Meereshöhe von nahezu 2000 Metern angebaut, trotzdem Nachtfröste noch weit in das Frühjahr hinein vorkommen und die Bestellung der Felder erst im Mai gestatten. Sogar Zuckerrohr, die Baumwollstaude und Tabak sind durch Sultan Baber nach Jellalabad mit günstigem Erfolge verpflanzt. Hoch hinauf bis in die Thalniederungen des Hindukusch gedeiht eine Fülle trefflichster Obstarten. Die Aprikose zeitigt noch dort ausgezeichnete Früchte in vierzehn verschiedenen Sorten. Neben unseren nordeuropäischen Obstarten: Aepfeln, Birnen, Pflaumen, durch welche namentlich Ghasni berühmt ist, von wo sie als Bokhara-Pflaumen weit nach Indien versandt werden, Kirschen und Quitten, gedeihen bestens südliche Arten, wie Granaten, Citronen, Orangen und Bananen am Unterlaufe des Kabul-Flusses, Feigen in Kandahar, ja selbst die Dattelpalme steigt bis zu einer Meereshöhe von 1400 Metern in die wärmeren Hochthäler empor. Sommerwärme im Verein mit intensiver Sonnenbestrahlung bei fast stets wolkenlosem sommerlichem Himmel läßt die ebenfalls vom Sultan Baber eingeführte Weinrebe trefflich in einer Reihe verschiedener Arten gedeihen. Bis in die Kronen 25 Meter hoher Bäume ranken sich die über armstarken Reben empor und zeitigen in reicher Fülle Trauben, die in mannichfachster Weise Verwerthung finden, auch gekeltert werden, aber bei der geringen darauf verwandten Sorgfalt einen nur wenig schmackhaften Wein liefern.

Der erfolgreiche Anbau aller dieser Culturpflanzen ist im größten Theile von Afghanistan, wo gerade während des Sommers, also in der Vegetationsperiode jener Gewächse, fast vollkommene Regenlosigkeit herrscht, nur möglich durch künstliche Bewässerung der zum Anbau geeigneten Landstrecken. So ist seit Alters her in Afghanistan entlang der Flußläufe ein weit ausgedehntes Bewässerungs- und Berieselungssystem entstanden, durch welches stundenweit von den Flüssen und Bächen entfernt liegende Landstriche in das Bereich der Culturländereien gezogen sind. In mühsamer, jahrelanger Arbeit baut der Bewohner der engen Thalschluchten des

Nordostens zur Befestigung des fruchtbaren Schwemmlandes zu beiden Seiten der Gebirgsbäche terrassenförmig übereinander folgende Steinmauern auf und über jede Stufe leitet er, oft weit vom Oberlaufe her, einen Zweig des Baches zur rechtzeitigen Bewässerung der Saaten und Obstbäume. In Tausenden von Canälen lassen die Anwohner der weiteren Thalniederungen um Kabul und Jellalabad das segenspendende Naß durch die Horizontalebenen der Thalsohlen hindurchfließen, durch mühevoll angelegte Stollen und Aquäducte führen die ackerbautreibenden Stämme anderer weniger günstig gelegener Thäler das Wasser aus weiter Entfernung herbei. Nur so, durch künstlichen Ersatz der von der Natur versagten sommerlichen Feuchtigkeitsspendung ist die Bodencultur ermöglicht, wo aber ein solcher Ersatz geboten wird, da entstehen inmitten der rauhen, unwirthlichen Gebirgsmauern Oasen der üppigsten Fülle von Culturpflanzen. Eine solche Oase in den Hochsteppen des afghanischen Gebirges ist vor allem in der Umgebung der Hauptstadt des Landes geschaffen, in der Thalweitung um Kabul.

Eingesenkt in dem tiefeingeschnittenen Thale zwischen den jäh aufsteigenden Ketten des schneebedeckten Hindukusch und Sefid-Kuh, umgrenzt von einer wilden Hochgebirgswelt mit ihren öden Grasungen und niedrigem Buschwerk, breitet sich um Kabul eine weite Thalebene aus, durchflossen von dem an seinen Ufern mit Weiden bestandenen Flusse und seinen in künstlichen Canälen vielfach verästelten Wasseradern. Frisch grünende Wiesen wechseln mit Feldern ab, auf denen Reis, Mais, Weizen und Gerste, Hirse, Bohnen und Erbsen heranreifen. Gärten, oft in übereinander aufsteigenden Terrassen angelegt, bilden die nächste Umgebung der Stadt und schmiegen sich an den Fuß der schneegekrönten Gebirge an. Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Aepfel, Quitten, Pflaumen, Kirschen, Maulbeeren, Wallnüsse, Trauben und Granatäpfel gedeihen hier in reicher Fülle neben Melonen, Kürbissen und den verschiedensten Gemüsearten. Eine dichte Bevölkerung belebt diese anmuthige von zahlreichen Dörfern bedeckte Thalebene — ein schroffer Contrast zu der im Südosten und Norden steil emporsteigenden wilden und rauhen Gebirgswelt. „Nur ein Kabul ist in dieser Welt", rief Sultan Baber, der einstige Beherrscher, entzückt von dieser Landschaft aus, „es ist im Frühjahr durch sein Grün und seine Blumen ein Himmel!" Und wie hier im Kabulthale, begleiten ähnliche Culturoasen auch die übrigen Flußläufe Afghanistans, selbst in die südwestliche Wüste dringen dieselben, das Bett des Hilmend entlang, hinein und gerade hier weisen zahlreiche Ruinen umfangreicher Städte und Dörfer auf eine einst blühendere, glücklichere Vergangenheit hin. Vernichtet und verwüstet von den Horden Dschingis Khan's und Timur's haben sich diese Gegenden nie wieder zu der früheren Blüthe erheben können. Ueber die Trümmer einst reich bevölkerter Culturstätten breiten die Wüstenwinde ihre Sand- und Staubwolken aus und begraben unter ihnen für immer die Reste menschlichen Schaffens.

Aber nicht die Schätze, welche in den räumlich immerhin beschränkten Culturoasen alljährlich heranreifen, sind es, welche Afghanistan seit den Tagen des Alterthums so häufig zum Schauplatze der Kriegszüge fremder Eroberer gemacht haben; Afghanistan mit seinen Hochsteppen ist im Allgemeinen ein armes Land, ein wenig verlockender Besitz. Die Weltstellung des Landes, seine Lage auf der Scheide Vorderasiens und Indiens, seine hochburgartige, beherrschende Erhebung über die

Niederungen Hindostans und Turans sind es, welche Afghanistan seine Bedeutung verleihen.

Kabul und Kandahar werden mit Recht die Thore Indiens genannt. Wer ihren Schlüssel hat, sagt Abu Fazil, kann über Inder, Perser und Tataren herrschen. Von den Hochsteppen Afghanistans sind alle die zahlreichen Invasionen und zeitweiligen Eroberungen Indiens seit Alexander dem Großen bis auf Nadir Schah ausgegangen. Und selbst, nachdem durch Erweiterung der Weltschifffahrt bis nach Indien Afghanistan seine Bedeutung als Durchzugsland von Vorderasien nach Hindostan im Wesentlichen verloren hat, hat es nicht aufgehört, eine eminente Wichtigkeit für die Nachbarstaaten, namentlich für Indien zu besitzen. Ein starkes, mächtiges aber feindliches Volk in dem Gebirgslande von Afghanistan würde eine drohende Gefahr für die britischen Beherrscher Indiens bedeuten. Deshalb müssen die Engländer darauf bedacht sein, sich der drohenden Ausfallspforten am Soliman-Gebirge zu versichern, bevor von Norden her die Russen auf ihrem unaufhaltsamen asiatischen Eroberungszuge die Pässe des Hindukusch übersteigen und ihre Macht über Kabul und Kandahar ausdehnen.

Die Staubeinathmungs-Krankheiten.

Von
Professor Dr. L. v. Buhl.
München.

II.

Ich glaube gezeigt zu haben, wie die eingeathmeten Staubtheilchen in den Körper eindringen, und wie sie nicht blos aus den Luftwegen wieder nach außen zurückbewegt oder durch Husten ausgestoßen werden, sondern auch daß sie in die Lungen und feinsten Bronchien eingedrungen nicht für immer dort fixirt bleiben müssen, sondern daß ihnen die Möglichkeit dargeboten ist, durch die Lymphgefäße hinweggeführt zu werden, also wenigstens die Lungen zu befreien, ja vermittelst des Blutstromes, wenn sie in denselben gerathen waren, aus unserm Körper sogar ganz entfernt zu werden.

Es leuchtet aber ein, daß der in den Körper eingetretene Staub diese Wege häufig genug nicht bis zum Endziele durchwandert. So ist begreiflich, daß je mehr die Lymphgefäße der Lungen und Bronchien überladen werden, um so schwieriger der Transport sein wird; er muß da und dort in Stockung gerathen; es ist ferner begreiflich, daß je dauernder die Ueberladung ist, um so weniger Zeit gelassen wird den Transport durchzuführen. Spitze Staubtheilchen bewegen sich schwerer oder gar nicht, während runde leichter ihren Weg durchschreiten.

Ich habe schon früher von dem Schaden gesprochen, welcher durch Staub erzeugt wird und wie verschieden dieser Schaden je nach verschiedenen Gründen ausfallen wird. Ich habe aber noch nicht angegeben, **worin der Schaden besteht.** Die Wirkung des eingedrungenen Staubes kann je nach seiner Beschaffenheit eine rein mechanische oder sie kann eine chemische oder eine mechanisch-chemische zugleich oder endlich sie kann eine organische, was wieder eine mechanische und chemische

Wirkung in sich schließt, sein und ließen sich die Staubeinathmungs-Krankheiten je nach dieser Wirkung eintheilen. Als rein mechanischen Schaden muß man die soeben besprochene Füllung der Lymphgefäße der Lunge mit unlöslichen Staubtheilchen ansehen. Da dieselben ein enges Maschennetz darstellen, so kann es bei hohen Graden dazu kommen, daß das ganze Netz streckenweise davon erfüllt ist, die Wände der Lungenbläschen und besonders die Scheiben der feineren Bronchien und Blutgefäße davon steif und dick werden. Dadurch wird aber der regelmäßige Lymphstrom behindert oder unterbrochen und wird Niemand zweifeln, daß ein Theil der Function der Lungen dadurch gehindert oder aufgehoben wird. Die Lymphgefäße haben die Bestimmung, Flüssigkeiten aufzusaugen, welche im normalen oder kranken Zustande sich im Lungengewebe bilden. Der mit den Respirationsgasen gesättigte Wasserdunst ist es im gesunden Zustande, welcher durch die Blutgefäßwandungen mit dem Blute der Diffusion (dem Austausche) und der unmittelbaren Aufsaugung durch die offenenen Lymphgefäße unterliegt. Sind aber die Lymphbahnen verstopft, so wird vielleicht der Austritt von Flüssigkeit aus den Blutgefäßen noch ungehindert von Statten gehen, allein wenn die Aufsaugung vermindert oder aufgehoben ist, so muß nothwendig eine Ansammlung der Flüssigkeit in den Lichtungen der Lungenbläschen und im Zwischengewebe folgen.

Dazu tritt noch ein Uebelstand. Wenn bei der Einathmung sich die Lungenbläschen und mit ihnen die Lymphgefäßporen erweitern, bei der Ausathmung aber verengern sollen, so wird bei einer ausgiebigen Verstopfung der letzteren weder das eine noch das andere mehr stattfinden, denn die Wand der Lungenbläschen wird starr, steif, unbeweglich werden, das ganze Geschäft der Respiration leidet.

Ohne daß also die eigentlichen Lebensthätigkeiten des Körpers sich bei der Staubaufnahme betheiligen, kann man sich eine Behinderung der Respiration aus rein mechanischen Gründen entziffern.

Der Arzt bezeichnet aber den eingeathmeten Staub als einen Reiz, der abnorme Lebenserscheinungen, d. h. Reizungs- und Entzündungs-Vorgänge wachruft.

Man sieht nämlich in nächster Umgebung des eingelagerten Staubes mehr- oder weniger Blutüberfüllung, Austritt von Blutflüssigkeit mit weißen und rothen Blutkörpern, Ansammlung von Lymphkörpern in den Lymphgefäßen, vermehrte Secretion und besonders eine Vermehrung der Gewebszellen entstehen — lauter vitale Zustände, welche dem mechanischen Reize, wie er auf die Nerven und Muskeln der Blutgefäße, der Bronchien und des Lungengewebes, ja auf jeden elementaren mit Contraktilität versehenen Zellenleib wirkt, zugeschrieben werden müssen. Die vermehrten Zellenbildungen führen zu Verdickungen und Verdichtungen des Gewebes, zu fortwährenden Abstoßungen oberflächlicher Zellen und wieder nachfolgender Neubildung.

Aber es kann noch mehr entstehen.

Die getroffenen Gewebe können, wenn die feineren Blutgefäße von den umliegenden Staubtheilchen oder den neugebildeten Zellen zusammengepreßt werden, kein Ernährungsblut mehr führen, und dadurch brandig absterben, zerfallen, und so bilden sich Verluste von Gewebsubstanz in der Lunge aus, Geschwüre.

Diese Zustände unterscheiden sich also nach dem Grade, mit welchem sie in den Körper eingreifen, combiniren sich jedoch untereinander. Leichtere, vorübergehende Zustände, welche weniger die Lungen selbst, sondern mehr die Bronchien afficiren, sind unter dem Namen akuter Bronchialkatarrh, schwerere, dauernde, als chronischer Bronchialkatarrh bekannt und letzterem gesellen sich gerne Lungenemphysen und Brochienerweiterung bei.

Den höchsten Grad, nämlich die Vorgänge, bei welchen Brand und Geschwürsbildung einerseits und permanente Zellenneubildung andererseits die Hauptrolle spielen, nennen wir Lungenschwindsucht.

Damit, daß man erkannt hat, die Lungenschwindsucht könne die Folge von Staubeinathmung sein, ist nicht schon ausgesprochen, daß diese, mehr als $^1/_5$ der Menschheit hinwegraffende Krankheit nur durch Staubeinmathmung hervorgerufen würde. Die Lungenschwindsucht hat noch andere Ursachen, die ich natürlich hier nicht berühren will.

Je mehr Substanzverlust, aber auch je mehr Zellenneubildungen, Verdickungen und Verdichtungen 2c. des Gewebes vorkommen, um so mehr wird die Fähigkeit der Lunge zur Respiration vermindert werden, ja, sie wird stellenweise manchmal in großem Umfange zu diesem wichtigen Lebensgeschäfte vollkommen untauglich. Da in einer und derselben Lunge nicht durchweg derselbe Grad der Affection erscheint, sondern da die Erkrankung mehr herdweise, inselweise auftritt und in verschiedenem Grade, so wird begreiflich, wie das Leben, selbst bei den tiefgreifenden Veränderungen lange Zeit fortbestehen kann.

Dazu fügt sich noch ein Umstand; je weniger Gewebe für die Respiration übrig bleiben, desto weniger Blut kommt in Berührung mit dem Sauerstoff der Luft oder mit anderen Worten, desto weniger Blut kann gebildet werden. Blutarmuth folgt bei langer Dauer auf dem Fuße.

Andrerseits muß hervorgehoben werden, daß in den Gewebsverdichtungen und Substanzverlusten zahllose Blutgefäße vernichtet werden, ganz neue Circulationsverhältnisse entstehen, daß häufig sich demgemäß die rechte Herzkammer weit mehr anstrengen muß, ihr Blut in und durch die Lungen zu treiben, daß die noch vorhandenen Blutgefäße blutreicher, das rechte Herz aber weiter und sein Muskel übernährt werden wird. Anstauung des Blutes in den Körpervenen mit bläulicher Hautfärbung, verbinden sich daher bei den Einen mit dem Asthma, bei den Anderen sieht man blasse Farbe in Folge der allgemeinen Blutverminderung.

Da die beschriebenen Wirkungen des eingeathmeten Staubes je nach den auseinandergesetzten Umständen so verschieden ausfallen, so darf man auf der einen Seite, wenn viel Staub nur einmal oder höchst selten eingeathmet wird, nicht zu große Aengstlichkeit und Furcht aufkommen lassen. Ein akuter, bald vorübergehender Katarrh der Nasen-, Kehlkopf- oder Bronchialschleimhaut kann Alles sein, was folgt.

Dagegen sind gewisse Arbeiter, die den ganzen Tag über in Räumen sich aufhalten müssen, die mit dem Staube des bearbeiteten Materiales erfüllt sind, den eigentlichen Staublungenkrankheiten ausgesetzt. Sie leiden an chronischen Katarrhen, an Emphysem und Bronchialerweiterungen und endlich an jenen Formen der Lungenschwindsucht, die von den Luftröhrenästen aus sich gegen die Lungen zu ent-

wickeln und dadurch vielfache inselartige Herde der erwähnten Weise erzeugen. Sie werden, wenn nicht gehöriger Schutz dargeboten wird, die Opfer ihres Berufes.

Die krankhaften Vorgänge unterscheiden sich im Allgemeinen nicht an sich, sie sind überall durch die eine wie andere Staubart die gleichen, sondern nur durch den abgelagerten Staub.

Die Schwindsucht durch Kohle verhält sich nicht anders als die Schwindsucht durch Eiseneinathmung ꝛc.

Die ersten Anzeichen sind in der Regel die Staubtheilchen, welche mit dem Auswurf zu Tage gefördert werden, hier Kohle, da Eisen, dort steinige Concremente, bald aus Schleifstaub, bald aus Kiesel, Marmor, Thon bestehend, wieder ein andres Mal Diamant-, Glas-, Baumwoll-, Thierhaarstaub ꝛc.

Zur mechanischen Wirkung gehörig ist auch die der glühenden Staubarten zu zählen. Die Funken glühender Kohle, glühenden Eisens, Kupfers ꝛc. erzeugen in der Schleimhaut der Luftwege und im Lungengewebe, wo sie eben hinfallen, um sich herum einen Verbrennungshof, der nach dem Tode mikroskopisch beobachtet werden kann. Die nie eiternde Wunde heilt mit äußerst feiner Narbe und diese schließt sodann das erkaltete Metall in sich ein.

In Bezug auf die chemische Wirkung kann ich mich kurz fassen. Sie kann nämlich nur insofern in Rücksicht kommen, als die einzelnen Staubtheilchen in den Flüssigkeiten, in welche dieselben gerathen (also im Schleim, in der Lymph- oder Blutflüssigkeit ꝛc.) löslich sind. Die Kohle, der Kiesel, erdige Körnchen, regulinische Metalle sind nicht löslich und bringen somit keinen anderen Schaden, als den besprochenen mechanischen hervor.

Eisen, wenn es auch in gewissen Verbindungen löslich ist, ist ein unserem Körper adäquater und nothwendiger Stoff und wird also einen Schaden durch seine chemische Beschaffenheit nicht erzielen.

Dagegen werden Kupfer- und Bleisalze giftig wirken und in der That, so bedeutend auch die mechanische Wirkung von Kupfer sein mag, so erreichen die Lungenaffektionen deswegen keinen besonders hohen Grad, weil der Tod eher durch Vergiftung zu Stande kommt. Auch die Erscheinungen der Bleivergiftung treten in der Regel lange vorher zu Tag, ehe man von einer Lungenkrankheit weiß, ja letztere kann ganz fehlen, weil die örtliche Reizung des Bleies nicht nur sehr gering ist, sondern weil Blei Reizungen und Entzündungen sogar hintanzuhalten im Stande ist.

Giftiger wirken die Einathmungen von Arsenik, Quecksilber, Witherit, Chromeisenstein, Zinksalzen ꝛc.

Unter organischer Wirkung endlich verstehe ich nicht diejenige, welche durch Einathmung pflanzlichen oder thierischen Staubes (Tabak, Baumwolle, Holz, Schafwolle, Pferdehaare ꝛc.) hervorgerufen wird; denn dieser ist als ein todtes Product aus organischen Stoffen in Bezug auf die Wirkung, die rein mechanisch ist, von der Wirkung metallischen oder erdigen Staubes nicht verschieden.

Ich verstehe vielmehr darunter die Wirkung einer aus lebendigen Organismen bestehenden, für das unbewaffnete Auge unsichtbaren Beimengung der atmosphärischen Luft. Die betreffenden Organismen gehören auch zu den mikroskopisch kleinsten Gebilden. Allein um zu schaden, bedarf es nur der kleinsten

Mengen und dadurch ist ihre Wirkung der gerade Gegensatz zu den übrigen Staubarten. Denn lebendigen Organismen kömmt die Fähigkeit sich zu vermehren zu und in Folge eines einzigen eingeathmeten Moleküls kann sich daher schließlich eine Massenwirkung entfalten.

Diese Organismen ernähren sich parasitisch von unserem Körper, wachsen und vermehren sich auf seine Kosten. Ihre Wirkung ist daher zu einem Theile mechanisch, zu einem anderen Theile chemisch, weil sie elementare Stoffe entziehen und so die Körpersubstanzen verändern.

Außer einigen Algenformen (besonders dem Soor, dem Aspergyllus) sind es besonders Spaltpilze (der Leptothrix, die Sarcine, sind es Bakterien), welche eingeathmet werden und auf diesem Wege schaden können.

Der Soor, der Aspergyllus und besonders die Sarcine gedeihen vortrefflich in den Lungen, wo sie natürlich nicht blos durch ihre Ausbreitung eine mechanische Wirkung erzielen, sondern vermöge Ernährung und Vermehrung dem Körper und zunächst dem Lungengewebe Stoffe rauben, sie aufzehren — dies sind eigene Pilzkrankheiten der Lunge. Von den Bakterien weiß man, daß sie den Sauerstoff begierig für sich nehmen und durch diese Entziehung chemische Zersetzungen einleiten.

Alle diese parasitischen Pflanzen haben auch die Eigenschaft, nicht nur in die Canäle und Spalträume der Gewebe einzudringen, sondern auch in die Substanz derselben selbst einzuwachsen und sie zu verdrängen, abgesehen davon, daß sie wie der metallische Staub, die Kohle &c. von den Zellen selbst (den Lymphkörpern, weißen Blutkörpern, Schleimkörpern &c.) in ihren Leib aufgenommen und durch sie weitertransportirt werden.

Wo Brand, Geschwürsbildung vorkommt, findet man regelmäßig Spaltpilze, und wenn es auch nicht über allen Zweifel erhaben ist, daß bei diesen schlimmsten, tiefgreifenden Vorgängen immer Spaltpilze ursächlich im Spiele sind, so ist doch wenigstens der Verdacht gerechtfertigt, daß sie ein großer Theil der Schuld trifft.

Noch eine Gefahr liegt nahe. Können diese kleinen Organismen die Gewebe durchsetzen, so wachsen sie auch, wie ich oben schon andeutete, durch die Blutgefäße durch und gelangen direct aus der Lunge in's Blut, abgesehen davon, daß sie der Lymphe beigemengt werden. Und vermögen sie an Ort und Stelle Zersetzungen zu erzeugen, warum soll das Blut, soll die Lymphe solchen Zersetzungen nicht ausgesetzt sein?

In der That, man nimmt an, daß die Infectionskrankheiten, wozu der Typhus, die Cholera, der Scharlach, die Masern, die Pocken, die Diphtherie, der akute Gelenkrheumatismus, die Pyämie, der Milzbrand, das Sumpffieber &c. gehören, durch Spaltpilze entstehen, die in das Blut gerathen, und es erscheint immer deutlicher, daß die Infection durch Spaltpilze vermöge der Einathmung dazu führe, nicht der Genuß von Trinkwasser, das man fortwährend und ungerechter Weise, namentlich für Typhus und Cholera, beschuldigt, während man den viel geeigneteren Aufnahmeplatz, die Lungen, vergißt oder aufgiebt.

Vom Blute in die Organe abgesetzt vermehren sich daselbst die Pilze und so lange, bis der Körper, sein Blut, seine Organthätigkeiten erschöpft sind und der Tod eintritt, oder bis die Widerstandskraft des Körpers sie bewältigt und ausgeschieden hat.

Bei den meisten Infectionskrankheiten kommen Lungen- oder Bronchialaffectionen vor; doch können sie fehlen, denn das Wichtigste liegt ja im Uebertritte der Spaltpilze in's Blut. Man rechnet die Infectionskrankheiten deswegen gewöhnlich nicht zu den Staubeinathmungskrankheiten, obwohl der Weg zur Erzeugung der Krankheit derselbe ist.

Und dennoch giebt es Infectionskrankheiten, die nur die Lungen als ihren Sitz nehmen. In der gewöhnlichen Lungenentzündung, dem Lungencroup, sieht man gegenwärtig eine Infection.

Noch viel entschiedener spricht für die Einwanderung inficirender Stoffe in die Lunge die Tuberkulose, die durch anatomische Untersuchungen längst als eine Infectionskrankheit erkannt ist und später mittelst des Experimentes auf das Unzweideutigste als solche erwiesen wurde. Neuestens ist man in meinem Institute im Stande gewesen, die gesündesten, kräftigsten Hunde, welche in weiten Räumen eingesperrt, im Uebrigen aber wie gewöhnlich gut gehalten waren, dadurch, daß man in die Luft dieser Räume tuberkulöse Producte auf die feinste Weise und in der kleinsten Menge zerstäubte, binnen 4—6 Wochen lungenkrank zu machen und die Lungenkrankheit stimmt mit gewissen acuten Formen der Tuberkulose des Menschen vollkommen überein.

Wenn man Alles überblickt, so ergiebt sich, daß es kein überflüssiges Drängen ist, sich in reiner, staubfreier Luft aufhalten zu sollen. Vollkommen staubfrei und rein ist freilich, wie schon gesagt, die Luft nirgends; selbst auf dem Meere schwimmen wir in einem Schiffe, welches alle möglichen Staubarten zu entwickeln vermag und auf den kahlsten Felsen, wo die Entwicklung von Spaltpilzen den denkbar geringsten Boden findet, sind wir vor Staubeinathmung nicht völlig sicher. Dafür hat uns die Natur auch mit Mitteln und Wegen im Körper selbst versehen, sie unschädlich zu machen; auch wählen wir unsere Wohnungen und Arbeitsräume nach bester Möglichkeit, trachten uns in jeder anderen Beziehung gesund zu erhalten, um unsere Widerstandskräfte zu steigern und wenden allen vernünftigen Schutz an, der uns vor dem Einathmen der verschiedenen sichtbaren und unsichtbaren Staubarten sicher zu stellen vermag. Besonders ist den Arbeitgebern dringendst zu empfehlen, ihren vollen Bedacht der Anwendung practischer Schutzmaßregeln und Vorrichtungen zuzuwenden.

Blicke in das Thierleben des Meeres.

Eine Lebensgemeinde oder Biocönose der Ostsee.

Von
Karl Möbius.
Kiel.

An einem sonnenhellen Septembertage stieg ich im Kieler Hafen in ein Boot. Der Schiffer nahm die Ruder in die Hände. Segel konnte er nicht setzen, weil die Luft ruhig war. Taktmäßig senkte er die Ruder in die glatte Wasserfläche ein und bewegte das Boot ohne Schwankungen gleichmäßig vorwärts, an hoch aus dem Wasser ragenden Kriegsschiffen vorüber, bis wir zur Rechten und Linken von dem einen Ufer des Hafens bis zum andern hin freies Wasser vor uns sahen. Ich ließ

dem westlichen Ufer so weit zusteuern, bis wir den ansteigenden Grund wahrnehmen konnten. Die Ruder wurden eingenommen. Unhörbar glitt das Boot noch eine Weile langsam durch das spiegelglatte Wasser, das durchsichtig war wie das reinste Krystallglas. Wir schwammen über einer grünen Wiese von Seegras, dessen Blätter wie lange grüne Bänder vom Grunde des Meeres so dicht emporragten, daß nichts von der Bodenmasse, in der die Seegraswurzeln lagen, zu sehen war.

An vielen Blättern hingen bräunliche Quasten und neben diesen waren weiße Fäden mit so mannichfaltigen Biegungen um das Blatt geschlungen, daß sie fast aussahen wie Fäden weißen Garnes, aus einem gestrickten Strumpfe gezogen. Ich nahm ein feines, sackförmiges Tüllnetz, tauchte es an seiner Stange langsam anderthalb Meter tief hinab, bis unter eine Quaste, und berührte die Seegrasblätter. Sie fiel ab und sank, sich ausspreizend, in den Tüllbeutel hinein. Unterdessen hatte der Schiffer Seewasser in einen großen Glashafen geschöpft, in welches ich das gefangene Wesen aus dem Netze versetzte. Es sinkt darin nieder; am Boden angekommen, streckt es sich. Es ist eine lebende Schnecke ohne Haus, von 3 cm Länge; sie kriecht an der Glaswand hinauf. An ihrem Kopfe trägt sie vier Fühlhörner; mit den zwei vorderen betastet sie das Glas, während sie kriecht, die hinteren hält sie ruhig in die Höhe. Ein Paar feine schwarze Punkte scheinen durch die zarte weiße Haut des Kopfes; das sind ihre Augen. Ihr ganzer Rücken ist mit kurzen, rothbraunen Fäden besetzt, welche ihr als Athemorgane dienen. Ihr wissenschaftlicher Name ist Aeolis Drummondii. Deutsch heißt sie, ihrer fadenförmigen Kiemen wegen, die frei und offen sichtbar auf dem Rücken stehen, Fadenschnecke.

Es wäre leicht gewesen, auf einem Flächenraum von zehn qm wenigstens hundert solche Schnecken zu fangen, die alle auf Seegrasblättern saßen, um ihre Eier, zu langen Schnüren aneinander gereiht, auf diesen abzusetzen. In einer solchen Schnur befinden sich 10—20 000 Eier. Hundert Schnüre enthalten also eine Summe von 1 000 000—2 000 000 Keimen.

An warmen stillen Sommertagen sieht man auf den Seegrasblättern auch viele kleine Seesterne kriechen. Sie sind auf dem Rücken ziegelroth und gewölbt, an der anderen Seite haben sie zahlreiche gelbliche Füßchen in den Furchen ihrer fünf Körperarme. Damit saugen sie sich an, um sich festzuhalten und langsam fortzuziehen. Auf dem Seegras finden sie im Sommer kleine Schnecken und junge Miesmuscheln, von denen sie sich nähren, im Ueberfluß.

Auf sandigen Flächen, die nicht mit Seegras bedeckt sind, sieht man durch das flache klare Wasser in der Nähe des Ufers rundliche Häufchen, die aus einer unregelmäßig gewundenen Schnur von Sand bestehen. Unter jeder solchen Schnur hat ein grünlicher Wurm (Arenicola marina) mit rothen Kiemenbüscheln an den Seiten des Vorderkörpers sein Lager. Er verschlingt an jedem Tage Massen von Sand, welche sein Volumen weit übertreffen, um die demselben beigemengten Pflanzenstoffe zu seiner Ernährung auszuziehen.

Auf Steinblöcken, welche aus dem Sandgrunde hervorragen, wachsen dichte Büschel bräunlichen Seetanges (Fucus vesiculosus), auf denen gewöhnlich Strandschnecken (Littorina littorea und tenebrosa) mit dickschaligen Gehäusen sitzen. Grünliche Taschenkrebse (Carcinus maenas) laufen seitwärts über den Grund und suchen mit ihren Scheeren eine Beute zu ergreifen.

Von den Fischen, welche in unseren Ostseebuchten leben, nähern sich nur Stichlinge (Gasterosteus aculeatus) in größeren Gesellschaften der Oberfläche. Alle übrigen halten sich gewöhnlich am Grunde auf oder verbergen sich zwischen Seegras und Tang. Nur die schwarze Seegrundel (Gobius niger) kommt im Sommer oft in flaches Wasser und legt sich gern in den Sonnenschein. Ich sah eine solche Grundel in einem Julimonat mehrere Tage nach einander in der Nähe eines Steines. Unter demselben war eine Höhlung in dem Sande. Da erhob sich ein heftiger Nordwind, der starke Wellen gegen den Strand trieb. Als er sich gelegt hatte, das Meer wieder so ruhig und das Wasser wieder so klar geworden war, daß man den Grund wieder sehen konnte, begab ich mich abermals an den Standort der Grundel. Der Stein daselbst war jetzt mehr mit Sand bedeckt, als vorher, und die Höhle unter demselben verschüttet. Die Grundel aber war bei der Arbeit, diese wieder herzustellen. Sie fuhr wiederholt mit dem Kopfe unter den Stein, machte daselbst stoßende und bohrende Bewegungen, wandte sich dann schnell um, schwamm einen Fuß weit weg und spie Sand aus ihrem Munde. Am anderen Tage war die Höhle wieder fertig. So bereiten die männlichen Seegrundeln Nester für die Eier ihrer Weibchen und halten so lange vor denselben Wache, bis die Jungen ausschlüpfen und fortschwimmen.

Das Ostseewasser ist bei stillem Wetter nicht immer durchsichtig klar. Im Juli 1873 war es in der Kieler Bucht so stark gelblich gefärbt, als wäre es durch und durch mit aufgewühlten Lehmtheilchen erfüllt. Allein diese Färbung brachte eine mikroskopische stabförmige Kieselalge (Melosira costata) hervor, die in ungeheuren Massen von Individuen im Wasser schwebte. Sie ließ sich in feinen Tüllnetzen einsammeln und senkte sich massenweis in Glasgefäßen als gelblichweißer Bodensatz nieder. Mit ihr zugleich belebten zahlreiche Räderthierchen (Brachionus plicatilis), die den bloßen Augen nur als bewegte Pünktchen erschienen, das Wasser. Diesen Thierchen dienten die schwebenden Kieselalgen als Nahrung. Im Februar und März treten kleine Krustenthiere (Temora longicornis), die nur 1 mm groß sind, zuweilen in solchen Mengen in den Buchten der westlichen Ostsee auf, daß sie das Wasser trüben. Daher fahren sie den Fischen beim Einziehen des Athemwassers zu Hunderten in die Mundhöhle hinein und gelangen hinter den Kiemen durch den Schlund in deren Magen. So erklärt es sich, daß ein Hering auf einmal zehn- bis sechzigtausend dieser Thierchen im Magen haben kann, wovon ich mich durch genaue Zahl- und Gewichtsbestimmungen überzeugt habe.

Jeden Sommer bilden sich neue Massen grünen Seegrases in den Buchten der westlichen Ostsee. Was von diesen die Herbststürme losreißen und was im Winter abstirbt, das gleitet an den Abhängen der Buchtenthäler abwärts bis in die größten Tiefen, die es erreichen kann. Auf dem Wege in die Tiefe verliert es die grüne Farbe, wird braun und zerfällt endlich in kleine schwärzliche Stückchen, an denen kaum noch die ehemalige Blattnatur erkennbar ist. Nutzlos verloren geht es aber nicht. An den steilen Böschungen der Buchtenthäler bildet es auf dem Meeresboden eine lockere braune Decke, in welcher viele Arten Schnecken, Muscheln, Krebse, Würmer, Seesterne und Polypen wohnen und reiche Nahrung finden. Und noch tiefer, wo die zerfallenen Reste der Seegrasblätter sich in eine schwarze Mudmasse verwandeln, da ist dieser weiche Meeresboden dicht

durchspickt von lebenden Würmern und Muscheln, denen die Masse, worin sie wohnen, zugleich als Speise dient. Diese reichbelebten Regionen des abgestorbenen braunen Seegrases und der schwarzen Mudmassen sind natürlich für Fische die besten Weidegründe. Und daher halten sich hier besonders gern viele Dorsche und Aale auf.

Vor den Oeffnungen der Ostseebuchten wachsen auf den tieferen Gründen rothbraune und rothe Algen in ausgedehnten Feldern. Auch hier giebt es viele kleine Thiere, welche verschiedenen Fischen, besonders Goldbutten (Platessa vulgaris) und Flundern (Platessa flesus) zur Nahrung dienen.

Von allen Thieren in der westlichen Ostsee ist zu allen Jahreszeiten das häufigste die Miesmuschel (Mytilus edulis). Sie wohnt in allen Regionen: in der tiefen Mudregion, im abgestorbenen braunen Seegras und in den grünen Seegraswiesen; sie setzt sich an den Steinmauern und dem Holzwerk der Häfen an; sie überzieht alle eingetauchten Flächen der Schiffe und Böte in schwarzen dichten Massen bis zur Höhe des gewöhnlichen Wasserstandes hinauf; sie siedelt sich auf Bäumen an, welche die Fischer in den Grund setzen, um daran Miesmuscheln zum Essen zu ziehen.

Für ihre Miesmuschelzucht nehmen die Fischer Ellern-, Eichen- oder Buchenbäume von 4 bis 5 m Länge, spitzen deren Stamm unten zu und stecken sie dann mit Aesten und Zweigen vor dem Juni so tief in den Meeresgrund, daß noch einige Fuß Wasser über den höchsten Spitzen der Zweige steht. Im Juni legen die Miesmuscheln Eier. Die jungen Muscheln, welche sich aus diesen entwickeln, durchschwärmen schwimmend das Wasser in Milliarden und lassen sich am Ende ihrer Schwärmerperiode an festen Gegenständen jeder Art nieder. So gelangen sie auch auf die für ihre Aufzucht ausgesetzten Bäume. In 4 bis 5 Jahren sind sie ausgewachsen und werden in den Wintermonaten von den Bäumen abgepflückt, nachdem man diese aus dem Meere in ein Boot gezogen hat. In der Kieler Bucht werden jeden Winter gegen 3 300 000 Miesmuscheln von tausend Bäumen geerntet.

Strenge Winter, in denen die Ostseebuchten mit Eis bedeckt sind, vernichten gewöhnlich einen breiten Saum von Miesmuscheln in der Nähe der Wasserlinie. Wenn das Eis geschmolzen ist, dann hängen sie zu Millionen todt und mit geöffneten Schalen an dem Holzwerk. Denn im Leben befestigten sie ihren Körper durch Byssusfäden, welche sie aus dem zähen Schleime einer Drüse ihres Fußes spinnen, an ihren Wohnplätzen.

Außer den genannten Thieren leben in dem westlichen Becken der Ostsee noch viele andere Arten. In der Kieler Bucht gedeihen mit und nebeneinander über 200 Arten, von welchen viele hier stets durch zahlreiche Individuen vertreten sind. Alle ihrer Fauna angehörenden Arten bringen in jedem Jahre wenigstens einmal Junge hervor. Die Menge der Eier nnd der aus diesen hervorgehenden Embryonen, ist bei allen Arten größer, als die Zahl der ausgewachsenen Individuen. Es gehen also in jeder Entwicklungsperiode weit mehr Keime frühzeitig zu Grunde, als zur fortpflanzungsfähigen Reife gelangen. Diese Erscheinung ist ein Naturgesetz, denn sie wiederholt sich in jedem Jahre.

Die Bildung und Entlassung der Eier von Seiten der Mutterthiere ist der erste und wichtigste Akt für die Entstehung neuer Individuen; aber sie ist nur

einer der vielen Faktoren, welche ihre Erhaltung und Ausbildung bedingen. Das lebende Individuum ist kein Isolatum. Gleichzeitig mit vielen anderen Individuen seiner Art tritt es in das Dasein. Es ist von zahlreichen Individuen anderer Arten lebender Geschöpfe umgeben. Es ist allen Veränderungen unterworfen, welche die von ihm bewohnte Wassermasse erfährt. Es muß ruhiges und bewegtes, warmes und kaltes, salzarmes und salzreicheres Wasser ertragen können.

Schwerlich sind die äußern Lebensverhältnisse der Thiere und Pflanzen irgend eines Meeresgebietes besser bekannt, als die der Kieler Bucht, weshalb sie vorzüglich geeignet ist, die Existenzbedingungen beisammenlebender Pflanzen und Thiere des Meeres einer wissenschaftlichen Betrachtung zu unterwerfen. Die Kieler Bucht ist 14 Kilometer lang und an der Oeffnung 6 Kilometer breit. Ihre Tiefe beträgt fast durchgängig 12 bis 18 m. Da ihre geschlossene Spitze nach SSW liegt und die Oeffnung nach NNO, so sinkt der Wasserstand bei südlichen und westlichen Winden; er steigt dagegen bei nördlichen und östlichen. Das ist von der größten Bedeutung für die Pflanzen und Thiere derselben. Denn wenn die aus Nord und Ost wehenden Winde, welche uns die größte Kälte bringen, das Wasser aus der Kieler Bucht hinaustrieben statt es zu erhöhen, so würden sie alle Thiere und Pflanzen der flachen Gründe vernichten, die sich nicht in tieferes Wasser begeben oder tief in den Grund eingraben können.

Die Temperatur des Wassers schwankt im Laufe der Jahreszeiten in der Kieler Bucht an der Oberfläche zwischen — 1° bis + 22,5° C; 9 m tief zwischen 0° und 20,5° und an einer kleinen 29 m tiefen Stelle zwischen 0° und 14,5° C.

Es können also in der Kieler Bucht, wie im ganzen westlichen Becken der Ostsee, nur solche Arten Pflanzen und Thiere fortkommen, welche diese großen Temperaturschwankungen zu ertragen im Stande sind, nur eurytherme (oder weitwarme) Arten, wie ich sie genannt habe.

Auch die schwankende Salzigkeit des Wassers schließt viele Pflanzen und Thiere, welche in der Nordsee gedeihen, von der Kieler Bucht aus. An der Oberfläche kann im Laufe des Jahres der Salzgehalt von 0 bis 2,32 pCt. schwanken; 29 m tief bewegt er sich zwischen 1,6 bis 2,36 pCt., während er in der freien Nordsee stets gegen 3,5 pCt. beträgt. In der Kieler Bucht können daher nur Thiere und Pflanzen gedeihen, welche stärker und schwächer gesalzenes Meerwasser zu ertragen vermögen, oder nur euryhaline (d. h. weitsalzige) Arten. Solche Arten, welche regelmäßig strömendes Meerwasser nöthig haben, um alle Lebensthätigkeiten andauernd vollkommen auszuführen, erhalten sich in der Kieler Bucht und in anderen Theilen der Ostsee auch nicht, weil in der Ostsee keine Fluth- und Ebbeströmungen stattfinden, durch welche das Wasser an den Nordseeküsten täglich zweimal zu- und abfließt. Man wird nun begreifen, warum in der Kieler Bucht und in andern Gebieten der Ostsee nur eine Auslese von eigenthümlich widerstandsfähigen Seepflanzen und Seethieren bestehen kann.

Im Herbst, wo die Temperatur in allen Wasserschichten fast gleiche Höhe hat und wo zugleich auch der Salzgehalt durchschnittlich etwas höher ist als im Frühjahr und Sommer, erscheinen fast in jedem Jahre in der Kieler Bucht Nordseethiere, welche nicht zu ihren ständigen Bewohnern gehören. Aber sie verschwinden

bald wieder, weil die physikalischen Eigenschaften derselben ihnen keine dauernde Ansiedlung gestatten. So steht also denjenigen Arten, welche diese vielen andern Thieren und Pflanzen ungünstigen Verhältnisse ertragen können, immer ein gleich großer Raum und gleich viel Nahrung zur Verfügung; von beiden wird ihnen durch Einwanderer nichts auf die Dauer entzogen, obgleich der Eintritt in ihr Gebiet allen Nordseethieren jederzeit offen steht. Sie füllen dasselbe durch die Schaaren ihrer Individuen stets auch vollständig aus. Denn sie bringen in jeder Brutperiode große Ueberschüsse von Keimen hervor.

In der Kieler Bucht wie in jedem andern belebungsfähigem Gebiet mit bestimmten Eigenschaften erzeugt die Natur in jeder Fortpflanzungsperiode stets das höchste Maß von Leben, welches ihre daselbst zusammenwirkenden Kräfte erzeugen können. Die alten und die neugeborenen Individuen nehmen alle organisirbaren Stoffe ihres natürlichen Gebietes so vollständig in Anspruch, daß sie daselbst weder für dauerhafte Einwandererkolonien, noch für selbständige neue Urzeugungen organisirbare Stoffe übrig lassen. Alle in einem solchen Gebiete sich immer wieder verjüngenden Arten von Pflanzen und Thieren dulden einander nicht blos, sondern sie bedingen sich wechselseitig. Auf dem beharrlichen Grunde aller mineralischen, chemischen und physikalischen Eigenschaften ihres Wohngebietes bilden sie eine natürliche Lebensgemeinde oder eine Biocönose, welche vollkommen im Stande ist, sich selbst zu erhalten.

Auf dem trocknen Lande hat der Mensch in ungeheuren Gebieten die natürlichen Lebensgemeinden durch die Cultur zerstört und an ihre Stelle künstliche Biocönosen gesetzt, die aber nur so lange Bestand haben, so lange er regelmäßig seine Gedanken- und Handarbeiten ihren Factoren einfügt.

Anmerkung. Ausführlicheres über die Tiefe, die Bodenbeschaffenheit, die Eigenschaften des Wassers, die Thiere und Pflanzen des westlichen Theiles der Ostsee findet man in den folgenden Schriften: H. A. Meyer und K. Möbius, Fauna der Kieler Bucht. I. Leipzig 1865. II. 1872. — H. A. Meyer, Untersuchungen über die physikalischen Verhältnisse des westlichen Theiles der Ostsee, Kiel 1871. — Die Expedition zur physikalisch-chemischen und biologischen Untersuchung der Ostsee im Sommer 1871, herausgegeben von H. A. Meyer, K. Möbius und V. Hensen, Berlin 1873. — Der Begriff Biocönose oder Lebensgemeinde wurde zum erstenmale angewendet, definirt und durch Beispiele erläutert in der Schrift: K. Möbius, Die Auster und die Austernwirthschaft, Berlin 1877.

Ueber Bastardzucht.

Von
Eugen Werner.
Leipzig.

Zwei Gesichtspunkte sind es namentlich, welche unser Interresse für die Bastardzucht fesseln: Einestheils ist es für die Theorie der Thierzucht und für die Wissenschaft, welche neuerdings mit dem Namen Biologie belegt wird, wichtig zu erkennen, zwischen welchen Gruppen von lebenden Naturobjekten eine Befruchtung noch möglich ist, und anderentheils ist es für die thierzüchterische Praxis von Wichtigkeit, in der Bastardzucht ein Mittel in der Hand zu haben, neue, vielleicht bessere, Formen von Gebrauchsthieren zu schaffen.

Seit dem Erscheinen von Darwins „Entstehung der Arten" im Jahre 1859 haben sich die Ansichten über die Bedeutung einer Systematik des Thier- und Pflanzenreiches wesentlich geändert, denn Darwin erschütterte den Artbegriff, die Grundlage des ganzen systematischen Aufbaues. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts waren in Gelehrtenkreisen größtentheils, in Laienkreisen aber ausschließlich die Linné'schen Ansichten geltend geblieben, wonach die Arten als selbstständige Schöpfungen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen seien und ihre Eigenschaften unverändert auf ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag übertragen hätten. Doch war Linné selbst in seinen Ansichten nicht vollkommen consequent, denn er gab die fruchtbare Vermischung zweier Arten und somit die Entstehung neuer Arten auf dem Wege der Bastardzeugung zu. Unter „Art" faßte man alle diejenigen Individuen zusammen, welche in ihren „wesentlichen" Eigenschaften übereinstimmen und fruchtbare Nachkommen erzeugen. Durch diese Definition war wenig erreicht; denn nun handelte es sich wieder darum zu bestimmen, welche Eigenschaften „wesentliche" nnd welche nicht wesentliche sind. Ferner stellte sich aber heraus, daß bisher als gut angesehene Arten (bonae species) fruchtbare Nachkommen zu erzeugen im Stande sind, andererseits aber anerkannte Varietäten sich nicht untereinander fortzupflanzen vermögen. Wesentlich geändert wurden die Ansichten der älteren Naturforschung durch Darwin, welcher die allmälige Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl als höchst wahrscheinlich, ja fast als gewiß darthat. Demgemäß sind alle Arten untereinander blutsverwandt, denn sie haben sich aus einer gemeinsamen Stammform entwickelt; die Verwandtschaft ist die einzige bisher erkannte Ursache für die Aehnlichkeit organischer Wesen; je ähnlicher die Arten, Gattungen, Familien 2c., je näher sie im System stehen, desto größer ist ihre gegenseitige Verwandtschaft; ein absolutes Kriterium für den Artbegriff fehlt; Varietäten sind beginnende Arten: Beides sind nur relative Begriffe, welche durch die subjectiven Erfahrungen des Beobachters und durch den jeweiligen Stand des Wissens gebildet werden. Nur der denkende und classificirende Mensch schafft Varietäten, Arten, Gattungen 2c. Diese existiren außerhalb uns nicht; in der Natur finden sich nur Einzelwesen. Nach alle dem hat die Frage von der Möglichkeit einer Bastarderzeugung zwischen zwei Arten eine andere Bedeutung gewonnen. Es handelt sich nicht mehr darum, in der Bastardzeugung ein durchgreifendes Kriterium zu finden, ob zwei Thierformen als gute Arten oder nur als Varietäten anzusprechen sind; im Allgemeinen und in der Regel wird man aber behaupten können, daß diejenigen Thierformen, welche sich verbastardiren lassen, in ihrer Urgeschichte näher verwandt sind, als solche bei denen dies nicht der Fall.

Einige der ausgezeichnetsten Belege für die Bastardzeugung im Thierreiche sollen im Folgenden kurz erwähnt werden. Aus mehreren Gattungen von Schmetterlingen (Zygaena und Saturnia) sind fruchtbare Bastarde bekannt, ferner aus der Karpfenfamilie, von Finken, Hühnern, Hunden und Katzen. Quatrefages giebt an, daß die Bastarde zweier Motten (Bombyx cynthia und arrindia) sich in Paris als für 8 Generationen unter sich fruchtbar herausgestellt hätten. Oft sind Bastardformen für selbständige Arten gehalten und beschrieben worden: Tetrao medius ist der Bastard vom Auerhahn (Tetrao urogallus) und Birkhuhn (Tetrao tetrix); Abramis Leuckartii (Abramidopsis), eine zu den Physostomen gehörige

Fischform, ist nach von Siebold der Bastard von Abramis und Leuciscus. Ebenso ist eine diesen nahe verwandte Form Blicca Björkna *L.*, Blicke, Halbbrache, ein Bastard, den von Siebold Bliccopsis abramorutilis nennt. Is. G. St. Hilaire erhielt die Bastarde zwischen Schakal und Hund durch drei, Flourens durch vier Generationen. Sehr bekannt sind die Verbastardirungen des Kanarienvogels mit mehreren Finkenarten. Die Bastarde der gemeinen Gans, Graugans, (Anser cinereus) und der Schwanengans (Anser cygnoides), zweier so verschiedenen Arten, daß man sie allgemein in verschiedene Gattungen zu stellen pflegt, werden in Indien des Nutzens halber herdenweis gezüchtet. Der berühmte Naturforscher Buffon berichtet von fruchtbaren Bastarden zwischen Schafen und Ziegen. In Eldena und Proskau sind eingehende Kreuzungsversuche mit Schafen und Ziegen angestellt worden, welche aber nur zu negativen Resultaten geführt haben. Vor einiger Zeit ist das landwirthschaftliche Institut der Universität Leipzig in den Besitz einiger Thiere gelangt, welche nach eidlicher Aussage des Wärters der Elternthiere Bastarde von Schaf und Ziegenbock sind. Marno sah einen Bastard vom Steinbock und der ägyptischen Hausziege. Hochwichtig sind für die Thierzucht und Thierhaltung ausgedehnter Landstriche die Bastarde zwischen Pferd und Esel: Maulthier und Maulesel. In Südamerika, wie in Südeuropa wird der Eselhengst häufig zur Kreuzung mit Pferdestuten benutzt, woraus das Maulthier (Equus mulus) hervorgeht; Maulesel (equus hinnus) sind die Bastarde von Pferdehengsten und Eselstuten; sie kommen ebenfalls im Süden vor, sind jedoch ungleich seltener und weniger beliebt, als die Maulthiere. Interessant sind noch die Kreuzungen zwischen dem gemeinen Hausrinde und dem Zebu. Auf den Gütern des Grafen Renard in Schlesien sind ausgedehnte erfolgreiche Zuchtversuche dieser Art angestellt worden. Weiter berichtet Darwin, daß in Indien die Bastarde zwischen Zebu und Rind sich in der verschiedensten Blutmischung mit einer der Elternformen als durchaus fruchtbar erweisen. In der neuesten Zeit sind in dem Hausthiergarten des landwirthschaftlichen Instituts in Halle zwischen dem Yak (Grunzochs, Bos grunniens) und dem Hausrinde Kreuzungsversuche angestellt worden. Bereits im Dezember vorigen Jahres wurde ein weiblicher Yakbastard von einer rothen Kuh Angler Race geboren. In der Heimat des Yak, den Gebirgen Hochasiens, werden derartige Bastarde zahlreich gezogen, weil man sie als besonders nutzbare Thiere kennen gelernt hat. Der Yak selbst ist ein ausgezeichnetes Zug- und Lastthier. Ueber die Qualität des Fleisches stehen uns keine Notizen zur Verfügung. Die Milch der Yakkühe soll aber sehr sahnenreich und wohlschmeckend sein. Auch in Frankreich sind bereits Yakbastarde gezogen worden. Das Hallenser Institut beabsichtigt nun zunächst die Frage zu lösen, ob die Yakbastarde auch unter sich fruchtbar sind und ob sie viele Generationen hindurch eine ungeschwächte Fruchtbarkeit bewahren. Zu dem Zwecke sollen noch weitere acht Bastarde von Yak und Kühen verschiedener Racen gezüchtet werden.

In der 4. Auflage seiner „Thierzucht“ führt Settegast noch folgende Arten an, bei denen Bastardzucht erwiesener Maßen möglich ist: Hausrind und Banteng (Bos sondaicus), Hausrind und Bison, Zebu und Banteng, Zebu und asiat. Wildochse (Bos frontalis), Zebu und Yak, Hausschaf und Muflon, Hausschwein und Wildschwein, Hausziege und Angoraziege, Hausziege und Steinbock, Vicunna und

Alpaca, Kameel und Dromedar, Hund und Wolf. Unmöglich oder doch nicht völlig sicher konstatirt ist die Kreuzung zwischen Büffel und Hausrind, Hund und Fuchs, Hase und Kaninchen.

Auf Grund all' dieser Thatsachen hat bis jetzt noch nicht festgestellt werden können, welche Art und welcher Grad von Verschiedenheit in irgend einem Merkmale genüge, um die Kreuzung zweier Arten zu verhindern. Obgleich nun die Bastardzeugung nicht dazu geeignet ist, eine absolute Grenzlinie zwischen Art und Varietät abzugeben, so muß doch zugestanden werden, daß in den meisten Fällen eine Bastardzeugung zwischen Arten nicht möglich ist. Sie gehört zu den Seltenheiten. Dazu kommt noch, daß die aus der ersten Kreuzung entstandenen Bastarde selbst meist unfruchtbar sind. Ausnahmen von dieser Regel haben wir freilich auch bereits kennen gelernt.

Es fragt sich nun, in wieweit die Wissenschaft im Stande ist, diese Erscheinungen zu **erklären**. Die Unfruchtbarkeit zweier Thierarten unter einander kann bedingt werden durch alle die Ursachen, welche überhaupt Unfruchtbarkeit bedingen: zunächst kann nämlich die physische Unmöglichkeit vorliegen, daß der Same zum Ei gelangt; ferner kann der Same, selbst wenn er zum Ei gelangt, unfähig sein, dasselbe zur Entwickelung anzuregen. Nach dem, was bisher über das Wesen der Befruchtung bekannt ist, werden durch das Zusammentreffen von Ei und Samen im Ei Umsetzungen chemischer Natur eingeleitet, welche die Entwickelung des Eies zum Embryo zur Folge haben. Damit der Samen im Ei irgend welche Reaction hervorbringen kann, so ist es unbedingt nothwendig, daß die Zusammensetzung beider Zeugungsstoffe bis zu einem gewissen Grade von einander verschieden ist. Wenn Ei und Samen dieselbe Zusammensetzung zeigen würden, so müßte ihre Substanz in einander übergehen, ohne eine Reaction (Entwickelung) zur Folge zu haben. Wenn aber Samen und Ei zu weit in ihrer Constitution differiren, so geht die Umsetzung nicht in der richtigen Weise vor sich, vielleicht zu heftig oder sonst wie. Diese Hypothese könnte zur Aufklärung folgender Thatsachen einigermaßen beitragen. Die Befruchtung findet am ehesten statt zwischen Individuen derselben Art, welche aber nicht direct mit einander verwandt sind, weil bei ihnen Samen und Ei die günstige Differenzirung zeigen. Befruchtung findet aber weder statt bei Individuen, welche durch andauernde Inceſtzucht sehr nahe mit einander verwandt und welche zu entfernt verwandt sind, z. B. verschiedenen Arten angehören. Im ersten Falle tritt keine Befruchtung ein, weil (vielleicht durch Vererbung) die Zeugungsstoffe beider Individuen fast dieselbe Zusammensetzung erhalten haben, weil sie nicht genug differiren, um auf einander eine Reaction ausüben zu können. Im andern Falle können sich Individuen, welche sehr entfernt verwandt sind, welche verschiedenen Arten, wohl gar verschiedenen Gattungen angehören, nicht befruchten, weil Ei und Samenzelle zu sehr von einander differiren, weil sie vielleicht zwar eine Reaction auf einander ausüben, diese aber nicht normal verläuft. Man hat daher die Möglichkeit der Befruchtung mit Recht als einen Maßstab für den Verwandtschaftsgrad benutzt.*)

*) Vergl. meinen Art. „Befruchtung" in Thiel's landw. Conv.-Lexicon, Straßburg i. E. 1877.

Gesetzt den Fall, daß wirklich Bastarde geboren werden, so liegt doch die Wahrscheinlichkeit nahe, daß sie den Kampf um's Dasein nicht bestehen können, d. h. zu Grunde gehen. In dem Bastarde sind nämlich die zwei verschiedenen Naturen von Vater und Mutter vereint. Beide waren in ihren Eigenschaften an die Außenwelt vollkommen angepaßt; der Bastard ist dies nicht. Wahrscheinlich liegt hierin einer der wichtigsten Gründe dafür, daß in der freien Natur sich selten Bastarde finden, während andererseits Bastarde recht wohl im Zustande der Domestication leben können, weil ihnen hier künstlich vom Menschen die Bedingungen für ihre Fortexistenz geliefert werden. Hiermit hängt eng die Unfruchtbarkeit der Bastarde selbst zusammen; denn bei ihnen sind durch die Verschmelzung zweier Organisationen in eine, die Zeugungsorgane entweder unvollkommen entwickelt, oder ihre Funktionen gestört.

Eine höchst interessante und auffallende Erscheinung bei der Bastardzucht ist die, daß die Bastarde sehr verschieden ausfallen, je nachdem der Vater oder die Mutter dieser oder jener Art angehören. Bastarde z. B. zwischen einem Europäer und einer Negerin zeigen wesentlich andere Eigenschaften, als die Bastarde eines Negers mit einer Europäerin. Das Maulthier gleicht seiner Mutter, der Pferdestute, nicht selten in hohem Grade, während der Maulesel dem Esel ähnlich ist. Aus diesen und ähnlichen Thatsachen hat man den Schluß gezogen, daß die Mutter ihre Eigenschaften in erhöhterem Maße vererbt, als der Vater, ein Schluß, gegen den sich Manches einwenden läßt.

Der deutsche und der englische Händel.

Von
Emil Naumann.
Dresden.

Wie sich betreffs Homer's, des Vaters des griechischen Epos in der Poesie, die Insel-Griechen mit den Griechen des Festlandes um die Ehre stritten, den großen Dichter hervorgebracht zu haben, so erheben auch auf den Vater des Epos in der Tonkunst, auf Georg Friedrich Händel, zwei stammverwandte Nationen fast den gleichen Anspruch. Auch hier sind es Insel-Germanen und Festlands-Germanen — nämlich einerseits die Engländer, andererseits die Deutschen — die sich den großen Mann streitig machen.

Die Deutschen sagen: Er ist bei uns, im Herzen unseres Vaterlandes geboren, war selber ein Deutscher, wie seine Eltern, Großeltern und Ureltern, und erhielt seine ganze musikalische Erziehung und früheste künstlerische Ausbildung bei uns. Die Engländer dagegen erwidern: Zu dem Meister, der unsterblich geworden ist und den die ganze Welt verehrt, ward Händel noch nicht in Deutschland, sondern erst bei uns in England. Hier schrieb er fast alle seine größeren und berühmtesten Werke (und zwar in englischer Sprache), hier ward er zuerst anerkannt und gefeiert, hier brachte er die reifste und längste Zeit seines Lebens zu, hier fand er seine treuesten und besten Freunde, hier endlich ist er gestorben und begraben und auf englischem Boden erhob sich über seinen sterblichen Resten das erste Monument, das ihm die Nachwelt setzte, und zwar im Pantheon aller großen Männer Englands: in der Kathedrale von Westminster.

Man sieht — die Ansprüche sind nicht nur beiderseits wohlbegründete, sondern auch ebenmäßig berechtigte. Wie nun aber ein Kind nie aufhören kann zu der Familie zu zählen, aus der es hervorgegangen, so kann auch ein Mann nie aufhören, seiner vergrößerten Familie anzugehören; diese Familie im weiteren Sinne ist aber die Nation, die ihn hervorgebracht hat, und sie wird um so mehr diese Stellung zu ihrem Sohne einnehmen, wenn derselbe, wie Händel, bis zu seinem 22. Jahre (von 1685 bis 1707) den mütterlichen nationalen Boden nicht verließ, d. h. wenn alle Kindheits- und Jugendeindrücke in der ursprünglichen Heimat wurzeln und empfangen wurden.

Auch ist nicht zu übersehen, daß Händel keineswegs durch die musikalischen Einflüsse, die in England auf ihn erfolgten, der Künstler wurde, der er war. Man hat zwar von verschiedenen Seiten der Wirkungen des sogenannten Orpheus britannicus, ich meine der Einflüsse Heinrich Purcell's (1658 bis 1695), des bedeutendsten Componisten Englands, auf Händel gedacht, dieselben aber weit überschätzt. Als Händel sich in London niederließ, hatte er sowohl die ganze deutsche, wie die ganze italienische Schule durchgemacht. Er schrieb Fugen und einen Contrapunkt, wie Purcell sie niemals zu Stande gebracht. Fétis sagt nicht mit Unrecht von dem englischen Meister: Il y a de l'embarras dans le mouvement des parties de son harmonie, et celle-ci est souvent incorrecte. Händel war Purcell auch in Beziehung auf musikalischen Wohllaut, auf geschickte Behandlung des Orchesters und die Spielbarkeit seiner Instrumente, sowie hinsichtlich einer natürlichen Führung seiner Chorstimmen und einer reineren Erkenntniß der Aufgaben des polyphonen Styls schon damals weit überlegen. Was man Purcell von Einflüssen auf Händel zugestehen kann, liegt höchstens darin, daß der englische Meister dem Chor, in seinen halb dramatisch, halb oratorisch zu nennenden Arbeiten, eine Ausbreitung und, durch gelegentliche Vermischung mit Solostimmen, zugleich eine Mannichfaltigkeit von Wirkungen verlieh, die Chören früher in derartigen Werken meist fehlte. Auch findet sich eine gewisse Würde und Einheit der Stimmung in manchen dieser Compositionen, die Händel anmuthen und in dem großen Geiste des deutschen Tondichters verwandte Seiten zum Ertönen bringen mußte. Bedenken wir jedoch, daß ihn sein dreijähriger Aufenthalt in Italien schon vor seiner Londoner Zeit mit ähnlichen Chor-Werken Carissimi's, Stradella's, Scarlatti's und Lotti's bekannt gemacht haben mußte, so hat er Wirkungen, wie er sie angeblich von Purcell allein empfangen haben soll, sicher schon auf der appeninischen Halbinsel an sich erfahren, und wahrscheinlich weit stärkere, wofür schon allein die Aufnahme fast eines ganzen Chors aus Carissimi's Jephta in seinen Samson spricht, die, wenn sie auch erst in England erfolgt, darum doch nicht weniger charakteristisch bleibt. Das Wissen und Können, das Händel zum Herren der Formen und der Technik seiner Kunst machte (und gewiß auch das bessere Theil seiner tiefgehenden Erfassung und Darstellung seines jedesmaligen künstlerischen Stoffes), verdankt der große Tondichter daher nicht England, sondern vielmehr einerseits seinem Vaterlande, wo er gründliche Studien bei dem trefflichen Zachau durchgemacht, andererseits dem schönen Lande jenseits der Alpen; diesem schuldet er es namentlich auch, daß sich, mit seiner nordischen Tiefe, Größe und Strenge, der mildernde und verklärende Hauch der Schönheit, sowie die Anmuth und der Frohsinn des Südens vermählte. Nicht weniger

schuldet er Italien den Vorzug, daß alle seine Sologesänge wahrhafte Muster der Sangbarkeit sind und daher auch heute noch zu dem Dankbarsten gehören, was Sänger vorzutragen vermögen.

Dennoch bleibt auch Großbritannien sein ungeschmälertes Verdienst um den gewaltigen Mann. Wir vernahmen bereits, was die Engländer selber mit Recht für ihre nahen Beziehungen zu Händel anführten. Ich füge noch hinzu, daß auch die freien politischen Institutionen Englands, sowie dessen Dichter und schöne Literatur, denen Deutschland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen hatte, daß ferner der in England, der Königin aller Meere, nach allen Seiten hin sich öffnende weite Blick, der von dem mächtigen Inselreiche aus die ganze Welt umfaßt, lebhaft mit dazu beitrugen, alles Große und Gewaltige, was in Händel's Natur lag, rasch zu zeitigen. Auch das dort so schön und großartig entwickelte Nationalgefühl, welches bei uns Deutschen, in unseren damaligen Krähwinkelverhältnissen, fast ganz erloschen war, wirkte dazu mit, in unserem Meister den großen Heldensänger zu erwecken, den erhabenen Tondichter, der die Geschicke ganzer Völker und ihrer Führer und Befreier singt und feiert.

Geben wir darum diesseits und jenseits der Nordsee den unfruchtbaren Streit darüber auf, ob Händel mehr Deutschland oder mehr England angehöre; mögen sich beide Völker lieber mit einander darüber freuen, daß jedes von ihnen an dem gewaltigen Tondichter und seinem Weltruhm participiren darf. — Es wird immer zweifellos bleiben, daß Händel ein Deutscher war; aber es wird ebenso fraglos zugestanden werden müssen, daß er, umgeben von den kleinlich und spießbürgerlich gearteten Verhältnissen des damaligen Deutschlands, sich nimmermehr so uneingeschränkt zu der großen Persönlichkeit entwickelt haben würde, zu der ihn England heranreifen ließ. Händel möge daher, anstatt Deutschland und England zu entzweien, ein weiterer Punkt ihres innerlichen Verbundenseins werden, ein Band mehr unter den vielen Banden, die beide blutsverwandte Nationen bereits umschlingen, eine Liebesfessel, die sie noch enger verknüpft, als dies schon durch ihren gemeinsamen Ursprung und die daraus hervorgehenden Geistesanlagen geschieht.

Uebrigens gleicht sich alles zwischen uns und unsern Nachbarn aus. Gab Deutschland einem Künstler das Leben, den die Engländer als einen der ihren ansehen, so hat dafür England einen Geistesfürsten hervorgebracht, auf den wir Deutsche einen berechtigten Anspruch erheben dürfen. Kein anderes Volk, außer dem englischen, darf Shakespeare so sehr den seinen nennen, als das unsere. Die Verhältnisse der beiden Männer, Händel und Shakespeare, zu Engländern und Deutschen haben daher etwas merkwürdig Uebereinstimmendes, und in der Kreuzung ihrer Wirkungen von Nation zu Nation, sich zugleich wechselweise Ergänzendes. Es ist wahr, daß trotz aller Begeisterung des jetzigen Deutschlands für seinen großen Sohn Händel, dieser heute noch in England um ein Erkleckliches volksthümlicher und gefeierter ist, als bei uns. Aber das Umgekehrte gilt auch von Shakespeare; dieser ist in der Gegenwart, trotz alles Stolzes des gebildeten Englands auf ihn, bei uns in Deutschland weit volksthümlicher und gefeierter, als in seiner Heimat.

Die Beweise für beide Behauptungen sind zahlreich vorhanden; ich will mich hier nur auf einige beschränken. — Händel ist der Meister, der, wie der epische

Sänger überhaupt, am liebsten zu einem ganzen Volke spricht; deshalb drängt es ihn, wie kaum einen anderen Tondichter, durch Massen auf die Massen zu wirken. Wenn es nun auch einmal in Deutschland gelingt, Händelsche Oratorien durch einen Chor und ein Orchester zu Gehör zu bringen, die in der Gesammtheit ihrer Mitglieder die Zahl 1000 erreichen, so kommt dies doch nur ausnahmsweise vor (eigentlich nur auf den alljährlich wiederkehrenden niederrheinischen Musikfesten) und es bedarf dazu des Zusammenflusses verschiedener, auf eine oder mehrere Provinzen vertheilter Vereine und Kräfte. Bei der Darstellung eines Händelschen Oratoriums durch die musikalischen Mittel einer einzelnen Stadt spricht man bei uns schon von einer starken Besetzung, wenn die Ausführenden ein Viertel oder ein Fünftel jener auf Musikfesten zuweilen zusammenströmenden Mitwirkenden betragen. Anders in England. Hier stellen meist schon einzelne Städte, z. B. London, Birmingham, Manchester, Dublin, ein Contingent von Kräften bei Aufführung Händelscher Chorwerke, welches bei uns nur unter Betheiligung ganzer Landschaften zu ermöglichen ist. Ja, in der großen Metropole an der Themse geht man in dieser Beziehung mitunter selbst zu weit; so betrug bei einer, vor ein Paar Jahren im Krystallpalast stattfindenden Aufführung des Messias allein die Zahl der Mitwirkenden 10 000 Köpfe. Es hängt dies mit einer Eigenthümlichkeit des angelsächsischen Nationalcharakters zusammen, der nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität der Dinge mit einem besonderen Werthe belegt. Im vorliegenden Falle ward jedenfalls hierbei vergessen, daß das menschliche Ohr, ebenso wie es Töne von zu zahlreichen Schwingungen nicht mehr zu unterscheiden vermag, auch für eine Massenwirkung von Tönen nur bis zu einem gewissen Punkte empfänglich bleibt; übersteigt hier das Tonvolumen eine gewisse Grenze, so tritt eher eine Verringerung als eine Verstärkung seiner Wirkungen ein.

Viel bedeutsamer noch, als die erstaunliche Betheiligung des singenden englischen Publicums an den Aufführungen Händel'scher Oratorien, ist deren Volksthümlichkeit und der Grad, dessen sich diese großen Tonschöpfungen im Verständniß der Bewohner Altenglands erfreuen.

Unsere deutsche Frau Kronprinzessin hatte die Huld, dem Autor dieser Zeilen gelegentlich einer Audienz mitzutheilen, daß ein Handwerkerverein einer Mittelstadt, welche das kronprinzliche Paar bei einer seiner letzten Reisen durch England berührte, anfragen ließ, ob er den deutschen Herrschaften etwas von Händel vortragen dürfe, und daß derselbe hierbei, obwohl die Kürze der zu Gebote stehenden Zeit jede vorhergehende Probe unmöglich machte, die Wahl zwischen einer ganzen Reihe von Händel'schen Werken freistellte. — Dergleichen wäre bei uns in Deutschland heute noch undenkbar; denn weder ist hier Händel schon in gleicher Weise in das Kleinbürgerthum eingedrungen, noch auch dürfte, selbst bei geschulteren Vereinen, ein solches zur Auswahlstellen verschiedener Werke, ohne eine einzige vorhergehende Probe, bei uns anders, als in ganz seltenen Ausnahmefällen vorkommen können.

Auch gewisse noch auf Händel zurückzuführende Traditionen hat England vor uns voraus. Dies bezieht sich nicht allein auf die Tempi und Vortragsweise mancher berühmter Tonsätze, sondern auch auf nebensächlichere Dinge. So erzählte mir Moscheles, daß bei dem Halleluja des Messias noch in einigen Vereinen

Englands eine besondere Art von Pauken, nämlich größere als die gewöhnlichen, (die daher zu diesem Zwecke ausdrücklich gebaut sein müssen) benutzt werden. Auch besaß England bereits mehrere Gesammtausgaben der Werke Händels (wenn auch von verschiedenem künstlerischem Werthe), ehe in Deutschland auch nur die ersten Schritte zur Verwirklichung eines solchen National-Unternehmens gethan worden waren. Die ältesten, mehr oder minder completen englischen Ausgaben der Werke Händel's waren die von Walsh, Meare, Cluer und Arnold; sie erschienen noch im 18. Jahrhundert, zum Theil nicht lange nach Händel's Tode. Eine der besten neueren englischen Gesammtausgaben, an deren Spitze Bennet, Macfarren, Mendelssohn und Moscheles standen, trat im Jahre 1835 an's Licht. Die erste deutsche Gesammtausgabe dagegen, diejenige von Breitkopf und Härtel, kam mit ihrem Bande 1 erst im Jahre 1858 heraus. Ueberdies sind viele einzelne Werke Händels in England so allgemein im großen Publicum begehrt, daß die Clavierauszüge derselben schon vor dem Jahre 1850 zu zwei Schilling in London und anderswo zu haben waren, während bei uns in Deutschland erst seit dem Jahre 1870 Werke des Meisters zu ähnlichen Spottpreisen zu erlangen sind.

Ebenso wie Händel's Popularität in England eine größere ist, hat diejenige Shakespeare's in Deutschland ein bedeutenderes Gewicht. Wie verbreitet und verehrt der Dichter bei uns ist, beweist allein schon die große Anzahl trefflicher Uebersetzungen, die wir von ihm besitzen und nicht weniger die Namen der Männer, die einen nicht unbedeutenden Theil ihrer Lebenskraft an die Verdeutschung des großen Engländers setzten. Wieland begann im 18. Jahrhundert mit der Uebersetzung einzelner berühmter Stücke und Scenen, ihm folgte Eschenburg, dann Friedrich Schiller mit einer freien Bearbeitung des Macbeth, und im 19. Jahrhundert schließt sich eine fast ununterbrochene Reihe von deutschen Uebersetzungen der Werke Shakespeare's aneinander. Als die vielleicht trefflichste darunter ist diejenige von August Wilhelm von Schlegel und Ludwig Tieck anzuführen, an welcher auch der Graf Baudissin in verdienstvollster Weise mitwirkte; ihr folgen die Uebertragungen der Dramen Shakespeare's durch Karl Simrock, Bodenstedt, Dingelstedt und Andere. Gebildete Engländer, die auch die deutsche Sprache vollkommen beherrschten, versicherten mir, daß viele dieser Uebersetzungen, namentlich die von Schlegel und Tieck, sich vollkommen auf der Höhe des englischen Originals befänden. Jedenfalls hat sich kein zweites Volk, durch Wiederdichtung in seiner Muttersprache, einen fremden Dichter in gleicher Weise zu eigen gemacht, wie dies die Deutschen mit Shakespeare gethan. Auch ist nirgends sonst der Versuch einer solchen Wiederdichtung so oft wiederholt und von Männern, die selber viele bedeutende Dichter unter sich zählten, ausgeführt worden.

Nächstdem gehören Shakespeare's Dramen bei uns fast überall zu dem stehenden Repertoire unserer Bühnen, und zwar ebensowohl unserer Hof-, wie unserer Volksbühnen. In England fand ich dies durchaus anders. Shakespeare begegnet man dort nur in Theatern zweiten Ranges und auch auf diesen nicht allzu häufig. Das deutsche Publicum dagegen kann sich nicht satt sehen an den Tragödien, Lustspielen und Schauspielen des großen Britten. Hieraus erklärt es

sich denn zugleich, warum man Aussprüchen Shakespeare's bei uns ebenso häufig als geflügelten Worten begegnet, wie Citaten aus den Werken Schiller's und Goethe's.

Aber auch die bei uns herausgekommenen verschiedenen Commentare, Kritiken und Analysen der Werke des großen englischen Dramatikers, sowie die zahllosen über ihn erschienenen ästhetischen und kunstgeschichtlichen Abhandlungen bilden ein Ganzes, wie es in ähnlichem Umfange kein anderes Volk besitzt; übertrifft doch unsere Shakespeare-Literatur an innerem Gehalt und Reichthum selbst noch diejenige Englands.

Und welchen Einfluß hat Shakespare auf die Entwickelung unserer eigenen National-Literatur geübt? — Lessing's frühem Hinweis auf ihn ist es zum großen Theile mit zu verdanken, daß wir uns von den Franzosen und ihrer conventionellen Classicität zu emancipiren begannen; die ganze Sturm- und Drangperiode Goethe's und Schiller's und der mit ihnen verbundenen jugendlichen Dichterschaar dreht sich um Shakespeare als um ihre Axe; Goetz von Berlichingen und die Räuber gingen aus solchen Anregungen hervor, und selbst noch der reife Mann Goethe verwebte den Hamlet mit seinem Wilhelm Meister und fühlte sich zu dem Ausrufe hingerissen:

Lida! Glück der nächsten Nähe,
William! Stern der schönsten Höhe,
Euch verdank ich, was ich bin. —

Man sieht also, daß keine der beiden großen germanischen Schwesternationen der anderen, in Bezug auf Händel und Shakespeare, den reicheren Dank schuldet. Gaben wir Deutschen den Engländern Händel, so gab England uns dagegen Shakespeare, und wie wir Deutschen uns nicht mehr ohne diesen denken können, so wenig vermögen die Engländer Händel von ihrem Geiste und Wesen zu trennen. Aus solcher geistigen Wahlverwandtschaft beider Nationen dürfte sich's zum Theil mit erklären, warum Engländer und Deutsche eigentlich auch politisch niemals Gegner gewesen sind. Denn sowohl der große Dichter, wie der große Tondichter vertreten eine protestantische Kunst und der Protestantismus war es, der uns auch in unseren politischen Kämpfen miteinander verband. Hierin allein, und in der eigenthümlichen Wirkung eines Jeden von ihnen auf eine stammverwandte Nation, beruht beider Meister Aehnlichkeit, nicht aber in der Gleichartigkeit ihrer künstlerischen Anlage und Persönlichkeit, wie Gervinus irrthümlich zu deduciren versucht hat.

So mögen denn beide große Meister ihre Nationen auch fernerhin mahnen, als Alliirte auf den Bahnen der Civilisation und Cultur miteinander fortzuschreiten. Erhalten wir uns auch in der Zukunft die alten brüderlichen Gesinnungen an der Themse und am Rhein; schreiben wir beiderseits auch fernerhin mit goldenen Lettern auf unsere Fahnen: Freiheit der Forschung, Selbstregierung und Selbstverwaltung, Tapferkeit in der Vertheidigung der höchsten Güter, Liebe zum Vaterlande und Hochhaltung der Frau und der Familie. Eine jener vielen Parolen aber, die wir seit lange miteinander austauschen und an denen wir uns auch künftig immer wieder als Freunde erkennen wollen, möge für alle Zeiten lauten:

Shakespeare und Händel!
Händel und Shakespeare!

Ein Schicksalsgenosse Lenau's und Hölderlin's.

Von
Adolf Strodtmann.
Steglitz bei Berlin.

Heine vergleicht einmal den Dichter jenem armen Kinde, von welchem das Volksmärchen erzählt, daß seine Thränen lauter Perlen sind, und welches von der bösen Stiefmutter, der Welt, um so unbarmherziger geschlagen wird, damit es nur recht viele Perlen weine. An diesen bitteren Ausspruch mußte ich denken, als ich mit schmerzbewegter Seele die von Freundeshand geordnete Sammlung der „Gedichte von Heinrich Leuthold" durchlas, welche so eben in gefälligster Ausstattung (Frauenfeld, Verlag von J. Huber) erschienen ist.

Heinrich Leuthold — wie viele unter den Lesern dieser Zeilen mögen den Namen jemals gehört haben? Höchstens entsinnt sich der Eine oder Andere vielleicht, daß er ihn vor sechszehn Jahren unter einigen formvollendeten Liedern des „Münchener Dichterbuches" oder auf dem Titelblatt jener trefflichen Uebersetzungen fand, welche Emanuel Geibel fast gleichzeitig als „Fünf Bücher französischer Lyrik" in Gemeinschaft mit seinem unbekannten Freunde herausgab. Woran liegt es nur, daß ein so hochbegabter Dichter nicht die theilnahmvolle Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen zu erregen vermochte, während er noch in rüstiger Kraft des Schaffens stand, sondern daß sein trübes Wort sich zu bewahrheiten scheint:

Vielleicht wird man mir erst gerecht, wenn mit dem Tod der Keim zu dem,
Was ich erreichen hätt' gekonnt, und was ich wirklich war, vorbei?

Der verdiente Literarhistoriker Jakob Bächtold, welchem wir die vorliegende Sammlung der Leuthold'schen Gedichte verdanken, hat es leider unterlassen, derselben einige Nachrichten über die Lebensschicksale des Verfassers mit auf den Weg zu geben. Wir sehen uns daher, neben den Aufschlüssen, welche der Inhalt der Gedichte selber gewährt, auf die dürftigen Notizen beschränkt, die W. Schönermark in seinem „Französischen Liederbuche" dem von J. J. Honegger bearbeiteten vierten Bande von Robert Weber's „Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz" (Glarus 1877) entnommen hat. Es ist der kurze Abriß eines durch Noth und Elend gebrochenen Dichterlebens, wie es Leuthold selber in den schneidenden Strophen „Auf den Tod eines jungen Dichters" geschildert hat:

Ein schlechtes Bett, ein Stuhl, ein Tisch,
Das ist sein einziges Geräth;
Ein Fluch auf seine Armuth ist
Sein Morgen- und sein Nachtgebet.

Ein wilder Fluch war sein Gebet,
Er hüllte sich in diesen Fluch,
Der ihn erwärmt mit heißem Haß,
Ein Mantel — jetzt sein Leichentuch.

Heinrich Leuthold, geboren 1827 zu Wetzikon im Canton Zürich, besuchte die Secundarschule daselbst, studirte nach wechselvollen Schicksalen und einer unter dem Druck materieller Sorge mühsam erworbenen Vorbildung Jurisprudenz und Philosophie nach einander auf den drei schweizerischen Hochschulen, bereiste in einer pädagogischen Stellung die französische Schweiz, Südfrankreich und Italien, ging 1857

nach München, um sich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen, gehörte dort dem literarischen Kreise der „Krokodile“ (Geibel, Heyse rc.) an, war seit 1860 neben Brater und Wilbrandt an der Redaction der „Süddeutschen Zeitung“ in München betheiligt und folgte derselben auch in ihren Wanderungen und Wandlungen nach Frankfurt am Main, gab im Spätherbst 1862 seine Stellung an derselben auf und reiste im darauffolgenden Winter zu Fuß in die Schweiz, wodurch sich der in ihm ruhende Keim zur Lungenschwindsucht bedenklich ausbildete. Eine Stellung an der „Schwäbischen Zeitung“ in Stuttgart hielt er 1864 nur vorübergehend inne, um 1865 nach München zurückzukehren. Außer gedruckten und ungedruckten Uebersetzungen von Gedichten und zerstreut gedruckten und ungedruckten eigenen Gedichten, schuf er im Laufe der Zeit drei größere Dichtungen — „Penthesileia“, „Hannibal“ und „Winkelried“ — und zahlreiche Prosaarbeiten. Honegger fügt diesen biographischen Notizen die Bemerkung hinzu: „Wir sehen mit Bangen dem schließlichen Schicksale dieses eminenten Talentes und seinen zum starken Theil entweder gar nicht gedruckten oder doch weit zerstreut liegenden und nie gesammelten Arbeiten entgegen; Vieles, nur mit Bleistift niedergeworfen, liegt noch in seiner Mappe. Diese Sachen müßten in's Reine geschrieben, gesichtet, zusammengestellt und, wo nöthig, durchcorrigirt werden. Ob der Autor je Zeit und Stimmung zu dieser Arbeit finde, steht zu bezweifeln. Es hängt das wesentlich von seinen Gesundheitsverhältnissen ab, die sich in letzten Zeiten so ungünstig gestaltet haben, daß er oft Wochen lang arbeitsunfähig und kaum im Stande war, die nothwendigsten Existenzmittel zu erwerben. Gänzliche oder wenigstens relative Heilung seiner Lungenkrankheit in der Weise, daß ihre Fortentwicklung gehemmt würde, wäre nach dem Urtheil sachkundiger Aerzte nur von einem längern Aufenthalt im Süden, namentlich in Aegypten, zu hoffen. Zur Zeit, da wir das Vorliegende niederschreiben, sind die Versuche, einen solchen zu ermöglichen, noch erfolglos.“ Kurz darauf, im Juli 1877, meldeten die Zeitungen, daß Leuthold in unheilbare Geisteskrankheit verfallen und in die Irrenanstalt des „Burghölzli“ bei Zürich gebracht worden sei.

Ein solchermaßen vom Druck der Noth und Sorge belastetes Leben vermochte sich begreiflicherweise nur selten in heiteren, genußfrohen Dichtungen auszusprechen. Zwar fehlt es nicht an einzelnen Klängen, in denen, wie in den „Liedern von der Riviera“, der ganze sonnige Zauber des Südens beschwichtigend und versöhnend die kampfermattete Seele des Sängers umspinnt, bis „selbst die Klage ihm zu lieblicher Musik wird“; aber nur zu bald beschleicht ihn der Ueberdruß an dem traumseligen Sirenenliede südlicher Schönheit, das „wie Gift am Mark der gewaltigen Nordlandssöhne zehrt“ und doch keinen inneren Frieden bringt. Vergebens wendet er sich von den Menschen ab und flüchtet sich in die Waldeinsamkeit, an den Busen des heiligen Meeres, auf die Almen fröhlicher Hirten; vergebens spricht er einem jungen Freunde die Mahnung aus, dies jämmerliche Leben nicht allzu ernst zu nehmen:

Kein Drama ist's im großen Stil —
Wie Du Dir denkst — mit Schuld und Sühne;
Es ist ein derbes Possenspiel
Auf einer Dilettantenbühne —

oder er dämpft den wilden Schmerzensschrei der Sehnsucht, wie in dem unvergleichlich schönen Lenzliede an Mignon, zu einer linden Fluth stiller Thränen, die melodisch dahin rieseln:

Doch ich weiß nicht, ob es Thränen
Oder ob es Lieder sind.

Allein bald erkennt er, daß ihm sein herbes Schicksal keinen Wunsch erfüllt, daß ihm Nichts als trotziger Kampf ohne Aussicht auf den endlichen Sieg, Nichs als schmerzliche Entsagung bleibt, daß nur die Welt seines Innern, der Trieb zum Höchsten, das ihm zugemessene Theil an Glück und Freude ist, und in stolzem Selbstbewußtsein ruft er sich zu:

Verlangend Herz, sei Du Dir selbst genug!

So bildet sich allmälig eine düstere, pessimistische Weltanschauung in ihm aus, die seiner Poesie den Stempel einer schwermuthvollen Ermüdung verleiht. Mit jeder Hoffnung hat er abgeschlossen, von der Zukunft erwartet er Nichts mehr, —

Denn ein schmerzliches Entsagen
Ist dies kurze Leben nur.

Alle Sehnsucht ruft vergebens
Wie ein Ach, im Wind verhaucht,
Einem Glück, das in des Lebens
Dunkeln Strom hinabgetaucht.

Einst hielt er das Leben für ein blühendes, gottbeseeltes Gedicht, den Tod für ein grauses Nichts —

Wie anders jetzt! mir scheint der Tod
Ein ruhebringend, rasch Verzichten;
Jedoch ein schmerzlich jahrelang
Andauernder Verzicht — das Leben.

Es „widert ihn die Welt und all ihr Treiben an", und das Menschenloos verkörpert sich ihm in der melodischen Umschreibung des berühmten sophokleïschen Chorgesanges aus „Oedipus auf Kolonos":

Niemals geboren sein, wäre das Beste;
Auch in der Kindheit zu sterben ist gut;
Wächst Du zum Jüngling, Dich lockt ins Verderben
Ueppige Thorheit und wallendes Blut.

Reifst Du zum Manne, giebt allen Gefahren,
Mühen und Kämpfen das Schicksal Dich preis;
Aber entkräftet, vereinsamt, verachtet,
Freudlos erduldet das Herbste der Greis.

Rings auf dem Meere des Lebens umdroh'n Dich
Brandung und Klippen; es treibe Dein Kiel
West- oder ostwärts, stets bleibst Du den Sorgen,
Wogen und Winden ein sicheres Ziel!

In Uebereinstimmung mit dieser traurigen Weisheit spricht er am Grabe eines Jünglings:

Was Großes auch der Mensch empfinde,
Was er erstrebe, was erfinde,
Sein Thun und Denken sind nur Rauch
Im Winde. . . . .

Wohl dem, der mit den Spielgenossen,
Den Rosen, deren Duft zerflossen,
Sobald der Lenz das Augenlid
Geschlossen,
Im ersten Kuß, beim ersten Lied
Verschied!

Der Ruhm ist ihm ein „wesenloser Schatten“, die Liebe ein „lieblicher Betrug“, das eigene Leben „eine wilde Rose mit scharfem Dorn“. Der Nachtigall, welche ihr altes Sehnsuchtslied von Lenz und Liebeslust singt, ruft er wehmüthig zu:

O Nachtigall, flötend im Lindenbaum!
Der Frühling vergeht und die trügende Gunst
Der Götter. . . Was soll uns die fröhliche Kunst?
Die Liebe ist Dunst
Und das flüchtige Leben ein Traum!

Und für ein flattersinniges Mädchen, das alle Herzen mit dem Lächeln ihrer Reize bethört, hat er nur den Wunsch, daß sie nimmer die Zeit erleben möge, da ihr das Scepter der Schönheit entschlüpfe:

Möge die Parze Dir nahn mit der Scheere,
Eh' Du, entnüchtert, in schmerzlichem Tausch
Büßest mit endlosen Qualen der Leere
Dieser Minuten vergänglichen Rausch!

Von einem anderen jungen Mädchen, das ihm auf kurze Stunden einen verspäteten Liebeslenz in die Seele gezaubert, nimmt er mit den entsagungstrüben Worten für ewig Abschied:

Mein Leben liegt in Finsterniß,
Du bist ein Kind der Sonne.

Am bewußtvollsten aber spricht sich der geheime Schmerz des Dichters, welcher jeden freudigen Aufschwung seiner Seele lähmt und ihm wie ein schwarzer Schatten überallhin folgt, in den „Schwermuth“ überschriebenen Strophen aus:

Fraget nicht, was mich so eigen
Oft — selbst im Genuß des Schönen —
Aufschreckt, was bei frohen Tönen,
Tanz und Reigen
Mich versenkt in jähes Schweigen! . . . . .

Selbst bei holder Rosenmunde
Sanftem Lächeln, süßem Plaudern
Ueberfällt's mich oft mit Schaudern —
Tief im Grunde
Meines Herzens klafft die Wunde.

Mag mich aufwärts das Gefieder
Angebornen Wohllauts tragen,
Immer kehrt im sanften Klagen
Meiner Lieder
Jener Ton der Wehmuth wieder.

Laßt den Trost! er ist vergebens:
Denn ich fürchte: was so bange
Mich beschleicht, sogar im Drange
Meines Strebens,
Ist der Schmerz verlornen Lebens.

Dies ist die Grundstimmung der Leuthold'schen Lieder, die er selbst einmal „Blätter eines Baumes" nennt, „welcher nie in Blüthe stand." Unter dem vielen Leid, das er zu tragen hatte, war die Theilnahmlosigkeit seiner schweizerischen Landsleute für sein dichterisches Streben nicht das geringste. Mit den ersten begeisterten Klängen seiner Leier hatte der Jüngling schon nach dem Sonderbundskriege und dem gescheiterten badischen Aufstande seine Heimat als den Hort und das Asyl der Freiheit verherrlicht; aber seine glühende Liebe für das Vaterland des Tell und Winkelried fand in den Herzen ihrer heutigen Nachkommen kein Echo. Bitter klagt der Poet:

Zwar ist es nicht das Land der Hottentotten,
Wo einst die Wiege meiner Jugend stand,
Doch theilnahmloser fast, als jene Rotten,
Empfing mich mein gefeiert Vaterland —

und an Platen's Gruft spricht er die schmerzlichen Worte:

Ruh' sanft, o Platen! Wer verbannt
Vom Volk, das er zumeist geliebt,
Wer von der Heimat schwer verkannt
Sich abgewandt,
Ist müd, auch wenn er ihr vergiebt.

Immer wieder zieht ihn das Heimweh nach den grünen Matten, leuchtenden Gletschern und waldumkränzten blauen Seen der Schweiz zurück; er ermahnt seine in die platte Prosa des Erwerbs versunkenen, einzig auf den Ruf der „Utilität" horchenden Landsleute, zu bedenken, daß sie durch ein solches, nur den Thieren anstehendes Leben das Edelste in sich ertödten,

Wenn nicht, wie uns die heitern Griechen zeigen,
Auch Euch das Schöne wird zur Himmelsleiter,
Drauf Götter zu den Menschen niedersteigen —

und er fragt, als er nach langer Trennung aus fremden Landen an das Ufer des Zürichersees zurückkehrt: wo die Enkel jener glorreichen Männer geblieben, die einst zum Ruhm der freien Heimat Kronen im Reiche des Schönen getragen —

— — — — — — aber das Eden rings
Bewohnt ein neu Geschlecht, das, dem Göttlichen
In Kunst und Leben abgewendet,
Nur noch den Götzen des Tages huldigt. . . .

Du frägst umsonst; setz' weiter den Wanderstab!
Den Sänger nährt der heimische Boden nicht —
Zugvögel mögen Dich geleiten
Ueber die Berge nach fernen Zonen!

Dieser ideale Sinn für das Große und Schöne ist die Kraft, welche ihn über das Leid des dürftigen, durch Noth und Verkennung niedergedrückten Lebens erhebt und ihm zaubervolle Liederweisen in den Mund legt; denn

Was das Leben Dir auch oder der Tod Dir nahm,
Blieb die Muse Dir treu — nimmer verarmt ein Herz,
Dem das Leid in Gesängen
Auszuströmen ein Gott verlieh!

Und inmitten des herbstlichen Schauers, der durch die Natur und durch seine ermattende Seele zieht, sendet er den Stoßseufzer empor:

Wie ringsum Alles stirbt und endet!
Bei diesem Welken und Verderben
Fleh' ich: o Gott laß mich nicht sterben,
Eh' ich ein schönes Werk vollendet!

Es fehlte dem Dichter nicht an dem Bewußtsein seines inneren Werthes, aber er ging stets seinen eigenen, einsamen Weg, er hüllte sich in die halb schüchterne, halb trotzige Verschlossenheit des Armen, vom Freudenmahle des Lebens Verstoßenen, er schloß sich keiner der literarischen Koterieen an, die einander nach dem System der Gegenseitigkeit beweihräucherten:

Wofern Du recht emsig darüber streichst,
So ähnelt dem Golde das Messing;
Und wenn Du mich mit Goethe vergleichst,
Vergleich ich Dich mit Lessing —

und eben so wenig drängte er sich selber vor, um mit schmetternden Posaunenstößen den Herold seines Ruhmes zu machen, obschon er fühlte, daß sein bescheidenes Zurücktreten ihn mehr und mehr der Aufmerksamkeit der Menge entzog:

Willst du kommen in die Mode,
Mach' dich geltend, sei nicht faul!
Denn öffnest Du nicht selbst das Maul,
Die Andern schweigen dich zu Tode.

So kam es, daß er wie ein verschollener Merlin seine schwermuthvollen, schönheittrunkenen Lieder mehr der Drossel und Nachtigall und den wilden Blumen im Walde, als seinen Zeitgenossen sang, die wohl gar daran zweifelten, ob dem Herzen, dem früh so manche Saite gesprungen, jemals ein vollharmonischer Accord entströmen werde. Der Dichter giebt den Zweiflern und Tadlern seiner Weise einmal die stolz-bescheidene Antwort:

Wenn Meister auch der Kunst zu sein, vielleicht nicht meine Sendung ist,
Der Kunst, wo Maß ein jeder Ton und Anmuth jede Wendung ist,
Wo, wie ein Purpurmantel, stets sich eine stolze, edle Form
Um Hohes oder Schönes schmiegt, und Harmonie die Endung ist:
Doch lieb' ich sie. — O wüßten Die, die mich ob dieser Neigung oft
Getadelt, wie ihr Tadel falsch, ihr Urtheil voll Verblendung ist!
O, wüßten sie, wie der Genuß, der Seele Wohllaut hinzustreu'n
Im Liede, eine göttliche, erhabene Verschwendung ist!
Doch weitab liegt das Ziel des Ruhms; — schon muß auf hoher Stufe steh'n
Der Dichter, um erst einzuseh'n, wie fern er der Vollendung ist.

Es ist bewundernswerth, wie Herrliches Leuthold unter so ungünstigen Verhältnissen geschaffen hat, und welchen Reichthum stets wechselnder, melodischer Töne sein Saitenspiel umfaßt. Nicht allein in den künstlichen Maßen der antiken Dichtung, des Sonetts, Trioletts und Ghasels hat er sich als Meister ersten Ranges bewährt, der mit Rückert, Platen, Geibel kühn in die Schranken treten darf, sondern auch in der Erfindung volksliedartiger Strophen von wunderbarstem Wohllaut haben ihn wenige seiner modernen Sanggenossen übertroffen. Mit Ausnahme der dramatischen, hat er sich fast in jeder Dichtungsart versucht, und fast überall mit dem glücklichsten Erfolg. Seine Trinklieder sind bald voll ausgelassener Fröhlichkeit, bald von einer geistbeseelten Weihe dichterischer Trunkenheit, die an Hafis oder Reinick erinnert. Seine Sprüche und Epigramme sind von kausti-

schem Witz und scharfen Pointen, ohne ein überflüssiges Wort, nicht selten von schneidender Bitterkeit, wie die folgenden:

Ein Grund nur findet sich, einer,
Bei Menschen auszuharren:
Die Zahl der Verbrecher ist kleiner,
Als die der Narren.

*

„Sittliche Weltordnung" . . wie heißt?
Wo der Eine hungert, der Andere speist.

Unter den wenigen Romanzen, welche die Sammlung enthält, ragt „Der Than von Dunbar" durch seltene Schönheit und Kraft hervor; die epischen Fragmente aus „Hannibal" und „Penthesileia" lassen schmerzlich bedauern, daß der Dichter diese größeren Werke so wenig, wie den in der obigen biographischen Notiz erwähnten „Winkelried", aus welchem hier keine Probe mitgetheilt wird, vollendet zu haben scheint. Zum Glück ist wenigstens das, in einer Art gleichmäßiger Romanzen von höchst kraftvoller, origineller Form gedichtete Epos „Penthesileia" in allen Haupttheilen so vollständig ausgeführt, daß die Phantasie des Lesers sich die fehlenden Schlachtepisoden zur Noth ergänzen kann.

Die werthvollste Partie der Sammlung bilden, neben diesen epischen Fragmenten, unzweifelhaft die rein lyrischen Gedichte, die eigentlichen Lieder, welche der unmittelbaren Gefühlsstimmung des Verfassers entflossen sind. Sie erinnern in Form und Gehalt manchmal an Lenau, ohne darum eine bewußte oder unselbständige Nachahmung der Weise dieses Dichters zu sein. Man fühlt eben nur heraus, daß auf Leuthold dasselbe trübe Geschick eines vereinsamten, früh verödeten Lebens, wie auf Lenau und Hölderlin, ruhte und das gleiche schwermüthige, allmälig zum herbsten Pessimismus anschwellende Gefühl in ihm zeitigte, welches zuletzt die gemarterte Seele mit dem schwarzen Schleier des Irrsinns umhüllte. Möge dem unglücklichen Dichter eine baldige Erlösung von seinen irdischen Leiden vergönnt sein — möge aber auch die deutsche Nation sein unsterbliches Theil, sein poetisches Vermächtniß, mit der verdienten Theilnahme empfangen, die zwar für den Sänger zu spät kommt, die aber seinem allzeit auf das Höchste gerichteten, schönheitentflammten Streben in vollem Maße gebührt!

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

„Revue des deux mondes." (December II. und Januar I.) Der Unterricht im Jahre 1878. Von Michael Bréal. — Die Marine der Zukunft und die Marine der Alten. Die Marine des Pericles. Von Vice-Admiral Jurien de la Gravière. — Die Ruinen von Urmal. (Schluß.) Von C. de Varigny. — Das Leben und der Stoff. II. Die Lebenskraft. Von E. Vacherot. — Das Czarenreich und die Russen. VII. Die Justizreform. Die beiden Aemter der erwählten und der unabsetzbaren Richter. Von Anatole Leroy-Beaulieu. — Eine französische Colonie im Lande Schoa. Von L. Louis. — Vier Zusammentreffen. Von Henry James Lande. — Thessalien. Reisenotizen von Eugène Melchior de Vogüé. — Der Elementarunterricht vom Gesichtspunkte der Psychologie. Von Paul Janet. — Die religiösen Streitigkeiten im zweiten Jahrhundert. Von Gaston Boissier. — Der Sohn Coralie's. (Theil I.) Von

Adalbert Delpit. — Die Musik in Deutschland. Von Emile Michel. — Madame, Herzogin von Orleans, nach einer neuesten Schrift. Von Ernest Jaeglé. — Der Briefwechsel von Eugène Delacroix. Von G. Valbert. — Halbmonatschronik ꝛc.

„Revue politique et littéraire." (Nr. 24—28. December-Januar.) Moderne französische Litteratur. Von Paul Albert. — Leben und Arbeiten von Charles Lenormant. Von H. Wallon. — Lamartine, sein Leben und seine politischen Anschauungen. Nach Louis de Ronchaud. Von Mme. C. Coignet. — Die Statuten der Stadt Rom im Mittelalter. Von de Rozière. — Die Musikkünstler der Gegenwart („Richard Wagner") von Arvède Bavine. — Colonialgeschichte. Französisch-Brasilien im 16. Jahrhundert. Von Petit de Julleville. — Neue Studien über Gallien. Ernest Dessarding: Geschichtliche und Verwaltungsgeographie des römischen Gallien. Longnon: Gallien im 6. Jahrhundert. — Portraits von Akademikern. d'Audiffret-Pasquier. Von Charles Bigot. — Die Toulouser wissenschaftliche Facultät. Léon Brédif: die oratorischen Kämpfe in der politischen Beredsamkeit der Athener. — Römische Geschichte. Das Kaiserreich in der Mitte des dritten Jahrhunderts. Von V. Duruy. — Französische Rechtsgelehrte der Gegenwart. Renouard. Von Charles Richet.

„Revue Scientifique de la France et de l'Etranger." (Nr. 23—28. December-Januar.) Die Afghanische Frage. Von M. Rawlinson. — Die atomistische Theorie nach Wurtz. — Königliches Institut von Großbritannien. Ad. Wurtz: Die Zusammensetzung der Materie im Gaszustande. — Die Erfindungen Edison's. Von A. Angot. — Die Abwandlungen der Blumen. Von den verschiedenen Blüthenformen, die durch zur selben Gattung gehörige Pflanzen erzeugt werden. Nach Ch. Darwin. — Biologische Gesellschaft von Paris: Vortrag des Präsidenten Paul Bert. — Britische Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. J. C. Romanes: Der Verstand bei den Thieren. — Pariser Facultät der Wissenschaften: Duclaux: Pest-Blutfäule und eitrige Infection. — Maritime Revue: Der Tonnengehalt der Schiffe. Von Dislère. — Nekrolog. Heinrich Gintrac. Von A. Pitres. — Ehrenberg, sein Leben und seine Leistungen. Von Ed. Pezzier. — Königliches Institut der Colonien in London. Th. Brassey: Die Errichtung einer freiwilligen Seewehr in den englischen Colonien. ꝛc.

Belgien.

„Revue de Belgique." (15. December.) F. Laurent: Die Reform der Normalschulen. Em. de Laveleye. Italienische Briefe. — Caroline Gravière: Realismus. Nachgelassene Novelle. (Schluß.) — Lucien Solvay: Die Gewerbemuseen in Deutschland. — Th. Nicolet: Eine Osternacht in Moskau. — X. Heuschling: Die Bevölkerungs-Statistik in ihrer Beziehung zur Volksvertretung. — Eug. van Bemmel: Bücherkunde.

Schweiz.

„Bibliothèque Universelle et Revue Suisse." (Januar 1879.) Ein belgischer Dichter. Van Hasselt. Von Eug. Rambert. — Johann Huß und die Hussiten, nach neuen Urkunden. Von Louis Leger. — Die guten Leutchen aus dem Croset. Erzählung. Von T. Combe. — Der Farbensinn. Physiologische Studie. Von L. Herrmann. — Eine Italienerin aus Neapel. Paolina Raniezi. Von Marc-Monnier. — Fräulein Viviane's Heirath. Erzählung. Von E. C. Grenville. — Murray. ꝛc.

Italien.

„Rivista Europea." Rivista internazionale. (December.) Galilei's Prozeß und dessen moderne deutsche Beurtheilung. Von Dr. Scartazzini. — Historisch-militärische Betrachtungen über den deutsch-französischen Feldzug v. J. 1870. Von Ing.-Capitän Domenico Asti. — Monti und sein Zeitalter. Von Cesare Cantù. — Theoderich, König der Gothen und Italiener. Von G. Garollo. — Die Leser in den Volksbibliotheken und einige nothwendige Abänderungen an letzteren. Von Isaia Ghizon. — Lord Beaconsfield's politische Abenteuer seit 1852 bis August 1878. — Ein Wort. Erzählung aus dem Deutschen. — Der Fürst von Sanza. Episode aus der neapolitanischen Conspiration gegen Spanien

(1635—40). Von A. Ademollo. — Beiträge zu dem Thema der italienischen Auswanderung, deren Ursachen und Wirkungen. I. Von F. G. A. Campagna. — Die italienischen Universitäten im Mittelalter. Historische Bilder. Von Ettore Coppi. — Aleardo Aleardi. Von Pelegrino Prampolini. — Eine ungedruckte Ode von Fulvio Testi. Von Emilio Roncaglia.

„Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti." (December.) Aleardo Aleardi. Von Giulio Carcano. — Die Kunst in Paris. Fortsetzung. Von Tullo Massarani. — Einiges Licht über Handels-Unterhandlungen in Europa. Von Luigi Luzzati. — Ein Landstreicher. Erzählung. (Schluß.) Von Mario Pratesi. — Das wirthschaftliche Amerikanerthum in Italien. (Fortsetzung.) Von Francesco Ferrara. — Die Korallen-Inseln und -Riffe. Von Arturo Issel. — Lyrisches von Heinrich Heine. Uebersetzung. Von B. Zendrini. — Rinaldi oder neapolitanische Geschichtenerzähler. Von P. Rasna. — Die italienischen Ministerwechsel unter der constitutionellen Regierung. Seit Cesare Balbo bis Benedetto Cairoli. Von Luigi Palma. — Vom Volkscredit. Von A. Rossi.

Spanien.

„Revista de España." (December.) Das sociale Problem. Von Gumersindo de Azcárete. — Ueber die neue französische Uebersetzung des Don Quixote. Von Juan Eugenio Hartzenbusch. — Das Tabaksmonopol auf den Philippinen-Inseln. Von J. Simeno Agius. — Reisende der Neuzeit. Hepworth Dixon. Von Rafael M. de Labra. — Der goldene Fächer. Von Teresa de Arroniz. — Die Einrichtung des freien Unterrichts. Von Augusto G. de Linares. — Der Fortschritt in der Kritik des Don Quixote. Von Nicolás Diaz de Bensumea. — Beiträge zur Geschichte der Karikatur. Von Jacinto Octavio Picon 2c.

England.

„The nineteenth Century." (Januar 1879.) G. S. Lusitania. Gedicht von Matthew Arnold. — Vorkommnisse in der Türkei. Bemerkungen und Vorschläge. Von Lord Stratford de Redcliffe. — Fremden-Aufnahme. Von Miß C. E. Stephen. — Roman-Lectüre. Von Anthony Trollope. — Kürzere Parlamente. Von John Holms. — Die Logik der Duldsamkeit. Von W. H. Mallock. — Berichtige Deinen Kompaß. Von W. R. Greg. — Die Entwerthung des Silbers und die indischen Finanzen. Von Obrist George Chesney. — Cypern und Mycenae. Von A. S. Murray. — Das richtige Pferd gesattelt. Zwiegespräch von William Minto. — Moderne Wissenschaft. Rußlands Freunde und Feinde. Von W. E. Gladstone.

„The Fortnightly Review." (Januar.) Die wissenschaftliche Grenze. Von General-Lieut. Sir Henry Norman. — George Henry Lewes. Von Anthony Trollope. — Politische Oekonomie und Sociologie. Von T. E. Cliffe Leslie. — Die medicinischen Schulen Londons. Von Will. Gilbert. — Einige Erscheinungen der Einbildungskraft. Von Lord Houghton. — Das ländliche Rumänien. Von T. Wemyß Reid. — Chamfort und Rivarol. Von George Saintsbury. — Die englische Rechtsschule. III. Von Frederic Harrison. — Sir Stafford Northcote. Von M. E. Grand-Duff 2c.

„The Contemporary Review." (Januar.) Eine Staats-Packetpost. Von Prof. W. Stanley Jevons. — Der Atheismus und die Kirche. Von Kanonikus Curtels. — Das Fortschreiten des Socialismus in England. Von Rev. William Cunningham. — Afghanistan und das Pendschab. Von Prof. Monier Williams. — Ein Landhaus-Klagelied. Gedicht. Von Alfred Austin. — Britische Finanzen. Ihre Gegenwart und Zukunft. Von James E. Thorold Rogers. — Das alte Aegypten. Von Reginald Stuart Poole I. — Die persönliche Verantwortlichkeit der Bankdirektoren. Von A. Taylor Innes. — Die Alcoholfrage. — Leben und Denken der Gegenwart. In Frankreich. Von Gabriel Monod. In Deutschland. Von Prof. v. Schulte, 2c.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.

Verzeichniss
der
Mitarbeiter der „Deutschen Revue“.

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Reg. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Buhl** (München), Prof. Dr. **Carrière** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Prof. Dr. **Döpler** (Berlin), Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. **Gareis** (Giessen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Giessen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Reichstagsabgeordneter Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München).

Mitarbeiter des allgemeinen Theils:

B. Auerbach, E. v. Bauernfeld, J. v. Bebber, F. Bodenstedt, Brugsch-Bey, A. Dochow, K. E. Franzos, Jac. v. Falke, Em. Geibel, v. d. Goltz, Karl Gutzkow, R. Hamerling, Ed. v. Hartmann, C. Hennig, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, G. A. v. Klöden, F. v. Köppen, F. Kürnberger, F. v. Lesseps, Herm. Lingg, M. v. Pettenkofer, Rich. Pohl, Jos. Rank, Georg Rosen, Daniel Sanders, Daniel Schenkel, Oskar Schmidt, Levin Schücking, K. v. Thaler, J. v. d. Traun, H. Vambéry, H. Viehoff, C. v. Vincenti, F. Wöhler, Robert Zimmermann, K. A. Zittel.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.

Monatlich 1 Heft. — Preis vierteljährlich 6 Mark.

Deutsche Revue

über das

gesammte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dritter Jahrgang.

Heft 6. März 1879.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Inhaltsverzeichniß.

III. Jahrgang. Heft 6. März 1879.

Allgemeiner Theil.

Seite

Josef Rank: Kläre, Erzählung 289

E. Schönfeld: Die Lehre des Copernicus und ihre Stellung in der Wissenschaft 317

Heinrich Viehoff: Die Ethik als Glückseligkeitslehre, das Heilmittel der modernen Gesellschaft 329

V. Zech: Die Europäische Gradmessung 341

Rundschau über das gesammte nationale Leben der Gegenwart.

F. v. Schulte: Parlaments-Disciplin 350

v. Bockum-Dolffs: Die Strafgewalt des Reichstages gegen seine Mitglieder betreffend 354

Der Regierungswechsel in Frankreich 357

Vertrauliche Briefe aus Oesterreich-Ungarn 364

Der Religionsunterricht am Gymnasium 368

Harry Breßlau: Ein Stück Culturkampf aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts 374

Alfred Kirchhoff: Die Verbreitung der deutschen Arbeit . . 379

Franz Seitz: Die Fürsorge für die Verwundeten in den letzten Kriegen in der Türkei 386

Josef Landgraf: Die Volkswirthschaft auf technischen Hochschulen 393

E. Laspeyres: Die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirthschaftsordnung 398

K. Birnbaum: Ueber die Schutzzölle und die Landwirthschaft . 403

M. Carriere: Die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins 410

Robert Zimmermann: Englische Dramen 416

Rundschau über die Revuen des Auslandes 427

Allgemeiner Theil.

Kläre.

Eine Geschichte aus den Tagen des Aufschwungs.

Von

Josef Rank.

I.

. . . Hastige Schritte kommen die Treppe herauf, nähern sich den obersten Stufen derselben, erreichen die Halle, eilen den Vorsaal herüber; — die Thüre fliegt auf — und ein stattlicher junger Mann tritt über die Schwelle des Zimmers.

Er nimmt den Shawl von der Schulter, schwingt den Hut wie zum Gruß und durchfliegt mit fröhlich-lebhaften Blicken die trauten wohnlichen Räume.

„Ei und da sind Sie gleich selbst, Frau Sieblein!" ruft er einer kleinen ältlichen Frau entgegen, die fast gleichzeitig mit einer Lampe aus der Seitenthür getreten: „Wie wohlerhalten! und fast gar nicht älter geworden!"

„Willkommen! Willkommen!" entgegnet die Angeredete und hält die Lampe etwas höher, um den jungen Mann besser betrachten zu können: „Was soll ich erst von Ihnen sagen, Herr Werner; wie sind Sie gewachsen! wie stark geworden!"

„Pflicht und Schuldigkeit!" erwidert der Bewunderte und legt Shawl und Hut bei Seite: „Das geht so nebenher, wenn man auf der Collegienbank vorwärts rückt und täglich etwas gescheidter werden soll!"

Frau Sieblein stellte die Lampe auf den Tisch und stemmte die Hände an die Hüfte. „Also wieder da!" ruft sie vergnügt: „Endlich wieder da! Wie hab' ich den ganzen Tag gewartet und fast verzagen wollen! — Und ist es wahr, was Sie schreiben? Sie bleiben beide Semester — nicht wie das letzte Mal, wo Sie, kaum warm geworden, wieder davon geflogen sind?"

„Beide Semester!" erwidert der junge Mann und bietet die Hand zur Bekräftigung: „Nichts soll uns in diesem Zeitlauf trennen! Kein Hinderniß und keine Schicksalstücke!"

„O brav, Herr Werner! — Und Sie sollen Ihr Nestlein weich und warm finden wie nirgendwo! — Seh'n Sie sich um! Kein Stuhl ist verrückt, kein Bild an der Wand! Einen Preis für ein Stäubchen auf den Möbeln! — Und die Vor-

hänge — was ist frischgefallener Schnee dagegen! — Alles Ihnen zu Liebe! Weil Sie mir wieder die Ehre geben!"

Ein Dienstmann brachte Koffer und Handtasche und wollte Beide auf den Boden neben der Thüre stellen, wurde aber von Frau Sieblein rasch gehindert, indem sie rief:

„Nicht dorthin, Herr Expreß! Den Koffer auf die Stühle da und die Tasche auf den Koffer!"

Der Dienstman befolgte den Auftrag und entfernte sich dann, während Frau Sieblein fortfuhr:

„So, Herr Werner; jetzt richten Sie sich's ein, ganz wie Sie wollen! Dort der Schrank — hier die Commode wie früher! — Und was ich sagen wollte: — geh'n Sie heute noch aus oder soll ich für einen Imbiß sorgen?"

„Sorgen Sie, Frau Sieblein," sagte Werner auf und abgehend: „Ich bleibe! Keine Macht der Welt soll mich heute aus dem trauten Heim da locken!"

Frau Sieblein trippelte vergnügt zur Thüre hinaus, um sich an ihr Werk zu machen; Werner aber eilte an das Fenster nach dem Platze zu, griff mit Leidenschaft nach der Schnur, um den herabgelassenen Vorhang aufzuziehen — er hielt aber wieder inne als ob er im Begriffe wäre, ein großes Wagniß zu unternehmen; — er trat von dem Fenster zurück und begann seine Wanderung durch's Zimmer von Neuem.

Sein Zustand war ein eigenthümlicher; bewegt, glücklich, träumerisch ging er hin und wieder und verlor sich in ein freundliches Gewühl von Erinnerungen, die ihn noch fesselten und umschwärmten, als Frau Sieblein wieder hereintrat, mit heiterer Geschäftigkeit den Tisch deckte, jedes Fältchen der sauberen Decke zwei, drei Male mit der Hand glättete, Teller und Besteck zurechtlegte, mit geschäftiger Zunge abermals ihrer Freude des Wiedersehens Ausdruck gab, der Ereignisse, der Veränderungen in der Nachbarschaft flüchtig gedachte und dann behende in das anstoßende Zimmer zurückkehrte, um einen reichlichen Imbiß zu bringen.

Kein Blick und kein Ton hatte verrathen, daß ein oder das andere dieser Ereignisse mit besonderer Absicht vorgebracht werde; um so auffallender war die Wirkung, als Werner von dem Stuhle, auf den er sich niedergelassen, aufsprang, nach dem Fenster eilte, das er früher nicht zu öffnen gewagt, mit Heftigkeit den Vorhang in die Höhe riß — und mit lautlosem Erstaunen nach dem großen Hause starrte, das mit seiner langen Front die gegenüber befindliche Seite des Platzes abschloß . . .

Welche Veränderung! Welch ein Gegensatz zum frühern Anblick dieses Hauses!

Kaum zwei Jahre war es her, daß ebener Erde drüben nur einfache Werkstätten und bescheidene Kaufläden zu sehen waren — nun glänzten die ganze Front entlang Luxusläden aller Art im Schimmer von hundert Flammen! — Der erste Stock des Hauses mit dem großen, von goldschimmerndem Gitter eingefaßten Balcon, für welchen früher, wie der ganze Stadttheil wußte, keine Miethpartei zu finden war, da die fürstliche Wohnung nur ungetheilt und gegen erstaunlichen Miethzins an Eine Familie abgegeben werden sollte; — jetzt war er bewohnt — eine lange Reihe festlich beleuchteter Fenster bewies es triumphirend — und wer sollte nach

Frau Sieblein's Andeutung der Miether dieser vielbewunderten Wohnung sein? .. Derselbe Handwerksmeister, der vor Jahren ebener Erde da drüben eine einfache Tischlerwerkstätte geleitet! .. Frau Sieblein hatte es gesagt und Frau Sieblein war nicht die Frau, die sich eine Unwahrheit so leicht erlaubt haben würde ...

Werner starrte wie verloren in das Wunder menschlicher Wandlungen und würde ohne Zweifel in einen Zustand bedenklicher Verwirrung gerathen sein, wenn er Zeuge eines Vorfalls gewesen wäre, der sich nur einige Schritte von ihm, knapp hinter der Thüre des Nebenzimmers ereignete und Frau Sieblein selbst so lebhaft überraschte, daß ihr beinahe die Platte entfiel, auf welcher sie sorgsam den Imbiß zurecht gelegt hatte ...

II.

Die Thüre zum Vorsaal war aufgegangen, eine vermummte Gestalt trat herein, warf die Umhüllung von sich und eilte mit ausgebreiteten Armen der Frau Sieblein entgegen.

„Ist er da?" rief sie: „Ist er angekommen?" und schlang ein paar weiße runde Arme um den Hals der Frau Sieblein.

Dieser gelang es mit knapper Noth, die Platte bei Seite zu stellen; dann drückte sie die dralle blühende Mädchengestalt, die im vollen Ballstaat sich entpuppt, herzhaft an sich und sagte mit gedämpfter Stimme, die Hand auf die runde Schulter legend:

„Er ist da, mein Kind; — aber um's Himmelswillen, stille! Wie kannst Du's wagen — in diesem Aufzug zu kommen! dem Fest — dem Elternhaus entlaufen, wo man gleich merken muß — Kläre! Wenn das Dein Vater — die Nachbarschaft wüßte!"

„Was kümmert mich Nachbarschaft und Alles — wenn er nur hier ist — wenn ich ihm nahe sein kann! — Kost' es mein Leben! Wer in solchem Zustand überlegt, hat kein Herz und kann nicht lieben!" rief das reizende Geschöpf und schloß die Arme nur fester um den Hals der Alten, die nun ängstlich und zärtlich bemüht war, der Ungestümen Mäßigung zuzuwinken und sie nach der Küche zu führen, wo sie unbedenklicher ihr Herz erleichtern konnte.

„Und wie sieht er aus?" fuhr die Ungeduldige mit einem Anflug von Humor fort: „Ist sein Schnurrbärtchen größer? Bleibt er wirklich diesmal länger und bringt er den herzigen Krauskopf wieder mit?"

Frau Sieblein konnte das Lachen kaum unterdrücken und sagte nur halblaut:

„Ja — ja! — Schnurrbärtchen und Krauskopf — Alles ist wieder da! Herr Werner ist noch viel hübscher geworden — und wenn er Dir wieder verloren geht, ist er unter Tausenden herauszufinden!"

„Ich muß ihn seh'n!" rief die Ungestüme fest und bestimmt.

„Gewiß — natürlich!" erwiderte Frau Sieblein: „Aber nur jetzt, nur heute nicht; — für morgen und weiter habe ich Alles vorbedacht; Du sollst Deine Freude haben!"

„Ich muß ihn seh'n — auch heute noch — ich geh' nicht von der Stelle!"

„Kläre!"

„Und seine Stimme hören!" fuhr diese fort und ihr feuriges Auge glänzte, die runden Backen glühten.

„Mein Gott!“ rief Frau Sieblein verlegen und nachdenkend: „Was so ein Eigensinn — eigensinnig ist! — Wie soll geholfen werden, wenn nicht“ —

„Sie haben es gefunden! Ich seh's! Wie wär' Ihr Auge so munter?“ rief Kläre, klatschte in die Hände und streichelte die beiden Wangen der Alten.

„Nun ja — es mag sein“ sagte Frau Sieblein lächelnd: „Aber versprech mir, daß Du gehst, wenn Du ihn geseh'n und seine Stimme gehört hast; — ich zittre und bebe, daß Du nicht unerkannt über die Straße — nicht unbemerkt zu Euren Gästen zurückkehren könntest!“

„Ich schwör', daß Alles gut gehen wird; — aber wie soll ich ihn seh'n?“

Frau Sieblein hatte die Platte wieder aufgenommen und eine Flasche dazu, blies das Licht aus und sagte ganz leise:

„So folge mir jetzt! — Meine Stube bleibt dunkel — er kann Dich nicht seh'n, wenn ich die Thüre etwas offen lasse. Stell' Dich hinter die Thüre und guck' zu, Liebnärrle, und hab' auch mich noch etwas lieb, wenn's ganz aus und Amen ist mit Deinem Herzen!“ ...

Damit trat sie ins anstoßende Zimmer und war, um ihre Verlegenheit zu verbergen und Werner's Aufmerksamkeit abzulenken, die Rührigkeit und Redseligkeit selber.

„So, Herr Werner,“ rief sie, da Alles in schönster Ordnung auf dem Tische stand: „geben Sie meiner schwachen Aufwartung wieder einmal die Ehre! Und trinken Sie auf gut Glück, so lange wir beisammen sind!“

Werner war nachdenklich vom Fenster an den Tisch getreten, ließ sich hier nieder und sagte noch halb in Gedanken:

„Leisten Sie mir Gesellschaft, Frau Sieblein, wie Sie oft gethan; ich bin's von meiner Mutter Zeiten noch gewöhnt!“

Frau Sieblein sagte bereitwillig zu, machte sich noch flüchtig zwischen Tisch und Nebenthür zu schaffen, wo sie zu ihrer Unruhe bemerkte, daß ein Stück weißen Kleides an der Schwelle vor und zurück schwebe; da aber nicht gut abzuhelfen war, ohne Werner's Blicke auf den bedenklichen Umstand hinzulenken, setzte sie sich rasch und schützend zwischen Tisch und Thüre und legte dem jungen Gast gar fleißig und aufmunternd vor.

„Ich glaube errathen zu haben, was Ihnen nach einer so anstrengenden Fahrt angenehm ist; zeigen Sie, daß es so ist und greifen Sie zu!“

„Sie sollen zufrieden sein,“ sagte Werner und zerlegte einen der vorgelegten Flügel: „Muß ich doch hereinbringen, was ich bei meiner Abreise zu Ihrem großen Verdruß versäumt habe! Das Huhn, das Sie mir vorgelegt hatten, war so verlockend wie das heutige — und ich mußte fort, ohne davon zu genießen! Sie waren noch verstimmt darüber, als Sie drei Monate später meiner Mutter schrieben!“

„Ja,“ sagte Frau Sieblein lachend: „und ich werde den Schmerz erst ganz verwinden, wenn Sie säuberlich aufräumen, was ich heute vorgesetzt habe! ... Was suchen Sie? Hab' ich etwas übersehen?“

Werner war aufgestanden, schloß das Fenster und sagte, wieder Platz nehmend:

„Ich bin das Wagengerassel nicht mehr gewöhnt; — es geht die Hälfte des Gesprächs verloren; — auch bin ich besorgt um Sie, es schien zu ziehen; an der Thüre dort bewegt sich ein Vorhang oder was es ist!“

Frau Sieblein rückte rasch mit ihrem Stuhle etwas rechts, um die Richtung nach der Thüre besser zu decken, und sagte lächelnd:

„Mit meinem Uebel ist's jetzt besser; das ist aber Alles, was sich seither bei mir gebessert hat. Eine arme Pensionärin hat's nicht so gut, wie viele Andere, die über Nacht in den Schoß des Glücks gehoben werden; Handwerk hat jetzt wirklich goldenen Boden!"

„Und wie es scheint, lassen's die Glücklichen auch gerne merken," sagte Werner nach einigem Schweigen.... „Da drüben — wo das Glück wie ein Wunder eingezogen ist — scheint was Besonderes heute vorzugeh'n — ein Ball oder eine Familienfeier; — wissen Sie nicht, was es ist?... Es ist doch der Tischlermeister, wie Sie sagten, der die erste Etage bewohnt?"

„So ist's," erwiderte Frau Sieblein und hütete sich wohl, ihre Mittheilung als etwas Besonderes zu betonen: „Die Tochter Lattenbach's ist verlobt worden. Der Glücksmann sieht und hört es gern, wenn die Leute von seiner Herrlichkeit reden!"

Werner legte den Bissen, den er zum Munde führen wollte, wieder zurück und beugte sich vor, als studire er eine Zeichnung, die am Rande des Tellers eingebrannt war; seine ganze Selbstbeherrschung gehörte dazu, die Bewegung zu verbergen, welche ihn ergriffen hatte... „Und wer ist der Verlobte?" fragte er nach einer Pause mit umflorter Stimme.

„Ein Officier — ein Hauptmann und Baron dazu!" erwiderte Frau Sieblein mit einem forschenden Blick auf Werner: „Man sagt, der Tochter habe die Uniform — dem Vater der Titel am meisten gefallen!... Doch Sie trinken ja nicht," fuhr die schlaue Alte fort: „Ich erlaube mir einzuschenken; — hier! — und ich will Ihnen Bescheid thun, Herr Werner! — Alle sollen leben: die Sie lieb haben und die Ihnen wohl wollen!"

Werner trank, stellte das Glas unsanft auf den Tisch und machte Miene aufzustehen.

„Was ist Ihnen?" rief Frau Sieblein überrascht und besorgt und erhob sich selbst, um für alle Fälle sich schützend gegen die Thüre zu postiren, hinter der lebhafte Schritte hörbar wurden.

Werner entschuldigte seine Unruhe, setzte sich wieder und schützte das Andenken an einen Freund vor, dessen Zukunft und Leben, wie er sich eben erinnert, zu dieser Stunde entschieden würde... „Hoffen wir," sagte er, seine Mahlzeit mit Hast, aber mit wenig Behagen wieder fortsetzend: „daß der Freund von einem gütigen Geschick in Schutz genommen werde, wozu wohl ebenso viel Grund vorhanden ist, als bei Geschöpfen aller Art, denen seit einigen Jahren so glänzende Loose gefallen sind.... Wie ist's mit dem Nachbar da drüben zugegangen?"

Frau Sieblein war erfreut, ihren Gast wieder ruhig am Tische und wacker genießen zu sehen und entledigte sich ihrer Aufgabe mit guter Erzählergabe.

Darnach war der Tischlermeister in den Jahren des Aufschwungs und der großartigen Bauwuth als werthvoller Geschäftsmann in eine Gesellschaft aufgenommen worden, welche sich ausschließlich darauf beschränkte, für die neuen Bauten Thüren, Fenster und Parquette zu liefern. Für diese Gegenstände hatte sich Lattenbach als rascher und zuverlässiger Meister einen guten Namen gemacht, hatte treffliche Holzgattungen angesammelt und wußte dieses Material aus Wal-

bungen und durch redliche und billige Vermittler zu beziehen. Die Gesellschaft sicherte ihm namhafte Gewinnantheile zu, machte ihn zum Leiter einer außerordentlich erweiterten Werkstätte; aus den fünf Gesellen, die er früher beschäftigte, wurden hunderte, und ein sehr hoher Jahresgehalt stellte ihn gegen die Sorgen eines kleinen selbständigen Geschäftsmannes sicher. Nachdem die Gesellschaft für Maschinen, Ausbreitung der Geschäftsverbindungen gesorgt, nahm die Unternehmung ungeahnte Dimensionen an, die obersten Leiter waren binnen kurzer Zeit Millionäre, wobei, wie es eben zeitgemäß war, ein glückliches Spiel an der Börse sehr lohnend mithalf. Das letztere versuchte nun auch der wohlhabend gewordene Tischlermeister in verwegenster Weise mit dem außerordentlichsten Glücke; — und, wie man sich vor einigen Tagen erst erzählte, hatte der Glücksmann in der letzten Börsenwoche einen goldenen Fischzug gemacht, der den sonst so einfachen und besonnenen Mann fast außer sich brachte . . . Frau Sieblein ging nun auf die Veränderungen über, welche in Folge der wachsenden Glücksumstände in der Familie Lattenbach's sich bemerkbar machten und verharrte mit großem Behagen bei der humoristisch gefärbten Schilderung der Huldigungen, welche jetzt den hübschen Töchtern des reichen Geschäftsmannes dargebracht wurden. Officiere, Edelleute, hochgestellte Beamte, Fabrikanten und auch Abenteurer von bestechender Erscheinung gingen täglich aus und ein in der fürstlichen Wohnung, die der reiche Mann im Hochmuth seines Glückes gerade in dem Hause gemiethet hatte, in dem er einst so bescheiden gelebt und gewirkt hatte; — die Leute sollten eben aus seinem Einst und Jetzt den richtigen Maßstab entnehmen, bis zu welcher beneidenswerthen Glückshöhe er emporgestiegen sei! . .

Werner hatte Anfangs nur mit halbem Ohre zugehört; erst bei der Schilderung der Huldigungen, die den schönen Töchtern Lattenbach's jetzt dargebracht würden, horchte er unruhig auf, schien wieder versucht zu werden, von seinem Sitze sich zu erheben — bezwang sich aber und sagte, nachdem Frau Sieblein lange geendet und ihn forschend betrachtet hatte:

„Und welche der Schwestern ist verlobt?"

Eine fliegende Röthe überzog bei diesen Worten seine Wangen.

Frau Sieblein wollte antworten, unterbrach sich aber selbst, da im Nebenzimmer ein Geräusch sich sehr vernehmlich machte. Sie stand auf und begab sich mit den Worten hinaus:

„Vergebung! Es scheint, ich werde gesucht."

Werner hatte zuviel mit der Verwirrung seines Herzens zu thun, um auf das, was im anstoßenden Zimmer vorfiel, zu achten; — es waren auch nur einige Worte, die rasch und mit halbunterdrückter Stimme draußen gesprochen wurden — dann wurde es einen Moment stille, das weiße Kleid an der Schwelle verschwand — leise Schritte eilten dem Ausgang nach dem Vorsaale zu — und Frau Sieblein kam wieder in Werner's Zimmer zurück. . . Sie sah nicht so zuversichtlich und sicher aus, wie bisher, trat langsam an den Tisch vor und sagte:

„Die Verlobte da drüben —? Welche der Schwestern es sei, wollten Sie wissen? — Die jüngere Schwester ist's: — Kläre! . ."

Werner hatte Gabel und Messer weggelegt, stützte den Kopf in die Hand und schien wieder sehr verloren in das Andenken an einen Freund — dessen Leben und Schicksal in dieser Stunde entschieden werden sollte. . . .

III.

Am nächsten Morgen war das Leben und Treiben auf dem Platze bereits in voller Bewegung, als ein Fenster des zweiten Stockes langsam geöffnet und die Flügel desselben rechts und links an die Außenwand gelegt wurden. Ein junger Mann lehnte sich heraus und sah still betrachtend auf das Treiben des Platzes nieder.

Es war Werner, der eine etwas unruhige Nacht gehabt und wenig geschlafen hatte. So frisch sein dunkler Krauskopf und sein Schnurrbärtchen in die Welt sahen, so müde blickte sein leichtumflortes Auge vor sich nieder.

Der Tag hatte dem Platze viel von dem Zauber genommen, den ihm Abends zuvor der Glanz der hundert Lichter verliehen hatte, doch thaten auch bei Tage die neuen Luxusläden ihre Wirkung inmitten der Umgebung, die fast ohne Ausnahme dieselbe geblieben war.

Da stand der Monumentalbrunnen mitten auf dem Platze und schoß so frisch und unverdrossen seine Strahlenkegel in die Luft, als hätte er eben neue Kraft und Lust dazu geschöpft; desgleichen trieben die neckischen Figuren am Rande des Behälters ihre dünnstrahligen Wasserkünste noch so munter wie vordem.

Dienstmägde kamen und gingen; die Einen holten Wasser, die Andern brachten Morgengebäck; Köchinnen mit großen Körben und grellgeputzten Hüten schritten gemessen aus, um ihre Einkäufe zu besorgen; dazwischen eilten Bureaudiener mit Aktenbündeln vorüber, denen nach und nach Subalternbeamte folgten, als Vorläufer ihrer Hoch- und Höchstgestellten in Kanzleien und Comptoirs . . .

Plötzlich zuckte ein Lächeln um Werner's Lippen.

Die Thurmuhr schlug acht Uhr; ein Flug Tauben fuhr aus der Glockenstube, schwang sich einmal um den Thurm herum und ließ sich dann auf das Pflaster des Platzes nieder: — aus der nächsten Seitengasse kam eine kleine wohlgerundete Gestalt mit raschem, wohlstudirtem Tanzmeisterschritt und nahm die Richtung quer über den Platz — grade auf die Thurmtauben los, die, kaum zur Erde gelangt, sofort wieder aufflatterten und an der Kirchenfront hin in Nischen, auf Schultern und Köpfen von Heiligen beobachtend Stellung nahmen.

Es war der französische Sprachlehrer, der, noch ganz wie vor Jahren, knapp zur selben Stunde, aus der Nebenstraße hervorbrach, um seinen Lehrcursus zu beginnen. Der blankgebügelte, kühngeschweifte Cylinder, steif aufrecht getragen, neigte in kleinen Pausen ein wenig vor, damit der eitle Blick seines Trägers flüchtig über den feinen Anzug, auf die goldene Uhrkette mit dem Gebambel von Schlüsseln, Hörnchen, Münzen und Medaillons, besonders auf die glänzenden Stieflettchen streifen konnte, worauf er wieder elegant aufgeschnellt und so hoch getragen wurde, als eben der wohlfrisirte runde Kopf des kleinen stadtkundigen Originales reichte . . .

Aber schon war das Lächeln Werner's wieder verschwunden; ein stiller Ernst lag auf seinen Mienen.

Das Erscheinen des Sprachmeisters war früher stets mit einem Ereigniß zusammengefallen, das heute ausblieb, sonst aber Werner's Herz mit heller Gluth der Freude und des Entzückens erfüllte . . . Aus dem Hause gegenüber, wo sich damals munteres Werkstattleben regte, trat genau um die achte Stunde des Tischlers Töchterlein, einen Krug in der Hand, um vom Brunnen Wasser zu holen. Die dralle Gestalt, das runde blühende Gesicht mit den brennenden dunkelbraunen Augen,

die stets heiter und fast ausgelassen in die Welt ausschwärmten, zogen die Blicke Aller auf sich, die vorüber kamen. Manchen hielt der Anblick im Marsche fest; Manche dachte und seufzte still: „Wenn man auch so wäre!“ Insbesondere der Sprachmeister überflog nach einem Blick auf die schöne Wasserträgerin stets mit eitler Behendigkeit seinen Anzug, Uhrkette und Stiefletten und eilte siegessicher seiner Wege!

„Die Tischlers-Kläre!“ So pflegte es von Mund zu Mund zu lauten. Am Brunnen gab's fröhliche Bewegung, die Mägde traten auseinander und ließen Kläre den Vorrang beim Schöpfen. Rechneten sie's doch hoch an, daß das Meisterskind zu ihnen an den Brunnen kam; und wie wuchs ihr Vergnügen, wenn Kläre, muntern Schlenderschritts herangekommen, grüßend unter sie trat, die Quaderstufen hinaufstieg und, während der Krug sich brodelnd füllte — wohl auch überfloß — sich heiter-lässig an eine Brunnenfigur lehnte, die Arme kreuzte und allerlei Schnurren losließ; — dazwischen schoß ihr Auge manchmal über den Köpfen weg einen Feuerstrahl nach einem Fenster im zweiten Stockwerk drüben, daß es nur zu verwundern war, wenn man den Strahl entlang nicht Sonnenstäubchen tanzen sah; — um so vollkommener that der Augenblitz droben seine Wirkung und setzte ein Herz in helle Flammen; — ein junger Mann pflegte sich dann im Fenster etwas zurückzuziehen und nach Fassung und Athem zu ringen . . .

Doch das war ja damals; jetzt war's vorüber. Vergebens haftete Werner's Auge an dem Hausthor gegenüber: die Kläre kam nicht mit dem Kruge; vergebens forschte Werner's Blick bei dem Brunnen: Kläre stand nicht dort zwischen den Mägden. Fremde Wasserträgerinnen kamen und gingen fast ohne Gruß an einander vorüber . . . Es war eben anders geworden — ganz anders — seit Werner an's Sterbebett der Mutter gerufen wurde und nicht mehr zurückkehren durfte . . . Nun war er freilich wieder da; — aber Kläre war die Tochter eines reichen Vaters — war „Fräulein“ geworden, war verlobt, sie sollte Hauptmännin werden — Baronin gar . . . Hätte Frau Sieblein dies nicht mit gar so fester Stimme, nicht gar so klar und deutlich gesagt — er würde sich jetzt noch an lindernde Zweifel — an irgend einen Trost — an einen Strohhalm von Hoffnung geklammert haben; — allein Frau Sieblein hatte es fest und unerbittlich gesagt:

„Kläre ist die Verlobte!“ . .

Wer hätte nicht oft genug gesehen, wie zur Zeit, wo der Abendstern sich zum Untergange neigt, am östlichen Himmel der Morgenstern über dem Horizonte schwebt, die Lebensfackel, die Trost bringt, wenn das Verscheiden des anderen Sternes das Herz mit Zagen und Zweifeln erfüllt?

So ist's gerade auch die trostloseste Lage oft, die der Seele des Menschen einen neuen Aufschwung giebt und aus Werner's Herzen rangen sich plötzlich Entschlüsse empor, die ihn neu belebten, Geist und Herz erfrischten!

Mit einem Ruck hatte er sich aus seiner träumerischen Lage im Fenster erhoben, war, ohne nach dem Schicksalshause drüben noch einen Blick zu werfen, in's Zimmer zurückgetreten — ergriff Hut und Stock und eilte hinaus — die Treppe hinunter: — fest entschlossen, von nun an nur Einer Verehrung, nur Einer Liebe sich hinzugeben — der Liebe zur Wissenschaft; nur an Einer Brust Freude und Schmerz zu suchen, wenn es schon ohne Leid und Weh nicht abgehen sollte: — an der Brust der ewig wahren und ewig treuen „Alma mater!“

Sein Auge glühte, seine Wangen brannten — der Hut hatte eine Sturm- und Drangrichtung gegen ein Ohr genommen, als Werner die Straße betrat und mit Gefahr des Lebens zwischen dahin rollenden Wagen an's Herz der Alma mater eilte . . .

Bleibt in manchen Augenblicken der geistvollste, von Idealen erfüllte und begeisterte Mensch hinter der schlichten, alltäglichen Weisheit eines beschränkten, nie über die Linie des Gewöhnlichen sich erhebenden Wesens zurück? . . Fast schien es so; . . . denn während Werner mit höchsten Liebesvorsätzen für wissenschaftliche Ideale ausschwärmte, blickte ihm Frau Sieblein erst durch die Nebenthür, dann durch das Treppenfenster lächelnd nach, als wäre sie ganz sicher, daß die Liebe, die *sie* meinte, die *sie* protegirte, von der geistigen Nebenbuhlerin nichts zu besorgen habe; schelmisch lächelnd nickte sie verstohlen, als wollte sie sagen:

„Du kommst mir unverloren wieder zurück — Dein Friede wird doch nicht in Adrianopel geschlossen!“ . .

IV.

Im Universitätsgebäude gab es so eben große Bewegung. In der Säulenhalle wogte es von aufgeregten Studenten; Trepp' auf und ab drängte sich's in dichten Gruppen, das Stimmengewirre glich dem Tosen der aufgeregten See.

Eine Vorstellung von Schillers „Räubern“ durch Studenten war geplant worden, der Erlös sollte einer Unterstützungskasse zufließen; — und nun war dieser Bühnenversuch — halb und halb des unbequemen Stückes wegen — vom Rectorate beanstandet, von der Regierung unter Bedingungen gestattet werden, die einem Verbote ähnlich sahen.

Gegen einen unbedeutenden Widerstand schäumen die Wogen oft am heftigsten auf; und so sollte auch gegen die Abwehr des Rectorats und der Regierung stürmisch remonstrirt werden.

Ein vielköpfiger Ausschuß hatte sich in kleine Abtheilungen aufgelös't, um neue Schritte, schriftliche Eingaben zu berathen; in der Aula, in einzelnen, eben nicht benützten Hörsälen ging es tumultuarisch her, die Redner konnten sich kaum verständigen; in einem Nachbarhause tagte das „Räuber-Comité“, um unbeirrt durch den „hohen Widerstand“ alle Einleitungen zur Vorstellung zu treffen, mit einer Theaterdirection Eins zu werden, die Rollenbesetzung zu berathen, Meldungen zur Uebernahme von Partieen entgegenzunehmen und die Gemeldeten sofort in einem Nebenzimmer vor dem Vortragsmeister einer körperlichen und geistigen Prüfung zu unterwerfen.

Die „gemeinen Räuber“ waren auch bald und zu Hauf rekrutirt und sozusagen in Schwur genommen; auch ein Spiegelberg war schnell zur Hand, ein der Theologie abtrünniger Studio; für Schweizer, Roller, Razmann hatten sich schöne Exemplare eingefunden; ein hartgesottener Bösewicht „Franz Moor“ ließ auch nicht auf sich warten; der Gemeldete hatte eben großes Unglück in der Liebe zu einer Mehlmessers-Tochter erfahren und hielt sich für berechtigt, die moralische Welt an vier Ecken in Brand zu setzen und wie einen lodernden Reisighaufen auseinander zu zerren.

Nur mit einem richtigen „Karl Moor“ wollte es nicht recht von Statten gehen, obwohl Viele geprüft und für alle Fälle in Aussicht genommen waren. Eben

wurde wieder ein nach der Ehre eines Räuberhauptmanns Geizender im Nebenzimmer des Comité's der sorgfältigsten Prüfung unterzogen, eine herkulische Gestalt „mit prachtvollem Gebiß," das sich bei den Stellen des Hohnlachens über die Nichtswürdigkeiten der Welt äußerst wirkungsvoll gemacht haben würde; — allein: „das Organ! das Organ!" rief der Vortragsmeister verzweiflungsvoll: „Alles hat die Natur an den babylonischen Thurm dieses Leibes verschwendet und nicht Raum gelassen für die nöthige Glockenstube; — in diese Brust gehört die Stimme eines Seesturmes, einer Moskauer Glocke und es bimbelt ein Ziegenglöcklein darin! — Geh'n Sie, mein Herr, Thurm ohne Glocke, machen Sie Hörsäle, Bureaux, Gaststuben unsicher, nicht aber freien Urwald, wo Karl Moor's Löwenstimme kommandirt!" — Der Riese sagte in der Fistel: „So verfehlt man seine Bestimmung" und trat mit dröhnendem Schritt zur Thüre hinaus, um zu seinem großen Schmerz zu sehen, daß man eben einen andern Karl Moor brachte, der allem Anscheine nach alle Eigenschaften für die Rolle besaß. Zwar nicht so groß und herkulisch, war die Gestalt doch kräftig, schlank, elastisch, von schönstem Ebenmaße; man konnte sich wohl überzeugt halten, daß diese Erscheinung die Liebe einer „Amalia," wie die fanatische Hingebung einer Räuberbande erregen konnte. Der Krauskopf, das Schnurrbärtchen, ein dunkles, leuchtendes Auge vollendeten das Bild eines schönen kraftvollen Musensohnes und sein Organ zeigte bald ebenso viel Metall als weiche Kraft, da er halb heiter, halb verdrossen dem ihn umringenden Schwarm von Commilitonen zurief: „Was soll das heißen? Seid Ihr toll geworden?"

Es war Werner.

Er war beim Eintritt in die Universitätshalle von einem frühern Collegen erkannt und lebhaft begrüßt worden, sah sich bald von anderen Collegen umringt und willkommen geheißen und wie aus einem Munde erscholl es bald: „Unser Hauptmann ist gefunden! Vor das Tribunal unseres Sprechmeisters! Des Todes ist, wer unsern Hauptmann verläßt!" Und unter Jubelrufen: „Es lebe Moor, unser Hauptmann!" zog eine Schaar bereits geworbener „Mordbrenner" von der Halle nach dem Sitzungszimmer und vor den Sprechmeister, der, als er Werner's Ausruf im Nebenraume vernommen, herausstürmte und fragte: „Wer gebietet über solche Mittel?" — Werner's Gestalt fand nicht minder Anwerth beim Vortragsmeister und als er einige Stellen aus des Dichters glänzendem Jugendwerke ganz gut vortrug, darunter den Zornausbruch: „O, daß ich durch die ganze Natur das Horn des Aufruhrs blasen könnte, Luft, Erde und Meer wider das Hyänengezücht in's Treffen zu führen!" — und den elegischen Monolog bei der Heimkehr in's väterliche Schloß — da wurde er auf's Neue mit Jubel begrüßt und bald darauf, als die unerwartete Nachricht von der Erlaubniß zur „Räuber-Vorstellung" eintraf, auf die Schultern gehoben und triumphirend nach der Aula getragen ...

Aber dieser demonstrative Lärm, dieser Enthusiasmus hatte Wernern nicht sonderlich erbaut, seine Stimmung neigte nicht zu solchen Gemüthsausschreitungen; er suchte daher, sobald es geschehen konnte, unbemerkt zu entkommen und kehrte auf einem großen Umwege in seine stille Behausung zurück, wo er allerdings nicht den unbestrittensten Frieden seines Herzens zu erwarten hatte — bald sogar von einem Ereignisse überrascht wurde, das sein Gemüth und seine Phantasie wahrhaft abenteuerlich erhitzte ...

Denn als er sich, nach längerm Widerstreben, endlich doch unwiderstehlich hingezogen wieder in das Fenster lehnte und auf den Platz hinuntersah, erblickte er unter dem Thorbogen des gegenüber befindlichen Hauses eine Mädchengestalt, die, gekleidet wie einst des Tischlers Kläre, einen Krug in der Hand, auf den Platz heraus trat und ganz mit Kläre's munterm Schlenderschritt unter die Mägde am Brunnen trat, die, anfangs ihren Augen kaum trauend, die Erscheinung erstaunt ansahen, dann aber unter lebhaften Zurufen einen Kreis um sie zogen. Eine Scene wiederholte sich, die geeignet war, Bilder früherer Tage wieder lebendig zurückzurufen. Die Kläre-Gestalt war die Granitstufen hinaufgestiegen, stellte den Krug unter den Wasser spendenden Drachenkopf, lehnte sich an die Brunnen-Einfassung, kreuzte die Arme und unterhielt, ganz wie in frühern Tagen, die umdrängenden Mägde mit köstlichen Schnurren, indeß zeitweise, ebenfalls wie einst, ein Zauber- und Feuerblick über die Köpfe weg nach dem Fenster eines zweiten Stockwerkes flog, der, gewaltiger noch als einst, das Herz eines jungen, im Fenster lehnenden Mannes in Flammen setzte und dessen Wangen wie mit hellem Feuerschein übergoß ...

Die schöne Wasserträgerin war lange wieder in das große Haus zurückgekehrt und dort verschwunden, als der junge Mann mit Krauskopf und Schnurrbärtchen noch immer nach der Richtung sah, in welcher die Erscheinung verschwunden war; — erst eine geraume Zeit später weckte ihn eine Stimme aus seinem traumhaften Zustand, die rief:

„Herr Werner — ist's erlaubt, anzufragen —?"

Es war die Stimme der Frau Sieblein, die aus ihrem Zimmer getreten war und, schalkhaft lächelnd, die Finger an die Lippen gelegt, diese Worte gerufen hatte ...

V.

Werner hatte einige Fragen der Frau Sieblein beantwortet und in der Zerstreuung zugesagt, das Abendessen wieder zu Hause einzunehmen, als sich die Folgen seiner Wahl für die Rolle des Räuberhauptmanns recht unangenehm fühlbar machten. Talente aller Art erschienen, um sich unter seinen Schutz zu stellen, seine Protection anzusuchen für bessere Verwendung im Mordbrennercorps oder ihr Gaudium auszudrücken über den zu erwartenden Scandal auf den Brettern; Schweizer, Roller, Razmann und Grimm traten zugleich herein: „Ein freies Leben führen wir!" anstimmend, und erwarteten von ihrem Hauptmann ein großes Beispiel gleichartiger Stimmung; — Dieser konnte sich aber kaum über seine stille Liebespein aufschwingen und vertröstete die idealen Libertiner auf die Tage der Proben, wo er seiner Rolle auf und außer der Bühne gerecht werden wollte. — In Wahrheit aber beschloß er, sich dem ganzen Theaterrummel, in den er gewaltsam hineingerissen worden, sofort wieder kurzweg zu entziehen; — er wollte vor Allem damit beginnen, die Einladung des Vortragsmeisters: täglich eine Stunde dem Studium der Rolle zu widmen, ein- für alle Male abzulehnen — als ein zufälliger Blick durch's Fenster ihn plötzlich wunderbar umstimmte — ja leidenschaftlich nach derselben Richtung trieb, welcher er eben so fest entschlossen entrinnen wollte.

Vor dem großen Hause gegenüber waren elegante Equipagen aufgefahren, in welche eben Damen und Herren stiegen, letztere theils dem Militär-, theils dem Civilstand angehörend. An den unmittelbar vor der Einfahrt haltenden Wagen

trat im selben Augenblicke ein Officier mit einer jungen Dame am Arm, welcher er nun beim Einsteigen sehr galant behilflich war; für Werner stand es sogleich außer Zweifel, daß er den Verlobten Kläre's und diese selbst vor sich habe, obwohl die Haltung der Letzteren derart war, daß ihm der Anblick ihres Gesichtes entzogen wurde. Wilde Eifersucht loderte in Werner's Herzen auf, eine Seelenqual, wie sie ihn nie überfallen, durchwühlte ihn marterpoll und als die Wagen lustig davonfuhren, war er es selbst, der die Schmerzen unglücklicher Liebe muthwillig anfachte, und nichts Eiligeres thun zu sollen glaubte, als die frühere Erscheinung Kläre's am Brunnen für ein Phantom zu erklären, das sein böser Geist ihm höhnend vorgespiegelt habe! — Mit großen Schritten, die Arme kreuzend, ging er im Zimmer hin und wieder, dachte an Karl Moors wilde Auslassung gegen das Menschengezücht, als er die Nachricht von der angeblichen Herzenshärte seines alten Vaters vernommen, zitirte Moors Zornesruf: „So viel Liebe und kein Erbarmen!" — und beschloß unwiderruflich: den Räuberhauptmann jetzt mit dem ganzen Aufwand seines Geistes, mit dem ganzen Ingrimm der Seele zu spielen! . .

Der Unglückselige! Getäuscht, wie der edle Jüngling Moor, suchte er den Vorwand seiner Entrüstung dort, wo ihm die Flamme treuester Liebe glühte, und verfolgte mit eifersüchtigem Ingrimm die kleine aparte Freundin gerade in einem Augenblicke, wo sie, erfüllt von der ganzen Kraft treuer Liebe, wie eine Heldin gegen ein Ungemach kämpfte, das sie heute nur — seinetwillen über sich heraufbeschworen hatte! . .

VI.

Das Erscheinen Kläre's am Brunnen war kein Phantom gewesen. Nicht nur die Mägde als nächste Zeugen bestätigten dies; auch Vorübergehende hatten das „Fräulein" gesehen und stille gehalten, um sich vollends zu überzeugen. In den umliegenden Kaufläden war die nächste Stunde nur von dem wunderlichen Ereigniß die Rede, die Mägde verbreiteten die Kunde weiter durch die Straßen und so war es nicht zu verwundern, daß etwas später der ganze Stadttheil davon wußte und sich fragte: was soll das bedeuten?

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß die Nachricht sich am schnellsten in dem großen Hause verbreitete, wo Kläre wohnte, und daß sie auch in die Wohnung ihres Vaters und bis zu dessen Ohre drang.

Lattenbach hatte eben eine lange Unterredung mit seinem Baumeister gepflogen, wohlbekannte Pläne durchgesehen, Rechnungen geprüft und dann eine große, einbruchs- und feuersichere Cassa geöffnet, um dem Baumeister eine hohe Summe als Schlußzahlung zu überreichen. Er hatte nichts abgezogen, wie es sonst bei Baurechnungen unter allerlei Vorwänden zu geschehen pflegt; seine Stimmung war, wie es das Volk mit Nachdruck bezeichnet: „nobel!" und für das Opfer, das er brachte, entschädigte ihn das Staunen und Aufsehen unter den Leuten über den Wunderbau seiner Villa, die am nördlichen Ende der Hauptstadt, hochgelegen und das gegenüber befindliche reizende Hügel- und Bergland vor sich, im wahren Sinne königlich prangte. Schon während des Baues hatten sich die reichsten Cavaliere eingefunden, um die Sehenswürdigkeit, von der in allen Kreisen gesprochen, in öffentlichen Blättern viel Rühmens gemacht wurde, in Augenschein zu nehmen; jetzt war der Bau vollendet und nun fanden sich auch die Prinzen des Hofes ein und der Besuch des regierenden Fürsten

selbst war angekündigt. . . Selbstgefühl und Hochmuth hatten in Lattenbach den höchsten Grad erreicht; er selbst wollte in dem Prachtbau den Fürsten heut empfangen, er wollte jeden freundlichen Blick, jede gnädige Miene, und insbesondere jedes allerhöchste Wort registriren und andern Tags in die Zeitung setzen lassen; er hörte sozusagen im Voraus einzelne Lobsprüche des Fürsten, die, wie gewisse Kaiserworte aus alter Zeit, in der Geschichte fortleben würden, wie: „Fleiß und Wohlhabenheit des Bürgers sind Zier und Stütze des Staats;" — „der ist auch ein Held, der die Noth zu Boden gerungen und das Lager des Reichthums erstürmt;" — „fahren Sie fort, lieber Lattenbach, Ihrer Zeit ein Spiegel, Ihren Mitbürgern ein Vorbild zu sein. . ."

Lattenbach eilte, da der Baumeister fort war, sich in seinen besten Staat zu werfen, um schon in seiner äußern Erscheinung den Mann, „der's hat", darzustellen; der Anzug war endlich in Ordnung und wurde im großen Spiegel noch einmal überprüft — als ihm die Nachricht gebracht wurde von der „schmählichen Verirrung" Kläre's: im kleinbürgerlichen Kleide vom Brunnen Wasser geholt zu haben!

Kläre's ältere Schwester war die Ueberbringerin der Hiobspost. Sie hatte die peinliche Aufgabe übernommen, um zugleich ihrer tiefen Kränkung Ausdruck zu geben über die Schmach, welche Kläre nicht blos der Familie, sondern ihr, der Schwester, insbesondere angethan! Denn eine Stunde vorher sollte Kläre sich geäußert haben: „Der Vater baut Häuser bis zum Himmel, Schwester Gertrud trägt als angehende Baronin den Kopf in den Wolken, ich will schön am Erdboden bleiben, damit ich einst nicht auch so tief falle!" Und bald darauf ist sie als Wassermagd am Brunnen erschienen! Mit dieser Nachricht verschärfte Gertrud ihre Mittheilung und schloß dann tief empört mit den Worten:

„Entweder sie — oder ich scheide aus dem Hause! Sie wird sich nicht ändern; jeder Tag wird neue Schmach über uns bringen! Meinem Verlobten sind schon manche spitzige Bemerkungen aufgefallen; er will nur jetzt kein Aufsehen deshalb machen; aber ruhig hinnehmen kann er sie nicht, das verbietet ihm seine Standesehre, der Adel seiner Familie! Gestern fragte sie: Warum hat der Soldat einen Kopf? — damit das Cravatel nicht hinaufrutscht! war die Antwort, die sie selbst gab . . . Mag auch die Anspielung nicht auf meinen Ferdinand gezielt haben, mag sie auch nur als landläufiger Scherz unter uns gefallen sein, ich war empört und machte ihr heftige Vorwürfe; sie lachte und sagte nur: Was willst Du? Dein Ferdinand hat sogar zwei Köpfe, den seinigen und den Deinen; jetzt denkt er mit dem Deinen, nach der Hochzeit wird er den seinigen aufsetzen und sehen, wie er die Bürgerliche und die große Mitgift wieder loswerden kann! . . . O, wären Sie stark gewesen, Vater, und hätten Sie die Schwester mit mir in's Institut gezwungen! Jetzt ist's zu spät und alle Rettung vergebens! . . ."

Lattenbach hatte sich bei den ersten Worten der Tochter vom Spiegel abgewendet und stand seitdem starr und wortlos da. Alles, was seine Gertrud vorbrachte, hätte er verschmerzen können, nur das Erscheinen der Kläre am Brunnen, am helllichten Tage, im Anzug einer Wassermagd, das stieg ihm jäh zu Kopf und machte sein Blut rebellisch. Jetzt steckte er steif und feierlich die rechte Hand links in die Weste, warf den dicken runden Kopf zurück, setzte den rechten Fuß vor und blies die Wangen mächtig auf; dann wechselte er die Haltung: steckte die linke Hand rechts in die

Weste, setzte den linken Fuß vor und den rechten etwas zurück; die starr blickenden und unverwandt auf Gertrud haftenden Augen traten förmlich aus dem Kopfe, sie wären fürchterlich gewesen, wenn sie nicht aus einem gar zu urgemüthlichen runden Gesicht hervorgesehen hätten ... Endlich sagte er, mit dem Knie des vorgesetzten Beines feierlich wackelnd:

„Ruf' sie mir her! ... Wie hat der große Feldherr gesagt? ... Sein oder nicht sein — das liegt hier auf der Wage! ...“

VII.

War es die Hitze der Aufregung oder peinliches Vorgefühl von Schwäche gegenüber seiner Aufgabe: genug, Lattenbach schritt, die Hände über'm Rücken, mit einer Hast im Zimmer auf und nieder, als gelte es, die schwerste und höchste That seines Lebens zu vollführen. Die kurzen dicken Beine entsprachen nur unvollkommen ihrer tragischen Aufgabe; der schwere üppige Leib folgte nur ungern einer so ungewohnten Bewegung; der runde Kopf mit dem grauen Haar und den rothen Bäcklein schüttelte sich selbst wie bedenkensvoll beim hastigen Hin- und Wiederschreiten; — aber es mußte sein, die väterliche Schwäche gegen das — leider so zärtlich geliebte Kind — mußte einer unerbittlichen Energie und Strenge weichen, bevor das Unheil noch vergrößert, eine neue Schmach heraufbeschworen wurde und der Glanz des Hauses Lattenbach ernstlicher in den Augen der Leute litt ... Jetzt wurden leichte Schritte hörbar; — Lattenbach schrak ein wenig zusammen, faßte sich aber wieder und schritt nur um so heftiger auf und nieder. Kläre, wenn sie eingetreten war, sollte den Vater in dieser Aufregung sehen und mit Schrecken ahnen, was ihr in dieser schweren Stunde bevorstand ...

Kläre war wirklich eingetreten, hielt an der Thüre still und sah dem Vater schweigend zu; ein mildes Lächeln schwebte um ihre Lippen.

„Wer da?“ rief Lattenbach mit scharfer, etwas fett klingender Stimme.

„Ich,“ erwiderte Kläre ruhig.

Pause. Lattenbach ging noch einmal hin und wieder, setzte sich dann schwer und breit in einen großen Sammetlehnstuhl mit vergoldeten Armen, blies die Wangen auf und sah Kläre starr und mit einem Ausdruck an, der drohend, voll zürnender Majestät sein sollte, aber von Verlegenheit und schlecht verhehlter Zärtlichkeit überfloß.

„Wer bin ich?“ fragte Lattenbach nach einer Weile, die Stimme klang strenge, aber schon etwas unsicher.

Kläre, die in hübschem Hausanzug erschienen war, trat lächelnd näher und sagte:

„Wer sonst als mein lieber guter Vater?“

„Nein!“ rief Lattenbach heftig.

„Also mein guter zürnender Vater —“

„Ja! — Du Unart, was hast Du gethan?“

„Schon Manches heute,“ sagte Kläre, immer gefaßt, „die angehende Baronin, meine Schwester, hält es lange für unwürdig, sich um die Ordnung im Hause umzusehen, darum bin ich vor Tage auf, trieb die Dienerschaft aus den Nestern, überwachte alle Arbeiten und half mit; so war Alles rechtzeitig fertig; reinlich und geräuschlos. Die Schwester führte den Vorsitz bei Tische und sammelte Deine

Lobsprüche ein für die wohlthuende Ordnung im Haus und die wohlbereitete Tafel, und ich mußte mit dem zufrieden sein, was ich mir dachte ... Später fuhr die Schwester in Gesellschaft mit dem Herrn Baron und seinen Bekannten spazieren, und ich sah auf die weitere Ordnung im Haus ... da fiel mir ein" — fuhr Kläre ruhig fort und lächelte: „daß ich eigentlich ein lustigeres Leben hatte, da wir noch ärmer waren; — es fiel mir ein, wie oft mir mein guter Vater die Wangen freundlich klopfte, wenn ich ihm, ohne daß er mir's zu schaffen brauchte, vom Brunnen frisches Wasser brachte, ein rechtes Labsal, wenn ihm bei der Arbeit der Schweiß von der Stirn rann ... Bei diesem Angedenken schwoll mir das Herz, ich setzte mir in den Kopf, daß es wieder gerade so sei wie damals; — ich suchte mein früheres Tagwerkkleid hervor, nahm meinen wohlaufbewahrten großen Steinkrug wieder auf und ging zum Brunnen. Es war mir ein Gaudé, zu seh'n, wie die Leute große Augen machten, ihre Wunder riefen und wie die Mägde am Brunnen erstaunten, lachten und sich freuten! ... Nun, ich hätte wissen können, daß es Ihnen, lieber Vater, und besonders der Schwester nicht recht sein könnte; aber ich bin auch gleich bestraft worden, wie ich vom Brunnen wieder heimkam ... Ich habe keinen Vater bei der Arbeit gefunden, der mir für das frische klare Wasser gedankt, die Wangen geklopft hätte — ich stellte den Krug betrübt in einen Winkel und sah wohl ein, daß es nicht mehr ist wie einstmal — und daß ich keinen Vater mehr habe wie sonst!"

Lattenbach sah zwar noch starr vor sich hin, aber nicht mehr nach Kläre, sondern nach der Wand, wo auf einem Bilde die gute Tochter verstoßen wird, und die Schwester, als boshafte Anstifterin, aus einem Versteck triumphirend zusieht.

Lattenbach's Blicke wichen seitwärts und trafen auf das zweite Bild, wo die Verstoßene mit großen Ehren wieder heimgebracht, dagegen die Unheilstifterin verstoßen wird ... Die starren Blicke wurden umflort, dann feucht, und die heftig aufgeblasenen Wangen suchten vergebens zu verbergen, was vorging; auch war die Stimme nicht mehr von besonderer Kraft, als Lattenbach sagte:

„Was einmal war, ist nicht mehr standesgemäß! .. Wir sind reich, führen ein großes Haus —"

„Und sollen dabei nicht vergessen, was wir gewesen sind!"

„Du hast eine gemeine Arbeit verrichtet —"

„Jede Arbeit gereicht zur Ehre!"

„Zum Brunnen geh'n und Wasser holen!"

„Das haben in alten Zeiten Prinzessinnen gethan!"

„Du liesest zu viel, da steckt das Uebel!"

„Lesen ist ja gerade recht standesgemäß!"

„Und dabei Bauernarbeit verrichten!"

„Josef II. war Kaiser und hat auf dem Felde geackert!" ..

Lattenbach's Haltung wurde natürlich, nachdenklich; er dachte daran, daß er heute die Ehre haben sollte, einen kaiserlichen Enkel zu begrüßen, dessen Anseh'n gar nicht gelitten hatte, weil der kaiserliche Vorfahr einst den Pflug geführt; — er verzichtete auf den Triumph eines erfolgreichen Strafgerichts und wünschte nur mit einigen Ehren aus der Affaire zu kommen. Daher hob er den Finger, sah Kläre pfiffig-überlegen an und sagte:

„Kind, vergeß' nicht: Kaiser Josef hatte Uniform und Degen an, da er ackerte —"

Kläre lachte hell auf und sagte dann: „Jetzt, Vater, versteh' ich erst, was Sie meinen! Hätt' ich mit Schleier und Federhut Wasser geholt, so wär's ein hübscher Scherz gewesen; — aber im Kleid der früheren Tischlerstochter . ."

„Kläre!" rief Lattenbach fast bittend.

„Nur ohne Sorge, Vater . . . Ich seh' es ein, daß künftig nur mehr meiner Schwester das Wasserholen schön lassen wird! . . . die junge Baronin im Schleppkleid, Perlen um den Hals, die Finger voll Diamantenringe mit dem Krug nach dem Brunnen — das muß Glanz machen und in den Büchern aufbewahrt werden wie Kaiser Josef's Arbeit auf dem Felde! — Wenn nur die Schwester recht lange Schleppkleid, Perlen und Diamanten behalten wird!"

„Wie meinst Du das?"

„Vater — der junge Herr Baron ist adelsstolz und leicht; er sucht das Geld der Schwester und wenn er's einmal hat — wird er's auch bald genug garnicht mehr haben — aber die Schwester auch ihn nicht mehr . . . Ich seh's voraus, ich merk's an Vielem. Mir ist die Welt nicht, wie der Schwester, mit Brettern verschlagen, so viele Bretter mein Vaterhaus auch schon zersägt und verhobelt hat!"

„Kläre!"

Die mit betrübter Heftigkeit Gerufene trat zur Seite des Lehnstuhles, drückte das dicke väterliche Haupt sachte an's Herz, legte ihm zärtlich die Hand auf den Scheitel und sagte mit guter milder Stimme:

„Nichts für ungut, Vater; — ändern werd' ich nichts mehr können, aber sagen hab' ich's einmal müssen . . . Auch träumt mir manchmal schon — gestern zum Beispiel: euer Reichthum ist wie ein Thurm von Silber aufgerichtet gewesen, man hat die Spitze nicht mehr sehen können, so hoch war er; — da kommt ein wüster grinsender Geselle daher, streckt den langen magern Finger aus, langt boshaft an die Seite des Silberthurms — und mit einem Höllengetös neigt dieser um, fällt, schlägt unser Haus, Sie und die Schwester in Stücke — und schont mich nur, weil ich eben zur Seite stehe . . . Vater — mög' Euch das Unglück nicht wirklich treffen. — Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt und kann's erwarten . . . Aber wartet Ihr nicht mehr — und versäumt den kaiserlichen Herren nicht! So ein Ehrentag kommt selten wieder. . . ."

VIII.

Werner hatte einen Theil des Vormittags dem Studium seiner Rolle gewidmet, war dann bei einigen Vorlesungen erschienen und machte Nachmittags, das schöne Wetter benützend, mit einigen Collegen einen Ausflug, von dem er erst gegen Abend in einer Stimmung zurückkehrte, die zwischen Abspannung und Aufregung auffallend wechselte.

Der Frau Sieblein erklärte er seinen Zustand mit der Bemerkung, daß er einen neuen Menschen angezogen habe und „Räuber und Mordbrenner" geworden sei; das böse Gewissen lasse ihn nicht mehr zur Ruhe kommen — Frau Sieblein möge daher einige Nachsicht haben und nicht zu sehr erschrecken, wenn sie ihn Nachts rumoren, Stühle umwerfen und wilde Flüche gegen Schicksal und Menschen aus-

stoßen höre. Es sei so böse nicht gemeint, Blut werde zuversichtlich nicht fließen, auch werde Niemand um sein Eigenthum kommen, so lange Er unter den Räubern was zu sagen habe! Der verwundert und erschrocken aufblickenden Sieblein erklärte er die Sache nun näher, indem er sagte, daß er eigentlich nur unter die „Bühnenräuber“ gegangen, daß er zum „Karl Moor“ avancirt sei und diesen binnen kürzester Zeit im Theater spielen werde!

Frau Sieblein schlug die Hände zusammen und blickte den schönen jungen Mann mit neuem Interesse an.

„Den Karl Moor!“ rief sie: „Ach, den hab' ich so oft gesehen, noch vom seligen Ludwig Löwe! War das ein Schatz! Das Feuer! Die Herrlichkeit! Der Redesturm und die süße Seele, wie er der Amalia seine Liebe erklärt! Das war ein Räuber, zum Bewundern und Verlieben! — Herr Werner: besorgen Sie mir einen Sitz — gegen Vormerkgebühr! — Sie muß ich sehen als Karl Moor; — und noch einen Sitz für ...“ das Wort erstarb ihr auf der Zunge — dann ergänzte sie: „um jeden Preis einen zweiten Sitz — ich will eine Freundin bei mir haben!“

Werner war heiterer geworden bei diesem Ausbruch von Begeisterung, sagte die Erfüllung ihres Wunsches zu und hatte nun für jede unruhige Stunde, die ihm seine Liebe und Eifersucht erregte, einen trefflichen Vorwand: das Studium seiner Räuberhauptmannsrolle! Und dieser Vorwand kam ihm oft genug zu Statten; denn bei aller Absicht, das Fenster zu vermeiden, das die Aussicht nach dem Platze und nach dem großen Hause gegenüber eröffnete, gerieth er doch öfter — manchmal wirklich nur in Gedanken — an dasselbe und mußte zu seiner großen Pein gewahren, wie Kläre — die er immer und überall zu sehen glaubte — an einem Fenster drüben stand neben dem Verlobten oder an dessen Seite eben wieder eine Spazierfahrt unternahm. Es ging ihm wie Einem, der in die Sonne gesehen hat und nun das Bild derselben lange nicht mehr loswerden kann. Den immer neu auflodernden Unmuth seines Herzens suchte Werner dann durch Wiederholung der wildesten Stellen seiner Rolle zu betäuben und Frau Sieblein hatte einmal, aus dem Schlafe aufgeschreckt, alle Ursache bei dem Tumult in Werner's Zimmer zu rufen: „Was muß erst ein wirklicher Räuber von Gewissensbissen leiden, wenn schon der brave Werner als Moor meinen Möbeln Arm und Beine bricht! ..“ Dies war aber nicht der größte Schrecken, der ihrer wartete; eines Abends trat Werner's Rappel in einem Augenblicke und unter Umständen ein, die eine peinvolle Verwirrung — und dann auch freilich eine Wendung herbeiführten, die nicht entzückender sein konnte ...

Werner hatte wieder einmal zugesagt, den Abend zu Hause zuzubringen und Frau Sieblein gedachte Alles aufzuwenden, um den in letzter Zeit etwas ungebührlich ausschwärmenden jungen Herrn gemüthlich daheim zu halten. Werner erschien auch pünktlich um die verabredete Stunde, er war ruhiger als seit einigen Tagen; die erste Scenenprobe hatte stattgefunden und war in Folge eines Zwischenfalls gerade da abgebrochen worden, wo Moor mit seiner Bande nach der Schlacht in den böhmischen Wäldern an den Ufern der Donau lagert und angesichts des Segens, Friedens und menschlicher Thätigkeit umher von der ganzen Gewalt der Erinnerung an die idealen Tage der Kindheit und Unschuld überfallen wird.

„O ihr Tage des Friedens!“ ruft er: „Du Schloß meines Vaters — ihr grünen schwärmerischen Thäler! O all ihr Elysiums-Scenen meiner Kindheit! — werdet ihr nimmer zurückkehren — nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen? Traure mit mir, Natur! — Sie werden nimmer zurückkehren, nimmer mit köstlichem Säuseln meinen brennenden Busen kühlen. — Dahin! dahin! unwiederbringlich!“

Die Probe verlassend fühlte Werner den elegischen Ton dieser Stelle noch lange in sich nachhallen und zu Hause angekommen begann er die Stimmung der Rolle auf seine eigene Lage zu übertragen; seiner Liebe gedenkend meinte er wohl auch sagen zu können: Alle Hoffnung ist dahin — dahin — unwiederbringlich!..

Frau Sieblein hatte den Tisch gedeckt, sorgfältig und sauber wie immer; sie war in köstlicher Stimmung, sagte, daß sie heute ungestört Gesellschaft leisten könne, da eine arme Verwandte angekommen sei und Alles besorge! Sie setzte sich auch nicht zwischen Werner und ihre Zimmerthüre, wie das letzte Mal; die Bedienung sollte ungestört vor sich gehen können.

Und bald war auch Alles in bester Ordnung. Werner hatte das Fenster wieder geschlossen, angeblich um den Lärm der Straße abzuhalten, er hatte noch geschwinde die Blätter seines Heftes, das er später durchgehen wollte, geordnet, indessen eine junge Mädchengestalt, mittelgroß, von edlen Formen, anmuthig in ihren Bewegungen, ab und zu gegangen war, um den Tisch besonders reichlich zu versorgen. Sie brachte eben auch einige Flaschen, die sie seitwärts stellte, als Werner auf die Erscheinung aufmerksam wurde und mit verwunderten Augen eine Wendung derselben abwartete, um das Gesicht zu sehen; dies war aber nicht möglich, da das Mädchen den Kopf nicht stark genug wendete und sich alsogleich wieder nach dem anstoßenden Zimmer entfernte; Werner hatte nur unter dem schneeweißen Kopftuch, das sich schirmend um Stirne und Gesicht wölbte, ein reizendes Stumpfnäschen, eine runde blühende Backe gesehen, darüber lange dunkle Wimpern ein großes feuriges Auge beschatteten . . .

„Jetzt auch ordentlich zugesprochen, Herr Werner!“ sagte Frau Sieblein lächelnd, die Vorgänge mit schelmischen Blicken verfolgend: „Wir werden nicht mehr gestört werden; das arme Kind hat seinen Auftrag erfüllt!“

„Eine Verwandte, sagten Sie?“ bemerkte Werner: „Ich habe immer gehört, daß Sie keine Verwandten mehr haben!“

„Nahe Verwandte allerdings nicht; — das arme Kind ist mir selbst ganz unbekannt geblieben, bis es heute erscheint und um Unterkunft für einige Tage bittet; — ihr Herzauserwählter ist ihr untreu geworden, hat um der reicheren Mitgift willen eine Andere genommen und so ist sie auf und davon — und zu mir, um nie wiederzukehren an den Ort, wo ihr das Unglück geschehen!“

Vor Werners Auge trat plötzlich der Miträuber Schweizer, wie er bei Kosinskys Leidenserzählung den Degen gegen den Verführer wetzt und ausruft: „Das ist Wasser auf unsere Mühle, Herr Hauptmann! Da giebt's was anzuzünden!“

Werner warf heftig das Messer bei Seite, das er eben ergriffen hatte, stand auf, murmelte einige Zornesworte Moors vor sich hin und ging mit großen Schritten auf und nieder.

„Spitzbübische Künste!“ rief er dann aus seiner Rolle: „Spitzbübische Künste! — Ich hätte glücklich sein können . . . Büberei! — Das Glück meines Lebens hinwegbetrogen!“

Frau Sieblein erhob sich entsetzt, denn sie glaubte nicht anders, als daß Werner den Verstand verloren habe.

„Um's Himmelwillen, was ist's? Was soll das, Herr Werner?“

„Sie komme! Ich will ihr Unglück hören! Sie soll gerächt werden! Kein zweites menschliches Wesen soll meine Leiden durchmachen!“

„Wer soll kommen?“ fragte Frau Sieblein die Hände zusammenschlagend.

„Sie! — die arme Verwandte! An ihrem Unglück will ich das meinige schärfen — und dann mit meiner Bande den Bübereien ein blutiges Ende bereiten! . . .“ Einige haarsträubende Stellen aus den Räubern folgten und bewiesen in der That, daß Werner den Sinn und Geist derselben trefflich aufgefaßt und im Vortrag große Fortschritte gemacht habe . . .

Frau Sieblein wußte in ihrer Bestürzung und Verwirrung noch nicht recht, was sie thun oder lassen solle, blickte verlegen nach der Thüre ihres Zimmers, machte wieder Miene, Werner zu beruhigen und zu Tisch zu nöthigen — als sich unvermuthet die Nebenthüre wie von selbst und angelweit öffnete — und auf der Schwelle — Kläre erschien — als die angebliche arme Verwandte! . . Leicht erröthend, aber ruhig, fest, das Auge von unsäglichem Feuer der Seele durchglüht, stand sie da und sagte lächelnd und mit holdselig bebendem Tone:

„Hier bin ich! . . Möge mein Herz gerächt und gerettet werden!“

IX.

Bei der nächsten Probe fiel es auf, daß gerade der Darsteller des Karl Moor, welcher bisher allen Andern vorangeleuchtet hatte, in Auffassung und Durchführung seiner Rolle zurückblieb. Der Vortragsmeister gerieth in gelinde Verzweiflung und ließ unter lebhaftem Tadel wichtigere Auftritte zwei und drei Male wiederholen. „Stärker! Markirter!“ rief er bei leidenschaftlicheren Stellen: „Regen Sie die Galle auf, denken Sie an Etwas, was Ihren Ingrimm stachelt“, rief er bei Stellen, die im höchsten Ausbruch des Zornes vorgebracht werden mußten. Werner gab sich Mühe, seine Sache so gut als möglich zu machen, aber ein Wohlgefühl, eine Glückseligkeit, die keine Worte kennt, erfüllten sein Gemüth und er beschwichtigte den unglücklichen Vortragsmeister mit dem Versprechen, bei den spätern Proben und insbesondere bei der Aufführung seinen ganzen Mann stellen zu wollen.

„Es ist doch ein eigen Ding,“ sagte Werner beim Weggehen von der Probe zu seinem Freunde Schweizer: „sich als Schauspieler jederzeit von seinem eigenen Zustand losmachen zu sollen — wüthen zu müssen, wo man im glücklichsten Gleichgewicht des Herzens sich befindet, lachen zu müssen, wo man weinen könnte, sich tief gekränkt zu zeigen, wo Einem das Vergnügen wie Sonnenschimmer bis in die Tiefe der Seele scheint. Da sieht man recht, wie der Schauspieler, insbesondere der vielseitige Künstler nicht über Nacht entsteht, sondern erst möglich wird, nachdem er sich Leib und Seele durchaus und in jeder Lage dienstbar gemacht hat; — die Schilderung eines wirklichen Vorfalls an einer Provinzbühne: wie eine arme Schauspielerin von der Leiche ihres Kindes und vom Sterbebette ihres Mannes

weg in einer Posse das Publikum zu ausgelassenem Gelächter fortreißen mußte, ist mir heute nicht aus dem Sinn gekommen."

„So weit werden wir's schwerlich jemals bringen. Am besten gelingt's uns, wenn wir uns selber im Ganzen spielen. Ich meinerseits habe mich heute besonders leicht gethan; mir ist das Geld nicht eingelaufen, das mir der Vater schicken sollte, und das ist meinem Räuberhumor trefflich zu statten gekommen. — Dir muß wieder etwas sehr Liebes widerfahren sein, denn Dein Räubertemperament sah gottsjämmerlich aus, wogegen Dir die Scenen mit Amalien kostbar gelungen sind. „Du weinst, Amalie?" — herzbewegender habe ich diese Worte noch nicht sprechen hören! — Gesteh's nur, Mitbruder der böhmischen Wälder — Du hast irgend ein Abenteuer erlebt, das Dir Herz und Sinn ganz gefangen nahm!"

Werner lächelte verlegen und drückte den Hut tiefer über die leicht erröthende Stirne. „Ein andermal davon," sagte er: „Ueber gewisse Dinge zur Unzeit reden, heißt den Zauber stören, der über denselben ruht!" — Er beeilte sich Abschied zu nehmen und mit seinem vielbewegten und stillbeseligten Herzen allein zu sein . . .

Er hatte wirklich alle Ursache, sich froh und glücklich zu fühlen. Der Abend zuvor hatte ihm Ueberraschungen gebracht, die geeignet waren, sein Herz mit dem höchsten Glück der Liebe zu füllen. Werner fand die verloren Geglaubte, wo er sie am fernsten und für immer unerreichbar wähnte, er fand sie in einer Gestalt und Art, wie sie ihm aus den Tagen stiller Schwärmerei unvergeßlich geworden; er wurde seines Irrthums los, daß Kläre die Verlobte des Hauptmanns sei und alle Pein der Eifersucht war mit Einem Male verschwunden! — Allein von dem ersten Augenblick der Ueberraschung, die beinahe an Schrecken grenzte, bis zu dem Momente stillen Wohlgefühles und ungetrübten Beisammenseins war es doch nicht ohne große Verwirrung und Verlegenheiten abgegangen. Die resolute Tapferkeit Kläre's hatte angesichts des plötzlich und zum ersten Male so nahen Geliebten sichtliche Einbuße gelitten und Werner, der eben noch so rabulistische Räuberhauptmann, schien waffenlos und zahm geworden gegenüber den Blicken der Geliebten, die ihn glühend trafen und verzagt zu Boden sanken. Und wer weiß, welche neue Irrthümer, welche neue Mißverständnisse entstanden wären, wenn nicht Frau Sieblein erklärend und vermittelnd dazwischen getreten wäre! Und in dieser Rolle des schönsten Seelenausgleichs war die Alte wahrhaft unvergleichlich, wahrhaft groß! Miträuber Schweizer würde gesagt haben: in dieser Rolle sei sie vollkommen gewesen, weil sie sich ganz selbst gespielt habe! — Köstlich war der Anblick der Liebenden, als sie bereits am Tische neben einander saßen, in tiefster Seele glücklich, noch sichtlich befangen und vor Seligkeit verwirrt, während Frau Sieblein in ergetzlicher Schilderung sich erging über die naive Schwärmerei der Beiden, die sich glücklich fühlten durch den Anblick aus der Ferne und in dieser allgemeinen Wonne wahrscheinlich fortgeliebt hätten, ohne Tage und Stunden zu zählen! Wernern hielt sie eine ausgiebige Strafrede über sein hartnäckiges Schweigen nach der Abreise und tadelte insbesondere, daß er nicht einmal einen Ferienausflug in die Nähe der Liebsten gemacht habe, wobei sie ihm freilich wieder zu Hilfe kam, indem sie annahm, daß er sich bei einem flüchtigen Wiedersehen nur das Herz schwerer gemacht haben würde. „Alles haben Sie wieder gut gemacht, Herr Werner," rief sie schnell einlenkend: „Daß Sie wieder

gekommen sind, daß es Ihnen möglich wird länger zu bleiben; und Sie haben sich ein besonderes Bild bei uns eingelegt, daß Sie wieder bei mir Quartier genommen! Gestraft sind Sie genug, indem wir Sie kurze Zeit in der Meinung gelassen haben: Kläre sei verlobt; — Gott sei Dank — leider ist sie's noch nicht, aber ich prophezeihe in Eurer Gegenwart und unter Eurer Zeugenschaft: daß sie verlobt werden wird von dem Augenblick an, wo ein gewisser Jemand seine Collegienhefte in den Winkel wirft — was ja in ein paar Monaten geschehen wird — und eine, wenn auch vorläufig bescheidene Stellung errungen hat! Wie dieser Jemand heiße? fragt Ihr: — Julius, wie alle Geliebten — und Werner — wie viele Andere! — Kläre wird wissen — welcher unter diesen vielen Andern gemeint ist! . . ."

Kläre, sonst so resolut und zungentapfer, zuckte in sich als ob sie Thränen verschlucke, ihre Augen wurden feucht, ihre Stirne neigte sich: — und sie leistete keinen Widerstand, als Werner sachte nach ihrem reizenden Köpfchen langte, es innigst an seine Brust legte, mit der rechten Hand über ihren Scheitel streifte und einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirne drückte; — „Du weinst, Amalia?" sagte er dann halblaut und in einem Tone, der selbst der Frau Sieblein durch die Seele drang . . . Kläre's Arme zuckten empor und hatten sich bald fest und bebend um den Hals des Geliebten geschlungen. . . .

X.

Nach einem solchen Abend war es freilich leicht, andern Tages die seelenvollern Stellen Karl Moors, namentlich: „Du weinst, Amalia?" glücklich vorzutragen; dagegen war es sehr schwer, den düstern und hochgradigen Zornausbrüchen gegen Welt und Menschheit auch nur annähernd gerecht zu werden.

Kläre war schon etwas besser dran. Auch sie fand sich veranlaßt, etwas aus ihrer frühern Rolle zu fallen; allein die neue Rolle „lag ihr gut" und so konnte sie sich ganz wohl selbst spielen, indem sie eine Andere geworden schien.

Die Schwester Gertrud traute ihren Augen kaum, als sie Kläre — seit Monaten zum ersten Male — zu sich in's Zimmer treten sah, in lieber guter Art sie grüßend und im Laufe des Gespräches bedauernd, daß sich ihre Herzen nach und nach so unschwesterlich von einander entfernt hätten. „Wer soll unsere Freude theilen, uns trösten im Leide, wenn nicht wir es thun?" sagte sie: „Gib mir die Hand und sei gut, Schwester; ich seh' ja doch, daß Du Etwas auf dem Herzen hast, das nicht Jedermann zu wissen braucht — hier bin ich; mein Herz, meine Theilnahme steh'n Dir offen!" Die treuherzige, von seelenvollen Blicken unterstützte Sprache konnte nicht ohne Wirkung bleiben, aber die Schwester hielt mit ihrem Vertrauen noch zurück; was sie auf dem Herzen hatte, mochte wohl auch etwas schwer zu beichten sein; doch lag es nicht in Kläre's Art Etwas nur halb zu thun, sie vertraute ihrer Schwester die Angelegenheit ihres eigenen Herzens und machte dadurch mit Einem Male die überraschte Gertrud mittheilsam. Diese gestand nach bittern Thränen, daß sie Winke erhalten habe von der Untreue ihres Hauptmanns und daß sie selbst zu fürchten anfange, er könnte sie nur um ihrer Mitgift willen begehrlich finden. Kläre fuhr theilnahmvoll und lebhaft auf, sagte, daß sie so was immer geahnt habe, daß sie aber nicht ruh'n noch rasten wolle, hinter die Sache zu kommen — sie habe jetzt einen Ritter, der klug und tapfer genug sei, die Wahrheit herauszubringen!

Und dieser Ritter kam ihr am nächsten Abend bei Frau Sieblein bereits mit Entdeckungen entgegen, die mehr bestätigten als Winke und Argwohn bisher nur angedeutet hatten. — Werner hatte nämlich am Morgen, kurz vor der Hauptprobe, in einem Kaffeehause ein zweites Frühstück genommen, um wohlgestärkt seinen „Moor" in entsprechender Weise durchzuführen; am Billard eines Nebenzimmers spielten mehrere Herren, darunter Officiere, die sogenannte Kriegspartie und waren dabei in mehr als guter Laune. Offenbar hatten sie vorher Wein getrunken, denn ihr Blut war heiß geworden und der Humor nicht eben würdig. Anecdoten, Witze und persönliche Anspielungen jagten sich während des Spiels und das ausgelassenste Gelächter wollte kein Ende nehmen. Ein Officier mit den Abzeichen eines Hauptmanns hielt sich zwar am meisten innerhalb der Grenzen militärischen Anstandes, aber er nahm die Anspielungen seiner Freunde, soweit sie ihn betrafen, mit auffallender Ruhe hin, selbst wo sie unfeiner Art waren. Seiner Verlobung wurde gedacht und zur baldigen Heirath gedrängt, damit das lustige Leben in seinem Hause dann beginnen könne; der Eine freute sich, seine Pferde fleißig in den Prater reiten zu können, der Andere genoß im Voraus die reichen Tafelfreuden des glücklichen Freundes und ließ zum Ergetzen der Uebrigen nicht undeutlich merken, welche Aufmerksamkeiten er seiner strotzenden Börse zu erweisen gedenke. Ein Dritter, begeistert für die Kunst: eine noble Equipage meisterhaft zu lenken, schwärmte von den Tagen, wo er als des Hauptmanns Pferdelenker alles Dagewesene überbieten würde. „Wenn Ihr den Freund von allen Seiten so in Anspruch nehmt, was bleibt mir übrig," rief ein Vierter: „als seiner Frau den Hof zu machen und mich auf diese Art an seinem zartern Glück zu betheiligen?" Die Bemerkung wurde mit großem Gelächter aufgenommen und hatte Anspielungen zur Folge, die leicht erkennen ließen, wie vielfach die Beziehungen des Hauptmanns zu Herzensabenteuern waren, die er in die Ehe mit hinübernehmen würde! Der Hauptmann setzte diesem Strom von Anspielungen kein Hinderniß entgegen, ja schien sich in dem Gedanken, bald als reicher Mann mit den lustigen Freunden recht in den Tag hinein leben zu können, ganz wohl zu gefallen; ja selbst nicht ganz wohlerwogene Bemerkungen über „die bürgerliche Nothbrücke zum Glück," über Schwiegervater und Braut, ließen den seltsamen Bräutigam ruhig und gleichgiltig ...

Als Werner aufstand und zahlte, fragte er den Markör vertraulich nach dem Namen des Hauptmanns, den er einige Male undeutlich und mit Verwunderung gehört hatte. Der Markör bestätigte die Richtigkeit des Namens: Baron von D*** und Werner gerieth in nicht geringe Aufregung; nur die Eile, die er hatte, um noch rechtzeitig auf die Probe zu kommen, vermochte ihn, das Lokal zu verlassen — zu seinem Glücke, da sein aufbrausendes Herz ihn sonst wohl zu einer folgenreichen Uebereilung hingerissen hätte . . . Indessen kam ihm das aufgeregte Blut und der Ingrimm über die frivole Gesellschaft, die er eben verlassen, bestens zu Statten bei der Durchführung seiner Rolle . . . Karl Moor war, was er auch sein sollte, der Glanzpunkt der Generalprobe, zum Entzücken des Vortragsmeisters, der seine Erwartungen übertroffen fand! . . .

XI.

Gehörte das erste Zusammensein bei Frau Sieblein ganz den Herzensangelegenheiten Kläre's und Werner's, so nahm das heutige Stelldichein ganz den

Charakter eines vertraulichen Familienraths an. Das Benehmen des Hauptmanns, das Schicksal der „Schwester" Gertrud, wie sie von Allen kurzweg genannt wurde, bildeten den Hauptgegenstand der Berathung. Man ward einig, die Schwester vor dem Unglück einer mißlungenen Ehe zu bewahren, ihr die gemachten Entdeckungen mit aller Schonung, aber rückhaltslos beizubringen und den Hauptmann auf eine Probe zu stellen, die ihn möglicher Weise veranlaßte, freiwillig zurückzutreten. Da man sich in heiterer Art der Theater-Ausdrucksweise zu bedienen anfing, so vertheilte man auch die Rollen der Aktion und Werner sollte die Probe mit dem Hauptmann, Kläre die seelen-ärztliche Behandlung der Schwester übernehmen. Man beschloß, sich täglich, mit aller Vorsicht uud sei es auch nur für eine Stunde zusammenzufinden und Gertrud selbst in den vertraulichen Kreis zu ziehen. Letzterer Vorschlag wurde insbesondere von Frau Sieblein lebhaft unterstützt, da sie redlich bestrebt war, Werner's und Kläre's Zusammenkünfte nicht zu bloßen Liebes-Stelldicheins werden zu lassen.

Als man sich trennte, fühlten Werner, wie Kläre, Etwas wie Unbehagen, da ihnen der Abend keinen Augenblick gegönnt hatte, allein zu sein oder sich zärtlich auszusprechen. Frau Sieblein, die als mütterliche Freundin an Alldem schuld war, merkte die Verlegenheit der jungen Leute, und sagte lächelnd: „Man darf den Herzen, wie kleinen Kindern, nicht immer den Willen lassen; lernt entbehren und Ihr sammelt Schätze von Glück für künftige Tage!" Sie ging hinaus und kam gleich wieder herein und fand Kläre am Halse Werner's, der einen zarten Kuß auf die Stirne der Geliebten gedrückt hatte. „Morgen ist auch ein Tag," sagte sie zur erröthenden Kläre, „gute Nacht, spielt Eure Rollen gut, auch ich hab' eine neue Rolle: Euch zu überwachen. Die Welt ist ein großes Schauspielhaus, Jeder hat seine Rolle in derselben!"

Frau Sieblein hatte keine Ahnung von der weittreffenden Richtigkeit dieser landläufigen Redensart gerade in jenen Tagen.

Mehr als in gewöhnlichen Zeiten hatte der Schein, die Maske, welche die Menschen bei ihren Aktionen vorzunehmen pflegen, Bedeutung gewonnen, zahllose Personen, die sonst nur sich selbst zu spielen pflegten, suchten sich in einer andern Gestalt zu zeigen; zu ihnen zählten fast Alle, welche auf der Börse und bei Unternehmungen fabelhaft emporgekommen waren und jetzt unheimliche Anzeichen merkten, daß der Boden nicht grundsicher genug sei, um für die Dauer die Luftschlösser ihres Glückes unerschüttert zu tragen. Wie vor einem Erdbeben leise Zuckungen fühlbar werden, die Luft wie von Staubwolken grau erscheint, die Vögel sich verstecken und nervöse Menschen, ohne die Ursache zu kennen, Ohnmachten ausgesetzt sind, durchzuckten jetzt trübe Ahnungen die Welt des sogenannten Aufschwungs, Scharfsichtige fingen, während sie Zuversicht heuchelten, heimlich zu retten an, Verwegene stürzten sich, um Vertrauen zu zeigen, in noch größere Wagnisse, während der Bann der Rathlosigkeit bereits sehr Viele umfing und hilflos umklammert hielt. Aber die Maske der Zuversicht, die Miene des Glaubens an die Unerschütterlichkeit ihrer Glücksumstände nahmen Alle vor, mit mehr oder weniger Erfolg, je nachdem Talent und Uebung der Durchführung der immer schwieriger werdenden Rolle zu Hilfe kamen.

Zu Denjenigen, welche bei aller innern Sorge und Bangigkeit die Rolle

der Zuversicht auf die Unerschütterlichkeit ihres Glückes augenfällig gut zu spielen versuchten, gehörte auch Lattenbach, der Parketten-Direktor, wie er genannt wurde. Nie ging er aufrechter, in feinerem Anzug umher, nie sah man ihn häufiger auf der Börse, um zu kaufen, was am meisten fiel; mußte es ja wieder steigen, erst recht steigen, weil er's kaufte, weil er dies immer gewohnt war, seit er die Börse betrat . . . Es gab auch wirklich Viele, die sich sein Beispiel zum Muster nahmen und tolldreiste Käufe machten . . .

Da kam der Tag, an welchem das Schicksal, wie der Dichter im fünften Akte eines Trauerspiels, das Facit der vorhergehenden Handlung zog . . . Abends saßen die Leute noch ahnungslos in den Theatern und ergötzten sich an der Vorstellung heiterer Stücke oder nahmen an den erdichteten Lebenskämpfen Theil, die in einem Trauerspiele entbrannten . . . Auch die Vorstellung der „Räuber" war auf diesen Tag gefallen.

Niemand in dem Schauspielhause ahnte, welche persönliche Theilnahme drei Herzen an letzterem Bühnenspiele nahmen, die mitten im Parterre ihre Plätze erobert hatten. Vor dem Auftreten Karl Moor's noch mit dumpfem Bangen der Dinge harrend, durchdrang sie glühendheiße Freude beim Auftreten des jugendlichen Helden und bei dem rauschenden Beifall, der bald folgte und verstärkt bei jeder wichtigeren Stelle wiederkehrte. Wie beim Wettlauf der besonders glückliche Sieger bald entscheidend voraus ist und nicht mehr überholt werden kann: so war der schöne Räuberhauptmann bald allen Mitspielenden siegreich voraus und erntete im Laufe des Spiels wie am Ende desselben den Löwenantheil des Abends . . .

Werner, Kläre, die Schwester und Frau Sieblein saßen froh und bewegt in traulichem Kreise nach der Vorstellung beisammen und gaben ihren Gefühlen und Beobachtungen während der letzten Stunden Ausdruck, ohne zu ahnen, welche Verheerung, von der Abendbörse ausgehend, eine Unheilslawine bereits rund um sie angerichtet hatte und Ursache wurde, daß bald neue Lawinen, weiter und weiter den Glücksstand von Tausenden verheerend, niedergingen . . . Mit bewundernden seligglühenden Augen an ihrem Julius hangend, hätte Kläre den Untergang der Welt übersehen; wie sollte sie ein Auge haben für die Vorgänge um sich her, die sich heute auch noch geräuschlos vollzogen — selbst im eigenen Vaterhause die kurze Strecke über den Platz dort drüben, wo in einem schwachbeleuchteten Zimmer ein Mann im Armstuhl saß, zerschmettert an Leib und Seele von den Schicksalsschlägen des Tages . . .

Der Vater Kläre's war's — ein unerhörtes Schlossenwetter hatte alle Halme seines Glückssaatfeldes binnen wenigen Stunden in Grund und Boden geschlagen . . .

XII.

Wir haben nicht nöthig, „Jahre dahinrollen zu lassen", um den grellen Schicksalswechsel eines Hauses vor Augen zu führen. Einige Wochen genügten in jener Periode erschütternden Zusammenbruchs glänzender Verhältnisse, um ergreifende Gegensätze menschlicher Lebenslagen zu vollenden und unerbittlich festzustellen. . . .

In dem engen feuchten Gäßchen eines Vororts, hinter der blind gewordenen Glasthüre eines früheren Obstlädchens saß eines Junitags ein Mann in ärmlichem Anzug, eine abgenützte Mütze mit Schild auf dem Kopfe, und blickte zeitweise, etwas

vorgebeugt, nach einem gegenüber befindlichen Hause, das sich wie ein riesiger Palast über die Hütten der Umgebung emporhob. Es schien den Mann sehr zu interessiren, wenn ab und zu ein wohlaussehender Fußgänger sich in das Gäßchen verirrte, vor dem Palaste stehen blieb, verwundert die Dimensionen des Baues, den Stil desselben betrachtete und nachzudenken schien: welchen Zweck wohl der Eigenthümer gehabt haben mochte, da er einen solchen Prachtbau an dieses äußerste Ende eines Vororts gestellt? Freilich genügte eine mäßige Wendung nach Nordwest, um zu erkennen, daß die Lage für eine Sommerfrische nicht leicht überraschender gefunden werden könne. Die kleinern Häuser der Gasse, dem Prachtbau gegenüber, waren alle beseitigt und an ihrer Stelle eine köstliche Gartenanlage mit Springbrunnen und Statuen angelegt. Die Aussicht nach dem grünen Hügel- und Bergland stand offen und schloß mit burggekrönten Waldspitzen am Horizonte ab. Nahm der unbekannte Fußgänger ein Notizbuch heraus, schrieb einige Worte dazu oder machte Striche wie zu einer Zeichnung, dann kam ein Zug neugieriger Spannung in das Gesicht des abgehärmten Mannes hinter der Glasthüre; — an diese paar Worte und Striche konnte sich ja eine glückliche Wendung in dem Geschick des Hauses knüpfen! — Verirrte sich nun gar ein eleganter Wagen in das abgelegene Gäßchen, hielt stille, ließ eine Herrschaft aussteigen, die mit Monokles und Lorgnetten den Bau, die Aussicht betrachtete, dann trat der gebeugte Mann hinter der Glasthüre hervor, um, wenn es gewünscht würde, Auskunft zu ertheilen und die Fremden im bewunderten Hause herumzuführen.... Oft schon war er darum ersucht worden; immer hatte er Rufe hoher Bewunderung, freudigster Ueberraschung vernommen, nicht selten den Besitzer solcher Herrlichkeit beneiden hören; — aber eine erwünschte Folge hatte es bisher nicht gehabt, es hatte sich kein Käufer gefunden — und in dem stillen, ärmlich gekleideten Manne hatte Niemand — den Eigenthümer des Palastes erkannt....

Und wer war dies? .. Lattenbach, der Parketten-Direktor. Er war jetzt der arme Wächter und Fremdenführer seines eigenen, unbewohnten und, wie die Zeiten sich gestaltet hatten, fast unverkäuflichen Wunderbaues....

Seine Gesellschaft war zu Grunde gegangen und hatte ihm eine große Last von Verpflichtungen aufgebürdet; das große Vermögen, welches er zumeist im Börsenspiel erworben, war in Spielpapieren angelegt, die in raschem Sturze bis zur Werthlosigkeit sanken; die ansehnlichen Forderungen, die er hatte, wurden ihm verweigert oder bestritten, während er als ehrlicher Mann alle noch verfügbaren Mittel zusammenraffte, um seinen Verpflichtungen nachzukommen. So ging binnen kurzer Zeit Alles verloren bis auf die vielbewunderte Villa, welche für lange Zeit unverkäuflich wurde und von einer schweren Hypothek belastet war, die mit jeder Annuität, die zu bezahlen war, ein neues Anlehen nothwendig machte. Zerschmettert von dem jähen Zusammensturze eines märchenhaften Glücksstands, betäubt und rathlos inmitten einer aus den Fugen gehenden Welt verderblicher Illusionen, flüchtete der bürgerliche Unglücksmann instinktmäßig in die Verborgenheit eines fast verschollenen Gäßchens am Ende eines Vororts, in die Nähe seines Wunderbaues, der ihm jetzt wie das Zauberwerk einer Traumwelt erschien und noch den einzigen Halt in seinen alten, aller Thatkraft baaren Tagen bildete.... Wächter und Fremdenführer seiner eigenen Villa, die er einst auf großem Fuße beziehen wollte — ein grelles Bild verfallenen Glücks! ...

Und seine Kinder? . . .

Gertrud lebte in demselben Institute, in dem sie ihre Bildung erhalten hatte, jetzt als Lehrerin und litt noch lange an dem Nachweh ihres Herzens, da ihr Hauptmann und Baron bei den ersten Nachrichten von den Unglücksfällen Lattenbachs die Fahnenflucht ergriffen und seiner Verlobten in wenig schonender Form den Abschied gegeben! . . .

Aber Kläre? . . .

Sie fand das Unglück vorbereitet und ihre Freunde treu und auserlesen. So lang der Vater noch das große Stadthaus bewohnte und die Hiobsposten Schlag auf Schlag in die fürstlichen Räume drangen, war Kläre der einzige Halt, der einzige Trost des zusammenbrechenden Mannes und wußte durch Zuspruch, Humor und trefflichen Ingrimm gegen die Elenden, die mit dem Glücke schamlos davonflohen, manche Stunde erträglich zu machen. Sie hatte sich aus den Tagen des Ueberflusses ein Sümmchen erspart, hatte ihren Schmuck und hundert erhaltene Geschenke zu Gelde gemacht und bat den Vater dringend, ein stilles Quartier mit ihr zu beziehen und ruhig zuzusehen, bis sie selbst durch Fleiß und Geschick noch hübsch dazuerwerben werde. „Das ist eine Zeit für mich!“ rief sie froh-entschieden: „Ich darf mich wieder bürgerlich aufführen, rühren; da muß Alles werden!“ Der Vater hatte aber bald für die melancholische Einsamkeit neben seiner Villa unabänderlich sich entschieden und zog dahin; Kläre aber blieb vorläufig bei Frau Sieblein, suchte und erhielt Arbeit und genoß das Glück, ihren treuen Werner täglich zu sehen, der nicht unthätig blieb, für das Wohl der Geliebten wie ihres Vater. . . .

Werner hatte durch seine schöne schauspielerische Leistung die Aufmerksamkeit mehrerer Directoren erregt und Anträge erhalten, bei der Bühne zu bleiben. Die Jahresbezüge, die man ihm bot, waren verlockend; die Aussichten, die man ihm eröffnete, geeignet, ihn eitel und ehrgeizig zu machen. Trotzdem hätte er alle Anträge abgelehnt, wenn ihn nicht die Nachricht überrascht hätte, daß auch der Glücksstand seines Vaters von der allgemeinen Krise hart mitgenommen und er der Gefahr ausgesetzt sei, ohne Hilfe zu bleiben. Nun hatte er keine Wahl mehr als den Vertrag mit einer Bühne einzugehen; doch war er standhaft genug, sich nicht ganz von dem Ziele seiner Studien abdrängen zu lassen; er hielt sich soviel Zeit frei, seine Studien zu vollenden, den Doctorgrad zu erwerben und dann der Bühne, deren Illusionen ihn nicht zu blenden vermochten, wieder Lebewohl zu sagen.

Während nun ringsum die Lawine der Krise fortfuhr, blühende Existenzen rücksichtslos zu zertrümmern, hatte der junge Mann sein sicheres Unterkommen gefunden, that sein Bestes als jugendlicher Bühnenheld und vollendete dabei mit Fleiß und Glück seine Studien und wurde Doctor der Rechte . . . Die Abenteuer, welche sich dem schönen, talentvollen Schauspieler boten, reizten ihn wenig, da er sein Herz nicht mehr zu vergeben hatte und täglich das holde Glück genoß, mit Kläre und Frau Sieblein beisammen zu sein.

Hier war es auch, wo das Schicksal von Kläre's Vater liebevoll besprochen und auf Milderung und Hilfe gedacht wurde. Kein Namens- oder Geburtstag, kein üblicher Anlaß wurde unbenützt gelassen, um den Mann, der in seiner Einsamkeit nicht einmal zuließ, daß die Tochter bei ihm wohne, mit einer kleinen Ueberraschung zu erfreuen, und Kläre war es dann, die ihm als munterer Engels-

bote erschien, ihm gratulirte, ihn einige Stunden heiterer machte und für die Zukunft hoffnungsvoller stimmte....

So ging ein Jahr und noch ein Jahr vorüber; Werner war bei einem Advokaten eingetreten und hatte Hoffnung, in nicht ferner Zeit das Geschäft seines Chefs ganz übernehmen zu können — als Kläre eines Tages wieder bei ihrem einsam trauernden Vater erschien — einen großen Korb am Arm, den Hut in der Hand, und glühend von der warmen Sonne und von heller glücklicher Laune.

„Da bin ich wieder!“ rief sie in die enge Stube tretend und rasch den Korb bei Seite stellend: „Machen Sie sich bereit, Vater; es wird noch Jemand kommen und etwas Angenehmes bringen!“

Lattenbach sah kopfschüttelnd auf und wollte dem stets willkommenen Töchterlein die Hand reichen, als diese in aller Eile den Korb öffnete, wohlriechende Eßwaren herausnahm, zwei Weinflaschen dazu und endlich auch ein wohleingehülltes Packet. „So“, sagte sie: „Das ist zu Ihrer Stärkung — auch zur Freude muß man stark sein; — und Das ist zu ihrer Zier!“ Sie nahm ihrem Vater die sehr ärmlich aussehende Mütze herunter und setzte ihm eine neue, wohlpassende auf das grau gewordene Haupt.

Lattenbach wollte die Mütze wieder abnehmen und die alte aufsetzen, als ein Wagen vor der Hütte hielt und drei Männer ausstiegen, die vielbedeutend aussahen.

Der jüngste — ein feiner schöner Mann, — trat auf die Schwelle der Stube, warf einen grüßenden Blick auf Kläre und sagte dann, zu Lattenbach gewendet:

„Ist's erlaubt?“

Dieser nickte überrascht und stand auf.

„Zwei Herren sind da, die Ihr Haus besehen — und, wenn die Bedingungen darnach sind, auch kaufen möchten!“

Das war noch immer die Zauberformel, die den gebeugten Villenbesitzer aufrichten konnte. Er erhob sich, lüpfte die neue Mütze, nahm den Bund Schlüssel zu sich und trat vor die Thüre, um die Herren nach dem Prachtbau zu führen. Der hübsche junge Mann folgte ihm — wenn auch nicht gleich — denn er hatte sich geschwinde einen süßen Lohn seiner Bemühungen — einen raschen Kuß von Kläre's Lippen zu holen — und bald waren Alle hinter einer Nebenpforte der Villa verschwunden — bis auf Kläre, die in der kleinen Stube zurückblieb, um ein kleines Mahl bereit zu stellen für drei Personen: nämlich für den Vater, sich — und Werner, der die Fremden begleitet hatte als Vertreter seines Chefs, um sofort, wenn man einig würde, den schon fertigen Kaufvertrag abzuschließen. . .

Lange dauerte es — länger als Kläre in ihrer Unruhe erwartet hatte, bis die Fremden wieder zum Vorschein kamen; endlich fing selbst das Vertrauen auf Werner's Einfluß etwas zu wanken an — als die Nebenpforte der Villa wieder geöffnet wurde und die ungeduldig Erwarteten zum Vorschein kamen.

Ein ermunternder Wink von Seite Werner's genügte, um Kläre's Hoffnungen neu aufleben zu lassen; — ein Blick auf den Vater beseitigte jeden Zweifel, daß Alles einen erwünschten Abschluß gefunden; Lattenbach trug eine Schrift in der Hand — offenbar den unterschriebenen Kaufvertrag; — sein ganzes Gesicht war von kaum zurückgehaltener Freude geröthet und die Mütze hatte eine Heiterkeitswendung gegen ein Ohr genommen.

Die Fremden grüßten vornehm-artig und stiegen in den Wagen, während Lattenbach und Werner der Kläre entgegen eilten, die vor die Thüre trat.

„Abgeschlossen!“ rief der Vater und hielt das Papier in der zitternden Hand empor: — „Und diesem lieben Herrn da verdank' ich Alles! Oft hat's geschwankt und hat in die Brüche gehen wollen — der Herr da hat, wie's in Kriegsberichten heißt: das Gefecht wieder hergestellt! Ich habe mehr herausgeschlagen, als ich noch hoffen konnte!“

„Wenn Ihnen nur die Belohnung nicht zu viel wird, die ich bald in Anspruch nehmen werde!“ sagte Werner lächelnd.

„Verlangen Sie!“ rief Lattenbach, die Mütze lüftend und sich die Stirne trocknend: „Sie haben ein Redliches verdient, und ich habe noch nicht ganz verlernt, nobel zu sein, wenn ich's habe!“

Es kam Etwas wie aus alten Glückstagen über ihn, als er dieses sagte, denn zum ersten Male blies er die sonst so vollen, jetzt schlaff hängenden Wangen wieder auf.

Kläre lächelte glückselig und warf einen verständnißinnigen Blick auf Werner; dann verneigte sie sich artig und sagte:

„Treten Sie ein, mein Herr; Sie müssen mit dem Vater und mir eine kleine Stärkung zu sich nehmen!“

„Mit Vergnügen!“ sagte Werner und trat über die Schwelle.

„Aber die Stube ist so klein und trübe —“ bemerkte Lattenbach bedenklich.

„Dem Glücklichen ist jeder Raum willkommen!“ sagte Werner und nahm an dem Tischchen Platz, auf welchem Kläre bereits Alles einladend zurechtgestellt hatte...

Man aß und trank; wurde heiter und immer gesprächiger und Werner sagte dann:

„Jetzt, freundliche Wirthin, schenken Sie uns die Gläser voll; wir werden aber erst anstoßen und trinken, wenn ich meinen Spruch gesprochen und ein Anliegen vorgebracht habe!“

„Einverstanden!“ sagte Lattenbach.

Werner stand auf, hob das Glas und sagte:

„Ich lasse ein Töchterlein leben, wie es kein zweites auf dieser Erde giebt; es heißt — Kläre; es hat seinen Vater im Glück geliebt und im Unglück nicht verlassen; es hat nicht geruht, bis es noch einen Helfer gefunden, um dem Vater recht unter die Arme greifen zu können. Dem Vater ist geholfen und dieses Töchterlein soll hoch, lange und glücklich leben!“

Lattenbach stieß an, fuhr sich über die Augen und konnte nur tiefbewegt nicken.

Werner blieb stehen, ließ sich das Glas wieder füllen und fuhr fort:

„Das Anliegen, von dem ich gesagt habe, ist mein eigenes. Ich habe einigen Anspruch auf Entschädigung. Es ist Sitte heutzutage, nicht blöde zu sein — und so fordere ich von dem Vater, dem geholfen worden ist — das Töchterchen, das sich so verdient um ihn gemacht hat!... Ihrem Wohl soll es gelten, Herr Lattenbach, wenn Sie den Preis, den ich fordere, gewähren!“

Der Angeredete wußte nicht, wie ihm geschah — er staunte den Redner an — blickte auf Kläre; — aber es wurde ihm bald, auch ohne Erklärung, Alles ver-

ständlich, da Kläre vor Freude schluchzend dem Redner um den Hals fiel und sich dann dem Vater an das Herz warf.

„Ihr verliert mich nicht, Vater — wenn wir ihn gewinnen!“ rief sie.

Nun saß man bald wieder, Alles mittheilend und aufklärend, um den kleinen Tisch.

Werner erzählte, wie er seit seinem Eintritt bei dem Advocaten nicht ruhte, bis er durch Agenten und Vermittler alle reichen Kauflustigen erfuhr für Häuser und Villen; sein Chef selbst hatte ausgebreitete Verbindungen aus jener Zeit, wo er zahlreiche große Güterkäufe selbst vermittelt hatte; — der jetzige Eigenthümer der Villa Lattenbach's war noch Einer dieser Clienten und wurde auch glücklich festgehalten, bis der Kauf der Villa vollzogen war. . . .

Lattenbach hatte freudig seine Einwilligung zur Verlobung gegeben, und es wurde ausgemacht, daß nach der Hochzeit „der Vater bei seinen Kindern“ wohnen und in diesem Leben sich nicht mehr von ihnen trennen solle! — Schon heute sollte er mit ihnen nach der Stadt fahren, um in der traurigen Einsamkeit nicht länger an die schmerzlichen Unglückstage erinnert zu werden.

„Und jetzt“ sagte Werner, da Alles in schönster Ordnung besprochen war: „sei Kläre noch von einer Schuld freigesprochen, die sie einst gegen den Willen des Vaters und zu seinem Schmerz auf sich geladen hat! — Als sie in den Tagen des größten Glücks im schlichten Kleide nach dem Brunnen ging, um Wasser zu holen, da geschah's nicht, um Jemand wehzuthun oder zu beleidigen; es geschah um meinetwillen, um von mir gesehen zu werden; — es geschah in tiefer unschätzbarer Liebe — und eine solche Liebe heiligt und entschuldigt Alles!“

„Ja, ja!“ — sagte Lattenbach und drückte Kläre's Kopf bewegt an seine Brust.

„Und da nun auch diese süße Schuld aus der Welt geschafft ist,“ sagte Werner, „laßt uns aufbrechen und unser neues schöneres Leben beginnen! . . .“

Die Lehre des Copernicus und ihre Stellung in der Wissenschaft.

Von
E. Schönfeld,
Director der Kgl. Sternwarte in Bonn.

Die Geschichte der Wissenschaft zeigt nicht minder den Wechsel von Perioden der erhöhten Thätigkeit und der Erschlaffung, als die Geschichte der Völker und Staaten und als die des einzelnen Menschen. Jahrhunderte lang kann der Irrthum herrschen und die mißverstandene Autorität als untrüglich gelten. Dazwischen erglänzen die leuchtenden und zündenden Funken des Genies und zeigen die Zugänge zu verborgenen Gebieten. Mit Bekümmerniß weilt der Geist des Forschers späterer Zeit bei jenen Perioden, in denen die Menschheit ihrer hohen Aufgabe zu vergessen scheint. Zwar wird ihm ein genauerer Einblick in die Leistungen auch solcher Zeiten stets eine große Zahl von Ergebnissen zeigen, die der Wissenschaft zu wahrem Nutzen gereichten, indem sie die sorgsame und verständige Pflege der Keime bekunden, aus welchen die Blüthe späterer Zeiten sich entwickelt. Aber die wahre,

begeisterte Freude erfüllt den Geschichtsschreiber der Wissenschaft nur bei den großen Epochen, wo neue Ideen den Schleier des Geheimnisses von unbekannten Welten hinwegziehen und wo die mühsam gesammelten Bausteine sich plötzlich zu einem stattlichen Gebäude zusammenfügen.

In der Geschichte der Astronomie ist deshalb keine Periode größer, als da nach der Wiedererweckung der Wissenschaften im Abendlande die Lehre von den Gestirnen von Neuem Gegenstand des Denkens wurde, nachdem sie dreizehn Jahrhunderte hindurch, wenn auch praktisch durch die Araber etwas fortgebildet, so doch theoretisch nahezu stagnirt hatte. Und sie ist gerade für uns um so interessanter, je größer der Antheil ist, den Deutschland an der Fortbildung derselben nahm. Wir fassen die Zeit in's Auge, da schon Peurbach und Regiomontanus die Theorien des Ptolemäus, die so lange nur durch Excerpte bekannt gewesen und vielfach entstellt waren, in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt hatten. Sie hatten ihre Handhabung und Anwendung erleichtert, ihre Lehrbücher waren moderner, dem Bildungsgrade der Mitwelt, die sich ja schon das den Griechen unbekannte dekadische Zahlensystem zu eigen gemacht hatte, angemessener. Die astronomische Praxis war wieder erwacht und Nürnberg durch Regiomontanus und Bernhard Walther ihr Mittelpunkt. Noch vor Schluß des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Physik des Aristoteles und die Astronomie des Ptolemäus, diese beiden Compendien der Naturlehre der Alten, Gemeingut der Gelehrten. Mit der Zeit des Verstehens dieser großen Meister war auch die Zeit gekommen, ihren Standpunkt zu überwinden, und den Beginn dazu machte der Mann, dessen Name jetzt überall als der des Schöpfers der neueren Astronomie verehrt wird, Nicolaus Copernicus.

Zur Zeichnung des Bildes dieser Zeit sind einige Blicke in das Wesen der astronomischen Theorien und einige vielleicht trockene Deductionen daraus nicht zu vermeiden. Aber diese Seite desselben ist nicht die Hauptsache. Um es gleich kurz zu sagen: der Fachwissenschaft hat Copernicus große Dienste geleistet, ungleich größere aber der allgemeinen Naturwissenschaft, der Naturphilosophie. Aber noch eine weitere Seite hat das Bild.

Es ist bekannt, daß es die Lehre von der Bewegung der Erde ist, durch welche Copernicus die Astronomie umgestaltet hat. Und der handgreiflichste Beweis für das Uebergewicht der heutigen Astronomie über die alte ist die überraschende, die Leistungen der Alten dreitausendfach und mehr überragende Genauigkeit, mit der wir die Stellungen der Himmelskörper berechnen. Der letzte Beweis der Richtigkeit einer Theorie ist aber immer die durchgehende Uebereinstimmung der Rechnung mit der Beobachtung. Gegen diesen kann sich Niemand verschließen, am wenigsten der practische Astronom — und doch ist es bekannt, daß Copernicus' Lehre gerade bei dem bedeutendsten Beobachter seines Jahrhunderts den entschiedensten Widerspruch fand. Sollen wir bei einem so bedeutenden Manne, wie Tycho Brahe, ein wahres Blindsein gegen offen daliegende Wahrheit annehmen, oder gar mit den meisten unserer populären Schriftsteller eine kleinliche Eitelkeit des hochverdienten dänischen Astronomen als Ursache seiner Renitenz betrachten?

Eine unbefangene Prüfung läßt erkennen, wie ungerecht die Nachwelt urtheilt, wenn sie den Maaßstab ihrer eigenen Kenntnisse, der später gewonnenen Erfahrung,

an die Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger früherer Heroen anlegt. Es ist nöthig, die Lehre des Copernicus scharf von der Summe von Theorien zu trennen, die wir jetzt unter dem Namen des Copernicanischen Weltsystems zusammenfassen. Nur so ist es möglich, seine wahre Bedeutung zu erkennen, ohne ungerecht gegen das Andenken hervorragender Männer zu werden.

Ueberblicken wir zuerst den Standpunkt, auf den Ptolemäus die Astronomie gestellt, und auf den besonders Regiomontanus sie wieder erhoben hatte. Schon der große Astronom von Alexandrien hatte die Aufgabe richtig erfaßt. Sie soll die Oerter der Himmelskörper so berechnen lehren, daß dadurch das Resultat der Beobachtung richtig wiedergegeben wird, und hierzu ist der Weg, wie in allen Erfahrungswissenschaften, klar vorgezeichnet. Man muß zur Erklärung des Resultats der Beobachtungen eine Hypothese aufstellen, die der mathematischen Behandlung fähig ist, in diese gewisse Zahlenelemente einführen, und mit diesen die allgemeine Theorie bis zu den Erscheinungen durchführen, welche der Beobachtung zugänglich sind. Ist das Resultat der Rechnung mit der Gesammtheit der Beobachtungen in Uebereinstimmung, so leistet die Hypothese, was sie soll. Erhebt bei richtiger mathematischer Behandlung die Beobachtung gleichwohl Widerspruch, so entsteht zunächst ein Dilemma: entweder die Zahlenelemente sind falsch oder die allgemeine Hypothese ist es. Ist aber diese richtig, so kann durch eine zweckmäßige Aenderung jener stets die Uebereinstimmung genügend hergestellt werden. Die Beobachtungen entscheiden also innerhalb der Grenzen ihrer eigenen Richtigkeit in letzter Instanz stets über die zu Grunde gelegte Hypothese; mit großer Sicherheit, wenn sie selbst scharf sind; mit um so geringerer, je ungenauere und rohere Wahrnehmungen sie darstellen, so daß sich freilich in ihren Abweichungen das wahre Zeugniß der Natur unter Umständen ganz verstecken kann.

Die Hypothesen nun, auf welche Ptolemäus seine Astronomie gegründet hatte, sind im Wesentlichen die Ruhe der Erde und das Princip der gleichförmigen Kreisbewegungen in der außerirdischen Welt. Beide erscheinen von vornherein als plausibel. Sprach für die erste die unmittelbare Sinneswahrnehmung, so erklärte die zweite vollkommen die einfachste aller himmlischen Bewegungen, die tägliche Bewegung der Fixsterne. Aber schon früh wurde das Princip erweitert, es wurde sogar zu einem Axiom. Keine cyklisch wiederkehrende Bewegung ist einfacher, keine hat die leicht erkennbaren geometrischen Eigenschaften derselben, die so sehr eine höhere Bedeutung zu haben schienen, daß die Kugelgestalt bei Plato sogar der Gottheit selbst nicht unwürdig erscheint. Aber ihre Einführung in die Astronomie erforderte doch vieles Nachdenken. Schon bei dem Laufe der Sonne um die Erde reichten die Zahlenelemente des Fixsternhimmels nicht aus. Ptolemäus (oder eigentlich schon sein Vorgänger Hipparch) bestimmte also neue, der Sonne eigenthümliche Elemente. Sie nimmt bei ihm an der täglichen Bewegung Theil; sie hat aber noch eine besondere, nahezu, aber nicht völlig, entgegengesetzte Bewegung mit einer Geschwindigkeit, die sie gerade nach einem Jahre wieder an dieselbe Stelle des Himmels zurückführt. Ihre täglichen Wege sind aber auch im Sommer kleiner als im Winter. Dies zwingt zu der Alternative, daß entweder die Bewegung der Sonne ungleichförmig ist, oder daß die Erde nicht im Mittelpunkte ihrer Bahn steht, von dem allein aus gleiche Bewegungen auch durchweg gleich erscheinen. Das Erstere nun

widerspricht dem vermeintlichen Axiom, und so setzt Ptolemäus die Erde um $1/_{24}$ excentrisch, so daß ihre Sonnenferne auf Ende Mai fällt. Mit diesen Zahlen führt er die Rechnung aus und gelangt damit zu einer genügenden Darstellung seiner rohen Beobachtungen.

Den Weg, der hier an dem einfachsten Beispiele der Sonne erläutert ist, verfolgte der Baumeister des alten Systems auch bei den übrigen Himmelskörpern. Aber die Auflösung der verwickelten Bewegungen der Planeten in gleichförmige Kreisbewegungen war ungleich schwieriger, und zu ihrer Ausführung gehörte ein großer Ueberblick. Sie gelang nur durch den Verzicht auf die Annahme eines einfachen Kreislaufs um die ruhende Erde. Man ließ vielmehr auf dem Umfange eines Kreises den Mittelpunkt eines andern laufen, der seinerseits erst auf seinem Umfange den Planeten trug, und wo dies nicht ausreichte, wurden die Kreise noch gehäuft. So wurde schon das specielle System für jeden Planeten zu einer Art von Uhrwerk, das durch mannichfache Rädercombinationen den Planeten dahin zu führen hatte, wo die Beobachtung ihn zeigte. Jede durch die Beobachtungen neu aufgedeckte Ungleichheit im Planetenlauf wurde durch einen neu hinzu combinirten Kreis dargestellt, und damit wurde gewissenhaft das Resultat der Beobachtungen gesammelt. Und dies ist das wahre, große Verdienst dieser in ihrer Bedeutung oft unterschätzten und verkannten sogenannten epicyklischen Theorie, die ihren Namen eben davon hat, daß sie aufgesetzte Kreise, Epicyklen, von anderen Kreisen tragen und herumführen läßt. Sie scheidet aus den Beobachtungen alles Unwesentliche aus und abstrahirt ihre geometrische Bedeutung daraus, sie giebt zu der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen das der Rechnung zu unterwerfende Schema, sie verwandelt das Gemälde in einen Situationsplan. Aber nun nahm man freilich die Aufstellung des Bildes für die physische Erklärung der Erscheinungen selbst und glaubte den Weltbau ergründet zu haben, während doch eine erst noch zu erfindende Kunst dazu gehörte, die Idee, nach der der Schöpfer diesen Bau angeordnet hatte, aus dem Bilde herauszulesen.

Dem stellte sich nun in erster Linie die innere Unsicherheit der alten Beobachtungen entgegen. Man schätzt diese auf etwa 10′, d. h. 500 bis 1000 Mal so groß, als die der besseren von heutzutage. In diesen 10′ blieb manches Geheimniß der Natur verborgen, gar manches Zahlenelement wurde falsch bestimmt, gar manche Erscheinung nicht in ihrer wahren Natur erkannt, und oft genug dadurch auch der logische Gang der Untersuchungen im Einzelnen beeinträchtigt. Das Unzureichende der Zahlenresultate war auch zu Copernicus' Zeit recht wohl bekannt, und die Forderungen der Schifffahrt wie die der kirchlichen Zeitrechnung riefen nicht minder zu einer Verbesserung auf, als der geistige Aufschwung des Zeitalters im Ganzen. Schon Regiomontanus hatte Hand angelegt, um die Beobachtungen genauer zu erhalten, und durch mathematische Bildung, praktischen Sinn und mechanische Kunstfertigkeit war er dazu vollkommen befähigt; aber er wurde der Welt zu früh durch den Tod entrissen, und erst ein Jahrhundert später gelangte ein Anderer an das Ziel, nachdem Copernicus seit mehreren Jahrzehnten seine Theorie auf die alten unvollkommenen Beobachtungen gegründet hatte. Und so roh die alten Beobachtungen waren, ihre Resultate reichten hin, um Copernicus das zu bieten, was er brauchte, denn dies war nur das Material, seine Zusammenstellung und Ver-

arbeitung war weniger die That des practischen Astronomen als des Philosophen. Und das war Copernicus; er besaß die Freiheit des Geistes, die unbeirrt durch die Vorurtheile der Schule eigene Wege wandelt, und zu diesen Vorurtheilen zählte er vor Allem die Ruhe der Erde im Mittelpunkte des Weltalls.

Der Gedanke an eine Bewegung der Erde ist sehr alt. Die Pythagoräer hatten ihr eine solche um ein Centralfeuer beigelegt, Ptolemäus discutirt die Frage, ob die Erde ruhe oder nicht, ganz wissenschaftlich, und Regiomontanus nach ihm hat dasselbe gethan und aus denselben Gründen die Bewegung der Erde geleugnet. Von Aristarch und Anderen sind sogar bestimmtere Philosopheme, eine wirkliche Bewegung um die Sonne betreffend, berichtet, aber alle diese Ansichten blieben eben nur kühne Conceptionen, so lange man nicht geometrisch zeigen konnte, wie sich daraus die Himmelserscheinungen erklären. Die astronomische Frage ist hier nicht, ob die Erde sich bewegt, oder ob sie ruht, sondern vielmehr, welches sind die mathematischen Kennzeichen der Erdbewegung, in welche Componenten muß die jedenfalls complicirte Gesammtbewegung aufgelöst werden, damit die Erscheinungen am Himmel sich so darstellen, wie die Beobachtung sie giebt.

Diese Erscheinungen lassen sich nun ungefähr so eintheilen: Es ist der regelmäßige und gleichförmige Lauf der Fixsterne; es ist der regelmäßige, aber ungleichförmige Lauf der Sonne längs ihrer Bahn, und die schiefe Lage dieser Bahn gegen die Weltaxe; also der Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter. Dann das allmälige Zurückweichen des Punktes der Tag- und Nachtgleiche, welches bewirkt, daß die Sonne gleiche Stellungen gegen den Erdäquator früher wieder erreicht als gegen die Fixsterne; endlich die verwickelten Irrwege der Planeten unter den Sternen in der Nähe der Sonnenbahn, ihre Rückläufe und Stillstände.

Jede dieser Erscheinungen hat ihre characteristischen, nach Ort, Zeit und Geschwindigkeit von denen der andern verschiedenen Zahlenelemente; jede erforderte also, um das Bild eines Uhrwerks für die Theorie des Ptolemäus beizubehalten, andere Räder für die einzelnen Himmelskörper und eine andere Art ihrer Bewegung. Aber was in diesem Rädergewirr dem praktischen Beobachter entging, das erkannte der Philosoph; nämlich, daß die Räder, welche die Rückläufe der Planeten vermittelten, und das Rad, das die Erde um die Sonne trug, gleiche Eigenschaften hatten. Sie drehten sich gleich schnell und hatten im Raume eine parallele Lage. Dies mußte, wenn der Gedanke einer Bewegung der Erde einmal gefaßt war, die Bestimmung der Natur dieser Bewegung wesentlichst erleichtern. Es ist aber auch der Beweis dafür, wie unbefangen die alte Theorie die Thatsachen gesammelt, wie klar sie den Nachfolgern das Schema der Erscheinungen zurechtgelegt hatte.

Zur Erklärung des täglichen Umschwungs der Gestirne hatte das alte System ein primum mobile, eine ursprüngliche Rotationsbewegung alles Außerirdischen um die ruhende Erde eingeführt. Copernicus ersetzte sie durch die Axendrehung der Erde; den Sonnenlauf durch die jährliche Wanderung der Erde um die ruhende Sonne; den Wechsel der Jahreszeiten erklärte er durch die schiefe Stellung der Erdaxe gegen ihre Bahn, das Zurückweichen der Nachtgleichen durch eine Drehung der Erdaxe in langer Periode, und die Stillstände und Rückläufe

der Planeten durch die Zusammensetzung ihrer eigenen Kreisbewegungen um die Sonne mit der jährlichen der Erde.

Leider kennen wir, trotz mancher Studien der Neuzeit, nicht genau den Studiengang, der Copernicus dazu führte diese Bewegungen der Erde beizulegen, und damit wird die psychologische Zergliederung der großen Entdeckung für uns unausführbar. Und dies ist um so mehr zu bedauern, als augenscheinlich die Lehre des Copernicus aus zwei nicht nothwendig mit einander verbundenen Theilen besteht. Der erste besteht in der Erkenntniß, daß der Bewegungsmittelpunkt der Planeten nicht die Erde, sondern die Sonne ist; der zweite erst ist die Bewegung der Erde selbst, die Planetennatur der letzteren.

Das erstere ist der fachwissenschaftliche Theil der Lehre; er besteht in der Entdeckung, daß die Bewegungen der Planeten, von der Sonne aus gesehen, sich so vereinfachen, daß man in dem Uhrwerk eines jeden ein Rad sparen kann, und daß dieses Rad nichts anderes ist, als die eine und einzige Sonnenbahn. Dies ist eine formale Vereinfachung der alten Theorie, ohne daß ihre Grundlagen angetastet würden; eine Verbesserung, die freilich auch an sich einen tiefen Blick in die Phänomene des Planetenlaufs voraussetzt, die aber doch auch ein minder großer Geist leicht hätte concipiren können. Daß nun aber auch die Erde selbst in die Reihe der Planeten treten kann, und daß dann doch die Phänomene eben so gut erklärbar bleiben, das ist die dem Ptolemäus geradezu entgegentretende und, mag auch das Alterthum hin und wieder Aehnliches gedacht haben, für das Bewußtsein der Zeitgenossen völlig neue Hypothese.

Zum Verständniß der Geschichte des Copernicanischen Systems ist es nöthig, diese beiden Gesichtspunkte sorgfältigst zu trennen; denn nur dadurch werden die Einwürfe verständlich, die vor Allem der größte wissenschaftliche Gegner des Copernicus, Tycho Brahe, gegen sein System erhob. Die Beziehung der Planetenbewegung auf die Sonne als Bewegungscentrum erkannte Tycho so gut wie Copernicus; er ließ deßhalb die Planeten um die Sonne laufen wie sein Vorgänger, aber sie liefen mit dieser als ihre Trabanten um die Erde, weil er sich von der Planetennatur der letztern nicht überzeugen konnte. Durch beide Hypothesen wird auch der Planetenlauf gleich gut erklärt, wie die ganze Art der Entstehung des Systems alsbald zeigt. Es ist eine Fabel, daß die Theorie des Copernicus genauere Vorausberechnungen ermöglicht habe, als die ihr entgegenstehenden. Dazu war noch eine ganz andere Arbeit nöthig. Wie die Alten nahm auch Copernicus für die *wahre* Bewegung der Planeten die Kreisform mit gleichförmiger Geschwindigkeit an; zwar nicht mehr ganz als philosophisches Axiom, aber doch als Rechnungshypothese, über welche hinauszugehen seine mathematischen Hilfsmittel ihm nicht gestatteten. So mußte bei ihm der Grundtypus der alten Rechnungsmethoden derselbe bleiben; er mußte alle die alten Hilfsmittel, den excentrischen Kreis, hin und wieder auch die Epicyklen beibehalten, wenn nicht sein System noch weniger leisten sollte, als das alte. Die Frage nach der Wahrheit des einen oder des andern Systems war also zu jener Zeit gar nicht eigentlich practisch astronomisch; denn der scheinbare Planetenlauf, der freilich in letzter Instanz die Entscheidung geben mußte, gab diese nicht freiwillig; selbst die feineren Beobachtungen von Tycho Brahe waren *an sich* nicht hinreichend dazu, sie blieben nur fremdartige Worte, bis Keppler sie lesen

lernte. Ja, die Anschauungen des practischen Astronomen wurde im Copernicanischen System noch durch einen besonderen Umstand irre gemacht, den Tycho nicht unterlassen hat sorgfältig zu untersuchen.

Es ist schon Copernicus nicht entgangen, daß, wenn die Bewegung der Erde auf die Richtungen, in denen die Planeten erscheinen, so bedeutenden Einfluß hat, daß diese sogar den Sinn ihrer scheinbaren Bewegung ändern können, ähnliche Einflüsse sich auch in den Fixsternörtern zeigen müßten, wenn diese nicht in ganz enormen Entfernungen von uns stehen. Nun ist freilich enorm ein relativer Begriff, und es genügt z. B. für die alten Beobachtungen die Annahme, daß die Fixsterne 350 Mal soweit von der Erde entfernt sind als die Sonne, wenn ihre durch die Bewegung der Erde verursachten perspectivischen Verschiebungen geringer sein sollen, als die Beobachtungsfehler. Als aber Tycho die Beobachtungen so sehr verschärft hatte, daß er diese Zahl auf wenigstens 3400 vergrößern konnte, da schreckte die noch nicht an große Zahlen gewöhnte Phantasie vor solcher Annahme zurück. Tycho frägt, wie in so großen Entfernungen die Fixsterne überhaupt nur sichtbar sein könnten; und er hatte ein Recht zu dieser Frage, da sie dem freien Auge zum Theil größer erscheinen als die Planeten. Und daß später die richtige, optische Erklärung für diese großen falschen Fixsterndurchmesser gefunden werden würde, war denn doch vor der Erfindung des Fernrohres kaum zu vermuthen.

So sind es also wirkliche practische Gründe, die es für Tycho Brahe unrichtig erscheinen ließen, die Lehre von der Bewegung der Erde in die Astronomie einzuführen, und damit fiel für ihn alle Veranlassung weg dem Eindruck der Sinne, der die Ruhe der Erde zu fordern schien, zu mißtrauen. Tycho war eben reiner Beobachter, er war schwerfällig in Allem, was über das unmittelbare Resultat der Beobachtung hinausging, aber deshalb seinen Character anzugreifen, liegt kein Grund vor. Wäre Copernicus von gleichem Geiste beseelt gewesen, er wäre bei Tycho's System stehen geblieben. Aber er war eben mehr. Er fand es, nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Sonne den Mittelpunkt der Planetenkreise einnähme, so unannehmbar, sie nicht auch in den Mittelpunkt der Welt zu setzen, daß er sie sogar, über die Grenzen des Thatsächlichen herausgehend, auch in die Mitte der Fixsternsphäre setzt. Nur vom Mittelpunkte aus, sagt er, kann die Leuchte der Welt den ganzen Bau gleichmäßig mit ihren belebenden Strahlen erfüllen. Es ist also nicht blos eine astronomische Rechnungshypothese, die Copernicus aufstellt, es ist zugleich und überwiegend eine Gesammtanschauung über die Einrichtung des Kosmos. Und um diese zu begründen, lehrt er nach seiner Theorie die Oerter der Himmelskörper zu ermitteln, und beweist, daß sie nicht weniger leistet als die alte. Aber er beweist nicht, und kann nicht beweisen, daß sie mehr leiste. Wo die nach ihr berechneten Planetentafeln von Erasmus Reinhold eine größere Genauigkeit geben als die älteren, liegt dies nicht an der Theorie, sondern an der größeren Ausdehnung der Beobachtungsreihe, die Copernicus in Vergleich mit den Alten zur Ermittelung der Zahlenelemente zur Verfügung stand.

Wie schroff diese Copernicanische Weltanschauung der damals allgemein herrschenden gegenüber trat, hat besonders Apelt scharf und klar auseinandergesetzt. Die Gründe des Aristoteles und Ptolemäus für die Unbeweglichkeit der Erde wurzeln wesentlich in der alten Physik, in der Lehre von den vier Elementen. Die

Grundstoffe des Weltalls, nach dem Grade ihrer Compactheit geordnet Erde, Wasser, Luft und Feuer, ordnen sich in dieser Lehre ebenso räumlich. Die feste Erde strebt abwärts, zum Mittelpunkt, ihr Attribut ist Ruhe; das reinste, flüchtigste Element, das Feuer, entfernt sich vom Mittelpunkt, es strebt nach oben, sein Attribut ist Bewegung. Wasser und Luft nehmen Mittelstellungen ein. Die Erde ist deshalb von zwei Welten umgeben. Ihr zunächst in der sublunaren Welt ist das Reich der veränderlichen Wolken und Winde; darüber regiert das Feuer, und die Himmelskörper sind Verdichtungen davon. Sterne und Erde sind also ganz heterogene Körper. Wenn Tycho Brahe dem Sonnenkörper eine bedeutendere Größe zugesteht als der Erde, und dennoch tadelnd ausruft: Wie kann Copernicus die rohe und ungeschlachte Masse der Erde gleich einem Stern in den Lüften herumführen? so heißt dies offenbar: ob die Erde größer ist oder die Sonne, ist für die Bewegungsfrage ganz gleichgiltig; der Stoff ist das Maßgebende, das Sonnenfeuer ist an sich beweglich, die Erde unbeweglich.

Aber so abgerundet in sich diese Ansicht zu Aristoteles' Zeiten erschienen sein mag, zur Astronomie des Ptolemäus paßte sie nicht mehr ganz. Denn in dieser steht eigentlich die Erde nicht mehr in dem Mittelpunct der Kreise, die den Ersatz der noch älteren Sternsphären bilden, sondern excentrisch dazu. Diese excentrische Stellung wurde aber von den Erscheinungen gefordert, und war deshalb gezwungen von der Astronomie des Ptolemäus angenommen worden, die nun gleichwohl die entgegenstehenden physikalischen Grundgedanken nicht aufgeben wollte, sondern fortfuhr, sie für sich in Anspruch zu nehmen, wo es ihr paßte, und sie bei Seite warf, wo sie ihr widersprachen. Und Alles dieses war von der Aristotelischen Weltanschauung ganz unzertrennlich, denn ihre Symmetrie war gerade durch das gestört, was zur Darstellung der astronomischen Erscheinungen das Nothwendige war. Daher vergleicht Copernicus diese Anschauung mit dem Bilde eines Ungeheuers, dessen Theile zwar einzeln an sich schön sind, aber nicht zusammen passen. Und deshalb nimmt er sie auseinander und setzt sie anders zusammen. Die Bewegung der Erde um ihre Axe und um die Sonne leistet beides zugleich: sie erklärt die beobachteten Himmelserscheinungen, und es ist eine befriedigende Ansicht vom Bau des Systems, wenn, um mit Copernicus selbst zu reden, die Weltleuchte, die gesammte Familie der um sie laufenden Gestirne regierend, in die Mitte des schönen Tempels der Natur wie auf einen königlichen Thron gesetzt wird.

Während also die Astronomie durch Copernicus zunächst nur ein neues Rechnungssystem erhalten hatte, von dem es noch zweifelhaft erscheinen konnte, in welcher Weise es zur weiteren Ausbildung der Disciplin nutzbar zu machen sei, ging der Angriff in der allgemeinen Naturlehre geradezu gegen die Fundamente. Das ganze Grundprincip wurde durch die neue Weltanschauung erschüttert, indem sie unbekümmert um das scheinbar zweifellose Urtheil der Sinne die Forderung einer höheren Symmetrie und Harmonie im Weltbau den engherzigen Ansichten von beweglich und unbeweglich, von unten und oben, von Himmel und Erde entgegenstellte. Die Frage nach der Richtigkeit dieser oder jener astronomischen Hypothese hätte man vielleicht den Fachgelehrten ruhig überlassen können; aber der Einfluß der neuen Gesammtansicht der Dinge auf das ganze geistige Leben war zu gewaltig, als daß nicht die ganze gebildete Welt daran hätte Theil nehmen sollen.

Und wie innig war das ganze geistige und religiöse Leben der Zeit mit der alten Weltanschauung verwachsen! Die räumliche Welt und die Welt der Geister wurden als innig verbunden gedacht, die Hölle, die Erde und der Himmel, die Gebiete der Verdammten, der irdischen Trübsal und des menschlichen Irrthums, und das Reich der zur Seligkeit emporgestiegenen Seelen, es waren Alles nur Etagen desselben Gebäudes, Gott thronte auch räumlich an oberster Stelle. Zahlreiche Sätze, die uns jetzt nur Symbole religiöser Ahnungen oder sittlicher Wahrheiten sind, galten dem sechzehnten Jahrhundert zugleich als naturwissenschaftliche Thatsachen. Wenn aber die „wohlbegründete dauernde" Erde durch die Himmelsräume wandert, so giebt es kein absolutes Unten und Oben mehr, das Reich der Trübsal ist morgen an der Stelle, wo heute die seligen Geister wandelten, die ganze räumlich erfaßbare Welt ist nicht mehr geeignet, das Reich der Geister in sich aufzunehmen, wie das Mittelalter es sich dachte. Die Lehre von der Bewegung der Erde brachte also in allen Vorstellungen eine Revolution hervor, deren Größe wir jetzt, wo uns dieselbe durch Gewohnheit von Jugend auf als selbstverständlich erscheint, kaum mehr erfassen können. Die ganze Welt erschien auf den Kopf gestellt und es knüpften sich daran die tiefstgehenden religiösen Fragen. Mit der Annahme, daß die Erde ein Planet sei, stand die Frage nach dem Bewohntsein der übrigen Planeten im innigsten Zusammenhang. Und wenn noch in unsern Tagen die Frage discutirt worden ist, wie die Mehrheit der Welten und die Erlösung des Menschengeschlechts in Einklang zu bringen sind, so wird das tiefe Interesse daran zur Zeit des Copernicus um so weniger auffallen, als diese Zeit dieselbe ist, in welcher die kirchliche Reformation die Gemüther ergriffen hatte. Aber es ist nun auch leicht erklärlich, daß die Discussion über eine Lehre, die solche Consequenzen nach sich zog, nicht blos mit kühler Ueberlegung oder kaltem Verstande geführt wurde. Sie griff in die innersten Ueberzeugungen tiefernster Männer ein, sie rief geistige und religiöse Interessen aller Art auf den Kampfplatz. Sie setzte freilich auch schmähliche Leidenschaften in Bewegung, aber nicht alle häßlichen Erscheinungen, die hier und dort im Gefolge des Kampfes um die neue Lehre zu Tage traten, sind allein der menschlichen Bosheit und Verstocktheit zuzuschreiben.

Mit dem Siege der Copernicanischen Weltanschauung haben sich die Ueberreste der alten in das Gebiet der Dichtung geflüchtet, und diese Befreiung der Naturwissenschaft von den alten Fesseln war nothwendig, wenn sie selbst sich weiter entwickeln sollte. Und so erhob sich bald nach Copernicus die Physik durch Galilei, die Astronomie durch Keppler zu ungeahnter Höhe. Galilei und Keppler sind die nächsten geistigen Erben des Copernicus, und ihre Arbeiten werden daher am besten den naturwissenschaftlichen Character seiner Lehre in das rechte Licht zu setzen dienen, wenn wir jetzt von der Betrachtung des allgemeinen Einflusses auf das Denken der gebildeten Welt auf den beschränkteren Boden der der Erforschung der Natur zugewandten Wissenschaft zurückkehren.

Die Behandlungsweise der Physik war damals, als Copernicus ihr Fundament zu untergraben unternahm, eine ganz andere als jetzt. Das große Räthsel des Zusammenhangs zwischen Geist und Materie, das noch heute der Wissenschaft zu thun giebt, hatte sich naturgemäß schon früh dargeboten. Man glaubte es lösen zu können durch die Vergeistigung der Materie, und dies führte zu der Annahme der jedem

Dinge innewohnenden halbgeistigen, gestaltenden Wesen, die in der Geschichte der Philosophie unter dem Namen der substantiellen Formen bekannt sind. Ohne diese Anschauungen im Einzelnen zu verfolgen, mag es genügen zu bemerken, daß die Annahme, jede beobachtete Veränderung sei der Ausdruck einer entsprechenden geistigen Form, eigentlich nichts erklärt. Es ist nur eine Umschreibung der Thatsache selbst, und wenn vollends die scheinbare Erklärung irrigen Beobachtungen angepaßt wird, so erhalten bloße Phantasiegebilde den Schein realer Wirklichkeit. Dies war auch der Fall mit den Eigenschaften der Beweglichkeit und Ruhe, die man den vier Elementen angedichtet hatte. Erklärbar als Folgen einer besonderen geistigen Form, erwiesen sie sich gleichwohl durch Copernicus als bloß fingirt, als gar nicht vorhanden, und damit ging eine Ahnung auf, daß die Natur wohl durch ganz andere Mittel wirke als durch die substantiellen Formen. Mehr und mehr begann man von der alten, wesentlich speculativen Methode der Forschung, deren Resultate auf solche Weise zusammenbrachen, sich abzuwenden, der rege Geist der Menschheit suchte neue Mittel der Naturerkenntniß. Er fand sie in der Ausbildung der Kunst zu beobachten und zu experimentiren, und in der richtigen Verbindung der Philosophie mit den dadurch errungenen Kenntnissen. Von hier ab datirt die mechanische Naturlehre, und es ist kein Zufall, daß ihr Schöpfer Galilei ein Copernicaner war. Er wies nach, daß der Fall der Körper auf der Erde nicht von einer geistigen Form abhängt, sondern von einem Naturgesetz, d. h. von einer mit Nothwendigkeit wirkenden Regel ohne alle geistige Wesenheit. Nun ging die Entwickelung der Bewegungslehre ihren unaufhaltsamen Gang. Es wurden offenbar der Grundsatz von der Relativität aller Bewegung; das Princip der Trägheit der Materie; die Lehrsätze von der Zusammensetzung der geradlinigen Bewegung, die Fallgesetze, die Gesetze der Wurfbewegung. Und nur ein Jahrhundert nach Copernicus konnte Christian Huyghens die Sätze der erstarkten Disciplin auf das Problem der Umlaufsbewegung im Kreise, auf die Centralbewegungen anwenden.

Ganz anders als in der Physik lag die Sache in der Astronomie. Die mechanische Naturlehre ist eine spätere Schöpfung, die Astronomie war schon eine viel leistende Wissenschaft, und Copernicus vermehrte, wie schon bemerkt, zunächst die Zahl der gelösten Aufgaben nicht, sondern vereinfachte nur ihr Verständniß. Der praktische Astronom, der Schiffer, der die Theorie brauchte, um Planetenörter zu rechnen, gewann also durch die neue Theorie nichts. Copernicus hat sich weder hierüber, noch über den Grad seiner Zahlengenauigkeit Illusionen hingegeben. Sein Schüler Joachim Rhaeticus erzählt von ihm die selbstgehörte Aeußerung, er würde sich freuen, wie Pythagoras über die Erfindung seines Lehrsatzes, wenn die Theorie mit dem Himmel auf 10′ übereinstimmte. Allein diese Grenze der Genauigkeit der damaligen Beobachtungen erreichte sie nicht entfernt. Dies liegt zum Theil daran, daß Copernicus weder die wahre, elliptische Figur der Planetenbahnen kannte, für die er vielmehr den excentrischen Kreis beibehielt, noch das wahre Gesetz, nach welchem die Geschwindigkeit der Planeten in ihrer Bahn variirt; zum andern Theil aber auch daran, daß er seine Theorie mathematisch nicht völlig consequent durchführte, sondern in den Rechnungsvorschriften statt des Mittelpuncts der Sonne das Centrum der Erdbahn einführte, oder nach astronomischer Redeweise statt des wahren Sonnenorts den mittleren. Dies ist der größte Mangel der Copernicanischen Planetentheorie,

sowohl practisch, denn z. B. bei Mars kann er einen Fehler von 2° bewirken, als auch principiell. Denn vermöge desselben erscheint nun die Rechnung so angelegt, als liege der Mittelpunkt des Systems gar nicht in der Sonne, was doch Copernicus aus philosophischen Gründen an die Spitze stellt, sondern vielmehr in dem nur geometrisch definirbaren, durch keine Masse markirten Mittelpunkte der Erdbahn.

Es wird diese Betrachtung dazu dienen, uns vor einer allzublinden Bewunderung des großen Mannes zu bewahren, und den Widerstand eines Theils der damaligen Astronomen nach seiner wahren Natur zu schätzen. Aber wir würden dennoch ungerecht urtheilen, wir würden die richtige Stellung der Lehre des Copernicus in der Astronomie verkennen, wenn wir nicht alsbald hinzufügten, daß die Lehre schon in ihrer ursprünglichen Gestalt ein Princip besaß, dessen Verfolgung zur Befreiung von den Mängeln führen mußte, mit denen sie noch behaftet war.

Was wir zunächst und ohne weitere Vermittelung von einem Himmelskörper der Beobachtung zugänglich machen können, ist der Umstand, daß er successiv in andern Richtungen erscheint; über ein etwaiges Nähern und Entfernen aber bleiben wir in Unkenntniß, und damit fehlt uns ein Datum zur vollständigen Definition seiner Bewegung. Wir erhalten nur Linien, innerhalb deren der Planet unendlich viele Punkte hinter einander einnehmen kann, nicht die Punkte selbst, die er allmälig erreicht. Die größte Reihe von Beobachtungen reicht also nicht hin, um die Bahn des Planeten zu verzeichnen, so lange wir nicht auf irgend eine Weise im Stande sind, seine Entfernungen zu bestimmen. Dies geschieht, wie bei irdischen Ländervermessungen, so auch in der Astronomie durch die Aufnahme des unzugänglichen Punktes von zwei oder mehr zugänglichen und bekannten. Entfernung und gegenseitige Lage dieser letzteren ergeben die feste Standlinie, die Winkelmessungen von den Endpunkten dieser aus die übrigen Data, aus welchen die Entfernung des unzugänglichen Punktes auf mehr oder weniger elementare Weise berechnet wird. Aber alle Entfernungen auf der Erde sind viel zu klein, um eine solche Standlinie zum Ausmessen der planetarischen Constellationen gewähren zu können; oder dies ist wenigstens erst für die neuere Beobachtungskunst, und nur bei ganz speciellen Fragen, möglich geworden.

Anders jedoch gestaltet sich die Sache, wenn die Erde selbst sich durch den Raum bewegt, den die Planeten einnehmen. Dann kann der Beobachter ruhig auf seiner Sternwarte bleiben, denn die Erde selbst führt ihn an andere und andere Punkte des Raumes; sie giebt ihm die Mannichfaltigkeit der festen Standpunkte, deren er bedarf, um alle Richtungen in verschiedenen Perspectiven aufzunehmen.

Dies ist der wesentliche Vorzug der Copernicanischen Sternkunde vor der Ptolemäischen und Tychonischen. Hier kann die Geometrie ihre Hebel und Schrauben ansetzen, um der Natur ihre Geheimnisse abzuzwingen; und der klare Geist unseres Keppler, unterstützt durch die umfassende, an Schärfe und Vollständigkeit alles Frühere weit übertreffende Beobachtungsreihe, die Tycho Brahe mittlerweile von den Planeten und der Sonne geliefert hatte, war es, der zuerst diese Consequenzen der Copernicanischen Lehre zog.

Allerdings ist die Messung einer himmlischen Entfernung nicht so einfach, wie die einer irdischen. Ein unzugänglicher Punkt auf der Erde kann jederzeit,

wenn er sichtbar ist, von zwei bekannten aus aufgenommen werden, und das geodätische Dreieck ist fertig. Aber während wir warten, bis uns die Bewegung der Erde um die Sonne an einen anderen Punkt des Raumes geführt hat, ist auch der andere Planet fortgerückt, und unsere zweite Messung schließt mit der ersten nicht mehr an einem Punkte der Planetenbahn zusammen. Diese Schwierigkeit überwand Keppler, indem er die schon bekannten Umlaufszeiten der Planeten benutzte, um die Zeiten herauszufinden, zu denen ein Planet von selbst an denselben Punkt des Raumes zurücklief. Und so gelangte er dazu, in die Linien, welchen der Planet nach den einzelnen Beobachtungen angehören mußte, auch die Punkte einzutragen, die er wirklich einnahm. Dies gab die wahre Bahn und die wahre Art, wie die Geschwindigkeit der Bewegung mit der Entfernung von der Sonne zusammenhängt. Die Bahnen stellten sich nicht als Kreise dar, sondern als Ellipsen, mit der Sonne im gemeinsamen Brennpunkt; und nicht die Geschwindigkeit der Bewegung zeigte sich als constant, sondern die Stücke der Bahnfläche, über welche die Verbindungslinie zwischen Planet und Sonne in gleichen Zeiten hinweggeführt wird. Damit war die geometrische Seite des Systems zur Vollendung gebracht, und zwar war diese nicht von Außen hineingebracht worden, sondern von Innen herausgewachsen. Und jetzt wurde auch die Astronomie des Copernicus von den ihr noch aus dem Alterthum anhaftenden Unvollkommenheiten befreit. Seine Rechnungsmethoden hörten auf, der astronomischen Praxis zu dienen, und verfielen bald in fast völlige Vergessenheit; der Grund seiner Lehre aber, seine Weltanschauung bildet das Fundament der Astronomie von Keppler und ist mit ihr untrennbar verbunden.

So hatte sich die mächtige Anregung, die Copernicus gegeben hatte, nach zwei Seiten hin verbreitet. Aber wie die Keime beider Zweige der menschlichen Erkenntniß in seinem Geiste zusammen gelegen hatten, so strebten auch die daraus erwachsenen Zweige wieder zusammen. Mit Keppler's Arbeiten war die Leistungsfähigkeit der geometrischen Erklärungsgründe in der theoretischen Astronomie erschöpft; tiefere Blicke in den Bau des Himmels erforderten heterogene Hilfsmittel, und diese brachte Galilei's Mechanik. Und als diese ihre Gesetze auf die Planetenbewegung anzuwenden im Stande war, da war es die Astronomie, die lange Zeit hindurch ihre weiteren Schritte leitete.

Christian Huyghens war es, der zuerst Galilei's Sätze in die Astronomie einführte, und Isaac Newton faßte dann Galilei's Mechanik und Keppler's theoretische Astronomie in dem zusammen, was man nach ihm Mechanik des Himmels genannt hat. Damit schließt die Entwickelungsperiode, die mit Copernicus beginnt. Jetzt wurde die große und allgemeine Kraft erkannt, die das Sonnensystem beherrscht, die mit Nothwendigkeit bewirkt, was Copernicus behauptet und Keppler aus den Thatsachen der Beobachtung abgeleitet hatte. Es ist die Kraft der allgemeinen Schwere. Und wiederum wurde dadurch die Ansicht von dem Bau des Planetensystems geändert. Bei Aristoteles und Ptolemäus ist der Angelpunkt, um den sich Alles dreht, die Erde. Copernicus fordert dafür in Anbetracht der höheren Harmonie und Symmetrie die Sonne, setzt aber in seine noch nicht von allen Schlacken gereinigte Astronomie mit leiser Modification den Mittelpunkt der Erdbahn ein. Erst bei Keppler ist es der wirkliche Mittelpunkt der Sonne. Bei Newton

wird es wieder ein idealer Punkt, der allgemeine Schwerpunkt des ganzen Complexes von Körpern, die das Sonnensystem zusammensetzen.

Es wäre überflüssiges Beginnen, den bei Keppler's Arbeiten geführten Nachweis, daß der Fortschritt nur in dem System des Copernicus möglich war, bei denen von Newton zu wiederholen, da diese ja die von Keppler und Galilei voraussetzen. Ja, jede andere als die Copernicanische Weltanschauung erscheint in der Newton'schen Naturphilosophie von vornherein als absurd. Daher beginnt auch bald nach Newton jene Verkennung der Vorgänger und der Gegner des Copernicus, die in der Geschichte der Astronomie so manchmal die richtige Würdigung der Thatsachen getrübt hat, und vor der sich zu bewahren bei aller Hervorhebung der Irrthümer jener Vorgänger die historische Gerechtigkeit gebieterisch fordert. Aber wenn auch die Lehre des Copernicus in ihrer ursprünglichen Gestalt gerade den beobachtenden Astronomen vielfach unbefriedigt lassen konnte, so trug sie doch, und nur sie, auch in diesen speciellen Mängeln die Entwickelungsfähigkeit zum Wahren in sich. Und selbst, wenn sie die astronomische Fachwissenschaft gar nicht gefördert hätte, so besäße sie immer noch die höchste naturwissenschaftliche, ja allgemein menschliche Bedeutung. Sie entstieg der Dämmerung der alten Weltanschauung wie eine aufgehende Sonne. Auch in der Naturwissenschaft schließt im sechzehnten Jahrhundert das Mittelalter, und der Herold der neuen Zeit ist Nicolaus Copernicus.

Die Ethik als Glückseligkeitslehre, das Heilmittel der modernen Gesellschaft.

Von
Heinrich Viehoff.

„Die moderne Gesellschaft ist tief erkrankt!" Dieser Ruf ertönt von allen Seiten. Als ein Paar Hauptsymtome ihrer Krankheit werden ein immer weiter um sich greifender geisterlähmender Pessimismus der Lebensanschauung und die wilden Umsturzbestrebungen der Socialdemokratie betrachtet. Namentlich die rohen Ausschreitungen der letztern haben die Nothwendigkeit, sich wenigstens nach Palliativmitteln gegen das Uebel umzusehen, auch dem Sorglosesten einleuchtend gemacht. Von staatlicher Seite hat man etwas spät, hoffentlich nicht zu spät, durch gesetzgeberische, Verwaltungs- und richterliche Thätigkeit der weitern Verbreitung und den verderblichen Wirkungen der Krankheit zu steuern gesucht, jedoch mit der klaren Einsicht, daß die getroffenen Anordnungen eben nur Palliativmittel, nicht radicale, das innerste Wesen der Krankheit bekämpfende Heilmittel seien. Als ein solches Radicalmittel ist von vielen Seiten her die Religion bezeichnet worden, wie denn auch in der „Deutschen Revue" mehrere höchst gediegene Beiträge von Daniel Schenkel die Religion, speciell die christliche, als Heilmittel der modernen Gesellschaft beleuchtet haben. Andere versprechen sich von einer Umgestaltung des öffentlichen Jugendunterrichtes eine zwar langsame, aber nachhaltige Besserung der socialen Zustände. Wieder Andere sind der Ansicht, daß sich raschere Erfolge durch Reformen auf den Gebieten der Nationalökonomie, der Verfassungs-, Social- und Finanzpolitik erzielen lassen. Wer möchte nicht gern jedem wohlgemeinten, aus

aufrichtiger Menschenliebe hervorgehenden, von Herrschbegier, Partei- und Eigensucht freien Reformbestreben Gelingen wünschen und nach Kräften Vorschub leisten? Allein wünschenswerth, ja unerläßlich bleibt immerhin ein durch diese sämmtlichen Sonderbestrebungen sich hindurchziehendes gemeinsames Heilprincip, das sich die Genesung des ganzen gesellschaftlichen Organismus, und damit zugleich die Verhütung der Wiederkehr der augenblicklich so stark hervortretenden Schäden zur Aufgabe macht; und dieses Heilprincip ist nach meiner festen Ueberzeugung nur in der Ethik zu finden.

Das Gefühl, daß zur vorläufig helfenden That, zur Erleichterung der ökonomischen Lage bedrängter Volksclassen, noch etwas Anderes, mehr in die Zukunft Wirkendes und die Fortbauer besserer Zustände Verbürgendes hinzukommen müsse, scheint auch in den zahlreichen, theils schon gebildeten, theils in der Bildung begriffenen Vereinen Deutschlands, welche die Herbeiführung besserer socialer Zustände anstreben, ganz allgemein verbreitet zu sein. So wird z. B. in einer unlängst erlassenen Aufforderung zum Anschluß an den 1877 gegründeten antisocialdemokratischen „Deutschen Arbeiter-Congreß", unterzeichnet neben Dr. Max Hirsch von Georg von Bunsen, Freiherrn von Stauffenberg, Dr. Lasker, Rickert u. a. hervorragenden Männern, als Aufgabe des Vereins bezeichnet: neben der Gründung und Unterstützung von Einrichtungen, welche die Erhöhung der beruflichen Tüchtigkeit des Arbeiters und Handwerkers, die Besserung seiner ökonomischen Lage und die Hebung seiner gesellschaftlichen Stellung bezwecken, zugleich „durch schriftliche und mündliche Belehrung über ganz Deutschland hin Aufklärung über die gesellschaftlichen Pflichten und Rechte zu verbreiten und der Classen-Herrschaft, mag sie von unten oder oben kommen, entgegenzuwirken". Gleichzeitig ist ein Aufruf zur Betheiligung an einem Verein von Arbeitgebern und Freunden des Arbeiterstandes erfolgt, der als Mittel- und Stützpunkt und als Centralorgan für alle auf Beförderung des Wohls der deutschen Arbeiter gerichteten Bestrebungen dienen soll. Unter den Unterzeichnern des Aufrufs findet sich der leuchtende Name des Grafen v. Moltke, dem sich eine ganze Reihe von Namen des besten Klanges anschließt: Dr. Gneist, Dr. Blum, Miquel, Nasse, Oechelhäuser, Rickert, Geh.-Rath Dr. Engel, Senator Godeffroy, Geh.-Rath v. Steinbeis 2c. Wie sehr die Ansichten dieser Männer in Einzelheiten über die zunächst einzuschlagenden Wege von einander abweichen mögen, in Einem stimmen sie sicher alle überein, und zwar darin, daß allen Ständen, den höhern wie den mittlern und niedern, eine Hebung und Stärkung des sittlichen Gefühls Noth thut, wenn die angestrebte Besserung unserer socialen Zustände von Bestand sein soll.

Auch die Philosophen unserer Tage haben in Folge der klaren Erkenntniß, wie hochwichtig für die nächstkünftige Gestaltung unserer Gesellschaftszustände die Moral geworden ist, mit diesem Zweige der Philosophie sich besonders ernstlich beschäftigt. Hat doch sogar in allerjüngster Zeit einer der berühmtesten Pessimisten, Ed. v. Hartmann, die Welt durch eine „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" überrascht, worin er aus seiner besonderen Weltanschauung heraus geistreich und anregend, wie in Allem was er schreibt, die sittlichen Normen des menschlichen Handelns ableitet, und wenn auch nicht überall ohne Zwang und sophistische Kunst-

griffe, doch schließlich im Ganzen für die Gestaltung des Lebens der Individuen sowohl als des Gesellschaftslebens zu denselben Sittengeboten gelangt, welche auch die Culturvölker längst und einstimmig als solche anerkennen. Aber die Aufgabe, die er der Sittlichkeit stellt, ist keineswegs die Verminderung des Elendes der Menschheit, die Erhöhung ihres Wohlseins; im Gegentheil soll die Moral die Culturentwickelung, die Entwickelung des Unbewußten zum Bewußten steigern, dadurch die Erkenntniß von der Thorheit des Willens, zu leben, fördern, die Einsicht in das Elend des Daseins erhöhen, und so schließlich in der Mehrheit der bewußten vernünftigen Geschöpfe der ganzen Erde den gleichzeitig gefaßten Entschluß hervorrufen, durch Verneinung des Willens zum Leben dem unbewußten All-Einen seinen stillen Frieden zurückzugeben (!).

Indem ich nun im geraden Gegensatz hierzu, wie schon die Ueberschrift meines Beitrags andeutet, die Moral als das Hauptmittel zur Erhöhung des Wohlseins der Menschheit auffasse, weiß ich recht gut, daß auch meine Ansicht nicht minder, als die Hartmann'sche, bei vielen, namentlich bei religionseifrigen Männern, ein verneinendes Kopfschütteln, wohl gar ein mitleidiges Lächeln und Achselzucken hervorrufen wird. Wenn die Religion, werden diese fragen, die sich Jahrtausende hindurch als eine so gewaltige regelnde, ordnende und erhaltende Macht in der menschlichen Gesellschaft erwies, dem Entstehen der gegenwärtigen Zeitkrankheit nicht hat wehren können, wie sollte die ungleich schwächere Lebensmacht, die Moral, sie zu heilen und ihrer Wiederkehr vorzubeugen vermögen? Und vollends eine Ethik, die sich als auf der längst verurtheilten eudämonistischen Grundlage gebaut, ankündigt, — wird eine solche, die an den Wohlseinstrieb im Menschen anknüpft, der herrschend gewordenen Genußsucht, dem rücksichtslosen Egoismus, diesen zwei Hauptquellen unserer socialen Mißstände, nicht vielmehr Zufluß und Nahrung bieten, statt sie einzudämmen oder zum Versiegen zu bringen? Auf solche und ähnliche Einwürfe kann ich vorläufig nur erwidern: eine Ansicht, die auf den ersten Anblick parador erscheint, ist darum nicht gleich für falsch zu erachten; es ist billig, einer endgiltigen Verurtheilung derselben eine Prüfung der Gründe, worauf sie sich stützt, vorangehen zu lassen.

Der Arzt, dem es um die Beseitigung einer allverbreiteten Krankheit zu thun ist, hat gar Vieles zu erwägen, ehe er zu einem bestimmten Heilverfahren übergeht. Er wird die Natur des Uebels, wie die der Patienten sorgfältig untersuchen, die Krankheitserscheinungen genau beobachten und sichten, die wichtigeren Symptome von den minder wichtigen, die zufälligen von den nothwendigen zu unterscheiden suchen, wird der Quelle des Unheils, oder, wenn es mehrere giebt, den Quellen nachspüren, wird von allen sich darbietenden Heilmitteln selbstverständlich dasjenige wählen, das die allseitigste und gründlichste Heilung verspricht, das den Hebel zur Wegräumung des Uebels da ansetzt, wo der eigentliche Sitz desselben steckt.

Allverbreitet ist das Uebel ohne Zweifel. Seine Symptome zeigten sich in erschreckender Weise in den untersten wie in den mittlern und höhern Ständen, in den ungebildetsten wie in den gebildeten Gesellschaftskreisen, im Norden wie im Süden von Europa, an dem Ufer der Newa und der Spree wie an dem der Seine, des Manzanares, des Tibers, der Donau, in der neuen wie in der alten Welt. Politisches, kirchliches und sociales Leben, Poesie und Philosophie sind davon er-

griffen. Rings herrscht das niederdrückende Gefühl eines Krankseins des ganzen Gesellschaftskörpers, nirgend ein frohes volles Vertrauen in die kommenden Tage. Man weiß sich nirgendwo mehr auf sicherm Boden stehend; Erschütterungen und Eruptionen der jüngsten Vergangenheit lassen schlimmere von der Zukunft befürchten. Ob die Krankheit mehr contagiöser oder mehr miasmatischer Art sei, läßt sich bezweifeln. Allerdings haben vielgelesene Schriften in unsern Tagen mächtiger als je an den alten Säulen gerüttelt, welche bis dahin die staatliche und gesellschaftliche Ordnung stützten. Wandernde Apostel eines neuen Evangeliums, das sich wahrlich nicht eine „frohe Botschaft" nennen darf, Sendprediger des Pessimismus und der Socialdemokratie haben die Länder weit und breit durchzogen und die Gemüther aufgeregt, haben Verbindungsfäden, Träger der Ansteckung, von Volk zu Volk gesponnen. Aber das genügt nicht, um die so allseitige und so rasche Verbreitung gefährlicher Stimmungen vollständig begreiflich zu machen; es ist, als hätten sich seit einem Decennium geistige Miasmen, räthselhafte moralische Giftstoffe erzeugt, die auch ohne contagiöse Ansteckung das Uebel gleichzeitig an den verschiedensten, einander entlegensten Stellen zum Ausbruch kommen ließen.

Man darf nicht ohne Weiteres die äußeren Drangsale, Noth und Armuth, die augenblicklich auf ganzen Gesellschaftskreisen lasten, zu den wesentlichen Symptomen der hier in Rede stehenden Krankheit zählen. Normal ergiebige und fette Jahre sind von jeher zuweilen durch magere unterbrochen worden; günstige Handels- und Geschäftsconjuncturen haben von jeher mit ungünstigen gewechselt. Man hat zu untersuchen, ob und in wie weit die herrschende sittliche Krankheit sich mit diesen äußern Bedrängnissen complicirt und sie steigert oder durch sie gesteigert wird. Zeigt sich beispielsweise, daß Arbeiterkreise, die vor einem Vierteljahrhundert, obwohl damals in dürftigeren Verhältnissen lebend, sich nicht unglücklich fühlten, heut zu Tage, wo sie besser wohnen, sich besser nähren und kleiden, ihren Kindern eine bessere Erziehung geben können, dennoch über ihr Schicksal grollen und murren, weil sie in der Gründerzeit eine kurze Periode des Rausches und der Verwilderung durchlebt haben: so verräth dies allerdings, daß die Zeitkrankheit sie mitergriffen hat. Begegnen uns anderswo Familienzirkel, die, unter dem Druck der augenblicklichen Zeitverhältnisse vielleicht mehr als die meisten andern leidend, nicht jammern und zürnen, sondern durch verdoppelte Sparsamkeit, Einschränkung und Thätigkeit, durch Festhaltung der Hoffnung auf eine bessere Zukunft ihren Lebensmuth bewahren: so dürfen wir diese als unangesteckt von dem sittenverderblichen Miasma betrachten. Aeußere Noth und Bedrängniß können durch den Umschwung äußerer Verhältnisse schwinden; innere sittliche Schäden verlangen eine Heilung von innen heraus.

Wo liegt aber der Kern des innern Uebels, den man bei dem Heilverfahren vorzugsweise in's Auge zu fassen hat? Ist nicht die weitverbreitete Religionslosigkeit die Grundursache der gesellschaftlichen Gebrechen? Und wenn es sich so verhält, ist dann nicht die Rückführung der Menschen zur Religiosität das Erste was Noth thut? Zur Religiosität? Damit könnte man sich einverstanden erklären, wenn das Wort in seinem ursprünglichen und ächten Sinne gemeint ist, wenn darunter gewissenhafte Erwägung dessen, was man dem Wohl der Mitmenschen und dem eignen schuldig ist, und ehrfurchtsvolles Gefühl der Abhängigkeit von einer das Weltganze leitenden höchsten Intelligenz verstanden wird. Aber man spricht von Religiosität

und denkt dabei an eine bestimmte Religion mit feststehenden Dogmen, Satzungen und Cultusformen. Manchem wird hierbei Schiller's Distichon einfallen:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. „Und warum keine?" Aus Religion.

Zu welcher der verschiedenen Religionen wird denn die Rückführung der Gesellschaft verlangt? Etwa zu derjenigen, welche Pius IX. und Leo XIII. im Syllabus und in ihren Encykliken als den Rettungsport der sturmverschlagenen Menschheit proklamirt haben? Das möchte doch, wenn sich auch die Mehrzahl der Leidenden dazu willig fände, ein schweres Stück Arbeit werden! Hieße das doch nichts weniger, als eine Umkehr der ganzen modernen Gesellschaft, eine Rückstauung des ganzen mächtigen Stroms der Wissenschaft, eine Fesselung aller freien Forschung, eine Knechtung und Unterwerfung der Geister unter die tyrannische, erbarmungslose Zuchtruthe hierarchischer Selbstsucht in's Werk setzen. Und wozu würde das schließlich führen? Sicher nur zum Ausbruch einer neuen, gründlicher aufräumenden kirchlichen Reformation, zu Stürmen, welche die Gesellschaft wieder auf unberechenbar lange Zeit zerrütten müßten. Oder will man, daß die Strenggläubigen unter den Bekennern des arg zerklüfteten und zerspaltenen Protestantismus die Heilung der modernen Gesellschaft in die Hand nehmen? Nun, diese haben ja bereits in jüngster Zeit einen Versuch gemacht und sind auf's kläglichste damit gescheitert. Es soll nicht geleugnet werden, daß die Religionen Jahrtausende hindurch dazu beigetragen haben, der Verwilderung der Menschen, den Uebergriffen des thierischen Egoismus in der Menschennatur, dem Kampf Aller gegen Alle zu wehren; aber was sie wahrhaft Gutes wirkten, das erzielten sie durch den *sittlichen Gehalt*, der ihnen inwohnte; und je nach dem größeren oder geringeren Gewicht, das sie auf diesen Theil der Religionslehre legten, je nach dem größern oder geringern Ernst, womit sie ihn dem Herzen des Volkes einflößten, ist ihr Antheil an der Veredelung der Menschheit größer oder geringer gewesen. Nicht die Glaubenseiferer, die am feurigsten für und wider Dogmen und Cultusformen kämpften, nicht die fanatischen Priester, die in der Volks- und Jugenderziehung ihre beste Kraft an die feste Einprägung dieser Dogmen und Formen setzten, haben sich um die Menschheit verdient gemacht. Sie haben vielmehr die Zersetzung und Zerrüttung der heutigen Gesellschaft vorbereiten helfen: auf ihre Rechnung ist großentheils die Schwierigkeit einer Besserung unserer gegenwärtigen Zustände zu schreiben, weil sie mit der mißlungenen Vertheidigung der wurmstichigen dogmatischen Schale zugleich den edlen sittlichen Kern discreditirt haben, auf dessen Wiederbelebung allein die Heilung der Zeitkrankheit beruht.

Man wird einwenden: wenn in der Ethik das allgemeine Heilmittel für die erkrankte Gesellschaft gesucht werden soll, so kann doch wohl nur die edelste, die *christliche* Sittenlehre gemeint sein; und ist dies der Fall, wie soll eine solche Ethik, abgelöst von dem christlichen Glaubenssystem, gelehrt werden? Heißt dann die Wiederbelebung der Sittenlehre etwas Anderes, als die Wiederbelebung des christlichen Glaubens fordern? Darauf antworte ich: es ist traurig genug, daß die unvergleichlich schöne Sittenlehre Christi im Laufe der Jahrhunderte durch hierarchische Herrschsucht in eine verunstaltende Hülle halbheidnischer Dogmen gekleidet worden ist, die man nun mit ihr zugleich in Kauf nehmen soll. Wie aber einmal die

Sache liegt, bleibt nichts übrig, als die Sittenlehre von der Glaubenslehre zu trennen. Wer den schwer Bedrängten durch Hinweisung auf ein besseres Jenseits, den unschuldig Leidenden durch die Aussicht auf eine dereinstige Vergeltung zu trösten und aufzurichten sucht, wer von den Menschen fordert, daß sie aus Liebe zu dem gemeinsamen himmlischen Vater den Mitmenschen brüderlich zu Hilfe kommen, der muß bei seinen Hörern den festen Glauben an ein schöneres Jenseits, an einen belohnenden und strafenden, gegen Alle gerechten, Alle mit gleicher Liebe umfassenden himmlischen Vater voraussetzen. Fehlt dieser Glaube, oder wankt er auch nur, so ist ein darauf gegründetes System von Sittengeboten gleichfalls hinfällig. In welchem Grad und welcher Ausdehnung aber der christliche Unsterblichkeits- und Gottesglaube den Gemüthern abhanden gekommen ist, nicht etwa bloß bei skeptischen Philosophen und Naturforschern und ihren zahlreichen Leserkreisen, sondern in allen Gesellschaftsschichten, bis zu den niedersten hinab, das bedarf nach den Erscheinungen, die in den jüngsten socialistischen Bewegungen zu Tage getreten sind, keiner näheren Erörterung. Wer also eine Sittenlehre an jenen Glauben anknüpfen, aus ihm herleiten wollte, würde ein Gespinnst schaffen, das, in den Lüften flatternd, den Menschen der Gegenwart in den Stürmen der Leidenschaft keinen Halt böte. Soll die Ethik für die gesammte innerlich erkrankte Gesellschaft ein Heilmittel werden, so muß sie auf einer für Alle geltenden Grundlage aufgebaut werden; und eine solche Basis ist nicht in einem der verschiedenen Glaubensbekenntnisse, sondern in der Allen gemeinsamen Menschennatur zu suchen. Wir dürfen der Sittenlehre, wenn sie dem angedeuteten Zwecke entsprechen soll, nur zweifellos feststehende sittliche Thatsachen zu Grunde legen, die jeder nicht völlig verthierte Mensch in seinem innersten Bewußtsein vorfindet, für die er daher weder eine metaphysische Begründung noch eine Beglaubigung durch göttliche Autorität verlangt.

Eine solche Grundlage ist der in jeder Menschenseele liegende Glückseligkeitstrieb. An dem Worte stößt sich Mancher, weil er dabei an egoistische Genußsucht denkt. Das Anstößige schwindet, wenn man sich das Wesen dieses Triebes und die Metamorphose, die er im menschlichen Gemüth erfährt, verdeutlicht, wobei es jedoch nöthig ist, auf den einfachsten Grundtrieb des Menschen zurückzugehen. Allgemein kann man sagen: der Mensch theilt mit allen empfindungsfähigen Geschöpfen, also mit der ganzen Thierwelt, den Trieb, zu leben, die Lust am Leben, den Wunsch, im Leben zu verharren. Das ist freilich nur ein aus psychischer Erfahrung geschöpfter Satz, aber ein solcher, der auf einer zweifellosen, übereinstimmenden, von Allen anerkannten Erfahrnng beruht; schwerlich wird sich Jemand sträuben, zuzugeben, daß Menschen und Thiere leidenschaftlich am Dasein hängen und den Tod fliehen. Bezeichnet man als den seelischen Grundtrieb lebender Wesen die Freude am Leben, die Begierde zu leben, so schließt man dabei selbstverständlich diejenigen lebenden Wesen aus, die ihr Dasein nicht empfinden, also die Pflanzen, weil wir von diesen wenigstens nicht wissen, daß sie ihres Daseins und seiner wechselnden Zustände inne werden. Von der Empfindung des Lebens aber, von dem Innewerden desselben giebt es eine ganze Reihe von Stufen der Klarheit, vom dunkelsten und verworrensten Gefühl herauf bis zum hellsten und bestimmtesten Bewußtsein. Ohne Zweifel sind die höher organisirten Thiere

sich des Lebens deutlicher und nach mehr Seiten hin bewußt, als die minder vollkommen organisirten, der Pflanzenwelt näher stehenden Thiere. Das Zumbewußtseingelangen des eigenen individuellen Daseins läßt sich ja nicht wohl anders als durch Wahrnehmung der Außenwelt und ihres Gegensatzes zur Innenwelt geschehend denken; diese Wahrnehmung wird aber durch die Sinnesorgane vermittelt, und je mannigfaltiger und vollkommener diese sind, um so vielseitiger und klarer muß das Lebensbewußtsein des mit ihnen ausgestatteten Geschöpfes sein. Der Mensch wurde von der Natur mit dem vollkommensten Apparat von Sinneswerkzeugen bedacht, und kann daher seines Daseins am klarsten und umfassendsten bewußt werden.

Sagt man, der Grundtrieb aller lebenden und ihres Lebens inne werdenden Geschöpfe sei der Trieb zu leben, so ist damit zugleich angedeutet: jedes Wesen solcher Art strebt darnach, einer möglichst reichen Fülle seelischer und körperlicher Anregungen theilhaftig zu werden, und findet, weil die Befriedigung eines Strebens angenehm ist, in dem Innewerden solcher Daseinsbereicherung ein Wohl- oder Lustgefühl; umgekehrt muß in ihm bei dem Innewerden eines Mangels von Anregungen ein Weh- oder Unlustgefühl entstehen; und damit wären die Begriffe von Lust und Schmerz, die man meistens als nicht weiter definirbar hinstellt, auf einen einfachern und allgemeinern Begriff, den des Lebenstriebes, zurückgeführt. Hiergegen läßt sich der Einwurf erheben, es stelle sich unserm Gefühle der Schmerz, zumal der körperliche, als etwas entschieden Positives, nicht als bloße Negation des Lustgefühls, nicht lediglich als eine Daseinsverarmung dar. Dies Bedenken erledigt sich, wenn man den bezeichneten Grundtrieb näher in's Auge faßt. Wir können die Behauptung festhalten: Wohlgefühl entsteht wenn wir einer Erweiterung und Bereicherung unsers Daseins, Wehgefühl, wenn wir einer Schmälerung und Verkümmerung desselben inne werden; allein die Schmälerung kann auf doppelte Art erfolgen. Entweder fehlt es an der gewünschten Summe äußerer und innerer Anregungen; oder die Anregungen sind störender, feindlicher, den Forderungen der Seele und der Sinne widersprechender, oder ihre Fassungskraft übersteigender Art. Im erstern Falle entsteht Unlust, ein Gefühl der Oede und Leere; im zweiten Falle das Gefühl, welches man im engern Sinne als Schmerz bezeichnet. Betrachten wir den zweiten Fall noch etwas genauer. Wenn zwei oder mehrere Bewegungskräfte auf ein Object in gleicher Richtung einwirken, so ist die aus ihnen resultirende Gesammtbewegungsgeschwindigkeit gleich der Summe der Geschwindigkeiten, welche die einzelnen Kräfte, jede für sich, zu bewirken vermögen. Wenn die Bewegungskräfte in entgegengesetzter Richtung wirken, so ist die Resultante gleich der Differenz; und wenn die entgegengesetzt wirkenden Kräfte gleich sind, wird die resultirende Bewegung Null, weil dann die Kräfte sich gegenseitig gebunden halten. Unser ganzes Geistesleben, unser Empfinden, Denken, Fühlen und Wollen, läßt sich als ein Complex von Bewegungen auffassen, die durch Kräfte theils von außen, theils von innen her, angeregt werden. Auch zwischen diesen Kräften besteht die angedeutete Beziehung; auch sie können harmonisch zusammenwirken und daher einander verstärken, oder feindlich einander entgegenwirken und daher einander schwächen, hemmen, binden, paralysiren. Stellt man nun den Satz auf, daß das Quantum des Wohlgefühls oder Glücks, dessen ein empfindendes Wesen innerhalb eines bestimmten Zeitraums theilhaftig wird, sich nach der Zahl und Stärke

der Anregungen bemißt, die ihm während dieses Zeitraums zu Bewußtsein oder Gefühl kommen: so sind freilich bei der Berechnung des Facits die störenden, feindlichen, schmerzlichen Anregungen mitsammt den durch sie aufgewogenen und gebundenen wohlthuenden in Abrechnung zu bringen.

Wer nun den Versuch machen wollte, lediglich aus dem besprochenen Grundtriebe (dem Triebe zu leben und einer möglichst großen Summe von Anregungen theilhaftig zu werden) eine Ethik herzuleiten, würde allerdings nicht zu einem System von Sittengeboten gelangen, wie wir es für die Menschenwelt bedürfen. Aufgebaut auf einen Trieb, der allen empfindenden Wesen gemeinsam ist, würde eine solche Moral zwar auch für den Menschen, insoweit er dem Thierreich angehört, Giltigkeit haben, aber nimmermehr insoweit er sich über das Thier zu erheben berufen ist. Eine Moral solcher Art könnte folgerecht nur den reinsten Egoismus predigen; sie würde ihre Aufgabe um so genügender erfüllen, je erschöpfender sie die Mittel angäbe, die Genüsse des Individuums zu erweitern und zu steigern, je geschickter sie den Menschen anleitete, den Kampf um's Dasein nicht bloß gegen die leblose Natur und die Thierwelt, sondern auch gegen die Mitmenschen durchzukämpfen, je besser sie ihn lehrte, eine möglichst große Menge von Lustgefühlen, gleichviel auf wessen Kosten, in die Zeit seines Daseins zusammenzudrängen. Das wäre dann allerdings eine Ethik, die, statt die socialen Schäden der Gegenwart zu heilen, erst recht die egoistischen Begierden aufreizen, den Classenhaß schüren, den Krieg Aller gegen Alle hervorrufen und die Zerrüttung der Gesellschaft beschleunigen müßte.

Und doch soll eine auf den Glückseligkeitstrieb gebaute Ethik sich zum Heilmittel der erkrankten modernen Gesellschaft eignen? Ist denn nicht dieser Trieb durchaus egoistischer Natur? Ja, antworte ich, er ist egoistisch; aber die Natur hat den Menschen, und von allen empfindenden Wesen, die wir kennen, den Menschen allein darauf angelegt, daß in dem Maße, wie er aus seinem anfänglichen thierischen Zustande emporwächst, in ihm der egoistische Lebenstrieb nach einer ganz andern Richtung hin sich entwickelt und Befriedigung sucht; und der nach dieser Richtung hin entwickelte Lebenstrieb ist es, was ich unter Glückseligkeitstrieb verstanden wissen möchte. Der Lebenstrieb verleugnet, wenn er sich zum Glückseligkeitstrieb entfaltet hat, ganz und gar seine ursprünglich egoistische Natur; er befähigt dann den Menschen zur Selbstverleugnuug, zur Opferwilligkeit für Andere, zur Unterordnung seines individuellen Wohlseins unter die Wohlfahrt des Ganzen, so daß es den Anschein gewinnt, als wären zwei einander entgegengesetzte Triebfedern im Menschengemüth vereinigt.

Daß in der menschlichen Seele neben dem thierisch egoistischen Grundtriebe sich ein scheinbar gerade entgegengesetzter, der sympathische oder der Hang zur Theilnahme an dem Wohl und Wehe der Mitmenschen befinde, hat sich von jeher der Wahrnehmung auch der oberflächlichsten Seelenforscher als eine unbestreitbare psychologische Thatsache aufgedrängt. Der berühmte Adam Smith gründete 1759 seine „Theorie der Empfindungen" auf die Annahme eines „theilnehmenden Zuges in der menschlichen Natur" und siebenzehn Jahre später seine allbekannte Schrift über die Nationalwohlfahrt auf die Annahme eines „eigennützigen, selbstischen Zuges im Menschen", also jenes Werk auf das Princip der Sympathie, dieses auf

das Princip des Egoismus. Der Geschichtsphilosoph Buckle findet das befremdend, will aber als Erklärung des Auffälligen nicht die Vermuthung gelten lassen, daß Smith zwischen den Entstehungsjahren beider Schriften seine Ansicht von der menschlichen Natur geändert habe, sondern meint, der Verfasser habe sich die Untersuchung der in der Menschheit wirksamen Triebfedern dadurch zu erleichtern gesucht, daß er jedes der zwei entgegengesetzten Principe mit den daraus sich ergebenden Folgerungen gesondert betrachtete. Jedes der beiden Ergebnisse entspreche auch bei der richtigsten Deduction nicht ganz der Wahrheit; aber durch Combinirung beider lasse sich die volle Wahrheit gewinnen. Wir sehen, Buckle betrachtete die Triebfedern Egoismus und Sympathie als wirklich einander entgegengesetzt; ob Smith gleicher Ansicht war, bleibe dahingestellt, aber richtig ist diese Ansicht keinesfalls. Die Naturbetrachtung lehrt, daß kein lebendes Wesen sich entwickeln und fortbestehen kann, in welchem zwei einander feindliche Principe sich bekämpfen. Und so haben wir auch die im Menschen uns begegnenden seelischen Phänomene, Egoismus und Sympathie, nicht als zwei entgegengesetzte, einander paralysirende Triebe, sondern als zwei ungleich hohe Sprossen des gleichen Keims, des Lebenstriebes, zu betrachten, oder in besserem Bilde ausgedrückt: Sympathie ist nur durch Impfung veredelter Egoismus.

Welches ist nun aber das Edelreis, das die Natur in des Menschen Gemüth, und in das seinige allein gepfropft hat, um den Egoismus in das scheinbare Gegentheil, in Entsagungskraft, Selbstverleugnung, Aufopferungsfähigkeit, Nächstenliebe, allumfassende Menschenliebe umzuwandeln? Es ist das dem Menschen allein verliehene unschätzbar wichtige Vermögen, in der Gattung aufzugehen, oder richtiger gesagt, die Gattung in sich aufzunehmen. Schiller betonte schon vor neunzig Jahren die Wichtigkeit dieses Factors im Seelenleben des Menschen, und würde daraus wahrscheinlich, wenn er nicht eben damals durch Körner in die kritische Philosophie gerathen wäre, eine Ethik und eine Aesthetik abgeleitet haben. Er unterhielt sich über dieses Thema im Winter 1788/89 oft mit K. Ph. Moritz. Wie an Körner, so berichtete er im December 1788 auch an die Rudolstädter Freundinnen: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren enthalten sind, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen, und die daraus unmittelbar folgenden Resultate über Schmerz und Freude, Tugend und Liebe, über den Tod hat Moritz außerordentlich klare und erwärmende Begriffe.“ Wie ist aber, wird man fragen, ein Aufgehen des Individuums in der Gattung möglich? Wie sollen wir uns den Hergang vorstellen? Wie ist es denkbar, daß Einer das Seelenleben eines Andern, ja unzähliger Andern, dem seinigen zugeselle, und sein individuelles Leben dadurch erweitere und erhöhe? Gewiß, das ist ein räthselhafter, ein wunderbarer Vorgang; aber als thatsächlich vorhanden wird er allgemein, und nicht bloß von Philosophen und Psychologen anerkannt. Sprechen wir doch alle von Mitgefühl, Mitfreude, Mitgenuß fremden Glücks, Mitleid, Erbarmen, d. h. wir nehmen alle als ausgemacht an, daß die Freude, das Leid, die eines Menschen Gemüth aufregen, in der Brust anderer einen Widerhall finde. Wir sehen von der frohen Begeisterung einer Volksmenge den Einzelnen, der für sich allein sehr mäßig empfinden würde, unwiderstehlich mit fortgerissen, sehen, daß eine Panik, die ein

Heer plötzlich befällt, auch den muthigen Krieger mit ergreift; was heißt das Anderes, als daß Begeisterung und Angst sich wie eine Ansteckung aus einem Gemüth ins andere übertragen? Wie eine Ansteckung, sagte ich, und in der That hat dieses Ueberspringen aus einer Seele in die andere Aehnlichkeit mit dem geheimnißvollen Hinübergleiten physischer Epidemien aus einem Körper in den andern; ich erinnere nur an die schrecklichen Geißlerzüge, die Tanzwuth, die Kinderfahrten des Mittelalters, oder aus unsern Tagen an die Wallfahrten nach Lourdes und Marpingen, welche ganz den schauerlichen Eindruck psychischer Epidemien machen. Doch bedarf es nicht des Hinweises auf so außerordentliche Erscheinungen, um die Ueberzeugung von dem Ineinanderleben der Menschen zu gewinnen; Jeder braucht nur sein alltägliches Geistes- und Gemüthsleben aufmerksam zu beobachten, so wird er (vielleicht zu seiner Ueberraschung) finden, wie manchen Tag hindurch ihn vom Erwachen bis zum Einschlafen Gedanken an Andere, an Fern- und Nahestehende, an Freunde und Feinde, Vorstellungen ihres Lebens und Treibens, ihrer Meinungen über ihn, Sorgen um ihr Wohl und Wehe, beschäftigen. Selbst der eingefleischteste Egoist denkt nicht ausschließlich, wie ein Thier, an den täglichen Sinnesgenuß.

Man könnte zweifeln, ob das Vermögen und der Hang, sich mit der Gattung zu identificiren, ein so ausschließliches Privilegium des Menschen sei, als im Vorhergehenden behauptet worden. Allerdings Spuren dieses Hangs begegnen uns auch in der Thierwelt, zumal bei gesellig lebenden Thieren. Allein die Natur verwendet ihn dort lediglich zum Schutz des Lebens der Individuen und zur Sicherung des Fortbestehens der Gattung; beim Menschen dient er zu weit höhern und umfassendern Zwecken. Auf ihm beruht zunächst die dem Menschengeschlecht eigene schrankenlose Perfectibilität. Die Veredlung eines thierischen Individuums hat, wenn darin gleich Züchtung und begünstigende Umstände Vieles leisten können, ihre festen, unübersteiglichen Grenzen; für die Vervollkommungsfähigkeit des Menschen giebt es keine Schranken, oder, wenn es deren giebt, so liegen sie wenigstens in unabsehbarer Ferne; und der Grund hiervon liegt eben in dem Vermögen des Menschen, seinen Geist durch die seit Jahrtausenden angesammelten und täglich wachsenden Culturschätze der Menschheit zu bereichern und zu veredeln. Mit der Veredlung der Einzelnen wird zugleich die ganze Gattung vollkommener, und hierdurch wieder für jedes neue in ihr heranwachsende Individuum das erreichbare Ziel höher hinaufgerückt — ein Fortschrittsprozeß, auf den keine Thiergattung, nur das Menschengeschlecht, angelegt ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß dieser Fortschritt stetig und überall in der Menschenwelt erfolge; er kann zeit- und stellenweise gehemmt und unterbrochen werden, ja es können nicht blos Stockungen, sondern selbst partielle Rückschritte stattfinden; aber im Ganzen und Großen wächst das Bildungscapital der Menschheit unaufhörlich.

Wenn die Natur einer Gattung lebender Wesen ein unendlich höheres Ziel als allen übrigen steckte, so läßt sich erwarten, daß sie dieser Gattung auch Mittel zur Annäherung an das Ziel gewährte, die sie den andern versagte oder in weit geringerm Maße vergönnte. Die Mittel mußten, da es auf Vervollkommnung des Individuums durch Theilnahme am Seelenleben des Ganzen abgesehen war, der Art sein, daß sie den Seelenaustausch der Einzelnen untereinander erleichtern. Eine eingehende Besprechung aller dahin zielenden Veranstaltungen der Natur ist hier

nicht möglich; es genügt auch, wenn wir von den jenen Austausch vermittelnden Organen nur eines, das Gehörorgan, und die zu ihm in Beziehung stehenden Stimmwerkzeuge flüchtig betrachten. Bei zahlreichen niedern Thiergeschlechtern, denen der Gehörsinn fehlt, kann selbstverständlich weder von Musik noch von Sprache die Rede sein. Den mit Gehörorganen ausgestatteten höhern Thiergattungen ist aber zunächst die Musik versagt. Keinem Thier darf man den Sinn für Melodie und Harmonie zuschreiben. Diese Behauptung mag gewagt scheinen; sprechen doch die Dichter vielfach von Melodien der Nachtigall und Lerche, von Concerten der gefiederten Hainsänger u. s. w. Allein das sind eben nur aus poetischer Anschauung entsprungene bildliche Ausdrücke. In Wahrheit bilden die Vögel in ihrem naturwüchsigen Gesange niemals Melodien; ihre Töne reihen sich nicht nach den gesetzlichen Intervallen der eigentlichen Musik aneinander; höchstens mischt sich hier und da zufällig ein musikalisches Intervall unter die unmusikalischen. Lernen auch einzelne mit starkem Nachahmungstriebe begabte Vogelarten wirkliche Melodien und singen sie richtig nach, so beweist das nur, daß ihre Stimmorgane wohl fähig sind, musikalische Intervalle zu bilden, aber nicht, daß sie Sinn für Musik haben. Sie produciren nicht von selbst eine ganze melodische Folge von Tönen und singen unmelodische Tonreihen eben so willig und geschickt, als melodische, nach. Eben so wenig Anlage haben die Vögel für Harmonie. Man wird nie wahrnehmen, daß sich der Gesang des einen dem eines andern durchweg harmonisch anschließt. Immerhin bilden aber das Summen der Insecten, das Singen der Vögel, das Heulen, Bellen, Wiehern der Säugethiere zwischen den Individuen derselben Gattung ein Band, das einigen, jedoch sehr spärlichen Ersatz bietet für das dem Menschen verliehene Doppelband der Musik und Sprache. Die Stimmlaute der Thiere sind theils Empfindungslaute, Aeußerungen von Wohl- und Wehgefühl, theils Mittheilungs- und Verständigungslaute, und dahin gehören die Lockrufe beider Geschlechter zur Paarung, die Fütterungsrufe, die Warn-, Sammel- und Kriegsrufe der gesellig lebenden Thiere. Aber wie hoch steht über jenen Lauten das Lied aus der Menschenbrust, das einen ganzen Kreis von Hörern in ein Meer gleicher hinreißender Gefühle zu tauchen vermag!

Und welcher Abstand vollends zwischen den kümmerlichen Verständigungstönen der Thiere und der wundervoll reichen articulirten Menschensprache, welche die Einzelnen nach allen Seiten hin in Verbindung setzt nicht bloß mit dem geistigen und Gefühlsleben der benachbarten und gleichzeitigen Mitmenschen, sondern auch durch Vermittlung der Schrift mit dem Leben weit entfernter und vergangener, ja zukünftiger Menschengenerationen! Es läßt sich gar nicht denken, wie ohne die articulirte Sprache die Intention der Natur, die Seele des einzelnen Menschen gleichsam zum Sammel- und Brennpunkte des Seelenlebens der Menschheit zu machen, sich hätte erreichen lassen. Die alte Frage nach dem Ursprunge der Sprache konnte von der Darwin'schen Descendenzlehre, in die sich so viele hochwichtige Probleme verflechten, nicht unberührt bleiben. So hat denn auch G. Jäger, von der Ansicht ausgehend, daß die Eltern der ersten Menschen Thiere gewesen seien, den Versuch gemacht, ob nicht der geheimnißvollen Entstehung der menschlichen Sprache, anstatt auf dem Wege des historischen Studiums der Menschensprache, von der entgegengesetzten Seite durch das Studium der Thiersprachen beizukommen sei; und zu dem

Ende hat er hauptsächlich die lautlichen Aeußerungen der Vögel, insbesondere das Sprechen der Papageien untersucht. Dagegen ist ihm der schwerwiegende Einwurf gemacht worden, es sei auf diesem Wege kein Aufschluß zu erwarten, weil nach der Descendenzlehre die Ahnen des Menschen fast sämmtlich stumm seien, und ihm also von diesen die Sprache nicht wohl angeerbt sein könne. Der Mensch stamme von einer Familie der anthropoiden oder schwanzlosen schmalnasigen Affen, diese von geschwänzten schmalnasigen, diese von Halbaffen, bei denen allen von Spuren oder Ansätzen einer articulirten Lautsprache nicht die Rede sein könne; die Vögel befinden sich gar nicht unter den Ahnengenerationen des Menschen; die Säugethiere, zu denen er gehöre, seien Vettern der Vögel, Brüder der Reptilien, aber Abkömmlinge der Amphibien, und diese weiterhin der stummen Fische. Dazu kommt, daß die Physiologen lehren, des Menschen leibliche Befähigung, articulirte Laute hervorzubringen, beruhe auf der Sylvischen Spalte der Reil-Insel mit den benachbarten Streifenkörpern im Gehirn, wo die Gehörnerven auslaufen; die Sylvische Furche sei aber bei keiner Thierart, auch nicht bei den Affen so, wie im Menschengehirn, gestaltet, und deßhalb bringe es keine der Thierarten zur articulirten Sprache; es fehle ihnen eben das Organ dazu. Wundern darf es uns nicht, wenn die Natur, die nicht leicht einen überflüssigen Apparat schafft, das Thier mit weniger vollkommenen Organen zur Mittheilung seines Seelenlebens an Seinesgleichen ausstattete. Das Thier hat dem Thier unendlich viel weniger mitzutheilen, als der Mensch dem Menschen.

Ich verhehle mir nicht, daß verbissene Gegner jeder eudämonistischen Grundlage der Moral auch eine auf den Glückseligkeitstrieb, wie ich ihn auffasse, gebaute Sittenlehre verwerflich finden werden. Die Basis, werden sie sagen, bleibt dann doch immer der Egoismus. Wer dem Mitmenschen hilft, wer das Glück des Ganzen zu fördern sucht, weil er fühlt, daß er damit sein eigenes Glück steigert, wer das Seelenleben der Menschheit in sich aufnimmt, weil ihm dadurch eine Bereicherung des eigenen Daseinsgefühls erwächst, ist und bleibt ein Egoist. Ich frage dagegen, ob derjenige, der Gutes thut, um die Gunst und Zuneigung des höchsten Wesens zu gewinnen, uns verehrungs- und liebenswürdiger dünkt, als derjenige, der aus reinster Nächstenliebe Werke der Barmherzigkeit übt; ob die Krankenpflegerin, die voll Eifer ihre Aufgabe erfüllt, um einen höhern Stuhl im Himmel zu verdienen, oder diejenige, die lediglich aus Mitgefühl mit dem Leidenden, ohne Nebengedanken an jenseitige Vergeltung, gleiche Aufopferungsfähigkeit zeigt, uns freier von Egoismus erscheint. Man erschrickt ganz unnöthig vor dem Gedanken, daß der Mensch ein Egoist sei. Ein Trieb, den die Natur in jedes empfindende Wesen als Schutzwächter des Daseins gelegt hat, kann an und für sich nichts Böses sein. In dem Thiere nennt ihn auch Niemand böse; in dem Menschen wird er böse, wenn dieser nicht seiner Aufgabe gemäß die Selbstliebe zur Menschenliebe erweitert und veredelt, wenn er nicht an die Stelle des Ego die Gattung setzt. Uebrigens erweisen sich die principiellen Feinde einer eudämonistischen Ethik im praktischen Leben, in concreten Fällen, nicht selten als ihre warmen Anhänger. Auch sie können nicht umhin, den Menschen in dem Maße gut, liebens- und hochachtungswürdig zu finden, in welchem er dahin gelangt ist, sein individuelles Glück in dem Glück der Gesammtheit zu suchen.

Andere werden eine Ethik, wie ich sie für eines der dringendsten Zeitbedürfnisse halte, aus dem Grunde zurückweisen, weil in ihr kein Platz zur Erörterung unserer Pflichten gegen die Gottheit zu sein scheint. Ich könnte darauf mit Kant entgegnen, daß die sogenannten Pflichten gegen Gott außerhalb der Moral liegen, würde aber, auch wenn dies nicht der Fall wäre, sie ausschließen, weil die allgemeine Verbreitung der sittlichen Schäden in der heutigen Gesellschaft eine Ethik wünschenswerth macht, die auf allseitiges Entgegenkommen rechnen darf. Eine Ethik auf religiöser, speciell christlicher Grundlage würde von Allen abgelehnt werden, die dem positiven Glauben entfremdet sind, weil sie die Grundlage nicht anerkennen. Ebenso würde eine auf Kant's kategorischen Imperativ gegründete Vielen nicht zusagen, die bei aller Verehrung für Kant die Basis seiner Ethik für die Achillesferse der kritischen Philosophie halten. Unsere Zeit kommt am willigsten dem entgegen, was an feststehende Ergebnisse der Naturwissenschaften, und so auch dem, was an allgemein anerkannte Resultate der Erfahrungsseelenlehre anknüpft. Daher darf eine Ethik, die aus wenigen kaum von Jemand bestrittenen Sätzen der empirischen Psychologie ihr ganzes System in streng folgerecht deductivem Verfahren entwickelt, sich noch am ersten Anklang versprechen. Daß auf diesem Wege eine Deduction der gesammten Sittenlehre möglich sei, davon habe ich mich durch eigenen Versuch überzeugt. In einem Stoß längstvergilbter Blätter aus sehr frühen Lebensjahren, bis zum Anfange der dreißiger Jahre zurück, liegen Beiträge dazu mir vor, die, um sich an das Licht zu wagen, erst noch einer Ergänzung und sorgfältigen Ueberarbeitung bedürften. Ob mir in meinem hohen Alter Zeit und Kraft dazu bleibt, ist zweifelhaft. Muß ich die Aufgabe ungelöst lassen, so werden schon Andere mit frischern Kräften sie aufgreifen; denn die Zeit drängt auf die Lösung hin; ja, noch ehe sie gelöst ist, übt die Lehren einer solchen Ethik schon jetzt im Stillen ein über alle Culturländer verbreiteter Geheimbund; man könnte ihn, zur Unterscheidung von den unheilbringenden schwarzen und rothen, als die weißen Internationalen bezeichnen.

Die Europäische Gradmessung.

Von
V. Zech.
Stuttgart.

Die Frage nach der Gestalt und Größe der Erde hat zu allen Zeiten die Menschen beschäftigt. Wer zuerst von der Kugelgestalt der Erde gesprochen hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, und eben so wenig, wann diese Anschauung aufgekommen ist. Die einen nennen den Thales als Urheber des Gedankens, andere den Pythagoras, wieder andere den Anaxagoras: Thatsache ist nur, daß zu Plato's Zeit, vierhundert Jahre vor Christi Geburt, schon vielfach die neue Lehre vorgetragen wurde. Zu Aristoteles Zeit war sie schon die herrschende, man führte bereits den Erdschatten bei Mondfinsternissen und die Verschiedenheit der Lage der Sterne gegen den Horizont an verschiedenen Orten als Beweise an, Archimedes sprach sogar von der Kugelgestalt eines Wassertropfens als Analogie der Gestalt der Erde.

Versuche, die Größe der Kugel zu finden, wurden, sobald man sich an die Vorstellung der Kugel gewöhnt hatte, bald gemacht, aber erst von Eratosthenes (geb. zu Alexandria 276 v. Chr.) kennen wir eine wirkliche Messung, in der nicht das Resultat bemerkenswerth ist, da wir die Größe des von ihm angewandten Maaßes nicht kennen, sondern die Methode, weil sie noch heute dieselbe ist. Er glaubte beobachtet zu haben, daß die Stadt Syene in Ober-Aegypten genau unter dem Nördlichen Wendekreise liege, so daß zur Zeit der Sommer-Sonnenwende dort die Sonne gerade im Zenith stehe, der Gnomon also keinen Schatten werfe. Ferner glaubte er annehmen zu dürfen, daß Alexandrien im gleichen Meridian mit Syene liege und daß daselbst zur Zeit der Sommersonnenwende am Mittage die Sonne um $^1/_{48}$ der Peripherie (7° 12′) vom Zenith entfernt bleibe. Die Entfernung beider Städte setzte er gleich fünftausend Stadien, der gesammte Erdumfang wäre sonach das achtundvierzigfache, nämlich 240 000 Stadien. Wie groß aber ein solches Stadium war, das wissen wir nicht. Hauptsache ist die richtige Einsicht, daß die Höhe der Sonne und daher die Länge des Schattens im gleichen Moment auf einer gekrümmten Oberfläche an verschiedenen Orten verschieden sein muß, und daß, wenn die Sonne sehr weit entfernt ist, diese Aenderung nur von der Krümmung der Oberfläche abhängt.

Die folgenden drei Versuche, die Erde zu messen, durch die Araber im 9. Jahrhundert, durch den Franzosen Fernel 1525 zwischen Paris und Amiens, und durch den Engländer Norwood zwischen York und London, suchten die Ausführung der Messung dadurch zu verbessern, daß sie die Entfernung der Endpunkte des Bogens, den sie maßen, nicht bloß schätzten, sondern mit Maßstäben oder Maßketten direkt bestimmten. Schon jetzt erhielt man eine sehr genäherte Kenntniß von der Länge eines Grades, nämlich beiläufig 57 000 Toisen, d. h. wenn man von Süden nach Norden um diese Länge vorwärts geht, so nimmt die größte Höhe der Sonne zu einer bestimmten Zeit des Jahres, oder bequemer ausgedrückt die Höhe des Nordpols um einen Grad zu.

Da aber bei dem Messen einer Länge mit einem Maßstabe jedes neue Anlegen mit einem Fehler verbunden sein kann und da dieses Anlegen sehr häufig vorkommt, also die Zahl der zu befürchtenden Fehler eine sehr große war, so wurde ein bedeutender Fortschritt gemacht, als Snellius eine Methode angab, größere Längen nicht direkt, sondern durch Winkelmessungen zu bestimmen. Diese heutzutage allein benutzte Methode ist im Wesentlichen folgende: man mißt mit äußerster Sorgfalt eine verhältnißmäßig kurze Strecke von ein bis zwei Meilen, die sogenannte Basis; dann bestimmt man die Winkel, welche diese mit den Gesichtslinien von ihren Endpunkten aus zu einem dritten Punkte einschließt. Dadurch ist das Dreieck, welches dieser Punkt mit den Endpunkten der Basis bildet, vollkommen bestimmt, man kann die Lage des dritten Punktes und die Größe der zwei anderen Seiten durch Rechnung finden, und hat damit zwei weitere Grade, die man als Basis für einen vierten, fünften Punkt u. s. w. benutzen kann. Man sieht, daß auf diese Weise eine ganze Reihe von Dreiecken an einander gereiht und alle Seiten ohne direkte Messung berechnet werden können, daß also die Zahl der Einzeloperationen beträchtlich kleiner, das Resultat folglich fehlerfreier sein wird. Die ganze Operation hat den Namen „Triangulation“ erhalten.

In Holland zuerst, dann in Frankreich, in Peru und Lappland wurden Bögen nach dieser Methode gemessen. Die Messung in Peru, welche große Genauigkeit gab, ist dadurch besonders bekannt geworden, daß die zur Basismessung verwandte Toise bei allen folgenden Messungen als Normalmaß benutzt wurde. Noch heute werden alle Bestimmungen der Gradmessung auf sie zurückgeführt und die Größe des Meters nach ihr angegeben.

La Caille (1739) zeigte, daß nach diesen Messungen die Grade von Süden nach Norden größer werden, man konnte also die Erde nicht mehr als Kugel betrachten; es war nun nöthig, an verschiedenen Orten Messungen anzustellen, um die Abweichung der Erdoberfläche von der Kugelgestalt kennen zu lernen. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wurden Bögen am Kap der guten Hoffnung, in Italien, Ungarn, Nordamerika und Indien gemessen, und am Schlusse des Jahrhunderts im Auftrage der konstituirenden Versammlung noch einmal in Frankreich, um die Länge des Meters als zehnmillionsten Theil des Abstands des Pols vom Aequator zu erhalten. Darnach sollte ein Meterstab bei Null Grad 443,296 Linien der Toise von Peru, wenn diese die Temperatur von 13 Grad Reaumur hat, enthalten.

Man betrachtete jetzt, am Anfange unseres Jahrhunderts, die Erde als abgeplattete Kugel, d. h. als einen Körper, den man sich durch Umdrehung einer Ellipse um die kleinere Axe entstanden denken kann. Die Abplattung, d. h. der Bruchtheil der größeren Axe, um welchen die kleinere Axe kleiner ist, wurde zugleich mit dem Meter zu $1/_{334}$ bestimmt. Im Laufe der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurden nun Versuche gemacht, die in früheren Jahrhunderten ausgeführten und noch weitere neue Messungen zu einer gemeinschaftlichen Bestimmung der Abplattung und der Größe eines Grades zu verwerthen. La Place hatte zuerst den Gedanken, einen mittleren Werth für beide aufzufinden: es ergaben sich 57028 Toisen für die mittlere Länge eines Grades und als Abplattung $1/_{312}$. Wenn man diesen mittleren Werth mit den wirklich gefundenen vergleicht, so finden sich Abweichungen, die bis 43 Toisen bei dem Bogen von Peru, bis 128 Toisen bei dem österreichischen und bis 182 Toisen beim lappländischen steigen; und es mußte sich nun die Frage erheben, ob diese Abweichungen von Fehlern in der Messung herrühren oder ob die Annahme einer regelmäßigen geometrischen Gestalt der Erde nicht richtig sei. Zunächst wurde festgestellt, daß die ideelle Oberfläche der Erde, d. h. diejenige, welche sie bei gleichmäßiger Bedeckung mit Wasser hätte, eine rein geometrische nicht sein könne. Jede neue Messung, mit den besten Hilfsmitteln durchgeführt, gab einen anderen Werth für die Länge des Grades und für die Abplattung.

Die Anwendung der Methode der kleinsten Quadrate, d. h. die Berechnung des Werthes eines Grades in der Art, daß die Summe der Quadrate der Unterschiede zwischen den gemessenen und gerechneten Werthen möglichst klein sei, gab für den mittleren Grad die Länge 57 008,66 Toisen und die Abplattung $1/_{297}$ (Schmidt in Göttingen, 1829). Dabei wurden der Bogen in Peru, zwei Bögen in Indien, ein französischer, ein englischer, ein schwedischer und ein hannöverscher benutzt. Bessel, der berühmte Astronom von Königsberg, behandelte im Jahre 1841 die Aufgabe aufs Neue, indem er noch drei seitdem gemessene Bögen in Dänemark, Preußen und Rußland hinzunahm, und fand für

den mittleren Grad 57 013,11 Toisen und die Abplattung $^1/_{299}$. Hierbei ist nicht vorausgesetzt, daß die Wasseroberfläche der Erde, wie wir sie erhalten würden, wenn alle Continente von gewaltigen etwa unterirdischen Canälen durchzogen wären, eine geometrische Gestalt habe, vorgestellt durch die obigen Zahlen; es ist damit nur gesagt, daß ein dadurch bestimmtes Sphäroid die Eigenschaft habe, die überall vorkommenden zufälligen Abweichungen von einer regelmäßigen Gestalt am wenigsten auffällig erscheinen zu lassen und zugleich die kleinsten Irrthümer in den Messungen vorauszusetzen: d. h. die so bestimmte Gestalt ist diejenige, welche sich den zufälligen Unebenheiten am meisten anschließt und mit Rücksicht auf die gemachten Messungen die wahrscheinlichste ist. Bessel sagt, daß die Abplattung wahrscheinlich zwischen den Werthen $^1/_{304}$ und $^1/_{294}$ liege und in der That überschreiten alle nach seiner Zeit gemachten Berechnungen diese Grenzen nicht.

Das Bessel'sche Erdsphäroid ist daher dasjenige, das heutzutage allen Berechnungen über die Dimensionen der Erde im Großen und Kleinen zu Grunde gelegt wird. Encke sagt darüber, daß in keinem Fall noch größere Aenderungen in den Resultaten Bessels anzubringen seien und daß die darauf gegründeten Tafeln noch lange ihren Dienst thun werden. Versuche, welche gemacht worden sind, ein Ellipsoid mit drei verschiedenen Axen der Erde als ideelle geometrische Form zu Grunde zu legen, haben keine besseren Resultate gegeben. Wir können somit heute die Bestimmung der Gestalt der Erde im großen Ganzen als abgeschlossen betrachten.

Damit kann sich aber die Forschung nicht begnügen: ist die Gestalt im großen Ganzen bestimmt, so ist im Kleinen noch die Art der Abweichung von ihr nachzuweisen. Wir können sagen, daß dies die Aufgabe der europäischen Gradmessung ist, zunächst für Europa, und wir kommen damit zu den Bestrebungen des Mannes, der als Vater der europäischen Gradmessung zu bezeichnen ist: General Baeyer. In Europa sind gegenwärtig zwei große Meridianbögen gemessen, in Westen der englisch-französische, von den Balearen bis zu den Shetlandsinseln gehend, in Osten der russisch-scandinavische, bei Ismael in der Nähe des Ausflusses der Donau in das schwarze Meer beginnend und bis nach Flugenaës bei Hammerfest sich erstreckend. Parallelkreisbögen sind gemessen: der 52ste von Valentia in Irland bis Orsk an der Grenze von Europa, ein Bogen von Brest über Paris, Straßburg und München nach Wien und ein Bogen in Süd-Frankreich und Nord-Italien von der Mündung der Garonne über Turin und Mailand bis Padua. Wenn man alle diese Messungen zusammennimmt und von der Hypothese eines Umdrehungsellipsoids ausgeht, welche bei früherer Flüssigkeit oder wenigstens Weichheit der Masse theoretisch begründet ist, so erhält man, wie oben gesagt, eine Abplattung von nahezu $^1/_{300}$ und die Größe des Halbmessers des Aequators und der halben Erdachse mit großer Annäherung; aber mit diesen Resultaten treten nun eine Reihe neuer Fragen auf.

In erster Linie ist hier eine Abweichung zu nennen, die von Ort zu Ort vorkommt, eine Ablenkung der Lothlinie, die jenseits der Alpen zwischen Mailand und Parma bis auf 20, in der Nähe von Turin gar auf 48 Secunden steigt, gewöhnlich aber nicht über einige Secunden beträgt. Lange hat man die Ursache solcher Ablenkungen der Lothlinie in einer einseitigen Anziehung von Bergmassen

zu finden geglaubt, die sich in der Nähe eines solchen Punkts über dessen Horizont erheben; allein damit steht in Widerspruch, daß südlich vom Himalaya eine Ablenkung nicht bekannt ist, daß dagegen umgekehrt bei Moskau, also fern von hohen Gebirgen, eine solche (12 Secunden betragend) beobachtet wurde. Somit wäre wohl daran zu denken, daß ungleiche Dichtigkeitsverhältnisse unter dem Boden, Erz- und Metalllager neben weniger dichten Schichten, plötzliche Aenderung der geologischen Schichten die Ablenkungen verursachen.

Denken wir uns eine isolirte Insel im Ocean und bestimmen wir die Polhöhe in ihrer Mitte und dann ringsum an den Ufern, so wird an diesen durchweg eine Abweichung der Lothlinie zu erwarten sein und daher eine raschere Abnahme der Polhöhe als die mittlere von einem Grad auf 57000 Toisen. In der Mitte der Insel ist die Anziehung nach allen Seiten hin dieselbe, wenn die Insel aus gleichmäßigem Material besteht; auf einem Standpunkt am Ufer wird das Senkblei mehr gegen die Erde als gegen das Meer gezogen, da die starren Bestandtheile der Insel ein größeres specifisches Gewicht haben, als Wasser: es wird somit ein Senkblei mit seinem untern Theil der Mitte der Insel zu nahe sein. Auch die Oberfläche des Meeres am Strand einer solchen Insel wird anders sich gestalten, als wenn die Insel nicht da wäre, es wird sich im ersten Fall gegen das Land hin heben, die absolute Meereshöhe der Insel wird somit zu klein erscheinen.

Es ist nicht zu verwundern, wenn darnach auch größere Inseln und Meere aus Messungen, die auf ihnen ausgeführt worden sind, andere Abplattungen ergeben, als benachbarte Continente, wie sich z. B. für England aus seinen Gradmessungen eine viel größere Abplattung ergiebt (nehmlich $^1/_{280}$) als für den Europäischen Continent.

„Hieraus", sagt General Baeyer, „geht hinreichend hervor, welch ein weites Feld der Untersuchungen noch vor uns liegt. Der Gegenstand ist noch lange nicht erschöpft, aber das Object der Untersuchungen ist ein wesentlich anderes geworden. Die bisherigen Gradmessungen hatten nur die Bestimmung der allgemeinen Figur der Erde im Auge, sie mußten also Alles zu vermeiden suchen, was Abweichungen von derselben befürchten ließ. Seitdem diese Aufgabe aber befriedigend gelöst ist, hat die Sache sich umgekehrt und eine künftige Gradmessung wird es hauptsächlich nur mit den Abweichungen zu thun haben und bei ihrer Anlage Gegenden und Terrainverhältnisse aufsuchen müssen, die man sonst gerne vermied."

Als besonders günstiges Feld für solche Untersuchungen bezeichnet Baeyer die Linie von Palermo bis Christiania, da rechts und links von ihr bis auf eine Entfernung von 8 Grad einige dreißig Sternwarten sich befinden, also eine Zahl astronomisch gut bestimmter Punkte, wie sie sonst nirgends auf der Welt zu finden und anderswo jedenfalls nur mit großen Kosten und schwer zu beschaffen wären.

Davon ausgehend entwarf Baeyer die Grundlagen zu einer mitteleuropäischen Gradmessung und im April 1862 vereinigten sich Commissäre von Sachsen, Oesterreich und Preußen in Berlin, um über die Ausführung des Entwurfs zu berathen: im Herbst 1864 wurde die erste allgemeine Conferenz der mitteleuropäischen Gradmessung in Berlin abgehalten. Auf der zweiten (Berlin 1867) konnte schon der Name „mitteleuropäisch" in „europäisch" umgeändert werden. Die folgenden Conferenzen fanden 1871 in Wien, 1874 in Dresden und 1877 in Stuttgart statt.

Die Arbeiten, welche die europäische Gradmessung ausführt, sind astronomische Ortsbestimmungen, Triangulation, trigonometrisches Höhenmessen, geometrisches Nivelliren und Bestimmung der Intensität der Schwere. Wie diese Arbeiten zur Feststellung der Figur der Erde verwerthet werden können, davon eine Vorstellung zu geben, soll im Weiteren versucht werden.*)

Die Voraussetzung, daß die Erdoberfläche, soweit sie durch das Niveau des Meeres vorgestellt ist, eine regelmäßige geometrische Gestalt habe, ist nach den vorliegenden Erfahrungen nicht gerechtfertigt. Der verschiedene Barometerstand im Niveau des Meeres, die Strömungen an seiner Oberfläche, die Ebbe und Fluth, dann die ungleiche Dichte des Festlandes in Folge verschiedenen geologischen Baus lassen es als unzweifelhaft erscheinen, daß das Meeresniveau zwar einem Umdrehungsellipsoid, z. B. dem Bessel'schen, nahe kommt, überall aber mehr oder weniger, wohl bis zu 1000 Meter (dem 6400. Theil des Erdhalbmessers) von ihm abweicht.

Wäre die Erde überall gleich dicht, gäbe es keinen Unterschied von Land und Meer und keine Abplattung in Folge der Umdrehung um die Axe, so hätten wir, wie schon Archimedes es aussprach, eine Kugeloberfläche. Die Schwere wäre überall dieselbe und gegen den Erdmittelpunkt gerichtet. Aber auch auf jeder andern Kugeloberfläche, die denselben Mittelpunkt hat, wird für jeden Punkt dasselbe gelten, nur wird in jeder solchen Kugeloberfläche die Schwere eine andere Größe haben; sie nimmt ab, wenn wir uns über die Oberfläche erheben und wenn wir unter dieselbe hinabsteigen. Auch wenn wir von der Reibung absehen, so würde längs einer solchen Kugeloberfläche das Wasser nicht fließen, weil die Richtung der Schwere senkrecht zu der Fläche ist. Wir nennen alle diese Kugeloberflächen Niveauflächen, und je zwei dieser Niveauflächen hätten überall gleichen Abstand.

Wenn aber die Erde ungleiche, rasch wechselnde Dichtigkeit zeigt, wenn Land und Meer abwechselt, so wird die Niveaufläche nicht mehr eine Kugelfläche sein, sie wird besonders zu definiren sein, da die Verhältnisse nicht mehr so einfach liegen. Diese Definition gründet sich nun am einfachsten auf den Begriff der **Arbeit** in dem einfachsten Fall, nehmlich beim Heben eines Gewichts. Wenn man blos die Schwerkraft in Rechnung zieht (von Reibung und Luftwiderstand absieht), so nennt man die zum Heben eines Gewichts nöthige Arbeit das Produkt aus dem Gewicht und der Höhe, zu der es gehoben wird, gleichgiltig auf welchem Wege dies geschieht. Weil von allen andern Kräften abgesehen wird, ist in einer zur Schwere senkrechten Richtung zur Verschiebung eines Körpers keine Arbeit nöthig. Denken wir uns nun von einem Punkt, z. B. vom Mittelpunkt der Erde aus, ein Gewicht gehoben auf ganz beliebigem Wege, bis eine bestimmte Arbeit auf die Hebung verwendet worden ist, dann auf einem anderen Wege, bis wieder dieselbe Arbeit aufgewendet worden ist, und so fort auf den verschiedensten Wegen, so liegen die Endpunkte aller dieser Wege auf einer Niveaufläche: wir könnten sagen auf einer Fläche gleicher Arbeit der Schwere. Wenn wir dasselbe Gewicht, am einfachsten die Masseneinheit, wieder von einem beliebigen Punkt einer solchen Niveaufläche weiter heben auf beliebigem Wege, bis eine weitere bestimmte Arbeit aufgewendet ist, so haben wir eine zweite Niveaufläche u. s. w. Jede Niveau-

*) Dabei ist die Publikation des Kgl. Preuß. geodätischen Instituts: „Die Figur der Erde von Dr. H. Bruns, Professor der Mathematik an der Universität Berlin" zu Grunde gelegt.

fläche ist somit bestimmt durch die Größe der Arbeit, die nöthig ist, um die Masseneinheit vom Erdmittelpunkt auf beliebigem Wege bis zu ihr zu heben, und die gegenseitige Lage zweier Niveauflächen durch die Arbeit, die nöthig ist, um die Masseneinheit von der dem Erdmittelpunkt nähern zur entfernteren zu heben.

Auf einer solchen Niveaufläche ist die Schwerkraft im Allgemeinen nicht mehr gleich groß, unter allen Umständen aber ist sie stets senkrecht zur Fläche gerichtet oder die Vertikale jedes Orts ist senkrecht auf der durch den Ort gehenden Niveaufläche. Wenn wir irgendwo ein Nivellirinstrument aufstellen und nach allen Seiten hin eine Reihe von Punkten feststellen, welche bei Drehung des Instruments um seine vertikale Axe im Kreuzungspunkt des Fadenkreuzes erscheinen, so haben wir lauter Punkte, die derselben Niveaufläche angehören. Wird das Instrument an einem dieser Punkte wieder aufgestellt, so ergeben sich weitere Punkte derselben Niveaufläche u. s. w. Für gewöhnlich wird aber ein solches Verfolgen einer Niveaufläche wegen der Unebenheiten der Erdoberfläche nicht möglich sein, man ermittelt dann auf einer großen Zahl kleiner Strecken den Höhenunterschied des Anfangs- und Endpunkts der Strecke, addirt alle diese Unterschiede und nennt die Summe den Höhenunterschied des ersten und letzten Punktes. Es hat zuerst Th. Wand darauf aufmerksam gemacht, daß auf große Entfernungen hin diese Berechnung eines Nivellements zu falschen Resultaten führen muß.

Denkt man sich zwei Niveauflächen etwa von der Nordsee zum Adriatischen Meer, so ist deren Abstand an der Nordsee kleiner als am Adriatischen Meer, weil hier die Beschleunigung der Schwerkraft kleiner ist, also derselben Arbeit eine größere Hebung entsprechen muß. Denken wir uns, daß an der Nordsee eine senkrechte Felswand von etwa 1000 Fuß aufsteige und sich horizontal als Plateau bis zum Adriatischen Meere fortpflanze, dann wird dieses Plateau mehr als 1000 Fuß, etwa 1001 Fuß bis zum Adriatischen Meere sich senken, wenn dieses mit der Nordsee in derselben Niveaufläche liegt. Man findet also einen Höhenunterschied der Meere von einem Fuß und wenn man längs des Ufers zur Nordsee zurücknivellirt, so wäre das Endresultat, daß der Schlußpunkt einen Fuß tiefer liegt, als der Anfangspunkt, oder daß die Nordsee einen Fuß unter ihrem eigenen Niveau liegt. Die gewöhnliche Rechnungsmethode beim Nivelliren gibt auf sehr große Strecken Resultate, die verschieden sind je nach dem beim Nivelliren zurückgelegten Wege. Kehrt man in einer Schleife zum Ausgangpunkt zurück, so entsteht, abgesehen von den gemachten Einstellungs- und Ablesungsfehlern, ein Schlußfehler, der bis zu dem zweihundertsten Theil der größten vorkommenden Niveaudifferenz steigen kann.

Wenn man dagegen jeden Höhenunterschied auf kleiner Strecke mit der Beschleunigung der Schwerkraft an der betreffenden Stelle multiplicirt, und alle diese Produkte addirt, so erhält man die Gesammtarbeit, die nöthig ist, um die Masseneinheit vom Anfangspunkt zum Endpunkt zu haben, und so oft diese Arbeit dieselbe ist, so oft sind wir auf derselben Niveaufläche angelangt. Wollen wir aber den Abstand der Niveaufläche des Ausgangspunkts von der des Endpunkts an der Stelle dieses Endpunkts, so dividiren wir die Gesammtarbeit durch die Beschleunigung der Schwerkraft an dem Endpunkt und wenn die Höhe eine bedeutende ist, mit einem Mittelwerth der Beschleunigung zwischen beiden Niveauflächen.

Hat man sich über diese Verhältnisse orientirt, so hat es weiter keine Schwierigkeit, sich klar zu werden, zu was die verschiedenen Messungen, die der europäischen Gradmessung obliegen, sich verwenden lassen. Wählen wir zwei Stationen: an jeder läßt sich zunächst die Richtung der Vertikalen mit Hilfe der Wasserwage oder eines Quecksilberhorizonts bestimmen. In beiden Fällen erhalten wir eine Senkrechte zur Niveaufläche des Orts. Ferner läßt sich an jedem Ort der Winkel zwischen dieser Vertikalen, die nach dem Zenith weist, und der Richtung zum Nordpol bestimmen, also die Zenithdistanz des Nordpols oder die Ergänzung der Polhöhe, und endlich gibt die Vertikalebene durch den Pol den Hauptmeridian, welcher den Horizont in einer Linie schneidet, die wir Nordrichtung nennen.

Um diese letztere festzustellen, wird der Winkel gemessen, den die Hauptmeridianebene mit der Vertikalebene durch einen beliebigen festen Punkt, z. B. durch die zweite Station, bildet. Diesem Winkel hat man den Namen Azimuth gegeben. Legt man ein bestimmtes Ellipsoid, z. B. das Bessel'sche zu Grunde und bestimmt durch Triangulation die Entfernung beider Stationen, so ist auf diesem Ellipsoid die gegenseitige Lage derselben bestimmt, es läßt sich also der Winkel der Vertikalen zum Ellipsoid, die durch beide Orte gehen, bestimmen. Im Allgemeinen wird dieser Winkel nicht mit demjenigen stimmen, der sich aus den unmittelbaren Messungen an beiden Orten ergiebt. Dieser Unterschied heißt Lothabweichung. Ob dieselbe davon herrührt, daß die Vertikale am einen oder anderen Orte oder an beiden von der Senkrechten zum Ellipsoid abweicht, läßt sich aus zwei Orten nicht bestimmen. Es ist zu diesem Behuf nöthig, ein ganzes Netz von Stationen zu vereinigen, um daraus die Wahrscheinlichkeit abzuleiten, daß an dem einen und andern Orte eine Lothabweichung von gegebener Größe stattfinde.

Aus den Azimuthmessungen ergiebt sich der Winkel der Hauptmeridiane beider Orte oder die geographische Länge. Wenn man aber auf diese Weise von Ort zu Ort auf verhältnißmäßig kleine Distanzen den Längenunterschied mißt, so werden sich für eine größere Strecke die Fehler häufen, wie bei der direkten Messung einer großen Strecke mit Maßstäben statt durch Triangulation. Zur Controle dienen deswegen die Längenbestimmungen auf telegraphischem Wege, welche heutzutage eine Genauigkeit bis auf eine zwanzigstel Secunde Zeit zulassen und deren Zuverlässigkeit von der Distanz der Orte, deren Längenunterschied zu bestimmen ist, nahezu unabhängig ist. Diese Bestimmungen verlangen aber solid aufgestellte Apparate und länger dauernde Beobachtungen, so daß sie im Allgemeinen nur von Sternwarte zu Sternwarte durchzuführen sind. Die Azimuthbestimmungen, die an Orten gemacht werden, die nicht Sternwarten sind, gestatten dann, deren Länge durch Rückbeziehung auf die Sternwarten möglichst sicher zu bestimmen.

Wird nun endlich von unserer ersten Station zur zweiten nivellirt und wird die Zenithdistanz der zweiten Station, wie sie von der ersten aus erscheint, und umgekehrt bestimmt, so haben wir auch noch einen Anhaltspunkt für die Lage der zweiten Station zur Niveaufläche, die durch die erste geht. Das Nivelliren giebt uns ja die Höhe der zweiten Station über der Niveaufläche durch die erste oder die Tiefe unter dieser Fläche. Die Zenithdistanz aber gibt in Verbindung mit dem Azimuth und der Entfernung der zweiten Station deren Höhe oder Tiefe über oder unter dem Bessel'schen Ellipsoid, das wir bei den Rechnungen zu

Grund gelegt haben. Somit finden wir aus dem Unterschied beider Bestimmungen die Höhe oder Tiefe der durch die erste Station gehenden Niveaufläche über dem Bessel'schen Ellipsoide an der zweiten Station.

Damit ist nachgewiesen, daß zur Feststellung einzelner Punkte einer Niveaufläche in Bezug auf das Bessel'sche Ellipsoid (oder irgend ein anderes Ellipsoid, das man zu Grunde legen will) die fünf Beobachtungen, die oben angeführt wurden, astronomische Bestimmungen, Triangulation, trigonometrisches Höhenmessen, geometrisches Nivelliren und Schwerebestimmungen hinreichen, aber auch nöthig sind.

Ein Bedenken ist aber hierbei nicht zu unterdrücken, nämlich die Ungenauigkeit des trigonometrischen Höhenmessens wegen der Strahlenbrechung. Es handelt sich dabei stets um Richtungen, welche nahe in den Horizont fallen, also um Strahlen, welche in dem tiefsten Theil der Atmosphäre, wo die wechselndsten Verhältnisse vorkommen, sich bewegen. Es ist nicht daran zu denken, daß der Weg eines Lichtstrahles auf eine Länge von zwanzig oder dreißig Kilometer oder noch mehr — und so groß sind die Seiten der Hauptdreiecke der Gradmessung — sich genau bestimmen lasse. Um überhaupt auf solche Entfernungen Einstellungen machen zu können, benutzt man heutzutage das von den Spiegeln des Heliotrops zurückgeworfene Sonnenlicht als Zielpunkt, operirt also gerade unter denjenigen Umständen, unter denen die Luft am unruhigsten und am unregelmäßigsten bewegt ist, da die direkte Einstrahlung sehr verschiedene Einwirkungen auf den Erdboden hervorbringt. Vielleicht wird hier mit der Zeit durch die neuerdings wieder von Frankreich aus gemachten Vorschläge zu Beobachtungen bei Nacht mit künstlichem Licht — und heutzutage wird dabei jedermann an elektrisches Licht denken — ein Fortschritt erzielt, da es Thatsache ist, daß bei Nacht die Luftschichten viel ruhiger und gleichmäßiger über einander gelagert sind, als bei Tag.

Wir haben gesucht, in Vorstehendem nachzuweisen, was mit den Beobachtungen der europäischen Gradmessung auszuführen wäre, es würde sich darum handeln, von Station zu Station die Lage einer Niveaufläche zu untersuchen; es müßten aber dann astronomische Bestimmungen, Schwerebestimmungen und Zenithdistanzmessungen an allen Dreieckspunkten ausgeführt werden, was bisher nicht geschieht. Man würde dann weiter nur für den Theil der Erdoberfläche, auf dem unmittelbar Messungen ausgeführt werden, die Niveauflächen bestimmen können, da zufällige Abweichungen von einer regelmäßigen Form nicht durch Messungen an andern Orten sich bestimmen lassen. Das Resultat der europäischen Gradmessung würde also nur für Europa die Verhältnisse feststellen. Es ließe sich annehmen, daß sich andere Continente anschließen und in Nordamerika ist bereits der Anfang gemacht, aber über die Meere wäre die Ausdehnung der Bestimmung der Niveaufläche nicht möglich, da ein Nivelliren hier undenkbar ist; nur längs der Ufer ließen sie sich feststellen, wenn, wie das gegenwärtig geschieht, möglichst viele Pegel aufgestellt und ihre Nullpunkte durch Nivellement verbunden werden.

Die Aufgabe der Gradmessung ist eine nahezu unbegrenzte: soweit sie sich auf Europa bezieht, ist ihre Lösung in Arbeit, aber diese Arbeit können wir nur Vorarbeit nennen für ein umfassendes, das ganze Festland umfassendes Werk. Das Verdienst der Vorarbeit wird immer bleiben, die Ausdehnung auf das Ganze zu ermöglichen und zu erleichtern.

Rundschau über das nationale Leben.

Parlaments-Disciplin.*)

Von
F. v. Schulte.
Bonn.

Der vom Reichskanzler dem Bundesrathe vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Strafgewalt des Reichstags hat die verschiedenste Aufnahme in der Presse gefunden. Man hörte Stimmen, welche die baldige Vernichtung der Redefreiheit, das Ende des Parlamentarismus vorausverkündeten, daneben auch solche, die dem Entwurfe das Verdienst ließen, eine wunde Stelle berührt und einen beachtenswerthen Fingerzeig gegeben zu haben. Ob der Entwurf vom Bundesrathe unverändert, wesentlich oder unwesentlich verändert angenommen und dem Reichstage vorgelegt werden wird, ist für diese Erörterung gleichgültig, der Gegenstand ist an sich und durch die Vorlage von einer politischen Bedeutung, welche eine ruhige Besprechung fordert und rechtfertigt.

Veranlassung zu der erwähnten Vorlage hat nach den Motiven geboten das Auftreten der Socialdemokraten im Reichstage; die Absicht der Regierung ist darauf gerichtet, dem Reichstage die Mittel zu bieten, um zu verhindern, daß Brandreden gehalten und auf Grund der bestehenden Gesetze ungestraft veröffentlicht werden können, dem Reichstage dadurch eine wirksame Disciplin zu geben, daß unter Umständen der Verlust des Mandats und selbst die Strafbarkeit Folge der Aeußerung eines Abgeordneten sein kann. Wir lassen den Entwurf bei Seite und halten uns an die Sache.

Als erste Bedingung jeder parlamentarischen Wirksamkeit erscheint auch uns die volle Freiheit der Rede innerhalb des Parlamentes; sie ist um so nothwendiger, als die deutsche Reichsverfassung im Art. 21 erklärt: „Beamte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Reichstag", und eine ähnliche Bestimmung in fast allen deutschen Landesverfassungen für die Kammern gegeben ist. Worin liegt nun das Wesen und der Werth der Redefreiheit? Unzweifelhaft darin, daß der Abgeordnete in der Lage sein muß, bezüglich jeder Vorlage die unbedingt freie sachliche Kritik zu üben und nach gewissenhaftem Ermessen abstimmen zu können, daß der Abgeordnete in den Formen und Grenzen der Verfassung und Geschäftsordnung bezüglich der Regierungsakte eine gleiche unabhängige Stellung beanspruchen darf.

*) Wir haben denselben Gegenstand von zwei hervorragenden und langjährigen Parlamentsmitgliedern in dieser Nummer behandeln lassen, da der betreffende Gesetzentwurf eine der wichtigsten Vorlagen für diese Reichstagssession bilden wird. D. Red.

Hieraus folgt mit Nothwendigkeit, daß er wegen einer Rede und Abstimmung, die sich innerhalb dieser Grenzen hält, niemals außerhalb des Parlaments weder in amtlicher Eigenschaft noch als Privatmann zur Verantwortung gezogen werden darf. Art. 30 der Reichsverfassung, welcher lautet: „Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerungen gerichtlich oder disciplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden", enthält dies Privileg. Es ist bisher dahin aufgefaßt worden, daß jede Aeußerung innerhalb des parlamentarischen Berufes, mag sie im Plenum des Hauses, oder in Commissionssitzungen gethan werden, durch die verfassungsmäßige Unverantwortlichkeit gedeckt wird. Wer die parlamentarischen Vorgänge im deutschen Reichstage und in einzelnen Landesvertretungs-Körpern, namentlich im preußischen Abgeordnetenhause, verfolgt hat, kann sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß nicht einmal, sondern öfter, ja daß consequent von einzelnen Rednern Aeußerungen gefallen sind, welche in dem Art. 30 der Reichsverfassung und in den ähnlichen der preußischen Verfassung eine innere Berechtigung auf Unverantwortlichkeit nicht finden. Wenn einzelne Redner sich nicht gescheut haben, die Pariser Commune von 1871 zu glorifiziren, den politischen Mord zu vertheidigen, wenn andere sich erdreistet haben, Verleumdungen, Beleidigungen und Lügen gegen Personen, Körperschaften, Blätter u. s. w. zu schleudern, welche sich zu vertheidigen an der Stelle, wo der Angriff geschah, außer Stande waren; wenn man bedenkt, daß die wörtliche Wiedergabe solcher Aeußerungen nach Art. 22 der Reichsverfassung und Strafgesetzbuch § 12 von jeder Verantwortlichkeit frei bleibt und dieselben somit, wie das von den Parteiblättern nicht einmal, sondern bei jeder Veranlassung geschieht, als ein Agitationsmittel der schlimmsten Art straffrei benutzt werden können: so läßt sich die Nothwendigkeit genauerer Bestimmungen im Interesse der allgemeinen Rechtssicherheit nicht bestreiten. Uns scheint, daß man von einer Person, welche als Vertreter des Volks auftritt, von der Art. 29 der Reichsverfassung sagt: „Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesammten Volkes und an Aufträge und Instructionen nicht gebunden", mit vollem Rechte verlangen darf, daß sie die moralische Eignung habe, die übernommene Aufgabe nicht als ein Mittel zu gebrauchen, um die Klassen des Volkes gegen einander zu hetzen, Haß und Unzufriedenheit zu säen, zu verleumden, zu beleidigen, Gemeinheiten zu begehen. Dergleichen Aeußerungen sind nie und nimmer „in Ausübung des Berufes" nöthig, sondern der Beruf ist nur gemißbraucht worden, um straffrei an sich verbrecherische oder strafbare Handlungen zu begehen. Von einem Abgeordneten ist man zu fordern berechtigt, daß er so viel Charakter, moralische Festigkeit und Bildung besitze, um nicht ohne jede Ueberlegung, ohne jede Information, gar gegen besseres Wissen Aeußerungen in die Welt zu schleudern, welche vor keinem anständigen Menschen Entschuldigung finden, deren Rechtfertigung nur blinder Parteifanatismus, oder die heillose Verwirrtheit der aufgestachelten Geister zu führen vermag. Solchem Gebahren einen wirksamen Damm zu setzen, das scheint uns eine Pflicht zu sein, welche zu erfüllen der Reichstag und die Landtage sich selbst schuldig sind. Denn man täusche sich nicht, der Mißbrauch der Redefreiheit, die durch nichts zu rechtfertigende Redefrechheit, von deren Vorhandensein es wohl überflüssig ist, Proben

zu bezeichnen, thut der Achtung vor den Vertretungen und der Anhänglichkeit des Volkes an die Verfassungen Eintrag. Gerade die liberalen Parteien sollten dem Reichskanzler Dank wissen, daß er die Anregung gegeben hat zur Beseitigung eines Schadens, dessen weitere Verbreitung einer Eiterbeule gleich dem parlamentarischen Leben schadet, sie sollten die Anregung benutzen, um den Mißbrauch und die Gemeinheit von sich gründlich fern zu halten, weil sie darin auch das Mittel schaffen, das seit geraumer Zeit von einigen Blättern gerufene Gespenst der Reaction zu verscheuchen. Wir glauben und hoffen, daß sich die Ueberzeugung bereits Bahn gebrochen hat, es müsse etwas geschehen. Wir wollen dazu unsererseits beitragen, erklären aber sofort, daß man sich hüten muß, bei Abschneidung des Geschwürs zu weit zu gehen. Es darf die Vorsicht nicht soweit gehen, daß etwa in der Hitze der Debatte gefallene, offenbar unüberlegte Aeußerungen auf gleiche Stufe gesetzt werden mit den wohl überlegten, raffinirten Expectorationen.

Zwei Wege sind möglich, der parlamentarische und außerparlamentarische, gerichtliche; man kann den ersteren wählen und den letzteren ausschließen, man kann beide zulassen, je nach den verschiedenen Fällen.

Der parlamentarische Weg der Geschäftsordnung wird im Allgemeinen vorzuziehen sein. Die Erfahrung lehrt nun, daß weder im Reichstage, noch im preußischen Abgeordnetenhause die Geschäftsordnung bisher Auswüchse zu verhindern sich geeignet erwiesen hat, weil solche seit Jahren in jeder Session von Seiten derselben Personen, oder Parteien, wiederkehren, ja zum Theil ganz dieselben sich wiederholen. Nach dem Wortlaute der Geschäftsordnung des Reichstags (§ 48) kann der Präsident den abschweifenden Redner auf den Gegenstand der Verhandlung zurückweisen und zur Ordnung rufen; ist das zweimal in derselben Rede geschehen, so kann das Haus auf Anfrage des Präsidenten ihm ohne Debatte das Wort entziehen; der Präsident kann nach § 60 ein Mitglied, das die Ordnung verletzt, zur Ordnung rufen, das Mitglied schriftlich Einspruch thun, worauf der Reichstag in der nächsten Sitzung ohne Discussion entscheidet, ob der Ordnungsruf gerechtfertigt ist. Das ist wenig und viel, je nachdem man's nimmt. Wenig, weil keinerlei andere Folgen, als die Entziehung des Worts für den Moment, nicht einmal für den Sitzungstag, und der bloße Ruf zur Ordnung, daraus hervorgehen, weil der Präsident durch die Möglichkeit, sein Verfahren vom Hause nicht anerkannt zu sehen, sich gebunden fühlen kann. Es ist viel, wenn man bedenkt, daß das Haus kaum einen Ordnungsruf mißbilligen wird, weil es dadurch den Präsidenten zum Rücktritte zwingt, es ist viel, da ein Ordnungsruf durch alle Blätter verbreitet wird. Die ganze Sache hat nichts auf sich, sobald man unsere wirklichen Zustände in's Auge faßt. Der Ordnungsruf, den sich der Socialdemokrat und Centrumsmann zuzieht, wird von der Partei des erstern als Belohnung für eine phraseologische Heldenthat angestaunt werden, dem letztern einen neuen Strahl in dem sein Haupt umgebenden Heiligenscheine zufügen. Man lese nur nach solchen Vorgängen die nächste Nummer der ultramontanen Blätter, um sich zu überzeugen. Und bezüglich der Ordnungsrufe selbst ist man im deutschen Reiche etwas verwöhnt. Das große Publicum begreift nicht, weshalb die stärksten Dinge ungerügt bleiben, während unbedeutendere den Ordnungsruf bewirken, weshalb der Präsident eines Hauses nicht befugt sein solle, Angriffe der tollsten Art gegen Abwesende zurückzuweisen,

wodurch es motivirt sei, bei einzelnen Budgetposten alles Mögliche vorzubringen. Im preußischen Abgeordnetenhause wird in letzter Zeit soviel geleistet, daß man im Publicum gar nicht mehr die Grenze zwischen dem Sachlichen und Ungehörigen zu erkennen vermag. Der Präsident des Reichstags ist in eigenthümlicher Lage. Die stenographischen Berichte über die Verhandlungen des deutschen Reichstags (3. Legislaturperiode II. Session 1878 S. 28 ff.) weisen einen Fall auf, wo sich der Präsident fünfmal veranlaßt sah, einen Redner zu unterbrechen. Bezüglich desselben Redners bekunden die Berichte (2. Periode III. Session S. 1191 ff., 1211 ff.), daß er während einer Rede viermal, darunter mit zwei Ordnungsrufen, während einer zweiten zweimal unterbrochen wurde. Wir könnten eine ganze Reihe ähnlicher Vorgänge aufstellen.

Uns scheint zunächst eine genauere Formulirung der Geschäftsordnung unerläßlich zu sein, dahin gehend, daß die Grenze des Zulässigen nach Möglichkeit festgestellt werde, dem Präsidenten nicht blos das Recht gegeben, sondern die Pflicht auferlegt werde, Abschweifungen nicht zu dulden und wegen Nichtbeachtung seiner Mahnungen oder wegen Ungebührlichkeiten zur Ordnung zu rufen. Geschieht das, so hat der Präsident freiere Hand und entgeht den jetzt möglichen Vorwürfen. Weiter muß das Recht der Berufung gegen den Ordnungsruf gestrichen werden. Sollte sich der Präsident einmal übereilen, so wird derselbe sicher keinen Anstand nehmen, das gut zu machen, wenn ihn der Betroffene davon überzeugt, daß ihm Unrecht geschehen sei. Ferner müßte der erste Ordnungsruf und die zweite Rectification wegen Abschweifung den sofortigen Verlust des Wortes zur Folge haben. Solche Maßregeln würden schon etwas helfen, jedoch nicht genügen. Für zwei Kategorien scheint uns wirksamere Abhülfe nöthig zu sein. Die erste betrifft Aeußerungen staatsgefährlicher Art und grobe Angriffe gegen das Parlament oder einzelne Mitglieder. Für solche Fälle wäre eine Commission einzusetzen, welche nach Vernehmung des Betroffenen zur Stellung der Anträge berechtigt wäre: die Aufnahme der incriminirten Stellen in den officiellen Bericht zu untersagen, dem Redner für die Session das Reden zu verbieten, demselben das Mandat abzuerkennen. Die Beschlußfassung müßte ohne Discussion stattfinden. Sollte aber ein solches Verfahren von Werth sein, so müßte man Art. 22 der Reichsverfassung und § 12 des Strafgesetzbuchs dahin abändern, daß nur die auf Grund der amtlichen stenographischen Berichte gemachten Berichte von jeder Verantwortlichkeit frei bleiben. Geschieht das, so kann kein Correspondent durch Wiedergabe solcher Reden deren beabsichtigte Wirkung herbeiführen; sie haben ihre Wirkung nach außen eingebüßt, wenn sie innerhalb des Hauses bleiben. Wenn die amtlichen Berichte auf diese Art etwas später erscheinen, ist das kein Unglück; in England werden keine amtlichen Stenogramme publicirt, in Baden auch nicht. Durch solche Einrichtungen kann der Zweck erreicht werden, den der Entwurf beabsichtigt, jedenfalls muß dies versucht werden, bevor man zum Aeußersten schreitet. Uebrig bleibt noch die zweite Kategorie verleumderischer und injuriöser Angriffe gegen Personen, welche dem Parlamente nicht angehören. Wir sind gewiß im Rechte, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß es nicht zur Aufgabe eines Abgeordneten gehört, die Rednerbühne zu mißbrauchen, um die Staatsbürger an ihrer Ehre ungestraft zu verletzen; derjenige Körper, welcher berufen ist, die wichtigsten Rechte der Nation auszuüben,

darf nicht zum Tummelplatz der Leidenschaft gemacht werden. Das Recht der Einzelnen auf Achtung muß auch den Abgeordneten gegenüber aufrecht bleiben. Das ist leicht zu erwirken, wenn man dem Angegriffenen das Recht giebt, sich beschwerend an die genannte oder eine andere parlamentarische zu dem Ende für jede Session einzusetzende Commission zu wenden, welche alsdann beim Plenum den Antrag stellen kann: den Abdruck des Angriffs zu verbieten, den Verleumder oder Beleidiger zum Widerrufe beziehungsweise zu einer Ehrenerklärung zu verurtheilen, eventuell ihm für die Session das Wort abzuschneiden, oder das Mandat zu entziehen. Wer seine Aufgabe als Abgeordneter richtig erfaßt hat, dem werden solche Maßregeln keinen Schrecken einjagen. Durch parlamentarische Disciplin der schärfsten Art kann das Ansehen des Parlaments nur gewinnen. Was aufhören, jedenfalls abnehmen wird, sind lediglich die „Rufe zur Sache“, „stürmischen Unterbrechungen“, „Unruhe“, „große Unruhe“ u. drgl. in den stenographischen Berichten, und das wird kein Verlust sein, die Würde und das Ansehen der Vertretungskörper werden in den Augen aller wahren Patrioten nur erhöht werden.

6. Februar 1879.

Die Strafgewalt des Reichstages gegen seine Mitglieder betreffend.

Von

Bockum-Dolffs.

Wenn der Reichstag sich von der Nothwendigkeit überzeugt hätte, zur Züchtigung von Mitgliedern, welche sich der Autorität des Präsidenten, bezüglich dem Rüge-Beschlusse der Versammlung nicht fügen möchten, die Mitwirkung des Staats in Anspruch zu nehmen, so wäre es seine Sache gewesen, von dem ihm zustehenden Rechte der Initiative Gebrauch zu machen und sich durch ein Reichsgesetz die erforderliche Executivgewalt beizulegen. Diese Nothwendigkeit hat der Reichstag jedoch um so weniger jetzt schon anerkennen können, als die Mittel, welche eine Verschärfung der Rügebestimmungen der Geschäftsordnung darbieten würde, noch nicht erprobt sind.

Da der Vorschlag, den Entwurf dieses Gesetzes einzubringen, von der preußischen Regierung ausgegangen ist, so liegt es nahe, vorab die Vorgänge in Beziehung auf die freie Meinungsäußerung in Betracht zu ziehen, welche in Preußen sich in den letzten Jahren ergeben haben.

„Aus den Provinzialständen wird die Versammlung der Landes-Repräsentanten gewählt, die in Berlin ihren Sitz haben soll.“

Diese Verheißung des § 3 des Gesetzes vom 22. Mai 1815 ging, während in allen übrigen deutschen Staaten der Art. 13 der Bundesacte vom 8. Juni 1815 längst durch die Einrichtung, bezüglich Wiederherstellung ständischer Verfassungen vollzogen war, für Preußen erst 1847 in Erfüllung. Gleich nach der Eröffnung des ersten vereinigten Landtages konnte sonach der Abgeordnete für Breslau, beim Betreten des enge umschränkten Platzes neben dem Ministertische, seine hohe Befriedigung darüber aussprechen, daß mit diesen vier Quadratfuß endlich ein Fleck im Preußenlande gewonnen sei, auf welchem ein freies Wort ungefährdet gesprochen werden dürfe.

Bis zu diesem Tage war durch eine scharf überwachte Presse und strenge Polizei, die keine freie Meinungsäußerung, keine öffentlichen Versammlungen oder

gemeinsame Berathungen politischer Angelegenheiten duldete, ein Zustand völliger Theilnahmlosigkeit an den wichtigsten Interessen des Landes erzwungen und Redner verlieh demnach nur dem überall herrschenden Gefühle der Befreiung von einem schweren Banne Ausdruck, dessen Schwinden in dem vertrauensvollen Entgegenkommen der Regierung erblickt wurde.

Seine schlichten Worte zündeten. Statt sich unter einander zu bekämpfen und nur die provinziellen Interessen zur Geltung zu bringen, wie dies von den bis dahin stets nur im Provinzialverbande thätig gewesenen Ständen unausgesetzt geschehen war, vereinigte das wachgerufene Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und rege Vaterlandsliebe die Vertreter aller Landestheile und glänzende Leistungen, Entwürfe zu höchst wichtigen Gesetzen, Aufdeckungen ungekannter Mängel und Vorschläge zur Abstellung derselben waren das Ergebniß des ersten Versuchs gemeinschaftlich freier Meinungsäußerung in Preußen.

Leider erfolgte hierauf und auf den Antrag auf gesetzlich geregelte Wiederkehr des vereinigten Landtages ein kurzer, fast ausnahmslos ablehnender Landtags-Abschied. Zu den Räthen der Krone gehörte kein Hardenberg, kein Stein!

Doch die einmal gemachte Erfahrung ließ sich nicht wieder austilgen. Wäre durch die Periodicität der vereinigten Landtage dem oben gedachten § 3 des Gesetzes vom 22. Mai 1815 entsprochen worden, so würden, wie an England, so auch an Preußen die Stürme des Jahres 1848 spurlos vorübergegangen sein, während sie so kaum je erwartete Zugeständnisse, an der Spitze derselben die volle Preß- und Redefreiheit, erzwungen haben.

Allerdings hat es nicht an wiederholten Angriffen gegen dieses Palladium einer wohlgeordneten Staatsverfassung gefehlt. Im Art. 27 der preußischen Verfassungs-Urkunde heißt es:

> „Die Censur darf nicht eingeführt werden; jede andere Beschränkung der Preßfreiheit nur im Wege der Gesetzgebung."

Doch kaum (am 27. Mai 1863) war der Landtag geschlossen, als die Verordnung vom 1. Juni 1863 erschien, durch welche das Verfahren gegen Zeitungen und Zeitschriften, die eine, die öffentliche Wohlfahrt gefährdende Haltung beobachten, vorgeschrieben wurde. Sie mußte am 21. November selbigen Jahres schon wieder aufgehoben werden, nachdem das, nach erfolgter Auflösung inmittelst neu gewählte Abgeordnetenhaus erklärt hatte, der königliche Erlaß sei verfassungswidrig und deshalb von Anfang an ungiltig gewesen.

Art. 84 der preußischen Verfassungs-Urkunde lautet:

> „Sie (die Mitglieder beider Häuser) können für ihre Abstimmungen im Landtag niemals, für ihre darin ausgesprochenen Meinungen nur innerhalb des betreffenden Hauses auf den Grund der Geschäftsordnung desselben (Art. 78) zur Rechenschaft gezogen werden."

Sehr bald nachdem das preußische Obertribunal einen Unterschied zwischen „ausgesprochenen Meinungen" und „Erklärungen" bezüglich „Aeußerungen" gefunden, wegen letzterer aber einen Abgeordneten zu einer Strafe verurtheilt hatte, erhielt dieser Artikel eine solche Umformung, daß jedes Einschreiten des Richters ausgeschlossen wurde und die Regierung konnte nicht umhin, derselben ihre Zustimmung zu geben, weil sie mit den desfallsigen Bestimmungen der Reichsverfassung gleichlautend war.

Trotz aller dieser und noch vieler anderer Anfechtungen hat jedoch auch das preußische Volk nun seit dreißig Jahren die erste Bedingung aller politischen Freiheit, die Straflosigkeit des freien Wortes, mannhaft aufrecht zu erhalten gewußt und jetzt, nachdem alle deutschen Stämme sich geeinigt haben, zur Wiedererstarkung ihrer Macht, zur Aufrechterhaltung des Friedens in Europa und zur stets wachsenden Entfaltung ihres sittlichen Uebergewichts über viele andere Völker, jetzt soll den Vertretern dieses Bundes die erste Bedingung seines Gedeihens, die freie Meinungsäußerung verkümmert werden. Wäre dies gleich bei der ersten Zusammenberufung des deutschen Parlaments geschehen, würde dann der Culturkampf möglich gewesen sein? hätten die Mai-Gesetze, das Personenstands-Gesetz erscheinen können? Alles das nicht, denn es mußte eine völlig freie Beleuchtung und Erwägung des Dafür und Dawider stattgehabt haben, damit sich eine große Majorität bilden konnte, von dauerndem Bestande, welche für diese Gesetze einstand und ihr Bestehen sicherte.

Und was soll jetzt geschehen? Anscheinend soll der Präsident, der Träger des allgemeinen Vertrauens, seine bisherigen Machtbefugnisse an eine Commission abgeben; diese soll warnen, Verweise ertheilen, aus dem Reichstage ausschließen dürfen. Der Präsident, der bisher zur Rückkehr zur Sache zu mahnen, allenfalls zu warnen und endlich durch einen Ordnungsruf oder, mit Zustimmung der Versammlung, durch Entziehung des Wortes zu strafen hatte, vollzog diese Stufenleiter im Laufe der Verhandlungen, ohne daß dieselben dadurch irgendwie aufgehalten oder durch eine aufregende Einwirkung gestört worden wären. Fälle, daß er seinen Zweck nicht erreicht hätte, sind niemals vorgekommen und die Leser der stenographischen Berichte oder Zeitungen konnten sich überzeugen, daß eingetretene Ausschreitungen niemals ohne gehörige Zurechtweisung geblieben sind. Nach dem Entwurf des Gesetzes wird dem gegenüber der Präsident einem zur Ungebühr Redenden mit der Zusammenberufung der Commission drohen, nicht aber denselben zur Ordnung rufen oder ihm, auch wenn die Versammlung zustimmte, das Wort entziehen können, da alles dieses der Beschlußfassung der C o m m i s s i o n zugewiesen werden soll. Ob übrigens eine solche Commission gebildet werden kann, dürfte äußerst zweifelhaft sein, denn wer möchte sich zum Censor über seine Collegen hergeben, zum Richter, dessen Unparteilichkeit unter allen Umständen von der einen oder andern Partei in Zweifel gezogen werden würde.

Bedenklicher als alles Uebrige erscheint sodann die dem Präsidenten beigelegte Befugniß, ungebührliche Aeußerungen der Mitglieder vorläufig von der Aufnahme in den stenographischen Bericht auszuschließen, so wie jede andere Veröffentlichung derselben durch die Presse vorläufig zu untersagen, desgleichen die Vorschrift, daß, wenn die Ahndung wegen einer Aeußerung oder wegen des Inhalts einer Rede ausgesprochen worden, zugleich die Aeußerung und die ganze, oder der betreffende Theil der Rede von der Aufnahme in den stenographischen Bericht ausgeschlossen werden kann. Damit wäre denn also die Censur über die stenographischen Berichte etablirt und Lückenhaftigkeit und Unverständlichkeit derselben unvermeidlich, weil die E n t g e g n u n g auf eine solche Rede, sobald sie ungebührliche Ausdrücke vermeidet, doch nicht ebenfalls unterdrückt werden dürfte. Wohin der Präsident seine Verfügung, durch welche er der Presse die Aufnahme einer Rede in ihre Druckbogen untersagt, derartig richten soll, daß dieselbe r e c h t z e i t i g p u b l i c i r t wird, um die Redactoren

vor schweren Strafen zu schützen, ist nicht angegeben, ebensowenig, was mit ausländischen Blättern geschehen soll, die sich an derartige Verbote schwerlich kehren dürften und sich ein Geschäft daraus machen möchten, das Publikum über die im Reichstage stattgehabten und so sorgfältig verheimlichten Vorgänge aufzuklären.

Daß sieben Mitglieder des Reichstags, bei unterlassener Berufung an diesen, ermächtigt sein sollen, einem Collegen das verbriefte Recht auf Wählbarkeit für mehrere Jahre zu entziehen und zugleich den betreffenden Wahlkreis zu einer Neuwahl zu nöthigen, ist eine Abänderung der Reichsverfassung, die bei nochmaliger Erwägung schwerlich die Zustimmung der Factoren der Reichsgesetzgebung zu erwarten haben dürfte; müssen doch bestrafte Uebertreter der Criminalgesetze für die Dauer des Reichstages, wenn dieser solches verlangt, aus dem Gefängnisse entlassen werden, wie sollte da eine „bei Ausführung des Berufs als Abgeordneter begangene Ungebühr" mit der höchsten Ehrenstrafe und zeitweiser Entziehung des Reichsbürgerrechts belegt werden können!

Schließlich sei noch bemerkt, daß der Entwurf dieses Strafgesetzes sich nur auf die Mitglieder des Reichstags erstreckt, die mit denselben zusammensitzenden, zu jeder Zeit auf ihr Verlangen zu hörenden Mitglieder des Bundesrathes aber mit keiner Sylbe erwähnt sind; es scheint dabei ganz übersehen zu sein, daß im preußischen Landtage zu wiederholten Malen Minister zur Innehaltung der Ordnung ermahnt, in einem Falle sogar zu diesem Zwecke die Sitzung geschlossen werden mußte.

Bei der Berathung des Gesetzentwurfs wird der Reichstag zu erwägen haben, ob nicht durch eine Verschärfung der Strafbestimmungen seiner Geschäftsordnung, etwa dahin gehend, daß der Präsident befugt sein solle, fortgesetzten Ordnungswidrigkeiten eines Redners selbständig und ohne Anfrage bei der Versammlung, durch Entziehung des Wortes sofort ein Ziel zu setzen und ob, durch Annahme der jetzt dargebotenen, allen bisherigen Brauch weit überschreitenden Züchtigungsmittel das Vertrauen des deutschen Volkes zu seinen Vertretern, das Ansehen des Reichstages dem Auslande gegenüber in seiner bisherigen Hochstellung verharren könne.

Der Regierungswechsel in Frankreich.

Nach vertraulichen Informationen beleuchtet.

Die ganze Kette der republikanischen Parteien in Frankreich, ohne Ausnahme, vom linken Centrum bis hinab zu den Radicalen, stand in den jüngsten Jahren in gefesteter Phalanx zusammen, weil es sich um Festhaltung ihres im Princip gleichlautenden Glaubenssatzes handelte und weil sie trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit in der Kammer verurtheilt waren, sich in der Defensive zu halten. Der Widerstreit innerhalb der Parteien war bis auf Weiteres ad acta gelegt; ihre mehr oder minder prononcirten Anschauungen kamen nicht in Frage und verschmolzen zu einem dichten Amalgam, da sich die Kämpfer, einem Gesetze der Klugheit folgend, die Hand reichen mußten, um sich mit den gemeinschaftlichen Feinden zu messen. Und es gab deren zwei: den Senat und die oberste Staatsgewalt. Diese beiden bildeten an dem Staatswagen, der nach vorwärts streben wollte, nicht etwa die hemmende aber wohlthätige Kraft; nicht nur den Drücker, der sich energisch wider den Boden preßt, damit das Gefährt nicht jäh in die Tiefe herabsause und dort in tausend Stücke zerschelle — nein, sie zogen vielmehr nach rückwärts; noch mehr,

sie beabsichtigten wider den ausgesprochensten Willen des Volkes die Republik ihren grimmigsten Widersachern zu überantworten, dem Empire und dem Clericalismus; mit Einem Worte der zügel- und schrankenlosesten Reaction. Dazu waren ihnen alle Mittel recht: sie hätten selbst vor einem Staatsstreich nicht zurückgeschreckt, einer schaurigen Improvisation, die unfehlbar die Furie des Bürgerkrieges hätte entfesseln müssen. Aber die unmittelbar allerorten gewaltig aufflammende Unzufriedenheit, der Schrei der Entrüstung, der durch das ganze Land ging, als an Stelle des gestürzten Cabinets Jules Simon, das Ministerium des „Ordre moral" am 16. Mai 1877 durch die geschickte Minirarbeit von Pfaffenthum, Junkerschaft und Unterröcken an die Bildfläche trat, mußte das Regime ob seiner vermeinten Gottähnlichkeit bedenklich bange machen. Nach kurzer Lebensdauer verschwand das Ministerium kläglich vom Schauplatz seiner Wirksamkeit, die sich lediglich aus Acten von Despotismus und Vergewaltigung zusammenfügte, den ungebändigten Haß des Landes als zweifelhaftes Angebinde in das Privatleben mitnehmend. Die traurige Episode in den Schicksalen der Republik zeigte aber, daß der Bevölkerung gerade ein republikanisches Regiment die besten Garantien zu bieten scheine, für Sicherung der Ruhe nach innen und außen. Denn am 14. October desselben Jahres wurde die nämliche republikanische Majorität, die nach plötzlicher Auflösung der Deputirtenkammer frei geworden war, als nicht mißzudeutende Antwort wieder in die alte Königsstadt Ludwigs XIV. geschickt. Und zum zweiten Male, am 5. Januar 1879, gelegentlich der Erneuerungswahlen für den Senat, dessen Majorität bis dahin die Anschauungen jenes Kampfesministeriums vertrat, sprach das Land sein kräftigliches Verdammungsurtheil über die Politiker des 16. Mai aus. Das republikanische freisinnige Element im Senat verfügte an Stelle der starken früheren Minderheit nunmehr über eine Majorität von mehr als fünfzig Stimmen. Und jetzt erst, da Deputirtenkammer und Senat sich nicht mehr in aufreibendem Antagonismus gegenüber standen, da die beiden Körperschaften daran denken konnten, in principieller Uebereinstimmung an die einzubringenden Vorlagen zu gehen, stand die Republik festgekittet da, war sie zur Wahrheit geworden. Julius Stettenheim in den Wespen, der wie stets mit seinem unmittelbaren, kaustischen Witz das Humoristische der Situation schlagkräftig trifft, erzählte jüngst in einer Rubrik „Aus französischen Zeitungen", nebenbei mit köstlichster Parodie der Schreibart französischer Journale, daß die liberalen Zeitungen bei jeder neuen Phase, in welche die Republik eingetreten, emphatisch ausrufen: Nun erst leben wir in der wahren Republik. Nun, am 5. Januar, lag zu diesem Freudenrufe zum ersten Male legitimste Berechtigung vor. Denn der Marschall im Elysee, der in seiner Unenergie jenen zähen soldatischen Widerstand den Ansprüchen des Ministeriums Dufaure längst nicht mehr entgegensetzte, genirte nicht. Die Absicht, das Ministerium des 16. Mai wegen staatsverbrecherischer Handlungen in den Anklagezustand zu versetzen, stieg wie ein drohendes Schreckgespenst vor ihm auf. So lange die Majorität des Senats reactionär gesinnt war, hatte er nichts zu fürchten, fand er dort noch einen Stützpunkt, da der Senat über einen etwaigen Antrag wegen Ministeranklage zur Tagesordnung übergegangen wäre. Nun aber lagen die Dispositionen anders. Jener Antrag, das Cabinet vom 16. Mai vor die Behörden zu citiren, hätte Aussicht gehabt namentlich deshalb schon votirt zu werden, weil man die Ueberzeugung hatte, hierdurch einen derart starken moralischen Druck auf den Marschall zu üben, daß sein

Verbleiben auf dem hohen Staatsposten eine directe Unmöglichkeit geworden wäre. Der Marschall hatte sich im Mai 1877 in einer Art und Weise mit dem Kampfesministerium identificirt, daß er persönlich im Laufe der etwaigen Verhandlungen gar arg bloßgestellt worden wäre. Als der Kriegsminister General Gresley seinem Staatschef im Ministerrath vom 28. Januar ein Decret vorlegte, das die Absetzung von 4 commandirenden Generalen forderte, die anerkannt der Republik, in deren Diensten sie standen, feindlich gesinnt waren, darunter der General Bourbaki, der General Lartigue, eine Maßnahme die von der öffentlichen Meinung als dringend nothwendig reclamirt worden — da erklärte der Marschall mit entschiedenster Festigkeit, er würde seine Unterschrift unter dieses Actenstück nie setzen; eher würde er vorziehen, seine Entlassung einzureichen. Die Weigerung just bei diesem Punkte gab dem Marschall weiter nichts als einen hochwillkommenen Anlaß, einen ehrenvollen Vorwand, um sich mit Anstand aus der Affaire zu ziehen, um seine Abdankung vor den Augen der Welt in vollgewichtiger Weise motiviren zu können. Der völlig Unbefangene konnte und mußte ja dem Präsidenten in dessen fernerer Eigenschaft als Marschall von Frankreich das undiscutirbare Recht zugestehen, sich hier in einer ausschließlich militairischen Frage für competenter zu erklären, als das Gesammtministerium, als selbst der Kriegsminister. Der Conseilspräsident, der knorrige feste Dufaure, bestand auf jener Forderung; er machte seinem Chef begreiflich, daß die Regierung der jüngst verlesenen Botschaft gemäß die Verpflichtung habe, ohne Ansehen der Person das Beamtenpersonal zu purificiren. Nur ein Sichunterwerfen konnte hier in Betracht kommen; ein Anderes gab es nicht. Der Marschall ergriff also die gute Gelegenheit; er abdicirte. Er ging nicht nur ohne Bitterkeit, im Gegentheil sehr froh, die Verantwortlichkeit, die ihm seine Stellung auferlegte, die ihm längst zur peinvollen Bürde geworden, anderen Händen überlassen zu können. In dem Ministerrath vom 30. Januar Vormittags, in dem die Abdankungsurkunde redigirt worden, bezeichnete er selbst den Kammerpräsidenten Jules Grévy als denjenigen Candidaten, der auch ihm die höchste Achtung und das unbeschränkteste Vertrauen einflöße. Fast das ganze Land dachte wie der Marschall. An demselben Tage noch, an dem die Abdankung des Marschalls den beiden Kammern amtlich notificirt worden, traten sie in dem Sitzungssaal der Deputirtenkammer zu einer gemeinschaftlichen, sogenannten Congreßsitzung zusammen und mit 563 von 670 abgegebenen Stimmen wurde Jules Grévy unter dem lebhaftesten Beifall der Deputirten auf sieben Jahre zum Präsidenten der französischen Republik ernannt. Selbst die Bonapartisten stimmten für ihn. Wegen seiner strengen Unparteilichkeit, seiner Sittenreinheit, wegen seiner loyalen und nüchternen Anschauungen stand er auch bei seinen politischen Gegnern in jener hohen Achtung, die offene grade Charaktere Jedermann abnöthigen. Der Marschall Mac-Mahon ließ es sich nicht nehmen, als Erster seinem Nachfolger die besten Glückwünsche zu übermitteln; bei den Abschiedsbesuchen, die der ehemalige Präsident den Vertretern der auswärtigen Mächte abstattete, sprach er nicht minder seine aufrichtigste Genugthuung darüber aus, daß das Land die denkbar beste Wahl getroffen, daß er ersuche, auch unter dem neuen Präsidenten mit Frankreich die freundschaftlichen Beziehungen zu unterhalten, die ja glücklicherweise unter seiner Präsidentschaft bestanden hätten. Und in der That wurde die Wahl des Herrn Grévy von den fremden Mächten durchaus sympathisch aufgenommen, der vor den Augen der Welt so plötzlich vor sich gegangene Regierungswechsel ohne weitere Schwierig-

keiten und ohne längere diplomatische Formalitäten anerkannt. Nur fühlte das die französische Regierung sofort instinctiv heraus, daß im Auslande leise Besorgnisse aufkeimen werden, der Radicalismus könnte unter der neuen mehr republikanisch accentuirten Präsidentschaft das Land überfluthen, daß in dessen Consequenzen der dann etwa aufgespeicherte Zündstoff explodiren und in immer weiteren Wellenkreisen eine Gefahr zunächst für die Nachbarreiche, in letzter Linie für ganz Europa in seinem Schoße bergen könne. Eine der ersten Vornahmen der neuen Regierung bestand deshalb darin, den Vertretern der fremden Mächte zu versichern, daß das Land in sehr gemäßigtem Sinne regiert werden würde und daß die Regierung mit der vollsten Energie daran festhalte, sich durch die voraussichtlichen Wühlereien der radicalen und socialen Elemente aus dem vorgezeichneten Rahmen nicht herausdrängen zu lassen. Und um dieser Versicherung die That auf dem Fuße folgen zu lassen, um dem Auslande und dem eigenen Lande unmittelbar gewisse moralische Garantien zu geben, betraute der neue Präsident Herrn Waddington mit der Bildung eines neuen Cabinets, da das alte selbstredend seine Befugnisse unter der neuen Gestaltung der Dinge niedergelegt hatte. Der Conseilspräsident Herr Dufaure hatte leider seine Demission mit dem Hinzufügen eingereicht, daß er überhaupt kein Portefeuille mehr annehmen wolle, angeblich weil die neue Situation auch neue Männer erheische. Freilich der ehemalige Justizminister zählt 82 Jahre. Aber deshalb darf man nicht glauben, daß der greise Mann sich nicht mehr der Last der Arbeit gewachsen fühlt. Im Gegentheil; er besitzt wegen seiner regelmäßigen Lebensweise die stählerne Kraft eines Jünglings, die ausdauernde Arbeitskraft eines Mannes in den besten Jahren. Er hat auch ferner der Regierung seinen bewährten Rath zur Verfügung gestellt. Echt menschliche Gründe waren es, die den Großsiegelbewahrer veranlaßt hatten, sich officiell ins Privatleben zurückzuziehen. Die öffentliche Meinung bezeichnete ihn als denjenigen, übrigens mit der achtungsvollsten Dankbarkeit, der durch seine entschlossene Haltung dem Marschall gegenüber seit dem 5. Januar das Allerwesentlichste dazu beigetragen, daß der Präsident abgedankt, daß überhaupt die gesammte „Krisis" einen derart glatten, ungefährlichen und raschen Verlauf genommen. Herr Dufaure wollte deshalb als früherer Premierminister unter der Präsidentschaft Mac-Mahon nicht dasselbe Amt auch unter dem neuen Staatschef beibehalten, der ja ihm gegenüber jung genannt werden konnte. Selbst das konnte den greisen Dufaure nicht von seinem Entschlusse abbringen, daß es ihm der französische Gesandte am deutschen Hofe, Herr von Saint-Vallier, begreiflich zu machen unternahm, es sei ein Act des Patriotismus, auf seinem Posten zu verbleiben, um den auswärtigen Mächten anzudeuten, die politische Mäßigung, die sich in Herrn Dufaure verkörpert, würde auch ferner die Handlungen der neuen Regierung dictiren. Die Scrupel, die bei Herrn Dufaure einen berechtigten Untergrund hatten, konnten für die übrigen Ressortminister selbstredend wegfallen. Herr Waddington hatte sich bekanntlich durch sein vorsichtiges, immerhin passives und stets besonnenes Auftreten während des Berliner Congresses, die ungetheilteste Achtung und das Vertrauen seiner diplomatischen Collegen erworben, das durch den persönlichen täglichen Verkehr an Intensität gewann; von dem deutschen Kaiserhause sowie vom Fürsten Bismarck wurde er in Folge dieser feinfühligen correcten Haltung mit der ausgesprochensten, ja sogar demonstrativen Zuvorkommenheit behandelt. Er galt mit einem Worte links und rechts als persona grata. Trotz alledem sträubte sich Herr Waddington anfangs gar sehr,

die Bildung des Cabinets zu übernehmen oder vielmehr die damit verbundene Stellung eines Conseilspräsidenten. Der Minister des Auswärtigen ist vielleicht kein Parlamentarier im Geiste und in den großen Zügen des Herrn Dufaure, ihm werden die Geschäfte seines wichtigen Specialministeriums sehr oft keine Zeit übrig lassen, die einzelnen Vorlagen persönlich in der Kammer zu entwickeln und zu vertheidigen. Wenn Herr Dufaure auf die Tribüne stieg, und wenn dieser schneidige Redner, oratorisch vielleicht das gewandteste Talent ganz Frankreichs, mit seinem scharfen, durchdringenden, leicht näselnden Organ die Anschauungen der Regierung entrollte, wenn er im Verlaufe der Rede warm werdend, schlagende Argumente fand, die mächtigen Augenbrauen dräuend zusammenzog, da vereinigten sich dieses logische Entwickeln, der Accent und die würdevolle Geste zu solch glücklicher Harmonie, daß er, selbst überzeugt, die Kammer überzeugte, mit sich hinriß, daß sie ihm zujubelte, daß er mit dem letzten Wort auch gewonnenes Spiel hatte.

Indeß die Rücksichten, die man auf das eigene Land, auf ganz Europa und die Nachbarreiche im Besonderen zu nehmen hatte, die ideellen Garantien die man ihnen zu geben verpflichtet war, ließen die schließlich nebensächlichen Bedenken in den zweiten Plan schieben und aus Gründen des Patriotismus willigte Herr Waddington darein, das neue Cabinet zu formen. Seine politischen Gesichtspunkte lassen sich kurz in folgendes klare und präcise Programm zusammenfassen: bei breitem Liberalismus eine feste, entschiedene Gegenüberstellung namentlich den anstürmenden Elementen des Radicalismus, die seit dem 5. Januar kühner denn je ihr Haupt erhoben und durch ihre Blätter eine seit Langem nicht gehörte Sprache führten. Wiewohl Herr Waddington persönlich der allergemäßigtesten Gruppe der Linken, dem linken Centrum angehört, war die Regierung verpflichtet, der seit dem 5. Januar veränderten politischen Constellation Rechnung zu tragen, einen Theil der Minister und der Unterstaatssecretaire den weiter links stehenden Gruppen zu entnehmen. Mit dem inzwischen vom Finanzministerium abgezweigten und neu geschaffenen Portefeuille für Post- und Telegraphenwesen zählt Frankreich nunmehr 10 Ministerien, von deren Inhabern augenblicklich fünf dem linken Centrum, vier der republikanischen Linken einzureihen sind, der letzte die Gesinnungen der republikanischen Union vertritt.

In den politischen Cardinalfragen herrscht selbstredend im Ministerium die erforderliche Homogenität. Das Cabinet Waddington und speciell dessen Präsident, der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten persönlich, hält es als den eigentlichsten Interessen des Landes zuwiderlaufend und wird das Ministerium aus diesem Grunde entschieden Front dagegen machen, wenn aus dem Schooße der Kammer das Verlangen gestellt würde, das Ministerium des 16. Mai in den Anklagezustand zu versetzen. Nur nutzlose Zeitverschwendung bedeutet das, nur hocherregte stürmische Debatten ohne praktischen greifbaren Vortheil. Und just in dieser Session sollte das Vergangene eben zu den Vergangenheiten gehören, sollte dieses undankbare Aufstöbern, dieses Wühlen in dem alten Parteihader, in diesen nunmehr kleinlichen Zwistigkeiten zu den Todten gelegt sein. Nachdem das Land seit Constituirung der Republik fortwährend von diesen unseligen inneren Kämpfen durchschüttert worden, nachdem sich seit acht Jahren fortwährend darum der Streitpunkt drehte, wer dem Lande Gesetze vorzuschreiben habe oder was in Frankreich dasselbe sagen will, welche Partei Hammer, welche Amboß sei, und da nun durch den Willen des

Volkes, durch das allgemeine Stimmrecht die Republik auf festgefügten Fundamenten steht, lechzt das Land nach Ruhe. Oder sagen wir richtiger statt des Landes die Landbevölkerung, die sich überhaupt gegenüber diesem Ringen um die Gewalt kühl bis ans Herz hinan verhalten, die in diesen Interessenstreit stets nur gewaltsam förmlich hineingepeitscht worden. Und man plant in den betreffenden Ministerien Vorlagen, den Ausbau des Eisenbahnnetzes betreffend; zollpolitische Fragen harren ihrer Erledigung — nebenbei erwähnt hat das Ministerium eher einen freihändlerischen Anflug — Credite werden verlangt werden, um die Handelsmarine auf größeren Fuß zu setzen, Canäle sollen construirt werden; im Hintergrunde steht die gewaltige Rentenconvertirung. Auf der anderen Seite mächtige Reformen im Schulunterricht, das Ersetzen der Geistlichen in den Schulen durch das Laienelement, also ein bedrohliches Heraufdämmern einer Art von „Culturkampf.“ Freilich liegen Anzeichen vor, daß der französische Clerus nicht jene starre Kampfes-Attitüde annehmen, sondern in seinem Interesse klug zurückweichen wird, daß er dem Staate eventuell keinen Widerstand entgegensetzen, sondern sich auf seine Domäne, die ihm niemand streitig macht, die Kirche zurückziehen wird. Aber alles das sind Punkte von solch schwerer Tragweite, von solch innerer Wichtigkeit, daß sie sich nicht im Handumdrehen erledigen lassen. Die Debatten über die eventuelle Ministeranklage würden die Inangriffnahme jener Fragen wieder um Wochen hinaus verschieben. Von welcher Seite geschürt wird, daß dem Ministerium des „Ordre moral“ der Prozeß gemacht werde, das ist zumeist der Theil der Pariser Sensations-Presse, deren Anschauungen sehr nach links gravitiren und dieses Hetzen geschieht wiederum hauptsächlich aus den persönlichsten, eigennützigsten Motiven heraus, um bei den zu erwartenden pikanten Debatten so und soviel tausend Exemplare mehr abzusetzen. Sind sie es ja auch, die noch von Zeit zu Zeit den Haß gegen die Deutschen predigen, wenn das auch nachgerade als geschmacklos verpönt ist.

Ebenso wie das Ministerium es nicht für angezeigt glaubt, in der Anklageangelegenheit den Heißspornen der Linken nachzugeben, ebenso hält es, nur noch entschiedener, fest, daß die volle, uneingeschränkte Amnestie für die Theilnehmer an den Communetagen des Jahres 1871, die durch kriegsgerichtliche Erkenntnisse zur Verbannung nach Neu-Caledonien verurtheilt waren, nicht votirt werde. Jene moralischen Garantien, die der neue Präsident durch die Wahl des Herrn Waddington zum Ministerpräsidenten gegeben, die Verantwortlichkeit die Herr Waddington durch die Annahme dieses Postens sich selbst auferlegt, erheischen es auf das Gebieterischste, daß der Conseilpräsident sich identisch erklärt mit der inzwischen eingebrachten Gesetzesvorlage auf partielle Amnestie, das heißt mit solchen Gnadenerlassen, die nur auf Grund von speciellen Decreten vom Präsidenten der Republik kraft seiner hohen Prärogative gezeichnet werden. Ein Ablehnen dieses Gesetzes würde die Demission des Herrn Waddington zur unmittelbaren Folge haben; er würde nicht glauben, die Amnestie quand même mit seiner Verantwortlichkeit decken zu können. Der Senat, die Majorität der Kammer stimmen in diesem wesentlichen Punkt indeß vollkommen mit der Regierung überein, sie gedenken über die pathetischen Declamationen der alleräußersten Linken und des kleinen Theiles der republikanischen Union zur Tagesordnung überzugehen. Und so wird das

Gesetz nicht fallen, trotzdem die Bonapartisten gegen dasselbe und für die volle Amnestie stimmen werden. Die Regierung durfte auch gar nicht jenen Individuen, die wegen Begehung gemeiner Verbrechen verurtheilt worden, die freie Rückkehr in das Vaterland gestatten. Das eigene Land würde geängstigt, aufgeschreckt werden, das Vertrauen zu der gegenwärtigen Regierung, das heißt zu der Republik würde in die Brüche gehen. Denn das Land oder richtiger die Landbevölkerung, soweit sie nicht monarchisch oder clerical gesinnt ist, bekennt sich zu sehr gemäßigt liberalen Anschauungen. Und die Landbevölkerung bildet einen Haupttheil der französischen Einwohnerschaft. Von den 36 Millionen Einwohnern Frankreichs gehören — in ungefähren Ziffern ausgedrückt, nach ihren Ständen an: 1¼ Millionen den freien Künsten, 2¼ Millionen dem Rentierstande, 4 Millionen dem Handel, 9¼ Millionen der Industrie und 19 Millionen dem Ackerbau, darunter 10 Millionen, die ihr eigenes Besitzthum bebauen. Einen Beweis seiner gemäßigten Gesinnung hat das Land am 5. Januar geliefert. Die Wahlen für den Senat waren ja allerdings republikanisch ausgefallen, aber mit sehr gemäßigtem Anhauch. Das Land besitzt kein Verständniß für die „Impatience de la Chambre". Den nach Versailles aus der Provinz geschickten Abgeordneten gingen von ihren Wählern vor und nach dem 5. Januar zahlreiche Briefe zu, in denen das höchste Verwundern und gleichzeitig die schärfste Mißbilligung darüber ausgesprochen war, daß ein Theil der Deputirten das Land von neuem in all' die tausend Ungewißheiten einer Krisis stürzen wolle, in eine Krisis, die zu Recht gar nicht existire, sondern die in dieser ihrer Schärfe heraufbeschworen, künstlich erzeugt worden sei. In der That wurde ja auch dem Ministerium Dufaure das verlangte Vertrauensvotum mit einer Majorität von 102 Stimmen votirt. Und mindestens diese imposante Mehrheit wird auch stets dem neuen Kabinet Waddington ihre Unterstützung leihen; dann aber noch fernere Elemente aus der republikanischen Union, die damals gegen das überaus gemäßigte Cabinet Dufaure ihre Stimmen abgegeben oder sich des Votums enthalten hatten, nun aber gegen die Maßnahmen des mehr links accentuirten neuen Ministeriums keine Einwendungen zu erheben haben werden. Es kommt ferner dazu, daß zum Kammerpräsidenten bekanntlich Herr Gambetta gewählt worden, der in den freundschaftlichsten und herzlichsten Beziehungen zu Herrn Grévy steht und im wohlverstandenen Interesse des Landes seinen Einfluß und seine überzeugende Redekunst innerhalb seiner eigenen Partei, der republikanischen Union, geltend machen wird, um der Regierung das Regieren zu erleichtern, um ihr eine compacte Majorität in der Kammer mitbilden zu helfen, deren eine Regierung bedarf, soll sie wahrhaft lebensfähig sein, soll sie thatkräftig und ersprießlich wirken können. Die Regierung des Herrn Grévy hat es deshalb auch recht gern gesehen, daß die Kammer Gambetta zu ihrem Präsidenten ernannt. So kann jetzt sein Rath, seine Befähigung in officieller Weise, vor den Augen des Landes in Anspruch genommen werden, wie die republikanische Regierung bei wichtigen Acten sich auch an den Präsidenten des Senats wenden wird, um sich über die Stimmungen innerhalb der beiden Kammern in einer gewissen amtlichen Form zu vergewissern, um so jenes wahrhaft constitutionelle Regime aufzurichten, dem Herr Grévy mit Leib und Seele anhängt, das er sich stets zur obersten Richtschnur seiner Handlungen machen wird, wie er das unter dem Beifall der

Kammer in seiner Botschaft öffentlich verkündigt hat. Da die Beziehungen zu den auswärtigen Mächten allenthalben zweifellos gute sind, wird für Frankreich endlich die Aera der Ruhe, der Arbeit, der Vorwärtsentwickelung gekommen sein. Das Frondiren der reactionären und radicalen Elemente darf man sich dann nicht zu sehr zu Herzen nehmen.

Die Auffassung, daß man in die nächste Zukunft Frankreichs Vertrauen setzen dürfe, wird von den maßgebenden deutschen Kreisen, das kann ich versichern, getheilt; ich kann ferner versichern, daß dieselben Anschauungen in den höchsten Kreisen des eigenen Landes ihren Ausdruck finden.

Wir in Deutschland können auch einer solchen vernünftigen Entwickelung unseres Nachbarreiches, dieser nüchternen, besonnenen Politik, wie sie Herr Grévy vertreten wird, ruhigen Blutes folgen. Aber eben nur einer solchen. Es läßt sich vielleicht darüber streiten, ob es in seinen letzten Consequenzen auch im ureigensten Interesse Deutschlands liegen mag, daß die Republik sich derart consolidire, daß sie von Tag zu Tag erstarke. Aber nur schadenfrohe Gemüther könnten dem Schauspiel mit Behagen beiwohnen, daß diese Culturmacht sich selbst zerwühle und zerfleische; unstreitig würde es eine größere Gefahr in sich bergen, wenn etwa der Kampf um die Gewalt von neuem entbrennen sollte, trotzdem das Land sich dadurch schwächen würde. Dann nämlich würde es nicht zu den Undenkbarkeiten zählen, daß ein schlauer und ehrgeiziger Kopf, an denen es in Frankreich nie gefehlt, aus persönlichen Beweggründen die einmal entfesselten Kräfte leichtlich dazu benützen könnte, um sie nach außen hin explodiren zu lassen.

Hoffen wir deshalb, daß die heutige Regierung auch stets die Kraft besitzen wird, auf der vorgezeichneten Linie sich fortzubewegen. Sie wird es voraussichtlich können, denn sie kann sich auf die große Majorität des Landes stützen. Ob indeß doch nicht schon nach Monaten der Radicalismus genügend Oberhand haben wird, wie Schwarzseher wissen wollen; ob die Präsidentschaft Grévy nur eine Etappe zur Präsidentschaft Gambetta bildet, wie sich dann die Dinge gestalten werden — das sind vielleicht ziemlich naheliegende Fragen, auf die heute zu antworten indeß recht unpraktisch wäre. In Frankreich, dem Lande der Ueberraschungen, hat man allerdings ein Recht, auf manches gefaßt zu sein, was heute anscheinend zu den Unmöglichkeiten gehört. Daß unsere Staatsmänner das alles sehr wohl wissen, brauchen wir wohl kaum hinzuzufügen.

Paris, Mitte Februar. L. H.

Vertrauliche Briefe aus Oesterreich-Ungarn.

Der Naturforscher Cuvier war es, welcher, wenn ich mich recht entsinne, einmal den Ausspruch gethan: es genüge ihm die Vorweisung eines Zahnes eines beliebigen Thieres, um nach vorhergegangener genauer Prüfung hieraus einen bestimmenden Schluß auf die Gattung des in Frage stehenden Individuums zu ziehen. Nun besteht allerdings ein gewaltiger Unterschied zwischen der Naturgeschichte und der Politik; zwischen einem Forscher wie Cuvier und einem Journalisten, welcher der Entwickelung der Geschichte seiner Tage mit dem flüchtigen Griffel eines Stenographen folgt. Für denjenigen aber, der sich gewöhnt hat die

Ereignisse des Tages auf ihren inneren Gehalt und ihre künftige Bedeutung zu prüfen, der in der Politik der Gegenwart ein Spiegelbild jüngstvergangener und zukünftiger Geschichte erblickt, für den wird sich wol auch in einzelnen Thatsachen so mancher Anhaltspunkt für jene großen Bewegungen und Gruppirungen im europäischen Staatensysteme bieten, durch welche sich neue Epochen, neue Entwicklungsphasen in dem politischen Leben kennzeichnen. Allerdings bildet der Zahn, hier die vereinzelte Thatsache, nur den Kern, um welchen sich eine Reihe von Beobachtungen und verläßlichen Mittheilungen zu crystallisiren hat.

Diese und ähnliche Betrachtungen mußten sich unseren Politikern unwillkürlich aufdrängen, als es mit einem Male bekannt wurde, daß der Artikel V. des Prager Friedens, — welcher Oesterreich ein gewisses Recht einräumte darüber zu wachen, daß Nordschleswig, wenn seine Bevölkerung es durch allgemeine Abstimmung verlangte, wieder an Dänemark abgetreten werden solle —, daß dieser Artikel von Oesterreich, als ein von seinem Standpunkte werthloses Recht, fallen gelassen wurde. Daß dieser Verzicht den ausschließlichen Inhalt jenes Vertrages gebildet habe, den Oesterreich und Deutschland hierüber abgeschlossen, ist nicht leicht anzunehmen. Bei allen Verträgen im bürgerlichen Leben wie in der Politik gelten stets die alten Sätze des römischen Rechtes: „do ut des“, „facio ut facias“ &c. So wenig Werth dieser Verzicht für Oesterreich haben mag, so wenig gleichgültig konnte derselbe für Preußen sein, sonst hätte wol der Reichskanzler kaum daran gedacht, diesen im Aktenstaube halb vergessenen Artikel wieder auf's Tapet zu bringen. Oder sollte die ganze Vereinbarung nichts als eine pure Ostentation dafür sein, daß der Dreikaiserbund einem Zweikaiserbündnisse Platz gemacht habe? — Das ist wol kaum glaublich; ganz abgesehen davon, daß es eines solchen Beweises nicht erst bedurft hätte, um die Welt von dem Aufhören des Dreikaiserbundes in Kenntniß zu setzen. Mit dem Berliner Congresse hatte Fürst Bismarck die letzte Rate jener Dankesschuld an Rußland abgetragen, zu deren Honorirung er dem Czar für dessen Haltung im deutsch-französischen Kriege verpflichtet war. Die Unterschrift, welche der Reichskanzler unter das aus dem Congresse hervorgegangene Friedensinstrument setzte, bildete den Schluß der Abrechnung mit Rußland. Der nächste Schritt war ein engerer Anschluß an Oesterreich-Ungarn und die erste practische Folge davon der bereitwillige Verzicht unserer Regierung auf den fraglichen Artikel V., welcher aller Wahrscheinlichkeit nach nur Einen Punkt eines zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Deutschland im verflossenen October (11.) abgeschlossenen geheimen Vertrages bildet. Gestützt auf die vorerwähnten lateinischen Sätze wird nun so Mancher an den Grafen Andrassy die Frage richten wollen, worin der Gegendienst bestehe, den Deutschland uns für die jüngst an den Tag gelegte Bereitwilligkeit leisten wolle? Wenn der Leiter unseres auswärtigen Amtes hierauf eine ausweichende oder gar keine Antwort ertheilen würde, so könnte ihm dies wahrlich Niemand übelnehmen. Giebt es doch Abmachungen zwischen Staaten, über die man sich im Publikum wol gewissen Vermuthungen hingeben darf, deren Inhalt jedoch nicht früher preisgegeben wird, als bis er zur Thatsache geworden und worüber sich am allerwenigsten der leitende Minister äußern darf. Es wird nur darauf ankommen, daß derlei Vermuthungen einer halbwegs sicheren Grundlage nicht ganz entbehren.

Hienach hätte es allen Anschein, als ob sich der fragliche Vertrag auf einen von Seiten der beiden Mächte angestrebten Gebietszuwachs bezöge. Das deutsche Reich, so wenigstens wird seit längerer Zeit auch von ernsten Politikern angedeutet, hat schon seit einigen Jahren sein Augenmerk auf die Erwerbung eines Landes gelenkt, welchem, an der Nordwestküste Europa's gelegen, die Steuern und Geldquellen ergiebig fließen, das eine günstige Küstenentwicklung und Achtung gebietende Handelsmarine besitzt und sich bedeutender Capitalien, sowohl daheim als in den reichen Schätzen seiner Colonien erfreut. An dieses Land grenzt in südlicher Richtung ein anderes, dessen Einwohner zum großen Theile dem romanischen Stamm angehören und welches wie dazu geschaffen erscheint, den Preis zu bilden, um den eine dauernde Versöhnung zwischen den Deutschen und der großen Nation jenseits der Vogesen erzielt werden könnte. Während auf diese Weise Deutschland sich nach der Nordsee zu arrondiren würde, hätte Oesterreich-Ungarn freies Spiel sich nach dem ägäischen Meere hin soweit auszudehnen, als es ihm gelingt der Türkei beziehungsweise den Russen Terrain abzugewinnen. Während jedoch die Forderungen, welche Deutschland einzutreiben gedenkt durchaus gute sowie anscheinend liquide sind und ohne große Mühe eingehen dürften, ist der auf Oesterreich-Ungarn entfallende Theil weder danach angethan einen leichten Eingang noch auch einen beneidenswerthen Besitz in Aussicht zu stellen. Selbst wenn man annehmen wollte, daß die kaiserlichen Truppen bis Salonichi vordrängen, was bei dem schmalen und felsigen Saumpfade, welcher den einzigen Verbindungsweg zwischen Serajewo und Mitrowitza bildet, nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen wäre, würde sich der Gewinn noch als ein sehr prekärer herausstellen. Ohne Militär-Conventionen mit Serbien und Montenegro (nach Art jener, welche der norddeutsche Bund mit den kleineren deutschen Staaten geschlossen), erscheint diese Aufgabe für die Dauer überhaupt schwer durchführbar und hier zeigt sich wieder der große Fehler, der dadurch begangen wurde, daß man nicht daran dachte, diese Conventionen schon zu jener Zeit abzuschließen, als es sich nach dem Berliner Congresse um die Durchführung des europäischen Mandates handelte. Doch zugegeben, daß dieser Fehler gutgemacht würde, so müßte sich bei einer Ausdehnung des Occupationsgebietes bis an das ägäische Meer, die künftige Grenze desselben ein gutes Stück nach Thessalien und Macedonien hinein erstrecken und an ein um die anderen Theile dieser beiden Provinzen vergrößertes Griechenland anstoßen, damit das neuerworbene Land für Oesterreich-Ungarn einen praktischen und gesicherten Werth erhielte. Daß auch dann noch große Capitalien dazu gehörten, um dasselbe productiv zu machen und den Binnenhandel daselbst zu heben, ist naheliegend. Dabei müßte die Verwaltung auf das wohlfeilste eingerichtet werden, was sich am besten dadurch bewerkstelligen ließe, daß man den neuen Ländererwerb zu einem Militärgrenzlande (nach Art der früher bestandenen österreichischen Militärgrenze) erklärt; ein Verfahren, das sich auch jetzt schon für Bosnien und die Herzegowina aus mehr als Einem Grunde empfehlen würde. Wie anders stellen sich dagegen die Vortheile dar, die Deutschland durch die früher angedeutete Combination gewinnen würde? — Wenn demnach dem geheimen Vertrage, von welchem die Aufhebung des Artikels V. des Prager Friedens nur Einen Punkt zu bilden scheint, thatsächlich das vorerwähnte Uebereinkommen zu Grunde liegt — wofür wie man mich versichert — untrügliche Anzeichen vor-

handen sein sollen — so macht Oesterreich-Ungarn jedenfalls kein gutes Geschäft dabei. Doch wie wollte man dies ändern, seitdem man sich in Hofkreisen wenn auch insgeheim für die Eroberungspolitik begeistert! Seitdem Philippowich den kühnen Zug nach Serajewo glücklich durchgeführt, hat sich unserer höchsten Herren eine Art von Occupations- und Annexionsfieber bemächtigt, welches alle officiösen Dementi's vergeblich hinwegleugnen werden; und da man sich vor Augen hielt, wie weit es der deutsche Reichskanzler auf diesem Wege gebracht hat, so ist Fürst Bismarck heute unser Mann. Sowie seine Stellung durch die glückliche Durchführung wohlüberdachter Pläne und Combinationen bei dem preußischen Hofe eine so gefestigte und maßgebende wurde, wie sich einer solchen nur wenige Staatsmänner Europa's zu erfreuen hatten, so hat auch Graf Andrassy durch die Verfolgung seiner dem Hofe willkommenen Orientpolitik seine Position so sehr gestärkt und gefestigt, daß er sich zur Stunde eines beinahe allein maßgebenden Einflusses erfreut. So kühn und großartig aber vielleicht auch die Ziele seiner Bestrebungen sein mögen, in so günstigem Lichte sie auch in den oberen Sphären angesehen werden, so wenig hat sich die große Mehrheit des Volkes damit einverstanden erklärt. Die Schwierigkeit, an welcher hauptsächlich die Bildung eines neuen parlamentarischen Cabinettes durch den Statthalter von Tyrol Grafen Taaffe scheiterte, war die Weigerung der in die Combination einbezogenen Abgeordneten sich mit dem Programme des Grafen Adrassy abzufinden. So erübrigte denn schließlich nichts anderes als die Mehrzahl der Minister, aus denen das demissionirte Cabinet zusammengesetzt gewesen, zur Wiederübernahme ihrer Portefeuilles und zur Weiterführung der Geschäfte zu bestimmen. Ihnen wird unter der Leitung ihres ältesten Collegen, des Unterrichts- und Cultusminister v. Stremayr die Aufgabe zufallen, die Session des gegenwärtigen Parlamentes bis zum Schlusse mitzumachen und die Leitung der Neuwahlen für das künftige in die Hand zu nehmen. Was diese noch für ein Gepräge tragen werden, ist heute schwer zu bestimmen; jedoch von wohlunterrichteter Seite wird mir hierüber mitgetheilt, daß während sich die liberalen Abgeordneten der deutschen Verfassungspartei über kleinliche Meinungsverschiedenheiten mit einem Eifer, der einer besseren Sache werth wäre, gegenseitig befehdeten, die Clericalen ganz in der Stille ihre Agitationen für die künftige Wahlcampagne einleiteten und unvermerkt, namentlich in den Landgemeinden, Schritt für Schritt an Boden gewannen. Gleichzeitig werden auch unter den Czechen, die sich bisher in passivem Widerstande dem parlamentarischen Leben fern hielten, Berathungen über deren Eintritt in den Reichsrath gepflogen. Soviel gilt indessen heute schon für ausgemacht, daß die sogenannte Verfassungspartei in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung im künftigen Parlamente kaum mehr als eine compacte Fraction erscheinen wird. An ihrer Stelle dürfte eine gemäßigt-conservative Partei, die das „gute Oesterreicherthum" auf ihre Fahne setzt, die leitende Rolle im Abgeordnetenhause übernehmen; eine der ersten Aufgaben, die sich dieselbe stellt, wird wol in einer Revision der bestehenden Verfassung bestehen, die anläßlich der letzten Verhandlungen über den Berliner Vertrag und die Occupationsfrage mehr als Eine Lücke aufzuweisen hat. — Im Hinblicke auf die Occupationsfrage bin ich in der Lage Ihnen den wahren Sachverhalt der jüngsten Reichsfinanzminister-Krisis mitzutheilen. Die nächste Veranlassung zu derselben bildete die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina, welche Graf Andrassy vollständig in die Hände

des Freiherrn von Hofmann gelegt wissen wollte. Derselbe wies jedoch dies Ansinnen mit Rücksicht auf die große Verantwortung, welche ihm hieraus gegenüber den Vertretungskörpern erwachsen würde, zurück. Gleichzeitig wurde das Verwaltungsstatut für die occupirten Länder entworfen und vom Kaiser sanctionirt; auf Grund eben desselben sollte der Reichsfinanzminister die Administration übernehmen. Herr von Hofmann aber machte im Sinne des constitutionellen Systems darauf aufmerksam, daß dies Statut noch den Vertretungskörpern der beiden Reichshälften vorgelegt werden müsse, und hierin liegt das ganze Verschulden, das ihm von dem Leiter der auswärtigen Angelegenheiten zur Last gelegt wurde. Mit der Führung der bosnischen Geschäfte wurde hierauf Freiherr von Schwegel (Sectionschef im Ministerium des Aeußeren) betraut und Baron Hofmann sollte durch den Freiherrn de Pretis ersetzt werden und irgend einen Präsidentenposten als Disponibilitätsanstellung erhalten. Seitdem jedoch dem Grafen Taaffe die Bildung eines neuen Cabinets nicht gelungen ist und Baron de Pretis cisleithanischer Finanzminister bleibt, scheint auch die Reichsfinanzminister-Krise vorläufig in ein weniger acutes Stadium getreten zu sein. — Zum Schlusse noch ein Wort über die Pestgefahr und deren politische Ausbeutung. Es muß diesbezüglich auffallend erscheinen, wie rasch sich hinsichtlich der zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln Oesterreich und Deutschland geeinigt haben, selbst auf die Gefahr hin, dem ehemaligen Dritten im Dreikaiserbunde allen Verkehr nach dem civilisirten Westen zu unterbinden. Daß man sich auch damit beeilte auf das Bedenkliche des Durchzuges der russischen Truppen durch Rumänien hinzuweisen, zeigt, wie zweckdienlich die zum Glücke uns noch fern grassirende Seuche dazu benutzt werden kann, die russische Armee in Ostrumelien und Bulgarien von dem Landwege nach ihrer Heimat abzuschneiden und somit dem Petersburger Cabinet ad oculos zu demonstriren, wie unzeitgemäß dessen Begehren nach einer befestigten Etappenstraße durch Rumänien ist. Selbst in jenen maßgebenden Kreisen unserer Residenz, in denen man früher so russenfreundlich gestimmt war, wie vielleicht selbst wenige Unterthanen des Czars, hat sich in der letzten Zeit ein bemerkenswerther Umschwung zu erkennen gegeben. — Diese Andeutungen mögen Ihnen genügen, sich selbst ein Bild davon zu machen, welche Umgestaltung der Dreikaiserbund erfahren.

Der Religionsunterricht am Gymnasium.

Offener Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue".

Geehrter Herr!

Die preußische Regierung hat bekanntlich in der vor einiger Zeit in Berlin tagenden „Conferenz zur Vorberathung einer neuen ärztlichen Prüfungsordnung" die Erklärung abgegeben, es werde demnächst eine Reform des Lehrplans der humanistischen Gymnasien vorgenommen werden.

Nachdem von verschiedener und theilweise hervorragender Seite die Nothwendigkeit einer solchen Reform schon wiederholt betont war, kann man diese Ankündigung nur mit Freuden begrüßen. — Somit ist nun vielleicht die Zeit nicht ungünstig, die Reformfrage auch des Religionsunterrichts ins Auge zu fassen. Diese scheint mir bis jetzt noch nicht der Aufmerksamkeit gewürdigt zu sein, die sie um ihrer Wichtigkeit willen

wol verdient, denn es handelt sich hier offenbar für die Jugend um eine Gefahr, die in ihrem ganzen Umfange nicht gekannt ist — um so mehr scheint es angezeigt, diese Frage in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion treten zu lassen.

Insofern Religion keine Wissenschaft ist, kann man den Unterricht in ihr nicht wol mit dem in andern Fächern auf völlig gleiche Stufe stellen. Sprachen, Mathematik, Geschichte kann jeder lernen — sie nehmen die Thätigkeit des Verstandes in Anspruch; Religion ist Gefühlssache. Solange man noch nicht selbstständig zu denken vermag, wird man wol religiöse Gefühle wecken und in Form der Glaubenssätze die ewigen Grundlehren der Moral einprägen können; ist aber erst ein reiferer Schüler im Stande zu urtheilen und hat er gelernt, der betreffenden Religionsform kritisch gegenüber zu stehen, dann wird der speciellere Unterricht in ihren Dogmen und ihren Lehren nur Sinn haben, wenn der Mann principiell sich noch zu ihnen bekennt.

Daher war wol früher der obligatorische Religionsunterricht nicht nur in den untern und mittlern Classen, sondern auch in den obern am Platze; daher aber auch ist er's jetzt nur noch in den unteren, nicht mehr in den obern Classen. Die Zeit ist eine andre geworden — und auch der Gymnasiast unterliegt ihrem Einfluß. Wollte man einmal die Lehrpläne der Gymnasien, von den alten Kloster- und Domschulen des Mittelalters an bis herauf zu unsern Tagen nach dem Religionsunterricht ins Auge fassen, so könnte man sehn, wie dieser immer mehr und mehr zurückgedrängt worden ist. Die Stundenzahl des Religionsunterrichts steht in indirectem Verhältniß zu der sich verbreitenden Aufklärung. Insofern spiegeln diese Lehrpläne, die erst einseitig nur das religiöse Moment betonten, später auch den Classicismus zur Geltung gelangen ließen, nicht undeutlich den Geist der Zeit wieder. Nachdem nun der durch den Pietismus bedingte Rückschlag, welcher dem Religionsunterricht nochmals eine dominirende Stellung einräumte, überwunden ist, drängt die Entwickelung im 19. Jahrhundert, wo die Religionslehre sich nur noch auf 2—3 Stunden wöchentlich beschränkt, unfehlbar auf die Beseitigung des Religionsunterrichts in den oberen Gymnasialclassen hin. —

Richtig ist leider, daß bei seichten Charakteren und schwachen Gemüthern mit der Aufklärung auch die „Americanisirung" — um mit Du Bois-Reymond zu reden — sich einschleicht. Deshalb aber, und nur aus Rücksicht auf schwache Charaktere die Aufklärung zu verwerfen — das wäre ebenso thöricht, wie auf den Gebrauch des Feuers zu verzichten, weil Unvorsichtige sich gebrannt haben. Die Gefahr der Americanisirung zu beseitigen, daß muß eben die Aufgabe der Erziehung sein.

Freilich meinen nun viele, diese Aufgabe vermöge die Erziehung nur mit Hilfe des Religionsunterrichts zu erfüllen, denn er allein wahre den Idealismus der Jugend. Der Verfasser des Aufsatzes in den „Grenzboten" (I. 24.): „Das reformirte Gymnasium als die einheitliche höhere Schule der Zukunft" ist wol dieser Ansicht, wenn er sagt, „der Religionsunterricht bilde ein Gegengewicht gegen die zerstörenden Einflüsse, die oft die Umgebung auf den Jüngling ausübt". Ja wäre der Religionsunterricht der Träger des Idealismus, so würden wir den für einen Verbrecher an der Jugend halten müssen, der ihr mit diesem zugleich ihre Ideale nehmen wollte!

Aber verhindert der Religionsunterricht denn die „Americanisirung", bringt er denn der Jugend eine höhere Lebensauffassung bei?

Du Bois-Reymond kann nicht der Meinung sein, denn eben in jener Rede, in der er seinen warnenden Ruf über die drohende Americanisirung erhebt, fordert er die Abschaffung des Religionsunterrichts in den oberen Classen.

Und hätte denn auch eine Klage über die Blasirtheit und den Indifferentismus unserer heutigen Jugend überhaupt nur laut werden können, wenn er die Fehler zu verhüten vermocht hätte? Wie soll auch Kirchengeschichte und Dogmatik im Stande sein, die Jugend mit Idealen zu erfüllen!

Wenn man doch einmal die Schüler beobachten wollte während des Unterrichts: wie passiv, wie unbetheiligt sitzt der eine Theil da — lächelnd hört der andre, wenn z. B. vom Teufel, von Wundern 2c. gesprochen wird!

Du Bois-Reymond will nun den Religionsunterricht in den oberen Classen abgeschafft wissen, „weil er nicht einsehen könne, was dieser nach der Confirmation noch solle."

Daß der Religionsunterricht bis zur Confirmation genügen kann, beweisen ja schon die Bürgerschulen, aus denen die Schüler mit dem 14. Jahre, also mit ihrer Confirmation, scheiden. — Aber dennoch möchte ich das nicht für einen hinreichenden Grund halten, auch im Gymnasium dem Schüler nur bis zur Confirmation Unterricht in der Religion zu ertheilen — abgesehen davon, daß die Classen von Confirmirten und Unconfirmirten oft bunt gemischt sind. Ein Knabe von 14 Jahren ist selten reif genug, um über Religion schon selbständig zu denken, ihm können die Religionsstunden immerhin noch von Nutzen sein. Denn gerade bei diesem Alter vermag die Religionsstunde, wenn sie in richtiger Weise gegeben wird, eine große sittlich veredelnde Wirkung auszuüben — worin überhaupt ihre vornehmste Aufgabe zu erblicken sein dürfte.

Aber aus einem andern Grunde, glaub' ich, sollte man den Religionsunterricht in den oberen Classen aufheben: Ich halte ihn nicht nur für überflüssig dort, sondern geradezu für schädlich.

Es ist heute, in unserem Zeitalter der ausgeprägtesten Journalistik und der Popularisirung der Wissenschaften, unmöglich, daß ein junger Mensch von 17 oder 20 Jahren, der anfängt selbständig zu denken und zu zweifeln an seinem Kinderglauben, unbekannt bleiben sollte mit der neuen Geistesrichtung. Er studirt ja nicht nur seine lateinische Grammatik oder seine griechischen Schriftsteller — er liest auch andere Schriften und Bücher — und zwar keineswegs nur „Romane", wie man ihm vorzuwerfen liebt. Er weiß, daß die Gottheit Jesu angezweifelt und die Bibel von vielen hervorragenden Männern — deren sittlicher Werth unbestritten ist — für Menschenwerk erklärt wird. Kommt nun dazu, daß — wie es sehr häufig der Fall ist — man auch in der Familie gebrochen hat mit dem alten Glauben und mit mangelndem pädagogischen Tact im Beisein der Kinder — und oft in spöttischer Weise — sich über religiöse Dinge äußert: wie könnte es dann ausbleiben, daß auch der jugendliche Zweifler endlich aufhört — zu zweifeln?

Doch man sieht das alles ja ein. Wenn man aber glaubt, daß der Religionsunterricht leicht die Zweifel zu beschwichtigen vermöge, so befindet man sich in einem großen Irrthum. Ich weiß nicht wie es kommt, daß man sich zu einem Gymnasiasten gewöhnlich den „Tertianer" als Typus nimmt: Daß in Prima und Secunda 18—20jährige junge Menschen sitzen von andrer Geistesreife, scheint man zu über-

sehen. Der Gegensatz zwischen Kirchenlehre und Wissenschaft drängt sich diesen Schülern in seiner ganzen Schärfe auf und treibt sie dazu, sich in der bezüglichen Literatur zu orientiren. Ein oberflächlicher Charakter wird sich sicher nicht die Mühe nehmen, das „Leben Jesu" von Strauß und ähnliche Schriften zu lesen — sie lassen sich überhaupt nicht so obenhin durchfliegen. Hat der Zweifelnde sie aber mit ernstem Streben nach Wahrheit studirt, dann steht er im günstigsten Falle dem Kirchenglauben sehr kritisch gegenüber; wenn er nicht ganz mit demselben gebrochen hat.

Nun, die meisten Schüler der höheren Classen, und alle, die nur irgend geistige Regsamkeit bekunden, befinden sich in einer oder der andern Lage!

Und da wird noch in Classen, in denen solche Schüler sitzen, obligatorischer Religionsunterricht ertheilt!

Ich kann mir das nur daraus erklären, daß die erwähnte Thatsache in ihrem vollen Umfange noch nicht bekannt ist. Sonst müßte man einsehn, welche verderbliche Heuchelei man systematisch großzieht, wenn man verlangt, daß diese Menschen noch mit frommer Miene auf die Erzählung und Erklärung von Wundern hören und mit gläubigem Tone antworten sollen, die jüdische Sagengeschichte sei göttliche Offenbarung ꝛc. In der Stunde freilich haben nur wenige den Muth, ihre Zweifel laut werden zu lassen: aus Klugheitsrücksichten ist es ja auch zu natürlich; könnte man aber nach einer Religionsstunde einmal die Reden hören, in denen sich die unterdrückte Wahrheit Luft macht, die Entrüstung die über einen Ausspruch des Lehrers losbricht!

Wirkt nun diese jahrelange Heuchelei, zu der die Schüler gezwungen werden, etwa vortheilhaft auf den Charakter? hilft sie, wahre Menschen zu erziehen? —

Wundern darf man sich freilich nicht, wenn hie und da Unreifes und Unverdautes bei dem Schüler zu Tage kommt. Keine verständnißvolle Hand leitet ihn ja bei den gefährlichen Conflicten zwischen Wissenschaft und Kirchenlehre, niemand steht dem nach Wahrheit Suchenden leitend und rathend zur Seite.

Im Naturgeschichtsunterricht wird gerade die Frage der Abstammungslehre, die dem Schüler sonst überall entgegentritt, übergangen, und in den Religionsstunden eifert man blind gegen die moderne Wissenschaft und spricht sein Anathema aus über die sogenannten „Irrlehren", für deren Beurtheilung doch nur der Fachmann competent ist. Mit einer Unverfrorenheit sondergleichen wagt man es z. B. in der Oberprima über die Descendenztheorie zu urtheilen, ohne nur jemals ein Buch von Darwin in Händen gehabt zu haben, während viele Schüler wenigstens soviel von der Sache verstehen, um zu wissen, daß über Abstammungslehre und Darwinismus nur derjenige urtheilen kann und darf, der die biologische Wissenschaft vollständig übersieht.

So ist denn der Jüngling in den wichtigsten Fragen nur auf sich und seine Genossen angewiesen und vollständig Autodidakt.

Gerade deshalb aber muß das starre Festhalten an veralteten Ansichten und der Zwang, den man auf die Schüler ausübt, gegen ihre Ueberzeugung reden und glauben zu sollen, dieselben nur noch weiter treiben, als sie ohne dies vielleicht gegangen wären. Der „Americanismus" ist dann die natürliche Reaction. Man überbrückt nicht durch den Religionsunterricht, man erweitert die Kluft; man bewirkt,

daß sie an ihrem sittlichen Charakter Schaden erleiden, daß ihnen der wahre Idealismus abhanden kommt.

Dadurch also, daß man die Thatsache ignorirt, daß die Schüler der höheren Classen ihren Kinderglauben verloren haben und verlieren müssen, treibt man die jungen Leute der seichten Aufklärung, mit einem Wort: dem Nihilismus in die Arme.

Um sonach zu verhüten, daß der Schüler einerseits zur offenen Entfremdung von Ideal und Sittlichkeit, andererseits zur Heuchelei getrieben wird, scheint mir der Wegfall des obligatorischen Religionsunterrichts in seiner jetzigen Gestalt für die drei obersten Classen eine Nothwendigkeit zu sein. —

Die gemeinsamen Morgenandachten, die zu Anfang der Woche wol auf jedem Gymnasium Regel sind, würden unbedenklich beibehalten werden können. Eine kurze Ansprache, die keine dogmatischen Fragen lösen will, und der überdies ja alles Apodiktische und Zwingende fern liegt, hat für niemand etwas Verletzendes. Nehmen doch an den Andachten katholische und jüdische Schüler gemeinsam mit den protestantischen Theil, sie, die vom Religionsunterricht selbst dispensirt sind.

Ebensowenig wäre mit dem Wegfall des obligatorischen Religionsunterrichts facultativer Unterricht ausgeschlossen — so gut wie es jetzt mit dem hebräischen der Fall ist. Wer Theologie studiren will oder wen sein religiöses Gefühl dazu treibt, dem muß es eben so gut unbenommen sein, den Religionsunterricht zu besuchen, wie es den andern, die nicht in dieser Lage sind, freistehen muß, auf ihn zu verzichten. — Für die Letzteren würde die Entwickelung des Christenthums dann nur noch ein Theil des welt- und kulturgeschichtlichen Unterrichts sein.

Und es reichte diese objective Darstellung vollkommen hin.

Mit dem Wegfall des Religionsunterrichts würden für jede der drei obersten Classen wöchentlich 2 Stunden gewonnen. Diese könnten dann für eine gründlichere Behandlung des naturwissenschaftlichen Unterrichts verwendet werden. Wie kläglich es in diesem Fach auf den Gymnasien aussieht, ist ja allgemein bekannt. Zwei Stunden des einseitigen Physikunterrichts sind das Ganze, was der Naturwissenschaft in den höhern Classen eingeräumt ist. — Hoffentlich findet die Absicht der preußischen Regierung, dem naturwissenschaftlichen Unterricht auf den Lehrplänen der Gymnasien von Ostern 1879 ab einen größern Raum zu gewähren, allseitig Nachahmung.

Du Bois-Reymond will nun nicht, daß die Descendenztheorie bereits auf den Schulen besprochen werde. Ich will auf diesen Punkt nicht näher eingehen, obwol man einen jungen Menschen, an den doch nicht allzugeringe Anforderungen in der Mathematik gestellt werden, für reif genug halten sollte zum Verständniß dieser Lehre. Eine objective, vorsichtige Behandlung der Descendenztheorie, die als brennende Tagesfrage und als eine wissenschaftliche Hypothese von großartiger Fruchtbarkeit dem Schüler doch nicht unbekannt geblieben ist, würde gewiß manche verworrene und kritiklose, unklare Anschauung aufhellen, manches voreilige Urtheil verhindern. Durch ein planmäßiges Einführen in die Werkstätte der Wissenschaft würde meiner Ansicht nach das seichte „Aufgeklärtsein" besser bekämpft, als durch religiöse Dogmen, welche — doch vom größten Theile der Schüler nicht geglaubt werden. —

Was nun die unteren Classen des Gymnasiums anbetrifft, so hat wol noch kein Besonnener jetzt auch für sie im Ernst die Abschaffung des Religionsunterrichts gefordert.

Hier kann er in tactvoller Hand noch eine fruchtbare Stätte finden für eine segensreiche Wirkung. Es soll keine trockene Sittenlehre (wie im Anfang unseres Jahrhunderts an der „Rathsfreischule" zu Leipzig) ertheilt werden — für die jugendlichen Gemüther ist das etwas zu Abstractes und darum Eindruckloses — aber das sittliche Moment sollte man doch vor allem betonen und darnach die Erzählungen der Bibel auswählen, nicht den Hauptwerth auf das Wunderbare legen.

Nur in einem Punkte wäre eine Reform des Religionsunterrichts in den unteren Classen sehr erwünscht, und sie ist auch schon von verschiedener Seite angeregt worden.

Es handelt sich nämlich darum, „die Einübung unverständlicher Formeln in veralteter Sprache zu vermeiden". Diese Forderung stellte z. B. der Leipziger Protestanten-Verein in seiner Sitzung vom 12. Februar 1878. Sie ist sicher berechtigt, obwol sie bis jetzt leider noch unberücksichtigt geblieben ist. Denn Lehren, vorgetragen in Sprache und Ausdrucksweise, wie sie zur Zeit Luthers üblich war, machen auf ein Kind durchaus keinen ehrwürdigen, sondern eher komischen Eindruck. —

Ich meine aber, man übertreibt überhaupt das Lernenlassen von Sprüchen. Jeder Religionslehrer setzt gewissermaßen seine Ehre darein, die Schüler soviel wie möglich Bibelsprüche lernen zu lassen. Es mag ja ganz recht sein, wenn diese in der biblischen Geschichte etwas bewandert sind, aber das läßt sich auch auf andere Weise erreichen. Und um das Gedächtniß zu üben, scheint es mir auf einem Gymnasium doch noch geeignetere Dinge zu geben. Das Lernen von Sprüchen soll ja nicht ganz verredet werden — es geschehe nur mit Maß und Auswahl! Sprüche zu lernen allgemein sittlichen Charakters ist gewiß schön, aber wie oft wird der Schüler nicht auch mit unnützem Kram geplagt.

Wie mit dem Lernen von Bibelsprüchen, ja, ich möchte sagen, noch schlimmer, steht es auch mit dem von Gesangbuchsliedern. Kann ich mich doch erinnern, daß unser Religionslehrer in Quarta verlangte, von jedem Liede auch die Nummer zu kennen, die es im Gesangbuch hatte! Mag auch dieses Beispiel vereinzelt dastehen, so liefert es doch ein sprechendes Commentar für die oft unsinnige Uebertreibung des Liederlernens. — Gar nicht selten werden sogar noch Untersecundaner damit geplagt. Man darf es dann den Schülern wahrlich nicht zu bös anrechnen, wenn sie ihren Spott mit den Liedern treiben. Es ist eine gesunde Opposition! Wie wenig, wenig gute Lieder giebt es doch — Legion dagegen ist die Anzahl der äußerst schlechten Producte von Leuten, die frömmere Christen, als echte Dichter waren. Sie tragen in der That dadurch zur Verleidung der Religion eben soviel bei, wie zur Schädigung des guten Geschmackes! —

So meine ich denn im Interesse, nicht zum Nachtheil, der Sittlichkeit gesagt zu haben, wozu mein Wahrheitsgefühl allein mich antrieb. Denn ich wollte nicht Theil haben an der Gedankenlosigkeit, dem Indifferentismus, der Heuchelei des modernen Lebens bei religiösen Dingen. Es gilt ja zu verhindern, daß die Blüthe unserer Nation nicht sittlichem Schiffbruch entgegen geführt werde! Man klagt über zunehmende Charakterlosigkeit, über einseitige Hingabe an materielle Interessen, über crassen Egoismus unserer Zeit, aber man vernachlässigt ja eben in bedenklicher Weise die Charakterbildung der Jugend. Nicht zur Wahrheit, sondern zur Heuchelei, nicht zur Liebe am Guten und Schönen, sondern zur Gleichgiltigkeit gegen dasselbe

erzieht man die jungen Leute, aus denen die geistige Aristokratie unseres Volkes hervorgehn soll, die berufen sind, einst als Aerzte, Lehrer, Richter, Staatsmänner für die Menschheit zu wirken! Es ist eine furchtbare Verantwortung, welche die Schule dadurch auf sich nimmt! Und das Gymnasium vor allem sollte die größte Sorgfalt auf die Charakterbildung seiner Zöglinge wenden, da gerade ihnen der heilsame Einfluß des Familienlebens so häufig entzogen ist.

Wenn der Religionsunterricht auch einst ein wichtiges Erziehungsmittel war und auf gewissen Bildungs- und Altersstufen noch ist — für die meisten Schüler der höheren Classen hat er heute diese Bedeutung verloren.

Darum wird man künftig bei der Erziehung und Bildung der reiferen Jugend das Ziel ins Auge fassen müssen, eine Sittlichkeit herauszubilden, die nicht gefesselt ist an vergängliche und naive Glaubensformen.

Ein Stück Culturkampf aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Von
Harry Breßlau.
Berlin.

Die Darstellung, welche im Folgenden von einer Episode aus der Geschichte der Beziehungen Preußens zum Papste und zur katholischen Kirche gegeben wird, beruht zum kleineren Theile auf Dokumenten, welche schon längst bekannt und im vierzehnten Theil von Fabers Europäischer Staatskanzlei (1710) veröffentlicht sind, zum größeren Theil auf den Aktenstücken, die erst vor kurzem in dem vortrefflichen Werke von Max Lehmann, Preußen und die katholische Kirche (I. Theil, Leipzig 1878), der gelehrten Forschung zugänglich geworden sind. Nach zwei Seiten hin dürfte diese Episode grade gegenwärtig das Interesse auch weiterer Kreise in Anspruch nehmen: einmal weil sie auf das gegenseitige Verhältniß der Confessionen in Deutschland zu Anfang des 18. Jahrhunderts ein merkwürdiges Licht wirft, sodann aber — und diese Thatsache scheint bis jetzt ganz unbekannt geblieben zu sein — weil bei dieser Gelegenheit zum ersten und zum letzten Mal der Versuch gemacht ist, der preußischen Krone für eine ihr von Seiten des Papstes zugefügte Beleidigung direkt vom Papste und mit Waffengewalt Genugthuung zu verschaffen.

Es ist eine allgemein bekannte und für die Geschichte der Reformation in Deutschland in mehr als einer Beziehung wichtige Thatsache, daß das „heilige Köln", die Stadt der heiligen eilftausend Jungfrauen und der thebäischen Legion, trotz der völligen Unabhängigkeit von ihrem Erzbischofe, dem Kurfürsten von Köln, deren sie sich als freie Reichsstadt erfreute, von jeher eine der Hochburgen des Katholicismus in Deutschland gewesen ist. Ihre 1388 gestiftete Universität zeichnete sich durch starre Unduldsamkeit gegen alle Neuerungen auf religiösem Gebiet aus; sie errichtete im Anfange des 16. Jahrhunderts, noch vor dem weltgeschichtlichen Auftreten Luthers, ein Inquisitionstribunal gegen den milden und feinen Reuchlin, den Vorläufer der großen Reformatoren; sie betheiligte sich mit gleicher Entschiedenheit an dem vergeblichen Kampfe gegen die Schriften und die Wirksamkeit Luthers selbst. Köln war eine der ersten Stätten in Deutschland, da den Jesuiten freudig Aufnahme gewährt

wurde; der Rath von Köln wandte die energischsten Maßregeln an, um die Niederlassung von Ketzern in seiner Stadt zu verhindern, er gehörte zu den entschiedensten Gegnern des großen Erzbischofs Hermann von Wied, der etwa seit 1542 den denkwürdigen Versuch machte, das Erzstift zu der reformirten Lehre überzuführen; es gelang seinen Bemühungen, die Glaubenseinheit in der Metropole des westdeutschen Katholicismus aufrecht zu erhalten. Das freilich vermochte der Rath der Stadt nicht ganz zu verhindern, daß sich seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einzelne reformirte und lutherische Kaufleute in Köln niederließen und das Bürgerrecht erwarben oder nach ihrem Uebertritt zur neuen Lehre beibehielten; um so ängstlicher aber wachte er darüber, daß diesen ketzerischen Einwohnern der Stadt jede öffentliche oder private Ausübung ihrer Religion unmöglich gemacht wurde. Mit allen Mitteln suchte er zu verwehren, daß „verbotene Calvinische Predigten" in der Stadt oder auf ihrem Gebiet gehalten wurden, daß die Bekenner der Augsburgischen Confession von ihren Geistlichen ihre Kinder in oder außerhalb der Stadt taufen, ihre Ehen einsegnen, ihre Leichen zur Erde bestatten ließen: weder den Bemühungen Schwedens auf dem Westfälischen Friedenscongreß noch den wiederholten Beschwerden der evangelischen Stände beim deutschen Reichstage gelang es, der Gewissensnoth ihrer hart bedrängten Glaubensgenossen Abhilfe zu verschaffen.

Da verbreitete sich plötzlich im Jahre 1707 in der Stadt das Gerücht, daß der preußische Resident, ein Herr von Diest, in seinem eigenen Hause einen reformirten Gottesdienst habe abhalten lassen. Mit Entrüstung hörten die „dem Haus vorbey über die Gassen gehenden Geist- und Weltlichen Burger" die mit heller und lauter Stimme —, wohl gar bei offenem Fenster, gehaltene evangelische Predigt; der Rath beeilte sich, dem Residenten bedeuten zu lassen, „daß man nicht ohne höchste Verwunderung dieses in hiesiger Stadt Cöllen niemahlen erlebtes, auch inciviles, eigenmächtiges Beginnen mißfällig vernommen, und demselben hiermit ernstlich erinnnert haben wolte, von all solcher unzuläßiger und gegen die Grundgesetze dieser Stadt lauffender Neuerung alsofort abzustehen, und sich dessen ins Künftige zu enthalten, damit Magistratus Eid und Pflichten halber nicht genöthigt würde dieses durch unangenehme Mittel einzustellen."

Indessen weder die Ermahnungen noch die Drohungen des Rathes erreichten ihren Zweck. Des Schutzes seines Hofes konnte Herr von Diest aus allgemeinen Gründen und in diesem Falle ganz besonders versichert sein; er berief sich auf die völkerrechtlichen Privilegien der Gesandten, die aller Orten anerkannt würden, darauf, daß selbst von Seiner Katholischen Majestät, dem Könige von Spanien, dem holländischen Residenten in Brüssel das gleiche Recht zugestanden, daß es vom preußischen Hofe dem kaiserlichen Residenten in Berlin niemals verweigert worden sei. König Friedrich I., durch Erziehung und Charakter ein glaubenstreuer Bekenner der reformirten Lehre, hatte wenig Veranlassung, den Katholiken gegenüber sich besonders nachgiebig zu bezeigen, da erst vor wenig Jahren der Papst bei Gelegenheit der Erwerbung der Königskrone ihm so feindlich entgegengetreten war; er hatte das Breve vom 16. April 1701 nicht vergessen, durch welches Clemens XI. die Usurpation des Markgrafen von Brandenburg, der es gewagt, gegen die Satzungen der Kirche die Königswürde anzunehmen, verdammt und alle katholischen Potenzen aufgefordert hatte, dem neuen König ihre Anerkennung zu versagen. Und mußte es nicht geradezu

wie eine Beleidigung dieser Königswürde erscheinen, „wenn eine dem Römischen Reiche unterworfene Stadt einem souverainen gekrönten Haupt dasjenige difficultiren oder gar disputirlich machen wollte, was ihm von den höchsten Puissancen, ja gar von des Römischen Reichs höchstem Oberhaupt accordiret und zugestanden wurde“? So erhielt der Resident denn von Berlin den nachdrücklichen Befehl auf seiner Forderung zu bestehen und die gestrengen Herren vom Kölnischen Rath hatten den Schmerz, daß alle ihre Vorstellungen „gewindschlaget“ wurden, daß nach wie vor allsonntäglich die verhaßten Klänge ketzerischer Kirchenlieder, die verabscheuungswerthen Worte eines ketzerischen Predigers den frommen Passanten der Johannisgasse ein Aergerniß gaben.

Die angedrohten unangenehmen Maßregeln gegen den preußischen Residenten zu ergreifen, trug man in Köln nun freilich doch Bedenken. Aber daß die Jesuiten mit Wissen und Einwilligung des in Köln residirenden päpstlichen Nuntius Bürger und Studenten gegen den Gesandten aufhetzten, das verhinderte man nicht; man ließ es geschehen, daß im Frühjahr 1708 Spott- und Schmähschriften an dem Hause desselben angeheftet wurden, daß am 30. April ein Haufe von Studenten sich zusammenrottete, dem Gesandten die Fenster einwarf und Unfug aller Art verübte; die zur Zerstreuung der Emeute commandirten Stadtsoldaten kamen weislich erst an, als der Tumult vorüber war, und ließen den Unruhestiftern Zeit genug „sich mit der Flucht zu salviren“. Am preußischen Hofe war man nicht gemeint, diese grobe Beleidigung des Gesandten ruhig hinzunehmen oder sich mit den nichtssagenden Entschuldigungen der wohlweisen Herren von Köln zufrieden zu geben; man schritt zu Repressalien, die ihre Wirkung schon in früheren ähnlichen Fällen nicht verfehlt hatten. Den Kölner Handel schädigte man, indem auf preußischem Gebiete im Clevischem einige Kölner Bürgern gehörige Rheinschiffe mit Beschlag belegt wurden. Am 8. Mai erging eine Königliche Verfügung an die Preußischen Regierungen zu Halle, Halberstadt und Minden, derzufolge den katholischen Geistlichen in diesen drei Bezirken anzuzeigen sei, „daß von nun an so fort die Hälfte ihrer Revenuen und Einkünfte mit Arrest belegt, und ihnen davon auch nicht das geringste verabfolgt werden solle; daß, wenn binnen sechs Wochen die Stadt Köln nicht gehörige Satisfaction gegeben haben sollte, auch die andere Hälfte das gleiche Schicksal erleiden und zugleich wegen Einstellung des katholischen Gottesdienstes weitere Verfügung ergehen würde“. Gleichzeitig wurde der Regierung in Königsberg befohlen, den Jesuiten in dortiger Stadt und in der Provinz die Einstellung des katholischen Gottesdienstes zu befehlen und die Jesuiten in der Provinz sofort, die in der Stadt, sobald ein geeigneter Weltgeistlicher da sei, in Haft zu nehmen. Die Maßregeln, die so getroffen wurden, waren durchgreifend genug; schon zu wiederholten Malen hatte es sich gezeigt, daß die so betroffenen Katholiken Preußens es durchzusetzen gewußt hatten, daß ein von ihren Glaubensgenossen im Auslande den Protestanten zugefügtes Unrecht wieder gut gemacht würde; erst vor einigen Jahren hatte man auf die gleiche Weise den Fürstabt zu Kempten gezwungen, eine seinen reformirten Unterthanen widerrechtlich abgenommene Kirche wieder herauszugeben. Diesmal war man preußischerseits in der Lage, noch nachdrücklicher vorzugehen, dem päpstlichen Hofe direct fühlbar zu machen, daß er die Verantwortlichkeit für die Anmaßung seines Nuntius zu tragen habe.

Zufolge eines am 28. November 1704 mit dem Herzog von Marlborough geschlossenen Tractates befand sich seit dem Anfang des Jahres 1705 ein preußisches Hilfscorps bei der kaiserlichen Armee in Italien, welches in diesen ersten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges dem alten Ruhmeskranze preußischer Waffenthaten neue und unvergängliche Lorbeeren hinzugefügt hatte; nach dem überaus glücklichen Feldzuge von 1707 lagen die preußischen Truppen in der Nähe der Grenzen des Kirchenstaates in den Winterquartieren. Schon im Herbst 1707 hatte die Nachbarschaft der ketzerischen Soldaten dem Papste ernste Besorgnisse eingeflößt; auf seine Veranlassung hatten im November der Bischof von Münster und der Kurfürst von der Pfalz sich in Berlin dafür verwandt, daß den Preußen Schonung des päpstlichen Gebietes anbefohlen würde. Friedrich I. hatte darauf eine würdevolle Antwort gegeben; er habe allerdings wohl Ursache, hieß es darin, dem Papste, der sich in der Sache wegen der Königskrone „hiebevor so impertinent erwiesen" deswegen zu zürnen; allein die preußischen Truppen seien es gewohnt überall in guter Ordnung und Disciplin zu leben; es werde auch in diesem Falle daran nicht ermanglen und deshalb Anstalt getroffen werden, daß Niemand sich mit Fug zu beschweren haben solle. Indessen das letzte Vorgehen des Nuntius in Köln gab Veranlassung, diese günstigen Dispositionen zu ändern. Am 8. Mai 1708 erging an den Generalmajor Stille, den Commandanten der preußischen Truppen in Italien, eine Cabinetsordre, die für die Beziehungen Preußens zum päpstlichen Hofe äußerst characteristisch ist und deshalb hier wörtlich wiedergegeben werden mag. Sie lautet: „Weil der zu Cölln am Rhein subsistirende päpstliche Nuntius große Ursach gegeben, daß wider Unsern zu Cölln am Rhein habenden Residenten und dessen Quartier ohnlängst eine höchst strafbare Insolenz verübet worden, so würde Uns lieb sein, wenn Wir solches gegen des Papstes Lande und Unterthanen einigermaßen ressentiren könnten. Gestalt denn auch Unser gnädigster Befehl hier mit an Euch ergehet, wenn Unsere dortigen Truppen etwa des Papstes Lande passiren oder in der Nähe von denselben zu stehen kommen sollten, Unsere Leute darin auf so lange Zeit als es sich schicken will, à discrétion leben zu lassen, und bei dem Abzuge des Papstes Bedienten zu bezeigen, daß solches der gerechte Effect wäre von den unbesonnenen Bezeigungen, deren sich obgemelter Nuntius gegen Uns und Unseren Residenten gelüsten lassen". Schon am 14. Juni 1708 fand sich eine Gelegenheit, diesen Befehlen nachzukommen. Fünf preußische Bataillone rückten in Figliole, einen Ort, der, obwohl nur wenige Meilen von Turin gelegen, doch zu den unmittelbaren Besitzungen des Papstes gehörte, ein, wurden bei den Bürgern einquartiert und erhoben Requisitionen; beim Abzuge ließ der Befehlshaber derselben dem Abt und Gouverneur von Figliole bedeuten, dies sei Revanche für das Gebahren des Nuntius in Köln. Auch noch andere Wünsche hatte man in Berlin. Im December 1708 erhielten die Preußen, allerdings auf die Bitte des Kaisers selbst, der mit dem bourbonisch gesinnten Papst zerfallen war, Befehl, in das Ferraresische einzurücken und womöglich einige Kanonen mit des Papstes Wappen, die in den Festungen und Städten gefunden werden sollten, nach Berlin zu schicken; im Februar 1709 erging an Generalmajor von Panwitz die Ordre „sich auf das genaueste nach des Nuntii zu Cölln Geburtsstadt und in Italien habenden Anverwandten, Gütern und Revenuen zu erkundigen, und wenn er einige von denselben ertappen könnte, die von ihm wider den König

ausgeübte Impertinenz auf eine solche Art zu ahnden, wie er finde, daß es ihm am empfindlichsten sein könne". In der That betheiligten sich die preußischen Regimenter an dem Einmarsch in den Kirchenstaat, schlugen die päpstlichen Truppen in offenem Felde, hielten im Lande des Papstes ihren protestantischen Feldgottesdienst ab. Dem Nuntius freilich war nicht beizukommen: mit Bedauern berichtete General Panwitz am 5. März, daß derselbe seine Güter und Revenuen in Rom selbst habe, und daß man ihm folglich nichts anhaben könne.

Inzwischen waren die Verhandlungen in Deutschland fortgegangen. Der Rath der Stadt hatte sich an den Kaiser und den Reichstag gewandt, das Directorium des westfälischen Kreises, dem Köln angehörte, hatte zwischen der Stadt und Preußen vermittelt. Nach vielen Bemühungen kam es am 16. Januar 1709 trotz der in den heftigsten Ausdrücken abgefaßten Proteste des päpstlichen Nuntius zu einem Vergleich. Der Rath verstand sich dazu, eine Deputation aus seiner Mitte an den preußischen Hof zu senden, um seine Entschuldigungen wegen des Vorgefallenen zu wiederholen; er versprach, auf die Unruhstifter, die an dem Tumult vom 30. April betheiligt gewesen seien, auf das eifrigste fahnden zu lassen, und dieselben, wenn es gelinge, ihrer habhaft zu werden, auf das schärfste zu strafen; er leistete für den dem Hause des Residenten zugefügten Schaden Ersatz; er erkannte das Recht des Residenten, in seinem Hause einen reformirten Privatgottesdienst abzuhalten, wenigsten im Princip an. Dagegen versprach der König von diesem Rechte für jetzt keinen Gebrauch zu machen und seinem Residenten zu befehlen, sich mit der Theilnahme an dem militärischen Gottesdienst zu begnügen, der für die damals in der Stadt garnisonirenden evangelischen Kreistruppen ohnehin abgehalten wurde, und den der Rath nicht verbieten konnte.

Die zu Eingang dieser Darstellung erwähnten Publicationen lassen nicht erkennen, ob die Streitfrage später erneuert und etwa von dem prinzipiellen Vorbehalt, an dem Preußen festgehalten hatte, Gebrauch gemacht ist. Fest steht dagegen, daß die Lage der protestantischen Bürger und Einwohner Kölns im allgemeinen nach wie vor eine überaus bedrängte blieb. Beim Reichskammergericht ist noch im Jahre 1714, beim Reichstage noch 1734 über ihre gerechten Beschwerden verhandelt worden, ohne daß für dieselben Abhilfe geschafft wurde. Ja noch im Jahre 1788 verweigerte der Rath — allerdings von der Geistlichkeit und dem von ihr aufgehetzten Pöbel gezwungen — den Protestanten die Errichtung eines eigenen Betsaales in der Stadt, worauf der Kurfürst und Erzbischof Maximilian Franz, ein österreichischer Erzherzog, der in den Ideen der josefinischen Zeit lebte, ihnen ein außerhalb der Stadtmauern auf dem Rhein festgeankertes Schiff für ihren Cultus zur Verfügung stellte, und so der katholische Kirchenfürst den katholischen Rath beschämte. Erst die Wogen der französischen Revolution haben auch in Köln diese traurigen Reste fanatischer Intoleranz hinweggeschwemmt.

Die Verbreitung der deutschen Arbeit auf Erden.*)

Von
Alfred Kirchhoff.
Halle a. S.

„Billig und schlecht" lautete das harte Strafwort der deutschen Industrie in Philadelphia. Gewiß ist es nützlicher, die Mängel aufzudecken statt sie zu verhüllen, zum Wetteifer mit den Besten anzuspornen als eitle Ueberschätzung zu nähren; aber, so zweifellos es heilige Pflicht des deutschen Gewerbfleißes sein muß, den westlichen Nachbaren es möglichst gleich zu thun auch auf solchen Gebieten des schaffenden Lebens, auf welchen jene durch günstigere geographische Lage, glückliche Eroberung des Weltmarktes, Bodenfruchtbarkeit oder fossile Bodenschätze einen natürlichen Vorsprung haben, so beruhigt doch andrerseits ein Hinblick auf die bereits gegenwärtig erzielte Vorrangsstellung der deutschen Arbeit vor derjenigen fast aller anderen Nationen über deren gehaltvollen Werth. Wie wäre es anders denkbar, daß thatsächlich der Handelsverkehr über die Grenzen des Hauptgebiets deutscher Arbeit, des Deutschen Reichs, in Geldwerth sich höher beziffert als derjenige jedes sonstigen Staatsgebiets, das gewaltige England allein ausgeschlossen, ja selbst der Ausfuhrhandel unseres Reiches nur ganz unbedeutend zur Zeit überboten wird von dem französischen? Nicht die vielgerühmten Dichter und Denker, sondern die Industriellen, Großhändler und Großrheder deutscher Nation haben im Laufe unseres Jahrhunderts Deutschland allgegenwärtig auf Erden gemacht. Von dem der europäischen Cultur überhaupt erst zu gewinnenden Inneren des tropischen Afrika abgesehen, giebt es kaum einen versteckten Binnenlandwinkel oder ein einsames Eiland, wo man in jüngster Zeit die deutsche Arbeit nicht zu würdigen gelernt hätte. Nur ein Deutscher besitzt das Geheimniß, Stahlmassen bis zu 800 Centner Gewicht zu gießen; auf ungeschweißten stählernen Radreifen Alfred Krupps rollen die Bahnzüge über die Schienen von Nordamerika bis Ostindien; Kruppschen Gußstahlgeschützen gab Preußen die erste ernsthafte Feuertaufe, als es den dänischen Uebermuth zu Paaren trieb, und mit eben solchen läßt nun wohl einmal zum Spaß der Tyrann von Birma auf seine Unterthanen feuern, um sich der Tragweite der Geschosse zu freuen. Der andere hochberühmte deutsche Schlossermeister, der Sohn der Sömmerdaer Unterthanenstadt Alt-Erfurts, Nicolaus Dreyse, hat, seitdem er die elenden Gewehre der todten Preußen auf der Jenaer Wahlstatt betrachtet, nicht eher geruht, als bis er die Siegerwaffe von Königgrätz vollendet sah; mit Hinterladern und stahlgehärteten Spitzkugeln seiner Construction tritt vertrauensvoll der Jäger dem überlegensten Wild entgegen, dem Eisbär des höchsten Nordens, dem Königstiger Asiens, dem afrikanischen Elephanten. Und wie

*) Dieser Aufsatz möchte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die vor Kurzem in Berlin erfolgte Gründung des „Central-Vereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande" lenken. Die Satzungen dieses höchst zeitgemäßen Vereins, der bei genügender Betheiligung die weitreichendste und segensreichste Thätigkeit in Aussicht stellt, werden gewiß einem jeden bereitwillig eingesendet, der sich darum bei dem derzeitigen Vorsitzenden, Herrn Dr. Jannasch (Berlin, Wartenburgstr. 13), bewirbt.

weit in kaum betretene Binnentheile fremder Festlande reichen nicht Solinger Klingen, Nürnberger Waaren, Erzeugnisse deutscher Weberei und Wirkerei! Dem Harmonium deutscher Arbeit entlockt der Baseler Missionar Beethoven'sche Weisen zur Sittigung der Schwarzen mitten im afrikanischen Urwald, nach Berliner Stickmustern stickt man selbst in Australien und Südamerika, deutsche Apothekerwaaren und deutsche Bilderbogen werden gern gekauft noch im wildfremden Land, wo die deutschen Aufschriften nur wie Hieroglyphen wirken.

Bedeutungsvoller als die Verbreitung der Werke deutschen Fleißes über den Erdball muß uns jedoch diejenige der Deutschen selbst erscheinen als der allseitigen Austräger deutscher Arbeit in des Worts ganzem Umfang. Da stehen wir vor Thatsachen höchster Wichtigkeit, die zu selten recht erwogen werden, und in deren ursächlichem Verständniß gleichwohl ein guter Einblick in unsere Volksart, ein weiter Ausblick in die Zukunft unserer Nation beschlossen sein möchte.

Zunächst kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die deutsche Nationalität nächst der chinesischen und indischen zur Zeit die aller zahlreichste ist. Rechnen wir, wie wir müssen, die Niederländer sammt den Vlämingern mit zu den Deutschen, so erhebt sich deren Anzahl in Europa auf mehr als 58 Millionen, die Gesammtzahl folglich mindestens auf 60 Millionen, auch wenn wir dabei das Aufgehen in der jüngsten Nation der Erde, derjenigen der Vereinsstaaten Nordamerikas, als Entnationalisirung veranschlagen. Zwei Drittel dieser ungeheuern Masse deutscher Zunge vereinigt die Gebietsfläche des Deutschen Reichs, und gerade hier findet sich die staunenswerthe jährliche Vermehrung der Volkszahl um mehr denn 500 000, übertroffen nur von einem europäischen Staat, von dem dafür so viel undichter bevölkerten Rußland. Wahrlich also nicht nur eine große, sondern auch eine jugendkräftig aufwachsende Nation, die unsrige! Wer indessen glauben wollte, wir Deutsche spielten darum die unbestrittene Hauptrolle in der überseeischen Auswanderung vom europäischen Festland, weil bei uns Uebervölkerung herrsche, würde sich eines ebenso oberflächlichen Urtheils schuldig machen, als wenn er dasselbe von der chinesischen Auswanderung annehmen wollte. Dem Auf- und Absteigen der deutschen Auswanderungsziffer gegenüber ist diejenige Ansicht gerechtfertigter, nach welcher augenblickliche Mißstände, wie Theuerung unentbehrlicher Lebensmittel nach schlechtem Ausfall der Getreide- oder Kartoffelernte, namentlich auch politisches und gesellschaftliches Mißbehagen die Auswanderung aus deutschen Landen entscheidend beeinflußt; nichts in der That vermöchte unsere neue Reichsgesetzgebung mit ihrer Aufhebung altersgrauer Fesseln des Gewerbslebens, ihrer endlichen Einführung voller Freizügigkeit in glänzenderes Licht zu setzen, als die neuerliche Verminderung unserer Auswandererschaaren. Doch man täusche sich nicht! Ebbe und Fluth, nie aber Aufhören der Strömung deutschen Volkes über die alten Grenzen wird man beobachten. Denn tiefer als in vergänglichen Zeitverhältnissen haben wir deren Quelle zu suchen.

Die germanischen Völker sind von Anbeginn ihrer Geschichte her die wanderlustigsten in Europa. Froher Wagemuth trieb sie von jeher über den zeitweisen Wohnraum in die Ferne. Das zeigen uns heute die Scandinavier in ihrem Hinstreben nach der Neuen Welt trotz der Volksleere ihrer Heimath, ganz wie einst die Normannen ihre Seerappen das Mittelmeer bis in seinen fernsten Osten, gleich-

zeitig das grönländische Meer durchfurchen ließen als erste Entdecker Amerikas. Das zeigen nicht minder die Schweizer neben den Reichsdeutschen, und zumal die Engländer, seitdem sie die Lage ihres Inselreichs genau auf der Mittelhöhe der landreichsten Erdhälfte zum Erringen ihrer alles überragende Großmachtstellung zur See meisterhaft ausgebeutet haben.

Wie ein Zwerg neben einem Riesen steht der Antheil der romanischen Völker an dem großartigen Auszug der Ueberträger europäischer Cultur in ferne Welttheile neben dem germanischen. Der Romane pflegt viel mehr an der Scholle zu haften; er wandert am liebsten nur zu dem Zweck aus, um in der Fremde sein Glück zu machen und dann den Gewinnst in der alten Heimat zu genießen, ja die armen Italiener gleichen darin den armen Chinesen, daß sie gar nicht familienweise, sondern in der Regel nur vereinzelt über See gehen zu kleinem Erwerb in untergeordneten Dienstleistungen, ohne jede Absicht der Ansiedlung in der Fremde. Der Deutsche dagegen wandert seit der Zeit des Kimbernzugs gerade umgekehrt mit dem festen Entschluß, die Fremde sich zur neuen Heimat zu machen. Auf diese Weise verloren wir ungezählte Millionen unseres Stammes im Zeitalter der Völkerwanderung an Südwest-Europa, ja an Nordafrika, gewannen die große britische Insel im Westen, das slawolettische Land Donau abwärts, an und jenseits der Elbe bis an den Pregel; der Schwertorden und die Hansa brachten das Deutschthum in jenen fernen Nordosten, wo schon finnische Sprache erklingt, ungarische Könige zogen es im 12. Jahrhundert ins Land der Magyaren und in das Rumänenland Siebenbürgen, russische Herrscher und Herrscherinnen in den Steppensüden ihres weiten Reichs sowie in das prangende Gefilde Transkaukasiens.

Keine Frage: das deutsche Volk ist neben dem englischen Brudervolk das am weitesten über die Erde verbreitete. Unter deutscher Flagge bringen Godeffroys Schiffe das Oel der Cocospalmen aus den Inselparadiesen der Südsee, Wörmanns Schiffe das wachsartig erstarrende Oel der Guinea-Palme Westafrikas in den Hamburger Hafen zur Vernutzung in deutschen Fabriken; von den Küstenfahrzeugen, welche den ostasiatischen Handel vermitteln, sind ganze drei Viertel mit den schwarzweißrothen Wimpeln als die unsern bezeichnet; auf den gelben Fluthen des Menam gaben erst jüngst die deutschen Kaufleute von Bangkok auf schwimmendem Floß der österreichischen Fregatte Friedrich zu Ehren in vollstimmigem Männerchor ein Abendconcert, und ebenso blühen deutsche Clubs von Industriellen wie Kaufleuten in den durch britische Thatkraft neu belebten Großstädten des vorderen Indien. Den deutschen Handwerksburschen findet man fast überall; ihn bannt die höchste Gebirgsmauer Innerasiens so wenig als der leere Beutel. Gewichtiger natürlich greift der Deutsche erst da ein, wo er als Seßhafter mit Kopf- und Handarbeit ganze Erdtheile der Cultur erobern hilft. In Afrika ist das noch am wenigsten der Fall, obgleich mancher unserer Landsleute den Boden Algiers fleißig bestellt (den Franzosen das Halten von Restaurants und Frisiergeschäften überlassend), Pommersche Bauern sogar an einem Punkte der Caplandküste rüstig schaffen und bestens gedeihen. Viel ansehnlicher hat sich der Deutsche an jener Zauberthat Englands werkthätig betheiligt, aus dem australischen Erdtheil armseligster Menschenverkümmerung in weniger als hundert Jahren eine Stätte blühendsten Wohlstands zu schaffen, die großartigste Schafzucht, Weizenbau, alle Gewerbe und die herrlichsten Seestädte da emporzu-

bringen, wo vorher die elenden Horden dunkelfarbiger Wilden streiften und Känguru-Heerden hüpften; unser Leichhardt wurde beim ersten kühnen Versuch, tiefer ins dürre Binnenland Australiens Natur zu erkunden, der Franklin dieser südlichen Welt, Männer wie der uns zu rechter Zeit zurückgewonnene Neumayer begründeten durch ausgezeichnete wissenschaftliche Forschungen den Ruhm deutscher Arbeit an dem kaum erst zur Besiedelung erkorenen Strande von Melbourne.

Indessen hat der Antipoden-Erdtheil selbstverständlich die auswanderungslustigen Deutschen bei weitem nicht in dem Maße angezogen als drei näher winkende Ziele. Mehr als nach Australien richtet sich der neuzeitliche Wanderzug der Deutschen über die offene Landesgrenze nach den reichen, stammverwandten Niederlanden, nach dem Zarenreich mit seinen meist noch ungehobenen Schätzen und seiner noch spärlichen Arbeiterkraft, vor allem aber nach dem wie eine transatlantische Sirene hinüberlockenden Amerika, wohin einen Jeden der Dampfer in nicht voll zwei Wochen tragen kann. Wer aus diesen Sirenenklängen thöricht zu vernehmen glaubte, das selige Schlaraffenland zum mühelosen Ausschlürfen der Bäche voll Milch und Honig sei nun gefunden, der mußte freilich im amerikanischen Jenseits elend umkommen. Wer aber arbeiten wollte und zu arbeiten verstand, der konnte sich nichts Besseres wünschen als diesen einzigen Raum, wo man die Frage ans Schicksal frei hat, unter welchem Klima der Nord- oder Südhalbkugel und mit welcher Beschäftigung man leben wolle, bei stets gesicherter Aussicht, einen der rechten Wahl und dem rechten Geschick entsprechenden Lohn zu erwerben. Gegen 4 Millionen Deutsche sind denn im Lauf der letzten zwei Jahrhunderte, besonders seit 1817, dorthin gezogen und haben zum weitaus größten Theil auch dort ihren eigenen Heerd gegründet; wir finden deutsche Amerikaner in allen Staaten des ehedem spanischen Amerika sowie in Brasilien; der Anbau des Kaffeebaums in Costa Rica, somit die einzige wichtigere Function, welche das festländische Mittelamerika im Welthandelsverkehr übernommen hat, geht auf den Hannoveraner Eduard Wallerstein zurück, der 1832 den Urwald um San José in Kaffeepflanzungen verwandelte; in Mejico liegt der Großhandel vorzugsweise in deutscher Hand, selbst der Engländer ist dort von dem Deutschen aus dem Feld geschlagen. Unvergleichlich bedeutender ist aber, wie bekannt, der Antheil unseres Volks an der Culturarbeit im englisch redenden Nordamerika.

Allein in den Vereinigten Staaten treffen wir außerhalb unseres Vaterlandes eine Vielzahl von Städten, die wie St. Petersburg und Moskau wenigstens deutsche Mittelstädte etwa von Erfurter Bevölkerungsmenge aus sich hervortreten lassen könnten, wenn ihre deutschen Bewohner ein deutsches Viertel nach alter Hanseatenweise darin für sich bewohnen wollten. Aber eben der Umstand, daß die vielen Tausende unserer Brüder in Städten wie New-York und San Francisco, Chicago, Saint Louis und Cincinnati mitten unter echten Yankees im wirbelnden Wettbewerb um des Daseins irdische Güter leben, wie hitziger die Weltgeschichte noch keinen zeigte, eben das macht das Verdienst der Deutschen an diesen jüngsten Riesenfortschritten der Cultivirung unserer Erde nur um so größer. Nach dem Gesetz, daß nur dem der Boden zu eigen wird, der ihn am besten zu nützen und zu schützen weiß, ist der rothhäutige Mensch gänzlich zurückgedrängt; wo seine Jagdgründe sich breiteten im dichten Wald, auf offener Grasflur, nicken jetzt die Aehren, sprießt

Baumwolle, Tabak, Zuckerschilf, ja selbst in den wüstenartigen Oeden des fernen Westens gelingt es bei künstlicher Berieselung dem Erdreich goldene Ernten zu entheben. Und wo wir den Deutschen dort als Landmann angesessen finden, lobt immer die Arbeit den Meister. Zwei Drittel der deutschen Reichsbürger sind ja noch zur Stunde Landbewohner, und daß die echte Landeroberung die Landbestellung ist, das bewiesen einst die Römer, als sie auf diesem Wege den ganzen Westen ihres Reiches ihrer Kultur gewannen, das beweisen heute die germanischen Völker aller Zungen in Nordamerika. Der deutsche Landwirth nun bringt einen guten Schatz haushälterischen Sinnes von der meist kärglicheren heimischen Flur auf jenen eben erst vom Pflug umbrochenen reichen Boden. Er taugt nicht am besten zum Pionier des Landbaues; mit Fieberhast den Urwald roden, flüchtig und energisch zugleich eine Art Raubbau treiben, um dann sein Blockhaus an einen weiter vorgeschobenen Posten ins Wildland zu verlegen — das überläßt er besser dem hartgesottenen Native-Amerikaner. Er geht langsamer, doch vorsorglicher zu Werk. Er baut nicht zehn Jahre hintereinander auf demselben Prairieacker Mais, bis die Kolben winzig werden, denn er will, nachdem er wohl schweren Herzens das Vaterhaus im deutschen Gau verlassen, für die Dauer hier hausen, auch seinen Kindern wohlbestellt sein Gut vererben. Er wartet nicht minder sorgfältig und mit ererbter Neigung des Viehs, und viel gründlicher nimmt er es vorzüglich mit der Erziehung der Kinder, denen die deutschen Schläge, wo es Noth thut, nicht nach amerikanischer Art erlassen werden. Der Sonntag wird nicht mit der Langenweile ascetischer Temperenzler anglikanisch gefeiert, der Mittagstisch auch am Werktag nicht zu eintönig mit ewigem „Salzfleisch und Bohnen" beschickt, dafür sorgt schon die deutsche Hausfrau, der kein labyhaftes „that makes to much to trouble" frommt, und der gute Gemüsegarten; wo wie in Minnesota Kolonistendörfer der verschiedensten Nationen bunt durcheinander liegen, versteht regelmäßig der Ansiedler aus Thüringen den schmackhaftesten Blumenkohl, $^1/_3$ Meter im Durchmesser, zu bauen, und die leckersten „Heitchen."

Von 1848 ab hob sich nun der deutsche Zuzug ins Unionsgebiet qualitativ beträchtlich. Auch die höheren Stände zeigten sich seitdem weit mehr als früher in ihm vertreten; es kamen nicht mehr so überwiegend politisch ganz unmündige bäurische Leute, die man als „Dutchs" höhnte, daß die typische Figur des Tölpels auf der nordamerikanischen Bühne the Dutch genannt wurde, sondern auch Männer und Frauen von deutschem Bildungsadel. Daß 1854 der bessere Theil der Deutsch-Amerikaner mit der auf Zerreißung der Union sinnenden demokratischen Partei brach, trug wesentlich zur Erhöhung des Werthes bei, den man unserer Nation beimaß. Und höher und höher stieg dieser Werth, als man die Tüchtigkeit der Deutschen in den bis 1852 ihnen gänzlich verschlossenen Staatsanstellungen, in allen Zweigen der Industrie, im Comtoir und auf dem Lehrstuhl, vollends im großen Rettungskrieg des Sternenbanners gegen die Rebellen des Südens erprobte. Zwar hatten auch vordem einzelne Deutsche anerkannt Großes geleistet; mancher wußte doch, daß die prachvolle Bibliothek am Lafayette-Platz New-Yorks, die größte und gemeinnützigste Amerikas, dieses „Astor-Haus" den Namen von einem armen Pfälzer Metzgersohn führte, der mit 5 Dollar herübergekommen, durch seine geniale Organisirung des nordamerikanischen Pelzhandels es auf nahezu 30 Millionen Dollars gebracht hatte — einen klingenden Erfolg, den der Amerikaner stets an-

erkennt; und war es nicht ein Sohn des Unstrut-Thales, der Mühlhauser Johann August Röbling, der in den dreißiger Jahren die Drahtseilfabrikation in der neuen nordamerikanischen Heimat ausgebildet, der die kühne Drahtseilbrücke über den Niagara, drei ähnliche über den Ohio gespannt und beim Ausbau der mächtigen Hängebrücke von 1800 Meter Länge über das Meer von New-York nach Long-Island gleich einem sieghaften Helden auf dem Feld seiner letzten Großthat sein Leben ließ, daß erst sein Sohn Washington 1878 dieses Weltwunder vollbrachte? Trotzdem brach sich eben erst durch die im ganzen bessere Volksart, welche Deutschland während der letzten Jahrzehnte an dies fast europagroße Land abgab, die nicht immer neidlose Anerkennung vor der deutschen Arbeit Bahn. Nun erst hörte man die Amerikaner selbst es aussprechen: „Ohne deutsche Arbeiter wäre die amerikanische Industrie undenkbar"; nun erst sehen wir einen der edelsten unserer Nation, Karl Schurz, als Minister des Innern jenes machtvollsten Freistaates der Welt; Bayard Taylor, der am letzten 19. December in Berlin verstorbene Gesandte der Union an unserem Kaiserhof, der beste Uebersetzer von Goethes Faust, gestand: ihm gelte das Urtheil der Deutschen über seine Werke gleich dem der Nachwelt.

Ernste Stimmen lassen sich jedoch unter uns vernehmen, welche davor warnen, ungehemmt Jahr aus Jahr ein einen Theil des besten Herzbluts unserer Nation in jenen Staatskörper unter dem blauen Sternenbanner abströmen zu lassen, der sich ohne Vorrückung seiner Grenzen an Volkskraft stürmischer erhebt als irgend ein anderer. Vom allgemein humanen Standpunkte aus wird man freilich dieses Wachsthum preisen dürfen, das Segen brachte und bringt über viele, besonders auch unserer Nation, und dessen Lebenssaft dafür immer von neuem erfrischt wird durch die Unsrigen, die unschätzbaren Einpflanzer idealer Strebungen nach höherem Lebensgenuß, der Freude am holden Zauber der Musik und bildenden Kunst in die ewige Jagd nach dem Dollar. Aber fürwahr, der specifisch deutsche Standpunkt kann sich dabei nicht befriedigt fühlen. Denn leider geht uns die Ansiedlerschaar spätestens in der zweiten oder dritten Generation im unwiderstehlich assimilirenden Amerikanerthum verloren. Angloamerikanische Sitten und Bräuche lockern mit der Zeit völlig den Zusammenhang der Auszüglinge mit dem deutschen Mutterland. Davon ist die Handelsbewegung ein laut redender Zeuge: sie kettet diese neu-englische Welt aufs Festeste an Alt-England, so gut wie die politisch nicht losgetrennten britischen Colonialländer; der deutsche Handel nach der Union kommt im grellen Widerspruch zu der Massenhaftigkeit der deutschen Zuwanderung noch nicht einmal in zweiter Stelle. Man wirft dem Deutschen vor, er sei nicht stark genug in der Fremde, fremdem Einfluß zu Gunsten seiner Eigenart zu wehren. Doch es scheint ein gemeingültiges Gesetz hier obzuwalten: beim Zusammenstoß verschiedenartiger Völkergesittung trägt die höhere und zahlreicher vertretene Gesittung den Sieg davon. Die Griechen machten einst Unteritalien, als dasselbe noch auf niedriger Gesittungsstufe verharrte, durch bloße Küstenansiedelungen zu einem „Großgriechenland" mit weithin hellenischer Sitte und Sprache; dann kam die Massenwirkung der Römer über diese Lande, und — alsbald war das echte Hellenenthum zernichtet, schon unter Tiberius hörte man nur noch in wenigen Hafenplätzen griechisch reden. Wäre darum die gricdische Cultur niedriger zu schätzen als die römische, oder etwa die französische unter Ludwig XIV. niedriger

als die zeitgenössische deutsche, weil die unserer Industrie so überaus förderlich gewesenen Colonien der Refugié's gänzlich in den sie aufnehmenden deutschen Stadtgemeinden aufgingen? Ueberlegenheit des britischen Charakters über die Deutschen dürfen wir in manchen wichtigen Beziehungen allerdings nicht wegläugnen. Der Engländer ist realistischer, hat also mehr praktischen Verstand sich in alles leicht zu schicken wie der Durchschnitts-Deutsche, er versteht namentlich besser als der urindividuell angelegte, darum gern auf seinem Kopf bestehende Deutsche, sich unterzuordnen unter gemeinnützige Führung und Einrichtung, den Gemeinsinn im patriotischen Zusammenhalten zu üben und zu nähren; Jahrhunderte lange Entwickelung im heimatlichen Inselkreis hat dieses merkwürdige Volk gleichartiger, conservativer und in der Großhandelsluft weltmännisch gemacht, während wir im zerstückelten Deutschland, innig berührt von heterogenen Nachbarn ungleichmäßiger und schon deshalb uneiniger wurden, durch unsere Religionskriege tief zurück kamen, als glücklichere Völker überseeischen Besitz errangen, aus heillos kleinlichen Verhältnissen spät und mühsam uns aufrafften, bis die rettende That uns endlich die traurig verlorene staatliche Einung, wenn auch nur zum Theil, so doch kräftiger als je zurückbrachte. Die Vorzüge des Britenthums vor dem Deutschthum befähigen nun die Engländer gerade vorzüglich in der Besitznahme wild liegender Länder für ihre Gesittung, was gleichbedeutend ist mit deren Einschluß in jenen ungeheuern Kreis des wirthschaftlich so einmüthigen britischen Völkerlebens vom arktischen Amerika bis nach Neuseeland, mit Großbritannien als Herzen des erdumspannenden Adersystems. Der Deutsche, in der Minderzahl und gewöhnlich arg unvorbereitet diesem Getriebe eingefügt, unterliegt entweder oder lernt mitzuschwimmen in diesem reißenden Strom, d. h. er arbeitet für englisches Weltbürgerthum und verliert vielleicht um so sicherer seine nationale Sonderart, je mehr diese der englischen urverwandt ist.

Darum erscheint es als nationale Pflicht, einen möglichst großen Theil unserer Auswanderungsbewegung nach solchen Ländern zu richten, welche dem britischen Einfluß weniger unterliegen, damit das bittere Wort vom deutschen Arbeitsdünger für fremde Felder nicht allzu schlimm zur Wahrheit werde. Unser Volk, voran die Vertreter der materiellen Interessen, sollte die Reichsregierung zu einer activeren Auswanderungspolitik durch die eigene Initiative zu bestimmen suchen. Es gilt da nicht bloß zu wehren, es gilt zu lehren. Die Zeit naht, wo bei Verdoppelung unserer Volkszahl auf 88 Millionen (schon bald im kommenden Jahrhundert) das Brotkorn in sehr viel größeren Mengen von außen beschafft sein will als jetzt, wo uns doch selbst reiche Ernten innerhalb des Reichsgebiets nicht mehr ausreichend nähren. Wenn Deutschland dann nicht nach englischem Muster für reichere Absatzmärkte seiner Waaren, für directeren Bezug seiner Rohstoffe gesorgt hat, so wird es schlimm um seine Wohlfahrt stehen. Dazu aber ist zweckmäßige Veranlagung des kostbaren Kapitals der Bevölkerungsüberschüsse ein treffliches Mittel. Warum unterweist man also unser Volk nicht über das gedeihliche Leben, das jeden rüstigen Auswanderer im außertropischen Südamerika erwartet, wo mit gar nicht überheißen Sommern Winter von italienischer Milde wechseln, wo man in Südchile das vierzigste Korn vom Weizen erntet, für mannigfachste Industrie die nöthigen Stoffe findet, wo Argentinien der Landwirthschaft, zumal dem Viehzuchtbetrieb die schönste Grundlage bietet,

in Südbrasilien dieselben Deutschen herrlich und gesund leben, deren Vorfahren blutarme Bauern daheim gewesen? Dort im oberflächlich romanisirten Lande erhält sich die deutsche Art vortrefflich; auf der Quadratmeile, die im Deutschen Reich durchschnittlich 4400 Bewohner zählt, wohnen in Chile nur 400, in Argentinien gar nur 50! Raum für viele hat dort noch die Erde, ein subtropisches Deutschland könnte unter jenen südlichen Breiten erstehen in engstem Wechselverkehr mit uns, vollends nach der zu erwartenden Eröffnung eines mittelamerikanischen Suezkanals! Und liegt nicht ein noch viel gewaltigeres Feld zu neuer Culturarbeit in dem tropischen Westafrika am riesigen Congo? Eben auf dieses richtet sich die Erforschungsthätigkeit der deutschen Afrika-Gesellschaft; deutsche Factoreien blühen bereits an dortiger Küste und Stanley rühmt die höchst gesunde Luft des hoch gelegenen Inneren. Ungesund sind ja die Tropen überhaupt nur durch die heißfeuchte miasmatische Luft namentlich sumpfiger Niederungen; und daß der Körper des Deutschen das Tropenklima unter Umständen sehr gut verträgt, beweisen die Holländer auf Java.

Je mehr sich die naturgemäße Scheidung unserer Erde vollzieht in den heißeren Gürtel mit vorwaltender Rohproduction vor allem der an Hitze und Tropenregen gebundenen Gewächse wie Baumwolle und Kaffee, andererseits in die kühleren Gürtel mit vorwiegender Kunstproduction bei glücklicher Häufung der Steinkohlenlager gerade auf diese, desto mehr muß Deutschland danach trachten, bei dieser wichtigen Theilung der Erde noch rechtzeitig in den Wettkampf zu treten. Daheim aber mag es wacker weiter pflegen wie bisher die stillen, häuslichen Tugenden von Fleiß, Ordnungssinn und Sparsamkeit, damit das deutsche Vaterland seiner weihevollen Sendung mit immer freudigerem Erfolg treu bleibe, die hohe Schule der Arbeit für die ganze Menschheit zu sein.

Die Fürsorge für die Verwundeten in den letzten Kriegen in der Türkei.

Von
Franz Seitz.
München.

Je häufiger und blutiger die Kriege in unserm Jahrhundert werden, um so mehr hat sich die allgemeine Theilnahme der Verbesserung des Looses der Verwundeten zugewendet. Dem Bericht über die Epidemien in den letzten Kriegen in der Türkei in einem vorhergehenden Heft der „Revue“ lassen wir daher eine Zusammenstellung der Nachrichten über die Verwundeten, die Unterbringung derselben in Hospitälern und ihren Transport vom Kriegsschauplatze folgen.

Ueber die Verwundungen im serbisch-türkischen Kriege während des Jahres 1876/77 haben außer Dr. Spengel, dessen feldärztliche Erinnerungen aus dem türkisch-serbischen Kriege wie die Abhandlungen von Dr. Froelich und Dr. Köllner wir in dem Berichte über die Epidemieen während desselben schon aufgeführt haben, noch Dr. Steiner (Aus dem Tagebuch eines deutschen Arztes während der Zeit des Krieges im Orient 1876, Wiener medizinische Wochenschrift, Jahrgang 1876, Nr. 52), von Tiling (Bericht über 124 im türkisch-serbischen Kriege im

Barackenlazarethe des Dorpater Sanitäts-Trains zu Swilainatz behandelte Schußverletzungen. Centralblatt für Chirurgie 1877 Nr. 26) und W. Mac Cormac (Surgical Notes of the war in the East. The Lancet 1876. Vol. II. p. 553) Mittheilungen veröffentlicht.

Bei Betrachtung der Schußverletzungen wird zuerst der Bewaffnung der Serben und der Türken gedacht. Die Serben waren mit Peabody- und Minié-Gewehren, das zweite Aufgebot ihres Nationalheeres mit alten, glattläufigen Musketen, deren sphärische Projectile nur eine geringe Tragweite und unbedeutende Propulsionskraft besitzen, ausgerüstet. Die durch letztere verursachten Schußwunden gestatteten nach Spengels Erfahrung mit der Extraction des Projectils unter Umständen zu warten. Dasselbe konnte sich in Weichtheilen selbst im Knochengewebe einkapseln, und die Verwundung glücklich verlaufen. Nicht so günstig verhielten sich die Verwundungen mit den Minié-Geschossen, da ihr cylindrischer Theil scharfkantig kanellirt ist und sie durch ihre mögliche Explosion größere Verletzungen der Weichtheile, in die ihre Fragmente gelangen, verursachen. Die Extraction dieser Projectile, die namentlich in letzterem Falle große Schwierigkeiten bietet, muß so früh als möglich vorgenommen werden. Das türkische Heer war mit Chassepots und Henry-Martini Hinterladern bewaffnet. Die türkische Gewehrkugel hatte 4 scharfe Einkerbungen und an ihrer Basis eine weit hinaufreichende Höhlung, in welche ein Holzkeil eingefügt ist. Weil dadurch das Absprengen von Projectilstücken erleichtert wird, galt die türkische Kugel für gefährlicher. Ueberdies verletzen dieselben durch ihre scharfen Einkerbungen mehr als glatte Kugeln. Die Wirkung des groben türkischen gezogenen Geschützes wird als so vernichtend geschildert, daß fast nur am ersten Verbandsplatze hinter der Gefechtslinie Fälle von Verletzungen durch dasselbe in die Hände der Aerzte kamen. Selten waren solche im stationären Lazareth zu finden. Gewöhnlich handelte es sich dann um Stumpfcorrectionen nach Abreißung einer Gliedmaße, enorme Substanzverluste in den Weichtheilen und dergleichen. Nach Spengel konnte man als Wirkung der Artillerie der Serben, der man von vielen Seiten nachsagte, daß ihre Geschütze schlecht bedient gewesen seien, in den Spitälern zu Nisch eine nicht unbedeutende Zahl von Granat- und Granat-Kartätschenschüssen constatiren. Auch sie hatten gezogene Geschütze, namentlich den Gußstahlfeldsechspfünder und den preußischen Feldzwölfpfünder mit glattem Rohr und excentrischen Granatgeschossen. Die Tragweite sowie die Trefffähigkeit excentrischer Projectile ist weit bedeutender, als die der concentrischen. Dazu bringen die Sprengstücke (Splitter) einer Granatkartätsche wegen ihrer kantigen, unregelmäßigen Gestalt selten einen geradlinigen Schußkanal zu Stande. Der Kanal erhält durch das Anstemmen der Kanten an die derbern Gewebe und durch die bei anhaltender Propulsion eintretenden Drehungen der Bleistückchen eine unregelmäßige Richtung und so entstehen selbst ohne Verletzung wichtiger Organe bei nur einiger Tiefe sehr complicirte Wunden. Die scharfen Kanten solcher Sprengstücke veranlaßten auch öfter durch Streifen von Arterien fatale Blutungen. Einfache Schußkanäle werden bei der jetzigen Vervollkommnung der Schußwaffen immer seltener und die Aufgaben des Chirurgen in gleichem Verhältniß schwieriger. Die Montenegriner hatten Chassepotgewehre, deren Kugeln ausgedehnte Knochenzerschmetterungen erzeugen.

In dem späteren türkisch-russischen Kriege waren die Russen mit Berdan-, die Rumänen mit Peabody- und Remington-Gewehren bewaffnet. Die türkische Infanterie war zum größten Theil mit Snyder'schen sogenannten Magazinflinten versehen. Sie heißen Magazinflinten, weil von den zwei übereinandergelegenen Rohren das obere das Magazin für 20 Patronen darstellt, welche auf einmal, eine nach der andern, hineingeschoben werden. Nach jedem abgefeuerten Schusse fällt durch einfachen Mechanismus eine Patrone in den unteren Lauf und kann sofort wiederum ausgeschossen werden. Das Schnellfeuer, das die Türken damit zu entfalten vermochten, gab ihnen eine Ueberlegenheit in dem Infanteriegefecht. Dagegen war die russische Artillerie der türkischen überlegen. In den ersten Kämpfen bei Nicopolis und Plewna waren von letzterer nur eine geringe Anzahl weittragender Feldgeschütze (sie trugen auf 5 Werste) zur Anwendung gekommen, daher nur eine geringe Zahl von Verwundungen durch Artilleriegeschosse bei den Russen vorkamen. Nach einem Bericht von Dr. C. Köcher aus Bulgarski-Karagatsch, vom 21. August 1877, in der St. Petersburger medizinischen Wochenschrift, kämpften bei der Einnahme von Nicopolis 15,000 Mann des 9. russischen Corps mit einem Verlust von 1311 Mann an Todten und Verwundeten. Dies giebt einen Gefechtsverlust von $8^{7}/_{10}$ Procent. Davon waren 941 Mann oder $6^{3}/_{10}$ Procent Verwundete, 360 oder $2^{4}/_{10}$ Procent Todte. Von den 941 Mann sind 863 Mann oder $91^{3}/_{4}$ Procent durch Handfeuerwaffen, 66 oder 7 Procent durch Artilleriegeschosse und 12 Mann oder $1^{1}/_{4}$ Procent durch die blanke Waffe verwundet. In den Gefechten bei Plewna am 19. und 20. Juli hatten die kämpfenden 8000 Russen einen Verlust von 2898 Mann oder $36^{1}/_{5}$ Procent, davon waren 1642 oder $20^{3}/_{5}$ Procent Verwundete und 1256 oder $15^{3}/_{5}$ Procent Todte. Von den 1642 Verwundungen trafen 1543 auf Handfeuerwaffen d. i. 94 Procent, 82 d. i. 5 Procent auf Artilleriegeschosse und 17 oder 1 Procent auf blanke Waffen. In der Schlacht am 30. Juli betrug der Verlust von 33,000, die gegen 60,000 Türken in enorm befestigten Positionen kämpften, 7305 Mann, also $21^{3}/_{4}$ Procent, davon 3646 Verwundete und 3659, also mehr, Todte. Von letzteren trafen auf Gewehrprojectile 2504 Mann oder 96 Procent, auf Artilleriegeschosse 109 Mann oder 3 Procent, auf blanke Waffen 33 Mann, d. i. 1 Procent.

Wie bei allen Kriegen der Neuzeit kamen auch während der letzten auf der Balkanhalbinsel und in Asien nur wenige Verwundungen mit dem Bajonet und dem Säbel im Vergleich zur großen Zahl der Schußverletzungen zur Behandlung. Auch Dr. Spengel spricht nur von einigen Wunden durch blanke Waffen, die von ihm in Nisch, darunter 2 durch Bajonetstiche verursachte, welche tief in den Unterleib drangen, mit Glück behandelt wurden. Dagegen scheinen Säbelwunden auf dem asiatischen Kriegsschauplatz häufiger gewesen zu sein. Dr. Oscar Heyfelder erzählt in der, in unserem letzten Berichte erwähnten, in der Berliner klinischen Wochenschrift erschienenen Abhandlung, daß unter den 1200 Verwundeten, die nach Alexandropol gebracht wurden, sich bei den Türken viele mit Säbelwunden, meist des Kopfes, befanden, die gut überstanden wurden. Er bemerkt, daß die Türken und Tataren mit einer gewissen Immunität gegen Wundkrankheiten und Wundverderbniß ausgestattet sind und daß Verwundungen bei ihnen unter gleichen Verhältnissen günstiger verlaufen, als bei den Russen, Polen und Finnländern.

Die Türken ertragen auch Schmerzen mit dem größten Heroismus, wie dieses auch von den operirenden Aerzten im ersten serbischen Kriege bestätigt wurde. Die vielfachen penetrirenden, zersplitterten, mit Substanzverlust verbundenen Schädelverletzungen, furchtbare Säbelhiebe durch fast alle Schädelknochen, selbst das Hinterhauptsbein heilten bei ihnen ohne schwere Erscheinungen und gleichsam ohne Leiden. Als Grund dieser Ertragungs- und Reproductionsfähigkeit des Organismus bei den Türken erscheint ihre Enthaltung von geistigen Getränken, ihre Mäßigkeit überhaupt und ihre mit den täglichen durch den Koran gebotenen Waschungen bedingte Reinlichkeit.

Schußwunden kamen an allen Theilen des Körpers zur Behandlung. Im serbisch-türkischen Kriege fanden Mac Cormac und Spengel die große Zahl von Schußverletzungen an der linken Hand und dem linken Arm auffallend. Letzterer erklärt diese Erscheinung aus dem Terrain, auf welchem die Truppen kämpften und aus dem Umstande, daß dieselben zu Anfang des Krieges mit den Chassepots und Henry-Martinis, als neuen noch unbekannten Waffen, nicht gut umzugehen wußten. Es erforderte das Laden derselben das Exponiren der linken Hand und des linken Arms bis zum Ellenbogen, während die rechte Hälfte des Körpers mit ihren Extremitäten meist hinter Gemäuer oder sonst als Schutz benütztem Steingeröll gedeckt war. Heyfelder fand unter den nach Alexandropol gebrachten Verwundeten unverhältnißmäßig viele mit Verletzungen an den unteren Extremitäten. Nach Dr. Steiner kamen Selbstverstümmelungen an den Händen und Füßen, um sich dem Kriegsdienst zu entziehen, häufig vor. Von dem eben genannten Chirurgen und anderen wird mitgetheilt, daß Perforationsschüsse der Brust und des Unterleibs vielfach ohne besondere Zwischenfälle heilten. Von den 15 mit Brustschußverletzungen während des türkisch-serbischen Krieges im Barackenlazareth des Dorpater Sanitäts-Trains zu Swilainatz Behandelten starben nur 2, von 6 mit Verletzungen des Bauches und des Beckens 1, von 31 mit Schußwunden an den oberen Extremitäten, darunter 23 Fracturen, 5, von 28 mit Schußfracturen an den unteren Extremitäten 16, davon 7 an Pyämie, 1 mit Trismus. Dr. C. Reyher (nach der St. Petersburger medizinischen Wochenschrift und der deutschen klinischen Wochenschrift 1877 Nr. 29) hat sich durch Sectionen im Spitale zu Masra überzeugt, wie wenig oft die Intestina verletzt sind, wenn auch das ganze Abdomen von dem Projectil des Kleingewehrs oder artilleristischen Geschosses durchsetzt ist. Verschiedene Sectionen bestätigten ihm die Thatsache, welche Hennen und Stromeyer bereits für die Rundkugel aufgefunden hatten, daß auch das cylindroconische Geschoß seinen Weg zwischen den beweglichen Darmschlingen genommen hatte, ohne diese zu verletzen. Bei Schußverletzungen der Extremitäten hat er trotz äußerlich fehlender Zeichen Gewebsverletzungen, die sich weithin in der Extremität verbreiteten, so besonders Blutextravasate im Markgewebe der Knochen und in den nächsten äußerlich intacten Gelenken beobachtet.

Die Fürsorge für die Verwundeten und derselben entsprechend ihre Lage war während der letzten Kriege in der Türkei eine nach den örtlichen Verhältnissen und den Vorbereitungen für die Behandlung und Pflege derselben sehr verschiedene. Solche fehlten ganz bei dem Aufstand in der Herzegowina 1875 und den Kämpfen im Herbst desselben Jahres und im folgenden Frühling in Montenegro. Danzer, k. k. Ober-Lieutenant schreibt (Der Aufstand in der Herzegowina

1875, Militärwochenblatt 1876 Nr. 11) über die Sanitätsverhältnisse in der Herzegowina: „Spitäler giebt es keine; der kahle Kalkfelsen ist das Krankenbett, europäische Barbiergesellen figuriren als Aerzte. Auch fehlt es gänzlich an Transportmitteln, denn was noch an Maulthieren übrig geblieben, ist verhungert und erfroren." Nicht viel besser war es mit der Sanitätspflege bei den Montenegrinern bestellt. In Ermangelung von Aerzten (nur der Fürst hatte einen Leibarzt) besorgten männliche und weibliche Pfuscher, die Fracturen mit Baumrinden verbanden und gegen Ruhr Ziegelmehl mit Honig reichten, die Verwundeten. Nach Dr. Hickl (Erlebnisse in Montenegro vom Oktober 1875 bis März 1876. Wiener medicinische Wochenschrift 1876 Nr. 9 u. d. folg.), der mit andern österreichischen Aerzten auf Wunsch des Fürst Nikita nach Montenegro kam, wurden die Verwundeten auf Bahren aus Gewehren oder gabelförmigen mit Riemen verbundenen Holzästen aus der Schlacht und dann meist auf dem Rücken von Pferden in ihre Heimat oder nach Grahovo und Cettinje gebracht. Auf die Wunde wurde während des Transportes ein Stück Hammellunge gelegt oder der verletzte Körpertheil auch in frisches Hammelfett eingewickelt. Die Verwundeten gelangten spät erst und mit ganz vernachlässigten Verletzungen in die zum Spital eingerichteten Baulichkeiten: eine Schule, ein Gefängniß, Werkstätten, in welchen man durch stets brennende Feuer zu ventiliren suchte. Daselbst wurden sie von den österreichischen und später auch von russischen Aerzten mit antiseptischen Verbänden: Charpiebaumwolle mit Carbolsäure getränkt, Carbolöl-Compressen und Listerschen Verband, soweit die mitgebrachten Verbandstoffe reichten, behandelt.

In Serbien und der Türkei bestanden zur Zeit des Ausbruches des Krieges Sanitätseinrichtungen, welche denen in den größten europäischen Staaten nachgebildet waren, und unter der Oberleitung der Kriegsministerien in Belgrad und Constantinopel standen. In Serbien war an Seite des Generalstabsarztes Vladan Georgiewitsch der Oesterreicher Baron Mundy, der sich auch im letzten russisch-türkischen Kriege um die türkische Sanitätspflege verdient gemacht hat, in den Reservelazarethen thätig. Doch erwies sich nach Beginn des Krieges weder das Sanitätspersonal, das den Bewegungen der Truppen folgte, noch das Material für die Besorgung des Dienstes bei den Verwundeten und Kranken ausreichend. Alle drei kriegführenden Staaten waren der Genfer Convention, die Türkei bereits am 5. Juli 1865, Serbien am 24. März 1876, Montenegro am 29. November 1875 beigetreten. Neben den von den Regierungen gegründeten Kriegslazarethen wurden solche aus den Mitteln der Gesellschaften zum rothen Kreuz in Constantinopel und in Belgrad, an der sich besonders die gebildeten Stände in Serbien lebhaft betheiligten, errichtet. Große Gaben und mehrere Aerzte sendeten englische und russische Hilfsvereine durch Mac Cormac und Dr. Reyher aus Dorpat. Ersterer besuchte die serbischen und türkischen Kriegsspitäler in Alexinatz, Nisch, Widdin, Sophia und Adrianopel, die mit Ausnahme des von Dr. Reyher in Alexinatz geleiteten und des von Baron Hirsch in Sophia (wo auch Mac Cormac ein Spital für 100 Betten errichtete) gegründeten nicht besonders reinlich gehalten, schlecht ventilirt und überfüllt waren. In denselben wurden alle chirurgischen Operationen: Extractionen von Kugeln, Amputationen und Exartikulationen, Resectionen und Unterbindungen nach den neuesten Methoden ausgeführt und überall antiseptische

Verbände mit gutem Erfolg angewendet. Nur kamen die Verwundeten in denselben meist in einem kläglichen Zustande an, indem sie von den Verbandsplätzen tagelang auf mit Ochsen bespannten Leiterwagen, deren Erschütterungen auf steinigen Wegen den nachtheiligsten Einfluß auf Schußfracturen übten, in die Lazarethe geschafft wurden. Groß waren die Verluste in dem nur kurz dauernden Kriege auf beiden Seiten. Von den auf 80 000 Mann geschätzten Serben wurden nach einer im Kriegsministerium zusammengestellten Verlustliste annähernd 21 000 Mann getödtet und kampfunfähig gemacht. Die nicht bekannt gewordenen türkischen Verluste haben wahrscheinlich die serbischen überstiegen, weil die Türken gleichzeitig mit den Montenegrinern zu kämpfen hatten. Die Bataillone, welche im Januar 1877 in Constantinopel anlangten, bestanden statt aus 1000 höchstens nur mehr aus 400 Mann. Ihr Aussehen war blaß und kränklich.

Im letzten türkisch-russischen Kriege waren nach Polyak (Der Sanitätsdienst der Gegenwart im russisch-türkischen Kriege. Wiener med. Wochenschrift 1877 Nr. 41) die Vorbereitungen auf türkischer Seite für die Militärsanität nicht in dem guten Zustande, wie man nach den Erfahrungen des vorhergehenden Krieges hätte erwarten sollen. Vor Allem mangelten ärztliche Kräfte und geeignete Transportmittel, weshalb viele Schwerverwundete auf dem Wege nach den Spitälern zu Constantinopel erlegen sind. In Wien wurden 60 Aerzte geworben; für Verbesserung des Transportes wirkte Mundy in Verbindung mit dem Eisenbahndirector Kühlmann. Ersterer war nach seiner Ankunft zu Constantinopel im Anfang des September vom Centralcomité der Gesellschaft zum rothen Halbmond zum Generalinspektor der von diesem freiwilligen türkischen Verein für die Pflege von Verwundeten bestellten Spitäler und mobilen Ambulancen ernannt worden. Von der Absicht, die von ihm zusammengestellten Ambulancen selbst nach Plewna zu begleiten, trat er nach dem Wunsche des Sultans, der seine Erfahrung in Constantinopel nutzbar machen wollte, zurück. In Folge von Mangel an Aerzten und Medicamenten waren in Plewna, nachdem auch die Hospitalwärter beim Versuche des Durchbruchs der Linien der Russen sich den türkischen Truppen angeschlossen hatten, die zahlreichen Verwundeten in einem Zustande von Hilflosigkeit, der von dem Berichterstatter der Daily-News in den grellsten Farben geschildert wurde. Das Centralcomité des rothen Halbmonds unter dem Präsidium des Dr. Bertoletti unterzog sich der schweren Aufgabe, in Constantinopel für den Andrang der Verwundeten vom Kriegsschauplatze her ausreichend Hospitäler und Baracken-Ambulancen zu errichten. Solche bestanden unter Beihilfe der Regierung in Mitte des Monats Oktober in der Reichshauptstadt schon über 30. Bei einer Inspicirung derselben fand Dr. Mundy aber nur die von dem englischen Vereine „Stafford House" gegründete Heilanstalt mit hinreichenden pharmaceutischen und chirurgischen Hilfsmitteln ausgestattet, manche andere aber mit Mephitismus behaftet. Neben dem „Stafford House" schickte auch der „britische Verein" (mit ihm wirkte Lady Strangford für Verwundete in Bulgarien) Aerzte, um in Adrianopel, Erzerum und Kars Ambulancen zu errichten, auch begaben sich 2 Aerzte von Sutherland House zu den Ambulancen der Armee des Mukhtar Pascha in Asien. Das französische protestantische Comité sendete den Chirurgen Dr. Marmoury, und Evans als Präsident des amerikanischen Comités in Paris eine vollständige Ambulance.

In erfreulicher Weise waren auf russischer Seite die ausgedehntesten Vorkehrungen für die Sanitätspflege im letzten Kriege getroffen. Für die Donauarmee allein waren 54 Lazarethe (wie wir schon in unserem Bericht über die Epidemieen auf dem Kriegsschauplatze angegeben haben) jedes zu 600 Betten, also mit 32 400 Betten bei Ausbruch des Krieges vorbereitet. Chinin, Eis, antiseptisches Verbandmaterial, alles war in reichem Maße vorhanden. Neben den Feldärzten hatten sich viele Mediciner, besonders Professoren von den Universitäten, freiwillig auf den Kriegsschauplatz begeben, so daß die Regierung die Anerbieten von Civilchirurgen aus dem Ausland unberücksichtigt lassen konnte. Zur Unterbringung der Verwundeten wurden meist Baracken und Zelte verwendet. Besonders die kirgisischen, Kibitken genannten, aus Filz hergestellten Zelte, die oben eine runde, fensterartige Oeffnung haben, leicht gelüftet und bei Kälte durch einen bequem zu placirenden Ofen erwärmt werden konnten, mit Platz für 6—8 Kranke, wurden als sehr zweckmäßig gerühmt, da sie innerhalb einer halben Stunde aufgestellt und in zehn Minuten abgenommen werden können. Nach dem Muster der bei dem letzten deutsch-französischen Kriege eingeführten Sanitätszüge waren solche für die so wichtige Verbringung der Verwundeten in ihre Heimath in großer Zahl ausgerüstet worden und sowohl auf dem europäischen wie asiatischen Kriegsschauplatze in unausgesetzter Thätigkeit. Dr. Heyfelder, Oberarzt des Kriegshospitals Nr. 40 bei der Kaukasusarmee, hat die von der Kaiserin, die an der Spitze des Vereins für Pflege der Verwundeten stand, von der Großfürstin Cesarewna und dem Moskauer Damencomité ausgestatteten in seiner oben erwähnten Abhandlung beschrieben. Dr. Mühlwenzl (Wiener medicinische Presse 1878 Nr. 2) beurtheilte die russischen Sanitätszüge als zweckmäßig und sehr bequem, meinte aber, daß sie mit zu großem Luxus eingerichtet waren.

Zur Erleichterung der Evacuation in Europa war das Land in 4 Zonen getheilt. Die erste umfaßte das Ländergebiet zwischen Donau und Pruth, die zweite das zwischen Pruth und Dniester, die dritte erstreckte sich vom Dniester bis zum Dniepr, die vierte reichte von dort in das ganze Innere des weiten russischen Reiches. Auf 14 zunächst der Armee aufgestellten Bahnzügen, zu welchen später noch drei Trains des Berliner Central-Comités kamen, wurden die Verwundeten so rasch und so weit es für die Einzelnen möglich war, in ihre Heimatprovinzen, in denen überall Spitäler, so zu Moskau mit 1000, zu Saratow und Jaroslaw mit je 400 Betten u. s. w., durch freiwillige Beiträge gegründet waren, übergeführt.

In der deutschen militairärztlichen Zeitschrift (VI. Jahrgang 1877, 10. Heft) findet sich eine Schilderung der raschen Hilfeleistung für die Verwundeten bei dem Donauübergang am 27. Juni bei Simnitza. Die Verwundeten wurden vom Gefechtsplatz rasch auf Tragbahren den bereit stehenden Intendanturwagen und Divisions-Lineiken, einer Art langer, breiter Droschken, zum Hauptverbandplatz, wo Gypsverbände angelegt wurden und die Pflegeschwestern verschiedener Gesellschaften bei den nothwendigen Operationen Hilfe leisteten und von dort in das Hospital zu Pjatra gebracht. Stabsarzt Dr. Bruberger (Militärärztliche Zeitschrift 1877, Heft 12) verdanken wir eine Beschreibung des Sanitätsdienstes bei der rumänischen Armee. Die zahlreichen Verwundeten derselben bei dem dreimal wiederholten

Sturm auf die Redoute bei Grivitza wurden zuerst mit Tragbahren auf die nur $1/4$ Stunde von dem genannten Orte entfernte Ambulance des Hauptquartiers und mit dem ersten Verbande aus den Zelten derselben auf mit Ochsen bespannten Bauernwagen nach dem Haupt-Etappenort Turnu Magurelli gebracht, wo sie in 4 vortrefflich eingerichteten großen Spitälern die sorgfältigste Pflege fanden, bis ihr Zustand ihre Zerstreuung im Lande möglich machte. In den russischen wie rumänischen Spitälern wurde die antiseptische Verbandsmethode, wie wir sie im Heft 5, I. Jahrg. dargestellt haben, geübt. Die Erfolge derselben, wie die der kunstgemäß ausgeführten Operationen, die bei der den Aerzten nachgerühmten Vorliebe für die conservative Chirurgie seltner als in früheren Kriegen vorkamen, wurden als günstige geschildert. Nach einer aus Petersburg Ende Januar in die Oeffentlichkeit gelangten officiellen Mittheilung fiel von den auf dem europäischen und asiatischen Kriegsschauplatz kämpfenden Russen jeder 6. Mann, von den in die Spitäler aufgenommenen Verwundeten starb der 11. 36 824 Verwundete waren als wieder hergestellt aus den Spitälern entlassen worden. Von den 2000 Feldärzten, welche die Armee zählte, sind 150 theils durch feindliche Geschosse, theils durch Epidemien als Opfer ihres Berufes gefallen. Ueber die türkischen Verluste fehlen amtliche Berichte.

Die Volkswirthschaft auf technischen Hochschulen.

Von
Josef Landgraf.
Stuttgart.

Reichlicherer Stoff zu ökonomisch-politischen Betrachtungen wie er gegenwärtig in breiten Schichten aufgestapelt vor uns liegt, ist seit langer Zeit nicht mehr zur Verfügung gestanden. Ein Blick in unsere Tagesblätter belehrt uns, wie das wirthschaftliche Material mehr und mehr das eigentlich staatsrechtliche und politische Material in den Hintergrund drängt. Wie sollte das auch anders sein in einer Periode allgemein wirthschaftlichen Siechthums, die in ihrer Wirkung noch potenzirt wird durch die Nothwendigkeit, ihre seit Jahren bestandenen volks- und weltwirthschaftlichen Beziehungen auf eine weitere Reihe von Jahren hin so zu erneuern, daß je die beiden ökonomisch kranken Paciscenten den höchsten wirthschaftlichen Nutzeffect in einem solchen neuen Handels- ev. Schifffahrtsvertrags-Abschluß erreicht zu haben hoffen dürfen? Trotzdem glauben wir es ablehnen zu sollen, aus dieser bunten Masse von Fragen heraus, die sich an die autonomen und Vertragstarife der nächsten Zukunft knüpfen, unsern Stoff zu holen. Mehr als je gemahnt uns vielmehr gerade die jetzige wirthschaftliche Sturm- und Drangperiode daran, wie wenig im Allgemeinen zu geschehen pflegt, um die öffentliche Meinung für die wirthschaftlichen Fragen auch wirklich urtheilsfähig zu machen. Man braucht keineswegs so weit zu gehen, um im Sinne einzelner Mitglieder des letzten internationalen statistischen Congresses zu Pest an die Volkswirthschaft als Lehrgegenstand für die Elementarbildungs- und Volksschulen selbst zu denken, wenn sich auch gar nicht leugnen läßt, daß für solchen Unterricht schon recht practische literarische Versuche wenigstens vorhanden sind. Wir denken neuestens an die Uebersetzung einer Arbeit des bekannten National-

öconomen Maurice Block in Paris durch den Director des Polytechnikums in Aachen, Kaaven, an verschiedene frühere Arbeiten Blocks, mit welchen er in Form kleinerer Erzählungen wirthschaftlichen Begriffen den Weg zu bahnen suchte; wir denken ferner an Courcelle-Seneuil's Theorie und Praxis des Gewerbebetriebs, an Rapet, durch deren beider glückliche Uebertragung ins Deutsche und massenhafte Verbreitung einer unserer practischsten Staats- und Volkswirthe in Deutschland, der Präsident der württembergischen Centralstelle für Gewerbe und Handel, Dr. von Steinbeis, sich ein großes Verdienst erworben hat; wir denken endlich an ein recht klar geschriebenes Brochürchen des Fabrikanten Kalle in Bieberich. Wie gesagt, so sehr wir uns aller dieser wenn auch noch immer vereinzelten Blüthen auf dem dankbaren Felde der Verbreitung wirthschaftlicher Bildung in allen Kreisen freuen, wir glauben gar nicht, daß diese Frage heute schon genügend spruchreif ist, so lange noch an den sogenannten technischen Hochschulen aller eigentliche Untergrund für diese Frage fehlt; also dort, wo wir unsere Ingenieure, unsere Architecten, unsere Chemiker, unsere technisch gebildeten Officiere, wohl auch unsere Künstler und — freilich noch recht, recht sporadisch — unsere Großindustriellen und Großhändler heranziehen. Der jüngst bekannt gewordene Entwurf eines provisorischen Verfassungsstatuts der künftigen technischen Hochschule in Berlin, welche aus der Gewerbe-, der Bau- und Bergacademie dortselbst in ein Ganzes verschmolzen werden soll, hat uns leider daran recht unsanft erinnern können. Darnach ist die Nationalöconomie nicht einmal den sogenannten allgemein bildenden Fächern mehr zugezählt, welche eine besondere Vertretung durch einen Lehrstuhl haben; man glaubte am einfachsten auf die dortige Universität hinweisen zu sollen. Daß man in München und Zürich, welche doch beide in der gleichen Lage sind, besondere Lehrer für diese Fächer berufen hat, blieb sonach ganz außerhalb der Erwägung und doch durfte man nicht annehmen, daß diese Sachbehandlung etwas mehr als ein bloßer persönlicher Luxus gewesen sein konnte.

Damit wird freilich erst recht bekräftigt, was der große Staatsrechtslehrer Dr. Lor. von Stein in Wien in seinem Verwaltungsrechtswerk: das Elementar- und Berufsbildungswesen, Stuttgart 1868, so scharf zum Ausdruck gebracht hat. Die Vorstellung einer höchsten wirthschaftlichen Bildungsanstalt, welche den anderen einzelnen Anstalten gegenüber die Stellung der Universität zu vertreten hat und neben der die übrigen Anstalten als untergeordnete Glieder treten sollen, ist eine unklare und gänzlich unausführbare. Schon die formale Consequenz eines solchen Gedankens wäre, meint derselbe, offenbar, daß nicht eben blos Technik und Naturwissenschaften, sondern auch Landbau, Forstwesen, Schifffahrt und gewerbliche Kunst gleichsam als Facultäten in die polytechnischen Schulen aufgenommen werden müßten, was schon an und für sich selbst äußerlich unthunlich sei. Allein der Widerspruch sei noch ein viel tieferer, wirklicherer. Die Voraussetzung jeder Universität, das, was sie eigentlich zur Universität macht, besteht darin, daß das alle Facultäten Umschließende und Vereinende wieder eine selbstständige Facultät (die philosophische) ist, welche die geistige Einheit des Verschiedenen zu einer selbstständigen Aufgabe der Bildung macht. Nun aber sei es klar, daß die Technik, die Lehre von mechanisch oder technisch wirkenden Kräften der Natur, diese Einheit nicht bietet, so wenig als die bloße National-Oeconomie oder Statistik selbst. Das, was die technischen oder polytechnischen Schulen lehrten, sei selbst nichts

Anderes als ein Theil des Ganzen; so seien sie in der That nur die Fachbildungsanstalten für Bau- und Maschinenwesen und stehen somit einfach neben den übrigen Fachschulen. Unser Autor fährt aber noch weiter fort: „der Versuch durch einfache äußerliche Hinzufügung aller höheren auf die wirthschaftliche Bildung bezüglichen Fächer zur technischen Fachbildung, dem Polytechnikum die Function der Universität beizulegen, muß daher stets mißlingen, schon physisch deßhalb, weil die specielle technische Bildung durch die Ansprüche, die sie an die Zeit der Schüler macht, entweder die allgemeinen Fächer erdrückt oder von diesen erdrückt wird. Dadurch kommt man dann nach Stein dazu, principiell davon auszugehen, daß jede jener Fachschulen ihr specielles Gebiet hat, und daß es nicht ihre Bestimmung ist, das Allgemeine dieses Gebiets zu erschöpfen, sondern vielmehr nur die Anwendung desselben auf das wirthschaftliche Leben und seine großen Unternehmungen zu lehren."

Allerdings aber bleibt dabei die keineswegs unbedeutsame Frage übrig, ob denn nun das verhältnißmäßig Wenige, was die polytechnischen Schulen für die allgemeine wirthschaftliche Bildung thun können, für das gesammte wirthschaftliche Bildungswesen auch genügen kann. Leider hat Stein selbst es unterlassen, sich bestimmt darüber auszusprechen, wie er sich die Verhältnisse besser denkt, deren Reform auch ihm unzweifelhaft geboten erscheint. Es ist geradezu ein innerer Widerspruch: die Universitäten, welche eine Reihe von öffentlichen Dienern heranzuziehen die Aufgabe haben, also viele derjenigen, deren Production, um sich des wissenschaftlichen Ausdrucks zu bedienen, sich in „Dienstleistungen" erschöpft, halten überall die öconomische Bildung für ein unentbehrliches Bedürfniß — freilich ist auch diese Wahrheit cum grano salis aufzunehmen, sie ist auch dort für die Rechtskandidaten gar oft nur so ein fünftes Rad an dem Wagen des gesammten Wissens, an dem die juristischen Disciplinen alles Andere überwuchern; immerhin ist es wenigstens verordnungsmäßig so und wenn es nicht geschieht, trägt die Schuld daran die lose Handhabung. — Alle diejenigen aber, welche an der Erzeugung aller übrigen Güter, ausgenommen einen Theil der persönlichen Dienstleistungen, sich betheiligen, sie alle werden — das ist doch die Fiction, die der Einrichtung unserer polytechnischen Hochschule zu Grund gelegt sein muß, — diese volkswirthschaftliche Vorbildung unterlassen können, oder ohne allen weiteren äußeren Impuls die einschlägigen Studien von selbst machen; eine Unterstellung, die umso eigenthümlicher ist, als gerade an den polytechnischen Schulen ein ungleich größerer Studienzwang besteht, als an den Universitäten, der also gerade der Initiative der Hörer der Schule kein besonderes Gewicht einräumt. Es ist allerdings seltsam, daß gerade einer der Gründer der polytechnischen Schulen in Deutschland, Staatsrath Hermann, zugleich einer der hervorragendsten Volkswirthe dieses Jahrhunderts in Deutschland gewesen ist, und gerade er nicht Vorsorge traf, daß neben der Technik auch die Volkswirthschaft die gebührende Stellung einnehme, — er, der ja so klar und scharf schon in seinen berühmten staatswirthschaftlichen Untersuchungen von 1832 die technische und die wirthschaftliche Production der Güter von einander getrennt hat, deren erstere allein an den technischen Hochschulen als heute gelehrt bezeichnet werden darf. Bei der ersteren, erklärte er, fragt es sich lediglich, ob die Güter die Qualität besitzen, die dem Bedürfniß entspricht, — bei der letzteren aber ist darauf zu sehen, daß die Pro-

duction weder die Arbeitskraft schwäche, noch das Vermögen vermindere. — Aber nicht blos auf gleiche Stufe stellte Hermann Wirthschaft und Technik, nein er ordnete die letztere der ersteren mit Recht sogar unter. Er räumte ja ein: „Welche Güter für die Bedürfnisse verwendet werden sollen, hängt zuvörderst vom technischen Geschick und den Hilfsmitteln ab, welche die umgebende Natur der Arbeit darbietet. In der Technik geht Sinn und Streben von den Bedürfnissen getrieben in tausend Richtungen auf Gewinnung, Umwandlung, Beischaffung, auf Bewahrung begehrter Dinge; der Zweck dieser Bemühung ist erfüllt, wenn das Hergestellte dem Bedürfniß entspricht. Aber bei dieser technischen Verbindung der Arbeitskräfte und Vorräthe ist der Mensch durch das ihm zu Gebote stehende Maß der Mittel beschränkt. Alle Technik, die für das Bedürfniß arbeitet, ist daher der Wirthschaft untergeordnet.“ Wenn trotz dieser scharfen, prägnanten Scheidung der Begriffe Hermann in den polytechnischen Schulen, wie sie auf seine Anregung entstanden, nichts Halbes gesehen hat, so lag der Grund lediglich in den historischen Verhältnissen. Die Entstehung der polytechnischen Schulen in Deutschland fällt im Großen und Ganzen zusammen mit der ersten Krystallisirung einer deutschen Volkswirthschaft in Form des Zollvereins und lag in ihnen daher zugleich die entschiedenste Abwehr gegen den gemeinsamen Feind, das technisch überlegene Albion, dem die unter sich politisch und wirthschaftlich zersplitterten Deutschen zinspflichtig waren. Zwischen 1825 und 1850 entstanden in den deutschen Mittelstaaten (das „Gewerbe-Institut“ in Berlin war den Musterinstituten in Paris, Prag und Wien schon 1821 nachgeahmt worden) eine Reihe technischer Bildungsanstalten, welche von der Forderung des Augenblicks gedrängt, den mittleren gewerblichen Unterricht mit der höheren technisch-wirthschaftlichen Bildung zu vereinigen strebten. Es ist übrigens bezeichnend genug und darf nicht unterschätzt werden, daß gerade die polytechnische Schule in Karlsruhe, unter Redtenbacher's genialer und bahnbrechender Wirksamkeit erst so recht den Standpunkt der höheren Gewerbeschulen hinter sich lassend, zur Organisation und Bedeutung eines wirklichen Polytechnicums einen raschen Anlauf nahm, und doch ist Karlsruhe bis auf den heutigen Tag die *einzige* Anstalt derart in Deutschland gewesen und geblieben, welche die Volks- und die Staatswirthschaft zu *obligatorischen* Lehrfächern erhoben hat.

Es ist allerdings jüngst in der Augsburger Allgemeinen Zeitung in einer Arbeit über die Organisation der technischen Hochschulen betont worden: „Die Verschiedenheit nicht der wissenschaftlichen Ziele — denn diese müßten der Natur der Sache nach eine gewisse Gleichartigkeit haben, wohl aber der Auffassungen über die nothwendigen Wege dahin, — die Verschiedenheit der Stellung der einzelnen Staatsregierungen zur technischen Wissenschaft, zur Bedeutung der Technik im modernen Staats- und Kulturleben überhaupt ist noch viel zu groß, als daß irgend einem einzelnen Polytechnicum, das seine Aufgabe recht versteht, die Pflicht erlassen bleiben könnte, hier fördernd, beharrlich weiter strebend in seinem eigenen Kreis zu wirken.“ So sehr wir das zugeben mögen, so können wir eben denn doch nicht des vorstehend geäußerten Desideriums der wirthschaftlichen Bildung entrathen. Es genügt nicht mit Stein zu sagen, daß hier deren Platz nicht sei; nicht auf das „Wo“, auf das „Was“ kommt es an und es ist bedauerlich, wenn, wie schon erwähnt, die polytechnische Hochschule der deutschen Hauptstadt diese An-

schauungen eher unterdrückt als fördert. Die volkswirthschaftliche Wissenschaft verlangt für den Techniker eine ganz andere Darstellung, als für den Akademiker. Die ökonomischen Vorträge an den technischen Hochschulen müssen und werden mehr oder weniger Begleiter unmittelbar neben jenen technischen Disciplinen her selbst sein, die zumeist an den betreffenden Anstalten gelehrt werden, während sie an den Universitäten einen ungleich allgemeineren Charakter an sich tragen können. Professor Böhmert, lange Zeit Lehrer an der Züricher technischen Hochschule, hat z. B., wie er sagt, mit Erfolg zahlreiche technische Excursionen mit seinen Hörern angestellt und an den Einrichtungen und Verhältnissen der einzelnen Fabriken von Fall zu Fall ad oculos demonstrirt, was im Lehrsaal nur theoretisch darzustellen gewesen. Es steht unseres Erachtens aber nichts im Wege, am allerwenigsten jetzt, wo gleichen Schrittes mit den verkrachten Zuständen der letzten Jahre auch der Besuch der technischen Hochschulen etwas nachgelassen hat, da eben die Nachfrage nach technischen Kräften keine besonders große mehr zu sein pflegt, auf diesen Schulen eine Art philosophischen Jahres einzuschieben, welches diese allgemeinen Wissenschaften besonders betont, in welchem insbesondere auch einmal eine technisch-öconomische Encyclopädie zu lesen versucht würde. Damit ist nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern dringend geboten, daß in den einzelnen Fachschulen des Polytechnikums die volkswirthschaftlichen Studien weitergesetzt werden. Es steht Nichts im Wege und ist practisch auch bereits versucht worden, z. B. eine Volkswirthschaft des Ingenieurwesens als speciell wissenschaftlichen Zweig weiter auszubauen. Das treffliche Buch des Docenten an der Wiener Universität, Dr. Emil Sax: „Die Verkehrsmittel in Volks- und Staatswirthschaft" (Alfr. Hölder, Wien 1878) wird Niemand als eine Bereicherung der Wissenschaft in dieser Richtung beanstanden. In einem allgemeinen Theil die volkswirthschaftliche Bedeutung der Verkehrsmittel würdigend — darauf die wirthschaftliche Natur der Verkehrsmittel analysirend, hat der Verfasser dann die Land- und Wasserwege, die Post und Telegraphie eingehend zum erstenmal streng öconomisch dargestellt. Ein zweiter Band über die Eisenbahnen, denen der Verfasser durch seine langjährige Thätigkeit als Secretair einer der bedeutendsten österreichischen Eisenbahngesellschaften besonders nahe steht, wird erwartet. Ebenso wäre eine Volkswirthschaft für die Architectur eines weiteren Ausbaues werth und fähig: Die Industrie im Besonderen hat ja schon in dieser Richtung Vorarbeiter gefunden, z. B. Emminghaus in seiner Gewerkslehre, zu der er wohl auch als Lehrer der Volkswirthschaft des Karlsruher Polytechnikums besondere Vorliebe und Anreiz empfunden haben mochte. Eine andere einschlägige Arbeit datirt von Max Haushofer, „Der Industriebetrieb"; derselbe ist bekanntlich auch Lehrer der Volkswirthschaft an dem Münchener Polytechnikum. Nicht selten wird ferner an technischen Hochschulen ein besonderer Curs für Chemiker gelesen. Das Werk von Dr. Jul. Post, Grundriß der chemischen Technologie (A. Oppenheim, Berlin 1879), mit dem eben erschienenen II. Bande vollständig, ist Beweis zur Genüge, wie wichtig, ja unentbehrlich der wirthschaftliche Theil neben dem technischen ist. Wie wir aus dem Vorausgeführten ersehen, an Arbeitskräften in der angedeuteten Richtung fehlt es in keiner Weise; wohl aber an dem vollen Verständniß für diese Frage in den meist betheiligten Kreisen. Man hört so mannigfach klagen darüber, daß so manche unserer Durchschnittsarchitecten so viel Werth auf äußere Facaden, unserer Eisenbahningenieure

auf technisch glücklich construirte Kunstbauten u. s. w. legen; sollte dieser, um mit Schäffle zu sprechen, meist antiöconomische Ikarusflug nicht auf der nüchternen Basis wirthschaftlicher Bildung in das richtige Bett zurück gedämmt werden können? Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß das Urtheil eines wirthschaftlich gebildeten Mannes um so vorsichtiger und milder zu sein pflegt, je umfassender der Umkreis seines Wissens ist; vielleicht ist diese Wahrheit umgekehrt nirgends begründeter als bei Technikern, die wir ausschließlich nur von ihren naturwissenschaftlichen Erwägungsgründen getragen gar oft zu den unwirthschaftlichsten Projecten gelangen und streben sehen.

So sehr wir daher, um zum Ausgangspunkt dieser Abhandlung zurückzukehren, wünschen müssen, daß die volkswirthschaftliche Bildung möglichst ein Gemeingut Aller werde, so kann dieser Weg denn doch erst dann ernstlich beschritten werden, wenn wenigstens erst einmal unsere technischen Hochschulen einen Schritt vorwärts in dieser Richtung gemacht haben und die Nationalöconomie aus der Zahl der sogenannten „allgemein bildenden Fächer“, die in den Kreisen der nach Stein unter der Last technischen Wissens erdrückten Hörer mit etwa „empfehlenswerthen“, nie mit „nothwendigen“ Wissensgebieten identificirt werden, zu den obligatorischen Fächern hereingenommen wird. Täuschen wir uns nicht, so ist gerade in dem Mangel, wir wollen nicht sagen einer „öconomischen Bildung“, aber der einfachsten und simpelsten wirthschaftlichsten Wahrheiten nicht der letzte Grund für so viele verfehlte Existenzen zu suchen. Einsichtsvolle Geschäftsleute haben darüber sich niemals ernstlichen Täuschungen hingegeben. Zur Besserung einen Weg zu zeigen war der Zweck dieser Anregung, über welche sich im Einzelnen ja noch viel discutiren läßt.

Die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirthschaftsordnung.

Von

E. Laspeyres.

Gießen.

Unser jüngster Artikel über die Hoffnungslosigkeit des Arbeiters in der capitalistischen Wirthschaftsordnung im Februarheft der Revue schilderte an der Hand der jüngsten Arbeit von Brentano*) die verschiedenen Arten der Versicherungen, die der Arbeiter in unserer Zeit für sich und die Seinigen vornehmen muß, wenn er nicht durch jede Stockung, welche in seiner Haupteinnahme, dem Lohn, eintritt, der bitteren Noth preisgegeben werden soll. Wir unterschieden nach Brentano die Generalversicherung gegen die arbeitslose Zeit bei Arbeitsfähigkeit und die verschiedenen Specialversicherungen gegen die arbeitsunfähigen Zeiten, wie 1. eigene Krankheit und Invalidität in der sonst productiven Zeit, 2. Arbeitsunfähigkeit in der eigenen zweiten consumtiven Zeit des Menschen, in dem nicht mehr productiven Alter und 3. in der ersten consumtiven Zeit der Nachkommenschaft, beim frühzeitigen Tode oder bei frühzeitiger Invalidität des Familienhauptes.

Im Anschluß an die damaligen mehr theoretischen Erörterungen wollen wir heute noch drei praktische Hauptfragen besprechen, die beiden ersten nach Brentano,

*) Brentano: Die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirthschaftsordnung, Leipzig, Duncker und Humblot. 1879. XII und 262 S.

die dritte in, wie wir meinen, nöthiger Ergänzung zu Brentano. Diese drei Hauptfragen sind:

1. Wie weit soll der Arbeiter für seine Versicherungen schon bestehende Versicherungsanstalten benutzen, wie weit aber neben den schon bestehenden, oder in Ermangelung bestehender, neue schaffen?
2. Wie hoch werden die Versicherungsprämien im Einzelnen und in Summa sich stellen für gewisse Minimalversicherungssummen?
3. Ist jetzt und in Zukunft der Arbeiter im Stande, diese Prämien alle aus seinem Lohne zu bestreiten, oder wird er dauernd resp. vorübergehend fremder Unterstützung hierzu bedürfen?

Was die erste Frage angeht, so legt Brentano, wie schon neulich angedeutet, das Hauptgewicht auf die Generalversicherung gegen arbeitslose Zeit, von welcher es abhängt, ob der Arbeiter in Nothzeiten leben und namentlich auch die Specialversicherungsprämien regelmäßig wird zahlen können. Diese Versicherung gegen arbeitslose Zeit bei Arbeitsfähigkeit hält Brentano für die Hauptaufgabe und für diejenige Aufgabe, welche durch die Gewerkvereine in erster Linie, vielleicht ausschließlich, zu lösen ist. Läßt es sich nicht ermöglichen, daß der Arbeiter sich gegen die arbeitslose Zeit versichert, dann sind in sehr vielen Fällen alle für Specialversicherungen Jahre lang gezahlten Prämien weggeworfenes Geld, weil der Arbeiter dann nicht im Stande ist, Continuität in den Zahlungen aufrecht zu erhalten. In England haben die Gewerkvereine darum auch das „Geschenk", d. h. die Unterstützung in arbeitsloser Zeit zur Hauptaufgabe gemacht, und kann dieses den deutschen Arbeitern nur empfohlen werden, sei es für die schon bestehenden Vereinigungen der Gewerkvereine, sei es für neu zu bildende Corporationen. Nur muß, wenn die Generalversicherung wirksam werden soll, für alle Specialversicherungen von Anfang an diese Unterstützung in zwei Theile getheilt werden, von denen dem Arbeiter nur der eine für seinen und der Seinigen augenblicklichen Unterhalt eingehändigt wird, während der andere direct von dem Verein als Prämie an alle Specialversicherungen abgeführt wird, damit der Arbeiter gar nicht in die Versuchung kommen kann, denselben zu andern Zwecken zu verwenden und damit den Nutzen der Generalversicherung illusorisch zu machen.

Ist durch die Gewerkvereine oder sonstige Vereine diese Versicherung bewirkt, dann können die Specialversicherungen den Arbeitern in viel höherem Maaße überlassen werden. Für diese unterscheidet Brentano solche Versicherungen, welche bei anderen als der Arbeiterklasse, namentlich bei den Wohlhabenden, üblich sind, und solche, welche die Arbeiter speciell für sich gründen müssen. Versicherungen, für welche Institute, sei es Actiengesellschaften, oder sei es Gegenseitigkeits-Versicherung, schon existiren, sollen die Arbeiter bei diesen schon bestehenden Instituten suchen und dürfte hier die Thätigkeit der Gewerkvereine auf Belehrung und Vermittlung sich beschränken, Belehrung, welche Institute überhaupt zu empfehlen sind, und welche in jedem einzelnen Fall für den Arbeiter vorzugsweise passen, Vermittlung insofern, als der Gewerkverein, um bessere Bedingungen für die Arbeiter zu erlangen für die Seinigen insgesammt mit den Versicherungsinstituten verhandelt und auch die Prämienzahlung für die Seinigen besorgt. Denn wollte man hierin die Arbeiter sich selbst überlassen, so würde manche Specialversicherung unter-

bleiben, da die Versicherungsinstitute um Versicherung der kleinen Leute als umständlich und wenig einbringlich sich nicht stark bemühen oder da die einmal begonnene Versicherung unterbrochen würde, weil der Arbeiter keine Zeit hat oder kein Geld zu haben meint, gerade im richtigen Moment die verschiedenen Versicherungsprämien zu zahlen oder weil er es vergißt. Die ganze Prämienzahlung und auch vielleicht die Auszahlung der versicherten Renten und Capitale geht am Besten durch die Arbeitervereinigungen, dann haben dieselben auch zugleich die Controle darüber, ob die betreffenden Arbeiter für Beitritt zum Gewerkverein geeignet sind. Vielleicht könnte auch gleich bei der Lohnzahlung eine Trennung in den Theil des Lohnes, den der Arbeiter zu seinem Unterhalt verbrauchen darf, und den Theil, der für Versicherung zu verausgaben ist, derart stattfinden, daß der Arbeitgeber letzteren direct gegen Prämienquittung an die Arbeitervereine zahlt, welche Prämienquittung dann als ein Theil des Lohns dem Arbeiter eingehändigt wird. In die Versicherungen, welche bei schon bestehenden Instituten abgeschlossen werden sollen, rechnet Brentano vor Allem die Versicherung der Erziehungsgelder, woran wir die Wittwengelder anschließen möchten, ferner die Altersrenten und die Begräbnißkosten.

Es bleiben vor Allem dann noch übrig die Versicherungen für Krankheit und Invalidität, für welche genügende Institute noch nicht außerhalb der Arbeiterkreise existiren. Daß die Ortskrankenkassen ihren Zweck fast nirgends erfüllen, weist Brentano durch umständliche indirecte Statistik, auf welche wir hier nicht eingehen können, nach; schon der eine Uebelstand, daß diese Kassen alle localen Charakters sind, genügt aber, um zu beweisen, daß sie für das Gros unserer heutigen Arbeiter, welche wenig ansässig sind, nur wenig passen. Mit dem Wechsel des Ortes verliert der Arbeiter alle Rechte an die Kasse, ohne seine gezahlten Beiträge zurückzubekommen. Ganz dasselbe gilt von den noch localeren und specielleren Krankenkassen einzelner Arbeitgeber, den sog. Fabrikkassen, für welche der Beitritt der Arbeiter durch den Arbeitgeber oftmals verlangt wird. Insofern sind die Kranken- und Invalidenkassen der deutschen Gewerkvereine, wie auch Brentano anerkennt, für die Arbeiter viel zweckmäßiger, weil diese Kassen, wie man es nennt, n a t i o n a l sind. Das einmal an einer solchen Kasse erworbene Unterstützungsrecht kann durch Ortswechsel nicht verloren gehen, ja nach § 15 unseres Hilfskassengesetzes wird ein Gewerkvereinler, sofern er nur 2 Jahre der Gewerkvereinskrankenkasse angehört hat, seiner Anrechte an die Gewerkvereinskrankenkasse nicht einmal verlustig, wenn er aus dem Gewerkverein sonst ausscheidet, etwa, weil er mit den Tendenzen desselben nicht mehr einverstanden ist, oder wenn er ausgeschlossen wird. Ob aber solche Kranken- und Invalidenkassen nicht doch besser, gleichfalls aber als nationale Institute, außerhalb der Gewerkvereine zu gründen sind, wenn die Gewerkvereine ihr Hauptaugenmerk auf die Generalversicherung der Arbeitslosigkeit richten, hängt von mancherlei Umständen und der Entscheidung mancher Streitfragen ab, auf welche wir uns an dieser Stelle nicht einlassen können. So viel hier von der Vertheilung der Versicherung auf die verschiedenartigsten Institute, wer sich für Näheres interessirt, findet darüber genug in dem Buch von Brentano, das wir hiermit nochmals angelegentlichst allen Denen empfehlen, welche die Arbeiterklassen innerhalb der heutigen Wirthschaftsordnung fördern wollen.

Als zweite zu beantwortende Frage stellten wir auf: Wie hoch dürften die General- und Specialversicherungs-Prämien sich für eine Arbeiterfamilie belaufen, um wenigstens vor dem alleräußersten Mangel in Nothzeiten zu schützen? In Ermangelung genügender Institute für die einzelnen Zweige dieser Versicherung ist jede Schätzung nur eine sehr ungefähre. Brentano berechnet die Prämien theilweise nach Engel's früheren Aufstellungen folgendermaßen: „Beginnt die Krankenversicherung zu Anfang der productiven Periode, d. h. nach erfülltem 15. Lebensjahre, so erheischt nach Engel die Sicherung eines wöchentlichen Krankengeldes von 9 Mark eine Ausgabe von 16,20 Mark jährlich, die Sicherung einer Altersrente von 346,80 Mark jährlich zu Anfang des 60. Jahres eine Ausgabe von 12 Mark jährlich, die einer Invalidenunterstützung von 120 Mark jährlich eine Ausgabe von 3,75 Mark jährlich und die eines Begräbnißgeldes von 60 Mark eine Ausgabe von 1,20 Mark jährlich. Die Kosten einer Unterstützung von 10 Mark wöchentlich im Falle von Arbeitslosigkeit stellen wir ferner unter Zugrundelegung von Engel's Berechnung bei Annahme einer durchschnittlichen Feierzeit von 2 Monaten im Jahre als auf 60 Mark jährlich. Und was die Versicherung von Unterhaltungs- und Erziehungskosten des Arbeiters für den Fall seines vorzeitigen Todes angeht, so dürften — gemäß den Tabellen für die allerdings etwas verschiedene Versicherung von Erziehungsgeldern (bourses d'études) der belgischen und französischen Versicherungsgesellschaften — die Kosten einer jährlichen Rente von 400 Mark im Falle des Todes des Arbeiters bis zur Vollendung des 15. Jahres seiner Kinder jedenfalls nicht mehr als 80 Mark jährlich betragen." Dies ergiebt eine jährliche Summe von Assecuranzprämien von 173,15 Mark oder von $3^1/_3$ Mark wöchentlich, ohne daß damit in den mittleren Jahren des Arbeiters eine größere tägliche Einnahme der Arbeiter als 1,28 Mark in Krankheitszeiten und 1,43 Mark in Zeiten der Arbeitslosigkeit erreicht wären, von der täglich noch 48 Pfennige im Voraus für die Versicherungsprämien hinweggenommen würden. Freilich bleibt in Krankheitstagen noch immer der Mitverdienst von Frau und Kindern, und kann in arbeitslosen Zeiten das Familienhaupt vielleicht doch noch etwas durch andere Arbeiten verdienen, immerhin wäre aber sehr zu wünschen, daß das Hilfsgeld und das Krankengeld auf größere Raten als 10 resp. 9 Mark wöchentlich versichert werden könnte.

Die dritte Frage ist die, ob denn der Arbeiter im Stande sein wird, alle die Versicherungsprämien für General- und Specialversicherungen zu leisten, oder ob es nicht vielmehr seine wirthschaftlichen Kräfte übersteigen wird. Ich meine, diese Frage muß zweitheilig gestellt werden, nämlich, ob mit der Zeit die Arbeiter hierzu im Stande sein werden und zweitens, ob sie schon jetzt diese Zahlungen alle leisten können. An der dermaleinstigen Möglichkeit, und zwar in einer absehbar kurzen Zeit, wird kaum zu zweifeln sein, wenn erst der Arbeiter von Anfang seiner Selbständigkeit an gar nicht anders weiß, als daß die Zahlung all der Versicherungsprämien zu den allerdringendsten Ausgaben gehört, allerdings nicht zu den für den augenblicklichen Unterhalt dringendsten, aber für die Gesammtexistenz in Zukunft dringendsten. Der Arbeiter muß nur erst daran gewöhnt sein, er wird sich aber leicht daran gewöhnen können, wenn er die Prämien fast niemals selbst aus dem einmal empfangenen baaren Gelde zu bezahlen hat, sondern wenn er stets einen

Theil seiner Einnahmen, in guten Zeiten also seines Lohnes, in schlechten Zeiten seines Krankengeldes oder seiner Unterstützung in arbeitsloser Zeit, in Prämienquittungen empfängt, an ihn also die Versuchung gar nicht herantreten kann, die Prämienzahlungen zu unterlassen.

Mit dieser zukünftigen Möglichkeit wollen wir uns aber nicht befassen, was hilft dieselbe, wenn der Uebergang zu derselben nicht möglich ist, und in der ersten Zeit wird allerdings es für den Arbeiter schwer halten, alle die Prämien zu tragen, besonders, wenn er schon in reiferen Jahren steht, also hohe Prämien zahlen muß und schon eine große Familie zu erhalten hat. Der Uebelstand ist ja der, daß die Arbeiterversicherung nur dann wirksam ist, wenn sie auf einmal vollständig durchgeführt wird, damit die gebrachten Opfer auch wirklich Sicherheit schaffen. Nichts wäre schlimmer als wenn die ersten Versuche, den Arbeiter sicherzustellen, an schwächlicher Durchführung scheiterten. Lieber erst wenige Arbeiterklassen ganz, als viele nur theilweise sicher stellen. Es müssen leuchtende, nachahmenswerthe Vorbilder aufgestellt werden.

Um nun aber mit einem Schlage eine wenn auch Anfangs geringe Zahl von Arbeitern zur vollen rationellen Versicherung zu bewegen, ist es meiner Meinung nach nicht nur Pflicht, sondern auch Vortheil der Gesammtheit, den Arbeiter hierin zu fördern und zu unterstützen und zwar nicht nur durch Belehrung, sondern rein nüchtern, materiell durch Geldbeiträge zu den Specialversicherungen, welche mit der Frage des Strikens keine Beziehung haben. Vor Allem liegt diese Pflicht den kleinsten localen Gemeinschaften, den Gemeinden, resp. Gemeindeverbänden, und der größten Gemeinschaft, dem Staat, ob.

Daß der Staat die Gemeinden verpflichtet, gewissen Versicherungsanstalten der Arbeiter Geldbeiträge, sogar sehr namhafte, zuzuschießen, will uns nur in der Ordnung erscheinen. Denn wem wird die Arbeiterversicherung, nächst dem Arbeiter selbst, mehr nützen, als eben der Gemeinde resp. dem Gemeindeverband als Ortsarmenverband? Das ist doch nicht so schwer herauszufühlen, in welchem Maße die Armenpflege der Gemeinde abnehmen muß, wenn die Arbeitslosen, die Kranken, die invaliden, die unerwachsenen Candidaten der Armenkasse durch Selbsthilfe abnehmen. Allerdings, und das ist der traurige Uebelstand dabei, wird die Armenlast erst nach Jahren oder selbst erst nach Jahrzehnten stark sinken, während die Beiträge schon jetzt an die Versicherungsinstitute gezahlt werden müßten, darum wird man davon abstehen müssen, die Gemeinden zu Anfang stark heranzuziehen, wohl aber kann festgesetzt werden, in welchem Maße bei abnehmender oder bei minder stark als bisher wachsender Armenlast die Beitragspflicht der Gemeinden wachsen soll. Dieses hätte freilich wieder den großen Mißstand, daß grade zuerst, da der Arbeiter selbst noch nicht ganz die Prämien aufbringen kann, auch die Gemeinden noch nicht den Ausfall decken können, und doch muß grade zu Anfang der Arbeiter in seinen Bemühungen, sein Leben zu sichern, unterstützt werden. Da bleibt dann allerdings wieder nur der Universalhelfer der Staat, in Deutschland der Einzelstaat oder das Reich übrig, um für Das, was der Arbeiter noch nicht aufbringen kann, und Das, was man der Gemeinde noch nicht zumuthen darf, vorübergehend einzutreten.

In diese materiell vielleicht schwere Last möchte ich die Pflicht des Staates kleiden, die Verpflichtung, mit positiven Maßregeln der Socialdemokratie entgegen zu arbeiten,

indem der Staat Stück für Stück die Arbeiter der Hoffnungslosigkeit und damit der Umwälzungssucht entreißt, kann doch das heutige Wirthschaftssystem vor Versuchen, dasselbe durch ein anderes zu ersetzen, nur dadurch geschützt werden, daß man die Zahl Derer, welche an dem Bestehen der heutigen Wirthschaftsordnung interessirt sind, so lange mehrt, bis sie die überwiegende Majorität bilden. Im wohlverstandenen Interesse der sicherlebenden und der besitzenden Klassen liegt es, da man nicht alle Arbeiter im genügenden Maße zu Besitzenden machen kann, sie wenigstens zu sicherlebenden zu machen.

Wohl würde dieses zur Steuererhöhung führen, und könnte daher die Frage berechtigt erscheinen, ob man denn dadurch nicht den Armen mit der linken Hand das entzöge, was man ihnen mit der Rechten an Beiträgen für ihre Versicherungsbestrebungen böte? Durchaus nicht, denn mit der Linken wird an Steuern Allen, auch den Arbeitgebern, den Besitzenden und allen Arbeitern genommen, um es mit der Rechten nur den Arbeitern und zwar nur denjenigen Arbeitern zu geben, welche auch ihrerseits sich bemühen, Sicherheit in ihre wirthschaftliche Existenz zu bringen. Und zwar glaube ich, daß der Staat in einer Form die Versicherung der Arbeiter finden soll, in welcher der Arbeiter recht oft und recht stark merkt, daß die Gesammtheit positiv sich seiner annimmt. Eine Steuererleichterung der unteren Klassen, um denselben die Möglichkeit zu schaffen, die hohen Versicherungsprämien selbst zu zahlen, wäre der falsche Weg, denn einmal wäre eine Gewähr für richtige Verwendung der Steuererlasse nicht gegeben, und dann würde das Bewußtsein, daß die untern Klassen erleichtert werden, sehr bald schwinden und die jetzt niedrigere Steuer nur als selbstverständlich betrachtet werden. Ganz anders, wenn dem Armen zwar auch fernerhin die alten, ja selbst stärkere Steuern abgenommen werden, er aber dafür in dem Maaße, als er selbst sich versichert, vom Staat Quittungen über die für seine specielle Person vom Staat geleisteten Prämien eingehändigt erhielte, während dem Arbeiter gleicher wirthschaftlicher Lage, der sich selbst nicht versichert, ebensoviel an Steuern genommen würde, ohne ihm dafür die Mitversicherung durch den Staat zu gewähren.

In dem Maaße, als der Arbeiter lernen würde, sich selbst zu versichern und eben durch die Sicherheit seiner Existenz allmälig immer fähiger wird, seine Versicherung selbst zu besorgen und ebenso in dem Maaße, in welchem die Gemeinden zur präventiven Versicherungsunterstützung der Arbeiter an Stelle der repressiven Armenunterstützung in der oben angedeuteten Weise herangezogen werden könnten, würde die Last der Gesammtheit abnehmen können.

Diese vorübergehende, wenn auch erst vielleicht in Jahrzehnten aufhörende Belastung des Staates wäre als Kosten für Erziehung der arbeitenden Klassen zur wirthschaftlichen Sicherheit zu betrachten, und dafür scheinen uns selbst viele Millionen nicht zu viel.

Ueber die Schutzzölle und die Landwirthschaft.

Von
K. Birnbaum.
Leipzig.

Bis gegen Ende des Jahres 1877 hörte man von den Landwirthen, und am lautesten von den sogenannten Agrariern oder der Partei der Wirthschafts- und

Steuer-Reformer, in Bezug auf die Zollpolitik nie eine andere als die reine Freihandelstheorie vertheidigen. In allen Schriften, Broschüren, Programmen und in Reden auf Congressen stand an der Spitze der Satz:

Schutzzölle sind zu verwerfen und vor Allem verderblich für die Landwirthschaft.

In diesem Sinne haben seiner Zeit auch die Landwirthe im Reichstag für den Wegfall der Eisenzölle sich erklärt und würden in Bezug auf diese noch viel weiter gegangen sein, wenn es nicht den Eisenindustriellen gelungen wäre, insofern eine Spaltung im Lager der Landwirthe zu bewirken, als durch den Zusatzantrag, betr. Wegfall des Stärkezolls, eine Anzahl derselben sich veranlaßt sah, sich zurückzuziehen. Freies Eisen wollten diese Herren wohl bekommen, den Schutz für die Stärke, welche sie producirten, aber behalten. Stärkefabrikanten giebt es unter den Landwirthen jedoch nicht viele, die überwiegende Mehrzahl blieb dem Freihandelssystem treu und die ganze Agitation der Agrarier für politische Zwecke stützte sich nach wie vor vornehmlich mit auf das Verlangen nach Wegfall der Schutzzölle, weil durch diese besonders dem Landwirthe das Leben vertheuert werde.

Gegen Ende 1877 machte sich ein Umschwung geltend, und im Frühjahr 1878 war man schon so weit, nicht nur Zölle für „unter Umständen" wünschenswerth zu erklären, sondern sogar die Wiedereinführung der Eisenzölle unterstützen zu wollen und 5—10 pCt. Werthzoll auf alle Einfuhrartikel, besonders auch auf Getreide, Vieh u. s. w. zu verlangen. Dem geistigen Haupte der Partei, Herrn M. A. Niendorf, bis dahin der fanatischste Vertheidiger der Freihandelstheorie, war es gelungen, noch kurz vor seinem Tode diesen merkwürdigen Umwandlungsproceß durchzumachen. In einer Sitzung der „Oekonomischen Societät" in Leipzig habe ich in einem Vortrag mich darüber ausgesprochen und zwar in dem Sinne, daß ein so greller Wechsel der Anschauungen nur dann erklärlich sei, wenn man an ein abgeschlossenes Bündniß zwischen den Industriellen und den Agrariern mit gegenseitigen Concessionen denken könne. Dem wurde von Herrn Gontard auf Mockau bei Leipzig entschieden widersprochen und zwar mit dem Bemerken, daß es ihm gelungen sei, Herrn Niendorf und die übrigen Mitglieder der Partei davon zu überzeugen, daß die deutschen Landwirthe gegenüber der massenhaften Einfuhr aus dem Osten eines Schutzes bedürften. Nur dadurch sei die Wandlung bewirkt worden; sie habe aber gar nichts Befremdliches, da 1 Centner Roggen nicht unter 9 Mark erzeugt werden könnte und auf dem Markte zur Zeit nur zu 6 Mark verkauft werde; berechne man für Deutschland die Production zu 100 Mill. Ctr., so mache das 300 Mill. Mark positiven Schaden pro Jahr und dem gegenüber sei doch das Verlangen nach Schutz sicher gerechtfertigt.

Ich kann selbstverständlich nicht im mindesten an der Richtigkeit der Darstellung der Vorgänge zweifeln, muß aber die Beweisführung des Herrn G. als irrthümlich bezeichnen. Sie charakterisirt das Verfahren der Herren Schutzzöllner hinreichend. Man fingirt eine Zahl über die Höhe des Erzeugungspreises des Roggens und wendet diese ohne Weiteres auf den Roggenbau von ganz Deutschland an, um eine recht imposant aussehende Zahl über den Schaden zu erhalten, welcher die Landwirthschaft in Folge des Mangels von Schutzzoll treffen solle. Man untersucht aber nicht im mindesten, ob ein solcher der Landwirthschaft auch wirklich nutzen oder

schaden kann. Da ich nur das Letztere anzunehmen vermag, so mußte ich die Behauptungen des Herrn G. kritisch beleuchten und darüber hat sich zunächst in unsern Localblättern eine Controverse entsponnen, bei welcher sich unter solchen Umständen natürlich die Person nicht ganz von der Sache trennen ließ. Herr G. hat öffentlich erklärt, daß seine Beweisführung den Umschwung in den Ansichten der ganzen Partei bewirkt habe und daraus das jetzige Vorgehen derselben, d. h. deren Agitation zu Gunsten der Einführung allgemeiner Werthzölle in Höhe von 5—10 Procent, zu rechtfertigen versucht.

Seitdem haben die landwirthschaftlichen Fachblätter für und wider diese Forderung Stellung genommen und sind theils zustimmende, theils verwahrende Erklärungen erfolgt, letztere auch in dem Sinne, daß der deutsche Landwirth weit mehr durch die Differentialfrachttarife der Eisenbahnen als durch die Einfuhr osteuropäischen Getreides zu leiden habe.

Es kann aber die Agitation nicht erfolgreich genug bekämpft werden, wenn nicht zuerst die Unrichtigkeit der dazu verwendeten Zahlen erwiesen wird.

In einer, soviel ich weiß, aus Ostpreußen kommenden, anonym erschienenen, Schrift, in welcher gleichfalls Schutzzoll für Getreide verlangt wird, geht der Verfasser von dem Erzeugungspreis von $4^1/_2$ Mark pro Centner aus. Es kann nicht befremden, daß ein Landwirth in Ostpreußen und ein Landwirth aus der Gegend von Leipzig den Erzeugungspreis für 1 Ctr. Roggen verschieden hoch berechnen; beide Herren fordern aber die Kritik dadurch heraus, daß sie ihre Annahmen ohne Weiteres als maßgebend für ganz Deutschland gelten lassen wollen und — sich nicht Mühe geben, sie zu rechtfertigen.

Die Förderung des mit so vielen Schwierigkeiten verbundenen Rechenwesens für Landwirthe ist die Specialität, welcher ich mich seit Jahren gewidmet habe; ich darf behaupten, daß heutzutage noch kein Landwirth in der Lage ist, überzeugend für Andere, irgend eine Ertragsberechnung zu machen, weil wir uns noch nicht über die wesentlichsten Voraussetzungen dazu zu verständigen vermocht haben. Jedenfalls aber kann ich mit Bestimmtheit erklären, daß der von Hrn. G. angenommene Satz irrthümlich sein muß und zwar so sehr, daß er mich vermuthen läßt, daß hier eine Verwechslung zwischen ehemaligem sächsischen Scheffel und Centner vorliegt. Die Buchführung des Hrn. G. ist von einem Herrn eingerichtet worden, welcher auf mehreren Gütern bei Leipzig als Buchführer thätig ist; das von dem Herrn gewählte System der Buchführung ist mir sehr genau bekannt, da es, dem Wesen nach, meinen Vorlesungen darüber entnommen ist. Eine mir zur Prüfung übergebene Rechnung für 1877, angestellt für ein anderes bei Leipzig liegendes Gut und zwar von demselben Herrn, zeigt mir, daß der Erzeugungspreis für Roggen dort nicht über 5 Mark pro Centner angenommen wurde und mit diesem Satz wird annähernd der von 9 Mark erreicht, wenn man ihn für den Scheffel berechnet. Für diesen ist aber dann natürlich auch der Marktpreis entsprechend höher. Bei 5 Mark Erzeugungskosten und 6 Mark Marktpreis pro Centner verbliebe noch ein Gewinn von etwa 1 Mark, so daß — da Deutschland nach Engels Angabe 150 Mill. Ctr. Roggen producirt — durch den Anbau dieser Frucht nicht 300 Mill. Mark Schaden entstände, sondern 150 Mill. Mark gewonnen würden, vorausgesetzt, daß die Rechnung als Durchschnittszahl für Deutschland gelten könnte.

Daß aber ein und derselbe Rechnungsführer mit einem und demselben System der Buchführung auf zwei räumlich sehr nahe bei einanderliegenden Gütern pro 1 Ctr. Roggen die Erzeugungskosten mit einer Differenz von 4 Mark berechnen könnte, ist nicht möglich und deshalb muß die Annahme des Hrn. G. als irrthümlich, deshalb aber auch dessen ganze daran geknüpfte Folgerung als falsch bezeichnet werden.

Wäre aber selbst die Zahl für Hrn. G. die richtige, so wäre sie das nicht entfernt auch für die übrigen deutschen Landwirthe und würden selbst diese in Wirklichkeit unter den heutigen Tages-Conjuncturen den Roggen nur mit Schaden bauen können, so berechtigte das noch nicht zu der Forderung des Schutzzolls, welcher der Landwirthschaft nur schweren Schaden bringen kann.

Der Beweis dafür ist nicht schwer zu erbringen; der Beweis dafür, wie hoch der Productionspreis des Roggens wirklich ist — in Minimo und Maximo — kann leider nicht mit mathematischer Gewißheit erbracht werden.

Was zunächst die Schutzzollfrage für landwirthschaftliche Erzeugnisse betrifft, so kann Niemand in Abrede stellen, daß dadurch Jedermann die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse vertheuert werden müssen; die Herren Schutzzöllner verkennen das auch nicht; sie suchen diese Folge in ihren Wirkungen dadurch abzuschwächen, daß sie lehren, wenn die Producenten durch die Schutzzölle wieder besser situirt werden, dann auch wieder reichlicherer Verdienst für Jedermann sich finden müsse, folglich auch Jedermann sich wieder wohler als zur Zeit befinden werde.

Diese Beweisführung mag vielleicht für einen Industriellen etwas Gewinnendes an sich haben, der Consument wird ganz anders darüber denken und der Landwirth hat alle Ursache sich gegen ihre Consequenzen energisch zu verwahren.

In einem früheren Hefte der „Deutschen Revue“ ist in einer vortrefflichen Arbeit durch Laspeyres nachgewiesen worden, daß die ärmeren Volksklassen den größten Procenttheil ihres Verdienstes für Brodfrüchte verausgaben müssen; die ärmeren Arbeiter trifft also eine Vertheuerung der Brodfrüchte durch 5—10 pCt. Zoll am härtesten; die am geringsten bezahlten Arbeiter findet man aber in der Landwirthschaft und diese müßten demnach, wenn sie nicht noch schlechter, wie zur Zeit, leben wollen, die Vertheuerung der Brodfrüchte mit höherer Lohnforderung beantworten. Fängt in den Industriebezirken in Folge des Zollschutzes wieder eine erhöhte Thätigkeit an, so ist sicher zu erwarten, daß diese sehr bald das Maß des wirklichen Bedarfs überschreiten wird, was zunächst, abgesehen von späteren unausbleiblichen Krisen, wieder den Massenzuzug von Arbeitern vom Lande nach diesen Bezirken zur Folge haben müßte. Es würde aber auch das Capital, welches jetzt die solidere Anlage in der Landwirthschaft bevorzugt, in gleicher Weise nach den Industriecentren strömen und so wären die nächsten Wirkungen der Getreidezölle für den Landwirth allerdings höhere Preise für Getreide, aber daneben auch Credit- und Capitalmangel, Arbeitermangel, erhöhte Löhne, Strikes und das ganze Gefolge der damit verbundenen wüsten Agitation gegen die Arbeitgeber.

Die große Zahl der Consumenten steht dann wieder in der traurigen Situation, Alles theurer bezahlen zu müssen, ohne die eigenen Einnahmen verstärken zu können und den Beamten müßte durch Gehaltsaufbesserung geholfen werden; das bedeutet aber Steuererhöhung und diese trägt der Landwirth immer

noch mit in erster Linie und zwar dann gleichzeitig mit der Mehrausgabe für alle Erzeugnisse, welche er nicht selbst produciren kann.

Die Herren vergessen gänzlich, daß inzwischen die Bevölkerung sich so sehr vermehrt hat, daß die Landwirthschaft gar nicht mehr in der Lage ist, den Bedarf an Getreide befriedigen zu können. Man verweist nur immer als schreckenden Popanz auf die steigende Einfuhr, nicht aber auch auf den gesteigerten Bedarf.

Die Productions- und die Ein- und Ausfuhrverhältnisse in Deutschland von damals und jetzt sind bekannt. Es sei nur gestattet an folgende Zahlen aus denselben zu erinnern.

Der Durchschnitt von 1838/42 zeigt eine Mehrausfuhr von	7 330 000	Ctr. Getreide und Mehl.
Der Durchschnitt von 1873/77 zeigt eine Mehreinfuhr von	27 288 000	" " " "

Damals hatte man pro Kopf der Bevölkerung 27 Pfd. Getreide zur Ausfuhr übrig, jetzt braucht man pro Kopf 65 Pfd. vom Auslande zur Einfuhr; Deutschland ist also pro Kopf um 92 Pfd. in der Getreideproduction zurückgeblieben und zwar hauptsächlich in der des Roggens, welcher jetzt schon zu fast $^1/_{10}$ des Bedarfs oder 38 Pfd. pro Kopf eingeführt werden muß.

Im Jahre 1878 wurden geerntet	379	Mill. Ctr. Getreide
mehr eingeführt	27	" " "
verbraucht	406	= 9,5 Ctr. pro Kopf.

Der Verkehr an der Grenze (Ein- und Ausfuhr) ist seit 1838 auf das Vierfache gestiegen, die Bevölkerung hat sich nicht viel über die Hälfte vermehrt.

Der Verbrauch von Getreide zu Bier, Brantwein u. s. w. ist um 100 pCt. gestiegen, die Erzeugung selbst um reichlich 50 Mill. Ctr.

Diese wenigen Zahlen genügen vollständig, um darzuthun, daß zur Zeit

1. eine Mehreinfuhr nicht unbedeutender Art stattfinden **muß**,
2. die Production im Inlande nur durch Ueberweisung von größeren Flächen zum Roggenbau, nicht aber durch weitere Culturfortschritte in erheblichem Grade gesteigert werden könnte,
3. eine solche Vermehrung des Roggenbaues einen Rückschritt, nicht aber einen Fortschritt bedeutet,
4. die Steigerung der Mehreinfuhr schrittweise nach Maßgabe der Vermehrung der Bevölkerung erfolgen muß.

Die **zur Zeit** niedrigen Preise sind die Folge guter Ernten in Europa und vorzüglicher in Nordamerika und das traf gleichzeitig mit der wieder ermöglichten gesteigerten Zufuhr aus dem Osten nach Beendigung des Krieges. Giebt es wieder eine gute Ernte, so bleiben die Preise mäßige, es werden dann zwar die oben geschilderten Folgen hinsichtlich der Arbeiter und Beamten nicht in hohem Grade sich zeigen, es wird aber auch der Zoll die erhofften Einnahmen nicht bringen; folgen aber Mißernten, so werden jene Folgen um so fühlbarer sich geltend machen und — die Zölle aufgehoben oder zur Zeit sistirt werden müssen, damit nur das mangelnde Getreide wieder herein kommt. Dann haben wir aber die jetzt so regelmäßigen Bahnen des Bezugs theilweise unterbrochen und es wird weit schwerer werden, für den Bedarf zu sorgen, so daß sogar zeitweise Ausfuhrverbote und Brennereibeschränkungen wieder nöthig werden könnten.

Ich kann mir die Situation nach Einführung von Getreidezöllen unter unseren heutigen Verkehrsverhältnissen nicht anders als so denken, daß die daraus für die Landwirthe erhofften Vortheile nur selten und nur sehr reducirt sich zeigen werden, die Nachtheile aller Art aber dauernde und oft genug sehr empfindliche sein müssen. Mit vollem Recht kann man sagen, daß die industriellen Schutzzöllner den Landwirthen mit dem Versprechen, für Getreidezölle wirken zu wollen, wenn diese mit ihnen gehen, ein recht gefährliches Geschenk machen, welches im vollsten Maße die Bezeichnung Danaergeschenk verdiente.

Diejenigen Landwirthe, welche sich im Sinne des Herrn Gontard haben bekehren lassen, stützen sich noch auf eine andere Beweisführung mit Zahlen. Sie sagen, daß zu der Zeit, als Deutschland noch Zölle auf Getreide hatte, eine Mehrausfuhr stattfand, daß aber seit Aufhebung derselben in immer steigendem Maße diese sich in eine Mehreinfuhr verwandelt habe.

Diese Thatsache ist nicht zu bestreiten; sie verliert aber jede Bedeutung, wenn die Vermehrung der Bevölkerung mit in Betracht gezogen wird. Im Jahre 1854 (Aufhebung der Zollgebühren) hatte der Zollverein, welcher ja allein in Bezug auf Ein- und Ausfuhrverhältnisse maßgebend sein kann, etwa 31 Mill. Einw., gegenwärtig kommen für das Zollgebiet 42,4 Mill. Einw. in Betracht. Nimmt man, wie oben angegeben (vgl. „Deutschlands Getreideverkehr mit dem Auslande", Berlin 1879 Nr. IV der „Mittheilungen des Vereins zur Förderung der Handelsfreiheit") pro Kopf für Lebensunterhalt und technische Zwecke 9,5 Ctr. als Bedarf an, (bis dahin war man gewohnt, 10 Ctr. zu rechnen), so hätte man damals etwa 295 Mill. Ctr. gebraucht, während man jetzt 406 Mill. Ctr. braucht, also 111 Mill. Ctr. mehr. Hinzugekommen ist seitdem das Gebiet der Reichslande mit 1,53 Mill. Einw., also einem Bedarf von etwa $14^1/_2$ Mill. Ctr., so daß für das übrige Gebiet noch etwas über 96 Mill. Ctr. Mehrbedarf verbleibt. Nach Hlubeck „Lehrbuch der Landwirthschaft" wird in der im Band III mitgetheilten sehr sorgsam ausgearbeiteten Statistik die Gesammtproduction für Deutschland für die Zeit von 1850/54 zu durchschnittlich 330 Mill. östr. Metzen à 61,5 Liter, also zu 202,4 Mill. Hektoliter angegeben. Das Durchschnittsgewicht des Hektoliters der für den Menschen in Betracht kommenden Getreidearten kann man etwa mit 170 Pfd. annehmen, so daß obige Menge gleich 283 Mill. Ctr. wäre. Da damals noch Mehrausfuhr stattfand, so mußte der Verbrauch kleiner, oder die Production größer gewesen sein; das erstere ist jedenfalls für die technischen Verwendungen der Fall. Ganz zuverlässige Ziffern kann man darüber nicht erhalten. Rechnet man den damaligen Verbrauch wie heute, also für 31 Mill. Menschen zu 295 Mill. Ctr. und berücksichtigt die damalige Mehrausfuhr von 1854 etwa auf 6 Mill. Ctr., so hätte Deutschland etwas über 300 Mill. Ctr. produciren müssen. Die Ernte von 1878 ergab in Summa 379 Mill. Ctr., der Bedarf aber erforderte noch 27,3 Mill. Ctr. mehr, welche die Mehreinfuhr decken mußte, zusammen 406 Mill. Ctr.

Die Zahlen mögen wie immer gruppirt und gefunden werden, stets wird sich zeigen, daß im Gebiet des jetzigen Zollverbandes Deutschlands die erforderliche Menge von Getreide nicht mehr producirt wird. Die Vorliebe für „die wirtschaftliche Unabhängigkeit" veranlaßt die Herren Schutzzöllner, die Einfuhr durch Zölle abzuhalten, was in natürlicher Consequenz dazu führen muß, den Getreidebau

wieder zu vermehren, bezw. das Areal dafür, da für eine Ertragssteigerung pro Fläche ein nur sehr beschränkter Zuwachs noch denkbar ist.

Es zeigen aber alle Vergleichungen zwischen armen und wohlhabenden Völkern, zwischen extensiven und intensiven Regionen, zwischen Industrie- und Agrarstaaten, daß der Getreidebau immer mehr reducirt wird, je weiter man fortschreitet. Dazu dienen nur einige Vergleichungen, für welche als richtig eingestanden werden kann.

In England nimmt der Getreidebau im Ganzen nur noch 25,77 % der landwirthschaftlich benutzten Fläche ein, der der Hülsenfüchte 3,03 % und der der Futter-, Handels- und Hackfrüchte zusammen 63,62 %; den Rest nehmen die Brachländer, Gärten, Obstplantagen u. s. w. ein. Im Großherzogthum Baden kommen auf:

das Ackerland im Ganzen . . .	37,8 %	der Gesammtfläche
Wiesen und Weiden	19,0 „	der Gesammtfläche
Gärten, Rebland u. s. w. . . .	4,67 „	der Gesammtfläche
	61,65 % auf die Landwirthschaft,	

auf das Getreide aber kommen 48,5 % dieses Areals.

Im Großherzogthum Braunschweig hatte man:

	1802/19	1855/60
Ackerland	52,6 %	71,0 %
Wiesen	7,7 „	14,2 „
Gärten	3,0 „	3,1 „
Trift und Weide	36,7 „	11,7 „
	100,00 %	100,00 %

vom Ackerland aber

Getreide	69,63 %	59,30 %
Hülsenfrüchte	7,27 „	11,44 „
Weide und Brache	13,49 „	5,65 „
Futter-, Handels- und Hackpflanzen . . .	10,61 „	16,21 „

Zweifelsohne nimmt der Getreidebau ab, je weiter ein Land fortschreitet in seiner landwirthschaftlichen Entwickelung und das zeigt sich auch in Deutschland und hier am deutlichsten in der Entwickelung von Braunschweig, welche ungefähr maßgebend sein kann. In den heute noch extensiver bewirthschafteten Ländern und Gegenden geht der Getreidebau bis zu 70 % und darüber.

Je lohnender der Verkauf von Producten der Viehzucht wird, um so mehr muß die Viehhaltung nach Zahl und Gewicht der Stücke vermehrt und um so mehr Futter gebaut werden; zuerst wird die Brache beschränkt, dann auch der Getreidebau, welcher auf kleinerer Fläche in Folge besseren Fruchtwechsels und stärkerer Düngung noch eine Zeit lang höhere Erträge als selbst vorher von der größeren Fläche liefern kann, dann aber nicht mehr den Bedarf zu decken vermag. Der Landwirth, welcher unter solchen Verhältnissen nach wie vor bis 70 % Getreide und dieses nach wie vor in erste Tracht, d. h. also direct mit frischem Stalldünger, bauen, also sich mit hohen Ausgaben belasten wollte, der kann freilich nicht mehr concurrenzfähig bleiben, derjenige aber, welcher gutes Vieh hält, viel Futter baut und das Getreide nur nach solchen Pflanzen, zu welchen gut gedüngt wurde, bringt, in der Anbaufläche aber beschränkt, der wird nicht zu klagen haben, wenn selbst der Roggen bis 6 Mark im Preis herunter geht. Je nach Stellung in der Fruchtfolge und Einrichtung kann pro Hektar ein Mehraufwand bis 800 Mark und darüber entstehen, der Ertrag aber derselbe bleiben. Auch für die Gegend von Leipzig ist das der Fall.

Man zahlt hier im Durchschnitt 25 Pfg. für 1 Liter Milch bei nicht höheren Erzeugungskosten als etwa 18 Pfg. Herr Gontard verkauft sogar Milch für Kinder in Flaschen zu 50 Pfg. pro Liter. Unter solchen Umständen ist das Verlangen nach Schutzzoll eine schreiende Ungerechtigkeit gegen das Publicum, welche nicht scharf genug verurtheilt werden kann und durch nichts zu rechtfertigen ist. Wer durch falsche Zahlen das zu thun versucht, verdient um so mehr den Tadel. Ueber die Erzeugungskosten des Roggens und deren Berechnung das nächste Mal.

Die Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins.

Von
M. Carriere.
München.

Unser sittliches Leben ist viel zu eigenthümlich und zu reich, als daß es aus dem naturgesetzlichen Wirken blinder Kräfte erklärt oder nach einigen abstracten Begriffen bemessen werden könnte. Wir müssen Natur sein um durch eigene Willensthat sittlich werden zu können; wir sind nicht von Haus aus was und wie wir sein sollen, wir müssen durch eigene Kraft es werden, uns entwickeln und bilden. Das setzt Anlagen und Triebe, das Vermögen eigener Entscheidung, Bildungsgesetze und ein Ziel voraus; all dies müssen wir uns zum Bewußtsein bringen, wir müssen es erfahren um es zu verstehen; wir wissen nicht unmittelbar was das Gute, das Recht ist, aber die Unterscheidungsnorm von gut und bös, von Recht und Unrecht tragen wir als Richt- und Gesichtspunkt in uns, und wie im Keim der künftige Organismus angelegt ist als das Ziel seiner Erfassung, so tragen wir auch einen idealen Menschen in uns, den zu realisiren unsere Lebensaufgabe ist; wir sind nicht frei und vollkommen geboren, sondern zur Selbstbestimmung und Selbstvervollkommnung berufen. Was das Gute, das Rechte sei, wie wir handeln sollen um unsere Bestimmung zu erreichen, das zu finden arbeitet das lebendige Gefühl, die Beurtheilung unserer Thaten, die Einsicht von unserm wirklichen Wesen zusammen mit der ganzen Menschheit, mit Gesetzgebern, Staatengründern, Religionstiftern und Weisen; jetzt wird die eine und dann die andere Seite der Wahrheit hervorgehoben, und da wir sie selber finden sollen, ist der Irrthum nicht ausgeschlossen, und die Sophistik der Selbstsucht tritt an die Stelle der Philosophie oder in Kampf mit ihr, bis es gelingt, das Ziel und die Bestimmung der Menschheit sicher zu stellen und klar zu erkennen, die einzelnen Momente der Wahrheit zu einem organischen Ganzen zusammenzufassen.

Diesen Proceß des geistigen Lebens können wir mit E. v. Hartmann die Phänomenologie des sittlichen Selbstbewußtseins nennen. Der Titel seines neuen Buches erinnert an das herrliche Jugendwerk Hegels, das unter dem Namen der Phänomenologie des Geistes die verschiedenen Stufen des Bewußtseins von der Sinneswahrnehmung zum Verstand und zur Vernunft, durch Kunst und Religion zum philosophischen Wissen schildert, den nothwendigen Fortgang in dieser aufsteigenden Entwicklung im Innern des Einzelnen darstellt, die Farben der Schilderung der besonderen Zustände und Stadien aus der Geschichte entlehnt, sodaß die psychologische Entwicklung des Einzelnen den Bildungsgang der Menschheit abspiegelt.

Der Gedanke war und bleibt genial und wie auch die Ausführung bald durch eine falsche Dialektik irre geleitet, bald durch Zeiterscheinungen beeinflußt wird, sie enthält eine Fülle von Meisterzügen. Hartmann erinnert daran, indem er die verschiedenen Stufen und Formen der Erkenntniß und der Darstellung des Sittlichen mit Bezug auf die philosophischen Systeme oder socialen Theorien schildert, welche im Alterthum oder in der Neuzeit sie begründet haben oder repräsentiren. Ich kann nicht sagen, daß Hartmann hier einem Platon, Aristoteles, Spinoza ganz gerecht geworden, noch weniger der Sittenlehre des Evangeliums; er wird erwidern, daß er nach dem Hauptsächlichsten geurtheilt; aber dagegen wird der Widerspruch weitergehen, und am Ende den Verfasser beim Wort nehmen, wenn derselbe vornehm bescheiden hofft, daß er mit seiner Arbeit „dem zweifelhaften Lob der Gelehrsamkeit vorgebeugt habe." Ein reiches Wissen wird er immer bekundet haben, mehr noch aber und das ist der Vorzug des Buches, eine vielseitige Lebenserfahrung, einen unbefangenen und scharfen Blick in die menschliche Natur, in die Fülle der mannichfaltigen Charaktere, der Stimmungen, Triebe, Gefühle, wie der Ansichten und Forderungen, welche die Wirklichkeit bietet. Dabei sieht Hartmann ein, daß es nothwendig ist in der Ethik der Zerfahrenheit der Meinungen ein Ende zu machen, wenn unser Volk nicht Schiffbruch leiden soll, sobald seine Loslösung von der Kirche weiter fortschreitet; ich fordere deshalb von der Kirche, daß auch sie vor Allem das Sittliche betont, es aufgiebt, die Wissenschaft meistern zu wollen, vielmehr im Bunde mit derselben die idealen Lebensgüter hütet. „Die Gegensätze von denen das Culturleben unsrer Zeit zerrissen und in seinem Bestande bedroht ist, sind die historische Verwirklichung verschiedener Formen des sittlichen Bewußtseins oder der volle Austrag des ideellen Kampfes verschiedener Moralprincipien"; da ist es dringend nöthig, daß dieselben in ihrem relativen Werth wie in ihrer Ergänzungsbedürftigkeit erkannt werden.

Hartmann beginnt mit einer Kritik des pseudomoralischen Bewußtseins als Vorstufe zur Sittlichkeit; er bespricht den Egoismus, die Lust, die Klugheitsmoral, stellt dem Individualeudämonismus den Pessimismus entgegen, und reiht daran das heteronome, von außen durch einen fremden Willen den Menschen bestimmende Moralprincip der Familienautorität, der staatlichen Gesetzgebung, der Sitte, der Kirche, des göttlichen Willens, um endlich zur Autonomie, zur Selbstbestimmung des Menschen zu kommen, wo dann das echte sittliche Bewußtsein als Geschmacksmoral, Gefühlsmoral, Vernunftmoral erörtert wird; als Ziel der Sittlichkeit werden dann die Moralprincipien des Gesammtwohls, der Culturentwicklung, der sittlichen Weltordnung dargestellt. Der Urgrund der Sittlichkeit erscheint endlich in der Wesensidentität der Individuen unter einander und mit dem Absoluten, um zur Erlösung vom Weltleid hinzuführen.

Hier glaube ich nun, daß der Anfang unrichtig gewählt ist; nicht vom Falschen, sondern von der Natur des Menschen aus ist zu beginnen, die Entwicklung des sittlichen Triebes, die Erhebung zur Erkenntniß des Guten und Bösen, der erste Ausdruck ethischer Wahrheit wäre zu betrachten; es wäre zu zeigen, wie die Männer in welchen dieselbe zum Durchbruch gekommen, zur erziehenden Autorität für die andern geworden; und im Kampfe gegen die äußere Autorität konnten jetzt Sinnenlust, Weltklugheit, wohlverstandenes Interesse, kurz die Lehre der Pseudomoral auf-

treten, um dann der Gefühls-, Geschmacks-, Vernunftsmoral zu weichen. Indeß auch jenen zu überwindenden Standpunkten läßt Hartmann ihr bedingtes Recht widerfahren. So sagt er unter anderm: „Die Bändigung der rohen Triebe, der blinden Leidenschaften und sinnlichen Lüste erfolgt hier durch den Egoismus selbst, und dieser hat die Macht, um den Ausbrüchen der Naturgewalten Widerstand zu leisten. Erst wenn der Mensch durch lange Uebung sich gewöhnt hat, seine Affecte mit Rücksicht auf sein dauerndes Wohl soweit einzuschränken, daß er nicht mehr nach den Impulsen augenblicklicher Aufwallung, sondern nach kluger Berechnung handelt, dann erst ist die Herrschaft der höheren Geisteskräfte über die niederen soweit gefestigt, um auch den zarteren Regungen uneigennütziger Sittlichkeit einen nennenswerthen Einfluß zu gestatten. Die Klagen über die Wirkungslosigkeit moralischer Lehren sind so alt wie die Moral selber; ist es da nicht tröstlich in der sogenannten Klugheitsmoral für die meisten Fälle und Situationen ein Hilfsmittel, ein Surrogat echter Moral zu besitzen, das zwar weniger erhaben auftritt, aber dafür um so besser practische Dienste in der Bändigung blinder Triebe und schädlicher Gelüste leistet? Der Egoismus an und für sich ist natürlich, erst die Ziele, die er sich stellt und die Mittel, deren er sich bedient, geben ihm das Gepräge des Sittlichen oder Unsittlichen. Ebenso in Bezug auf die erziehende Bedeutung der Autorität in Familie, Staat und Kirche: „Nur derjenige, welcher zuerst gelernt hat, seinen Eigenwillen vor dem vernünftigen Willen einer fremden Autorität zu beugen und unterzuordnen, nur der wird später im Stande sein, sich selbst zu beherrschen, das heißt sich den Forderungen der eignen Vernunft zu unterwerfen."

Mit Recht hält sich Hartmann an die Thatsache, daß wir moralische Urtheile fällen, daß Bosheit und Verrath unsere Mißbilligung, Güte und Opferwilligkeit unsere Billigung hervorrufen, daß also ein Maßstab sittlicher Werthbestimmung ursprünglich in unserm Bewußtsein liegt. Der Zusammenhang des Schönen und Guten wird in der Geschmacksmoral betont, Herbart, Aristoteles, Schiller besprochen, das sittliche Ideal, die künstlerische Lebensgestaltung betrachtet. Soll aber unser Urtheil unsern Willen bestimmen, so muß das Sittliche auch auf unserm Gefühl beruhen, unsere eigene Natur muß durch das Gute wohlthuend, durch das Böse peinlich berührt werden, die Wärme des Gefühls, das Herz muß der Vernunft zur Seite stehen. „Indem der Mensch sich seiner als einer sittlichen Persönlichkeit bewußt wird und darin den entscheidenden Maßstab seines Werthes erkennt, erwacht in ihm das wohlthuende Selbstgefühl, sich als Träger dieses höchsten Menschenwerthes zu wissen und das Streben diese Würde sich unter allen Umständen zu wahren." Hartmann sieht im sittlichen Stolz und in der sittlichen Schamhaftigkeit die positive und negative Seite des Selbstgefühls, und reiht daran den Schmerz der Reue mit seiner vorwärtsdrängenden Kraft. Vergeltungstrieb, Geselligkeitstrieb, Mitgefühl werden gewürdigt — unschätzbar als subsidiäre Triebfedern, unzulänglich als allein bestimmende Principien. Hartmann steht hier wie überall mitten im Leben, im Reichthum des Individuellen, angesichts der Vielseitigkeit unserer Natur; die Bedeutung wie die Schranke des Einzelnen werden aufgezeigt und so von einem zum andern schreitend erweitert sich unser Blick zur Betrachtung des Ganzen. Gerade in dieser Hinsicht ist sein Buch so anziehend, so empfehlenswerth gegenüber der Dürre und Enge gewöhnlicher Moralsysteme. Wir sehen, daß es hier wie in der

Aesthetik nicht sowohl auf ein paar allgemeine Sätze als auf die richtige Erkenntniß des Besonderen ankommt. Ich führe nur eine Stelle an. Schopenhauer hat das Mitgefühl auf das Mitleid beschränkt; „der Glückliche, Zufriedene läßt uns gleichgiltig". Hartmann erwidert:

„Hat er denn nie einer Weihnachtsbescheerung in einer Familie mit natürlichen lebensfrohen Kindern beigewohnt, niemals den hellen Jubel der Menschen auf Landpartheien, oder den strahlenden Widerschein inneren Glücks auf dem Antlitz einer Braut gesehen, oder ist ihm bei alledem, was ihn gar nichts anging, niemals das Herz aufgegangen? Mitleid mit handgreiflichem Jammer zu fühlen, ist freilich keine Kunst, aber die Gelegenheit zu erspähen, wie man dem kaum gedachten Wunsche zuvorkommt, wo man einen Willen befriedigt, der durch die Umstände der Befriedigung erst recht eigentlich erregt wird, darin besteht die Kunst Glückliche zu machen, und sei es auch nur auf Minuten. Das Mitleid ist ein plumper Gesell gegen die linde Hand jenes Mitgefühls, das auch unter den erschwerendsten Umständen Freudeblumen in das allen gemeinsame Leidensloos des Daseins zu wirken und an ihnen freundliche Ruhepunkte zur Erholung der Kraft zu gewähren versteht. Wer diese Fähigkeit der thätigen Mitfreude besitzt, der wandelt wie ein Engel unter seiner dankbaren Umgebung und streut auf den Keinem zu ersparenden Leidensweg des Lebens Rosen des Glückes, die tausend Andere an den Dornenhecken dieses Weges nicht zu pflücken verstehen. Die Bethätigung dieser zarten sinnigen Mitfreude wird man fast nur auf dem Boden eines mehr als blos guten, eines liebreichen Herzens, und auch da auch hauptsächlich im engen Kreis der Lieben erwachsen und blühen sehen, Bedingungen die besonders in weiblichen Naturen gefunden werden." Diese Worte sind um so bedeutsamer als Hartmann auch die Schattenseite der weiblichen Natur, namentlich in Bezug auf die Frage nach dem Recht, hervorhebt. Doch wenn er zweifelt, ob unter Weibern eine Freundschaft gefunden werde die im Ernst diesen hohen Namen verdient, da das Weib zu sehr in den Fesseln des Instinkts liege und nur auf dessen Naturbasis einen höheren Gemüthsaufschwung nehme, so werden hier Andere auf dem Grund besserer Erfahrungen ein günstigeres Urtheil fällen.

Weiter schreitet Hartmann von den Moralprincipien der Pietät, der Treue, der Liebe zu dem Pflichtgefühl und durch dieses zu der Vernunftsmoral empor. Er zeigt, wie eine unbewußte Vernunft auch in der Geschmacks- und Gefühlsmoral waltet. Wahrheit, politische Freiheit und Gleichheit, sittliche Freiheit, Ordnung, Gerechtigkeit, Billigkeit und das Princip des Zwecks werden geschildert, und leiten zu dem Ziele der Sittlichkeit: Gesammtwohl, Culturentwicklung, sittliche Weltordnung. Hier bei Betrachtung des Staats, der Gesellschaft, der Geschichte kommen die brennenden Fragen der Gegenwart, Socialismus, Jesuitismus, individuelle Selbstbestimmung und Macht des Ganzen zur Sprache, und fortwährend folgt man mit Interesse dem Verfasser, der seinen unabhängigen Sinn, seinen Scharfblick in die Wirklichkeit der Dinge und dann seine Denkkraft darin bekundet, daß er aus den Grundsätzen auch die Folgerungen zieht, die sich daraus ergeben. Es hieß einmal Hartmann habe über Socialdemokratie und Ultramontanismus schreiben wollen und wegen der Ausnahmsgesetze das unterlassen; hier haben wir aber ja die schlagfertige unumwundene Darstellung seiner Ansichten! Er zeigt wie die Weltbeglückungsträume der Social-

demokratie uns auf die Stufe vollkommener Bestialität bringen würden, wenn sie verwirklicht wären, er zeigt wie sie in einem Zwangsarbeitshaus alle persönliche Selbstbestimmung vernichten, und mit ihren plumpmaterialistischen Doctrinen eine so grauenhafte Gemüthsleere bereiten, daß sie das Volk wieder der Kirche zutreiben, wo dann der Jesuitismus sein Ziel erreicht, die Beherrschung der unselbständigen Menschen, deren Denken und Wollen er einzig zu seinem Vortheil regelt. Beiden Feinden des deutschen Staats gegenüber verficht Hartmann den Fortschritt der Cultur und die Reorganisation des socialen Lebens auf dem Boden des entfesselten wirthschaftlichen Kampfes aller gegen alle. Der Gedanke einer aufsteigenden Entwicklung wird mit freudiger Klarheit begründet; Hartmann hofft, daß dadurch selbst die in ihre Kraft- und Stofftheorie verrannten Naturforscher wider Willen vom Materialismus, der keine Ziele und Zwecke kennt, zum Idealismus, zur Erkenntniß einer zweckmäßigen Entwicklung kommen werden. Nichts ist in der That thörichter als die Behauptung eines Strauß und seines „Wir", daß Darwin die Zwecke aus der Welt geschafft, da ja der den Zweck denkende und nach Zwecken handelnde Mensch nach Darwin das Ergebniß einer aufsteigenden Entwicklung der Natur und gewiß doch in der Welt ist. Hartmann hat gezeigt, was nicht Sittlichkeit ist (blos das Seine zu suchen oder blos einem fremden Willen sich zu unterwerfen), zweitens was Sittlichkeit ist (an der Erhaltung und Beförderung der sittlichen Weltordnung als des menschheitlichen Theils des teleologischen Weltplans mitzuwirken durch Beförderung der Culturentwicklung und des fremden Wohls), und drittens unter welchen subjectiven Voraussetzungen (Entfaltung von Geschmack, Gefühl und Vernunft) die Sittlichkeit individuell verwirklicht wird. Er fragt zum Schluß, wie das Wesen des Weltganzen beschaffen sein müsse, um die Sittlichkeit zu begründen, und hier ist Wahres und Falsches so mit einander gemischt, daß man in einer eignen Schrift ihm Schritt für Schritt folgen müßte, um beides zu sondern. Die Moralprincipien des Buddhisten- und Christenthums, Mitleid und Liebe, führen ihn mit Recht zu der Einsicht, daß beide auf der Wesengemeinschaft der Individuen beruhen: wir sind Glieder Eines Leibes, es ist Ein Wesen, das sich in allem entfaltet und alles durchdringt. Wir können dies mit Hartmann concreten Monismus nennen. Aber nun beginnt der gewaltige Irrthum: Hartmann spricht wiederholt von einem absoluten Subject, aber er spricht ihm ab, was die Subjectivität kennzeichnet, das Sichselbsterfassen im Bewußtsein, das vernünftige Wollen, nennt es „unbewußten Geist", was nichts anders als hölzernes Eisen, als Ma'erie ohne Ausdehnung und Schwere wäre. Bewußtsein und Persönlichkeit sollen nur in der Sphäre des Endlichen, der Individuation liegen, und dabei sollen alle Individuen schlechthin determinirt, das heißt unfrei und vergänglich sein! Der Grundmangel von Hartmanns Ethik liegt im Verkennen der gleichen Unvergänglichkeit der selbstseienden wie der selbstlosen Kräfte in der Welt, und darin, daß er die Freiheit nur negativ faßt als Ledigsein von Gesetz und Nothwendigkeit, nicht als Selbstbestimmung und Selbstvollendung der mit dem Vermögen dazu bestehenden Wesen. So wird ihm die sittliche Weltordnung doch nur zu einer höheren Naturordnung, zu einem geistigen Mechanismus, und er wiederholt die triviale Behauptung gegen einen lebendigen selbstbewußten Gott, daß derselbe die Welt nicht hätte so einrichten dürfen, daß ein Abfall der Menschen von ihm in Schuld, Sünde und Elend und

die Erlösung daraus möglich gewesen wäre! Als ob ohne die Möglichkeit des Bösen das Gute jemals wirklich werden könnte, da es ja doch nur in der Entscheidung und Gesinnung eines Willens besteht, welcher auch anders handeln, auch böse werden kann. Das Böse und das Gute als Erzeugniß mechanischer Nothwendigkeit ist weder gut noch böse, so wenig wie der Stein sündigt, der nach dem Gesetz der Schwere einem Menschen auf den Kopf fällt; aber der Wille sündigt, der den Stein einem anderm nach den Kopf schleudert, denn er muß nicht, er kann auch anders.

Hartmann sieht ein, daß der Ausdruck der Gotteskindschaft nur einen haltbaren Sinn gewinnt, wenn die Kinder eines Wesens mit dem Vater sind, und dann sind sie auch unter einander von derselben Natur; er erkennt, daß das Bewußtwerden der an sich von jeher gegebenen, aber durch den Zwiespalt des gottentfremdeten Bewußtseins verdunkelten Wesensidentität der Menschen mit Gott die bedeutendste Epoche im geistigen Individualleben bildet; — es ist das, was das Christenthum die Wiedergeburt nennt: wir kommen zu uns selbst, indem wir uns von allen Andern unterscheidend uns als Ich erfassen; da liegt die Gefahr der Selbstsucht, der Verdunkelung der Einsicht, daß wir nur als Glied eines Organismus, als endliche Position des Unendlichen bestehen; daß dies Unendliche in uns zum Bewußtsein kommt, daß wir nun im Ganzen und für das Ganze sind und sein wollen, den Egoismus überwinden und in der Liebe leben, das ist die wiedergewonnene Gotteskindschaft durch die Einigung unseres Willens mit dem göttlichen Willen. „Wer dies erlangt hat, sagen wir mit Hartmann, der wirft den Staub des Irdischen von sich, und alle Kleinlichkeit der engen Selbstsucht fällt wie Schlacke von dem geläuterten Kern, nachdem der Silberblick des Identitätsbewußtseins einmal die edle metallische Natur dieses Kernes offenbart hat. Das Sittengesetz, das der Selbstherrlichkeit des Eigenwillens als strenge lästige Fessel erschien, hört mit dem Widerstand der Selbstsucht auf, als solche empfunden zu werden, und die Majestät des göttlichen Gesetzgebers verschwindet, indem der Mensch sich mit ihm eins weiß, und ihn selbst, sein tiefstes Wesen in seiner Brust wiederfindet.“ Da aber das tiefste Wesen des Menschen Vernunft und Wille ist, so ist nothwendig auch das Absolute als vernünftiger Wille der Liebe zu fassen, als Persönlichkeit, denn wie könnte sonst der denkende liebende Mensch sich eins mit ihm wissen? Nicht mit dem Selbstlosen, Unbewußten, mit dem Selbst weiß das Selbst sich eins! Und das sagt Hartmann ausdrücklich auch einmal: „daß mein Wille ein vernünftiger ist und sich als solcher weiß, macht es ganz unmöglich, daß der mit ihm wesenidentische absolute Wille, von dem er doch nur ein Strahl ist, unvernünftig sein sollte.“ Und doch findet er Schopenhauers welthistorisches Verdienst darin, daß derselbe dem Theismus im Namen der Sittlichkeit den Dienst aufgesagt und denselben wissenschaftlich beseitigt habe! Aber woher denn Vernunft und Wille im Endlichen, wenn nicht aus seinem Lebensquell, dem Unendlichen?

Mit Unerschrockenheit zieht Hartmann selbst die Consequenzen seiner Weltansicht, wie er das bereits in der Philosophie des Unbewußten gethan. Dort ließ er die reife Menschheit zu dem Entschluß kommen, das Weltelend gründlich aufzuheben, indem an einem bestimmten Augenblick alle den Entschluß fassen, nicht mehr dasein zu wollen; und siehe da, sie werden nicht blos selbst aufhören, sondern durch

ihre Willensverneinung auch die Erde, das Sonnensystem, das Universum vernichten! Diese Ungeheuerlichkeit, durch welche der Verfasser das Ungenügende seiner Principien für mich dargethan, überbietet er womöglich noch durch das Schlußcapitel seines „zweiten Hauptwerks." Die Liebe zu Gott soll auf dem höher entwickelten Standpunkt nicht mehr möglich sein, an ihre Stelle aber sollen wir Mitleid mit dem Absoluten haben! Die Sittlichkeit ist die Mitarbeit an der Abkürzung seines Leidens- und Erlösungswegs. Im Weltproceß, sagt Hartmann, wird das Glück vom Leid überwogen; das Absolute kann kein seliger vernünftiger Gott gewesen sein, denn da hätte es ja seinen Zustand durch den Weltproceß verschlechtert. Befand sich aber Gott im Zustand der Unseligkeit, dann wird es unbegreiflich, daß er sich in das unsägliche Weh des Weltprocesses stürzte. „Das Elend der Welt wäre also wie ein juckender Ausschlag vom Absoluten zu betrachten, durch welchen dessen unbewußte Heilkraft sich von einem innern pathologischen Zustand befreit, oder auch als ein schmerzhaftes Zugpflaster, welches das all-eine Wesen sich selbst applicirt, um einen innern Schmerz zunächst nach außen abzulenken und für die Folge zu beseitigen." Einem Gott, der die schwersten Leiden auf sich zu nehmen genöthigt ist, um noch schwerere abzukürzen und aufzuheben, dem, meint Hartmann, würden alle Herzen entgegenschlagen. Aus dem heiligen Gottesschmerz sollen wir freudige Selbstverleugnung und himmlischen Frieden gewinnen.

Hartmann sagt es, und setzt folgenden Trumpf darauf: „Vor der Erhabenheit dieser Entwicklungsstufe des sittlichen Bewußtseins schwindet jede Möglichkeit des Einspruchs; der Einzelne mag behaupten, daß er sich zum schwindelfreien Erklimmen einer solchen Höhe bislang untüchtig und vielleicht für immer unfähig fühlt, aber er soll sich nicht erdreisten, das Erhabenste zu bemängeln, weil seine Kleinheit ihm zufällig die Hoffnung verwehrt, zu demselben hinaufzureichen. Wessen Magen nicht dazu gemacht ist, um von Nektar und Ambrosia zu leben, den wird Niemand schelten, wenn er sich von Schweinefleisch und Sauerkohl nährt, nur soll er nicht die Speise schlecht nennen, weil seine Constitution zu untergeordneter Art ist." Ich schelte Hartmanns Endergebniß nicht, sondern ich danke ihm, daß er mich der Mühe überhoben, bei aller Anerkennung seiner Erörterung der sittlichen Lebensverhältnisse doch um seine Principien mit ihm hier zu streiten; denn er zeigt uns ja selber klar, wohin es führt, wenn man die Freiheit des Willens und die Bedeutung der Persönlichkeit verkennt, zwar vom all-einen Subject redet, aber das Selbstbewußtsein desselben leugnet und die Verwerfung des lebendigen Gottes, des Geistes der Liebe, für eine epochemachende ethische Großthat hält.

Englische Dramen.

Von
Robert Zimmermann.

Seit Jahrhunderten hat England keinen Dramatiker hervorgebracht, der sich auch nur entfernt den Poeten seiner großen Vergangenheit, ja selbst den zeitgenössischen Dichtern seiner benachbarten Völker an die Seite stellen ließe. Das aus der Entwicklung Griechenlands abgeleitete Gesetz, daß die höchste Blüte der dramatischen Kunst mit jener der höchsten Entfaltung politischer Freiheit zusammentreffe

hat sich im Heimatland Shakespeare's nicht bewährt. England's dramatischer Meridian geht durch die Zeit despotischester Willkürregierung und dessen republikanische Staatsgestaltung hat den Ruin der dramatischen Kunst durch die gewaltsame Schließung des Globus-Theaters verschuldet. Die Restauration des stuart'schen Königthums hat auch dem englischen Theater eine wie jene französisch gefärbte Erneuerung gebracht, die von der ursprünglichen Triebkraft originalbritischen Geistes so weit sich entfernte wie Addison von Shakespeare. Seitdem ist der Stern der dramatischen Poesie, trotz der Wiederbelebung Shakespeare's durch die englische Schauspielkunst der Garrik und Siddons, in beständigem Sinken geblieben. Seine bedeutendsten Genien, Byron und Shelley, haben zwar Dramen gedichtet; aber jene des Erstern rechnen selbst seine Verehrer zu dessen schwächsten Erzeugnissen, von jenen des Zweiten wird das bühnengerechte, „Beatrice Cenci", durch seinen haarsträubenden Stoff, das fantastisch-didaktische, der „Entfesselte Prometheus", durch seine maßlose Form von den Brettern ferngehalten. Die heutige englische Schaubühne, so weit sie nicht von den Zinsen ihrer glorreichen Erbschaft lebt, droht vom Tempel der Kunst wieder zur Jahrmarktsbude sinken zu wollen, wo außer derbkomischen Possen, Pantomimen, Criminal- und Ausstattungsstücken meist zuchtloser französischer Modetand feilgeboten wird.

Es läßt sich verstehen, daß unter diesen Umständen der Versuch, für die Bühne zu schreiben, hoffnungslos erscheint. Selbst der gefeiertste Dichter Englands, der poeta laureatus, Alfred Tennyson, hat es nicht erreicht, seine Dramen „Queen Mary" und „Harold" auf der englischen Bühne einzubürgern. Noch weniger wird dies dem nichtgekrönten aber nicht minder von Gott begnadeten Poeten, Algernon Charles Swinburne, mit seinen antiken Tragödien aus der altgriechischen Mythenwelt, „Atalanta in Calydon" und „Erechtheus", und mit seinen dramatisirten Historien aus der schottischen Geschichte, „Chastelard" und „Bothwell", gelingen. Die Heimat Shakespeare's, die Wiege der modernen dramatischen Poesie, hat es dahin gebracht, daß ihre hochfliegendsten Söhne sich auf „Buchdramen" beschränken.

Tennyson's „Enoch Arden" ist in Deutschland ein Lieblingsbuch geworden; seine Dramen, besonders „Harold", von dem noch keine gedruckte deutsche Uebersetzung existirt, sind Wenigen bekannt. Swinburne, von dessen Dramen bisher nur ein einziges „Atalanta in Calydon" in meisterhafter Uebertragung vom Grafen A. Wickenburg (dem Uebersetzer von Shelley's „Entfesseltem Prometheus") auf deutschen Boden verpflanzt wurde, war bis vor Kurzem in Deutschland eine unbekannte Größe; die meisten und darunter die umfangreichsten seiner Werke sind es noch. Beide stellen den Höhepunkt des Dramas im jetzigen England dar.

Wie das heutige englische Volk aus Germanen und Romanen, so ist die geistige Bildung des modernen Engländers aus nationaler Tradition und Einflüssen des classischen Alterthums gemischt. Wenige Nationen besitzen ein zäheres Heimatsgefühl und dauerhafteren Respekt für das Herkömmliche, Ererbte und von den Ahnen Ueberkommene; bei keiner anderen bewegt sich der höhere Schulunterricht mit Einschluß der Universität so ausschließlich und eindringend in den Sprachen und Mustern der alten Literatur. Altenglische Eigenheit und antike Reminiscenz bilden die unter einander ebenso ungleichartigen, als durch Gewohnheit engverbundenen Elemente höherer englischer Cultur und streben, während sie im

gebundenen Geleise des alltäglichen Lebens durch Sitte und Herkommen zusammengehalten werden, in der entbundenen Welt künstlerischer Production ihrer Ungleichartigkeit halber nach entgegengesetzten Richtungen hin auseinander.

In der dramatischen Production tritt diese Doppelseitigkeit auf als die Wirkung der entgegengesetzten Einflüsse der angeerbten Neigung für das nationale altenglische Theater einer- und der aus der Schule mitgebrachten Bewunderung für die antike alt-griechische Tragödie andererseits. Beide, so heterogen die Gegenstände ihrer Verehrung sein mögen, liegen in der Seele des Engländers unvermittelt, aber dicht und dauernd nebeneinander, wie in seinem eben darum mehr gemengten als organisch verschmolzenen Sprachschatz altsächsische und neulateinische Sprachwurzeln. Und wie in der Sprache der besten englischen Schriftsteller bald das germanische, bald das romanische Element das Oberwasser behauptet, so gewinnt in der Production ihrer besten Dramatiker bald die Pietät für das heimische, bald die Ehrfurcht für das antike Muster die Oberhand.

Am reinsten läßt sich dies gleichzeitige Vorhandensein zweier unter sich gänzlich verschiedenartiger Kunstideale bei Swinburne beobachten, dessen Dramen abwechselnd der einen und der anderen Kunstrichtung entsprungen sind, während die Tennyson's sämmtlich einer und derselben angehören. „Atalanta in Calydon" schließt sich an Sophokles, „Erechtheus" an Aeschylos an, während die Trilogie „Maria Stuart", deren letzter Theil noch aussteht, mit den Historien Shakespeare's in nächster Verwandtschaft steht. Auf das Vorbild der letzteren weisen auch Tennyson's Dramen. Und zwar beschränkt sich die Anlehnung keineswegs auf die äußere Form, auf Scenirung und Versform, auf die Einführung des Chors und das Festhalten an der Orts- und Zeiteinheit in den „antikisirenden", auf die Einschaltung von Volksscenen und den raschen Orts- und Zeitwechsel in den „shakespearisirenden" Dramen. Dieselbe findet bis in den innersten Kern der dramatischen Handlung, das tragische Schicksal, statt, welches in den einen als grausames unverschuldetes Verhängniß, in den anderen als strenge aber gerechte Sühne eigener Schuld aufgefaßt wird.

„Atalanta in Calydon" und „Erechtheus" sind beides Tragödien im antiken Sinne, nach welchem That und Loos des dramatischen Helden außer gehörigem Verhältniß zu einander stehen.

Der gemeinsame Charakterzug beider besteht darin, daß dem Helden ein Leid zu Theil wird, das er nicht verdient; das unterscheidende Merkmal beider liegt darin, daß in der einen dem Helden ein schwereres Leid widerfährt, als er verdient, in der anderen ihm ein Leid zu Theil wird, wo er Lohn verdient. „Ungerecht sind Götter" und „ihrer Herrschaft Hand ist Eisen"; aber leichter läßt sich die Ungerechtigkeit verzeihen, wenn wirkliche Schuld mit unbilligem Maße gemessen, als wenn der gänzlich Schuldlose der Willkür des Uebermächtigen geopfert, oder dem Guten die Wohlthat mit Undank und Wehethat vergolten wird. Jene, die mildere Auffassung, welche in der Antigone des Sophokles in der Klage über die Existenz eines unlösbaren Conflicts zwischen göttlichem und menschlichem Recht austönt, durchdringt die „Atalanta auf Calydon"; diese, die rauhere, welche im Prometheus des Aeschylos zur Anklage der feindselig Gutes mit Bösem vergeltenden Götter sich steigert, durchweht den „Erechtheus". Auch Meleager ist nicht schuldlos,

sowenig wie Antigone; aber der Todtschlag, zu dem er sich in der Hitze hinreißen läßt, hätte nimmer seinen Tod durch die Handlung der eigenen Mutter herbeigeführt, wenn nicht ein unlösbarer Conflict zwischen den Blutsbanden bestände, welche die Mutter an den Sohn, und jenen, welche die Schwester an den Bruder knüpfen, von welchen sich so wenig, wie von den göttlichen und menschlichen Rechten, zwischen welchen Antigone zu wählen hat, sagen läßt, welchen von beiden der Vorrang gebühre. Erechtheus aber ist wie Prometheus der Wohlthäter seines Volks, dessen gerechter Ausspruch, indem er sich als frommer und dankbarer Diener der Schutzgöttin seines Landes für diese gegen den Meeresgott entscheidet, den ungerechten Zorn des letzteren und das Verderben über das Haupt seiner jungfräulichen Tochter als schuldlosen Sühnopfers heraufbeschwört.

Es gereicht dem Dichter zum Lobe, aber der Dichtung zum Nachtheil, daß er dem echt antiken, aber den Neueren nicht mehr verständlichen Motiv des Sieges der Bruder- über die Kindesliebe nicht aus dem Wege gegangen ist. Aus dem Samniterkriege berichtet der römische Historiker, daß ein Weib, dem man es freigestellt, aus den zum Tode bestimmten Gefangenen den Mann, den Sohn oder den Bruder zu wählen, den Bruder gewählt habe, weil sie wol Männer und Söhne, aber nicht einen Bruder wieder bekommen könne. In gleichem Sinn legt der Dichter seiner Althäa die Worte in den Mund:

Erneuern mag sich Alles, auch der Mensch,
Die Götter geben, nehmen Sohn um Sohn,
Den Bruder und die Schwester nimmermehr.

Ohne diese Gesinnung, die uns Neuern unmütterlich und darum unweiblich dünkt, wäre die Handlungsweise Althäas einfach unbegreiflich. Die Schuld dieser Gesinnung, die wir barbarisch schelten, fällt nicht auf Althäa, sondern auf die Götter zurück, welche zwei gleich mächtige, aber in ihren Folgen unvereinbare Naturtriebe, die Liebe zu denen, die mit uns aus demselben, und die Liebe zu dem Kinde, das aus dem eigenen Mutterschooß entsprungen, in das Wesen des Weibes gelegt haben. Das Tragische in Althäas wie in Antigone's Situation liegt darin, daß beide vor eine Alternative gestellt sind, bei welcher jeder Schritt die Verletzung eines Gebots einschließt und Keine Recht thun kann, ohne Unrecht zu thun.

Der Glaube an das thatsächliche Bestehen derartiger unlösbarer Conflicte, die auch bei redlichstem Willen nicht umgangen werden können, ist ein pessimistischer Zug, welcher der griechischen Tragödie wie den antiken Dramen Swinburne's zu Grunde liegt. Dieselben sind wie Naturgesetze, unter deren Herrschaft der Einzelne sich nicht freiwillig begiebt, sondern hineingeboren wird, deren Folgen er aber auf sich nehmen muß, als ob er sie freiwillig gewählt hätte. Mit Recht führt er über das Schicksal als grausam und ungerecht Beschwerde, das ihn für die nothwendigen Folgen einer Zwangslage büßen läßt, in die er sich nicht mit Wissen und Willen eingelassen hat. Göttliche Rechte stehen mit menschlichen, Schwesterliebe mit Mutterliebe, Athene mit Poseidon im ewigen Widerstreit: Antigone, Meleager, die Erechtheustochter Chthonia fallen als schuldlose Opfer. Das Unvernünftige, Widersprechende, das Nichtseinsollende besteht thatsächlich und läßt sich auf keine Weise aus der Welt schaffen. Die Klage über das Unglück der einzelnen tragischen Person erweitert sich zur Klage über das allgemeine Unglück, das in der Macht

und der thatsächlichen Existenz des Unvernünftigen und Widersprechenden besteht. Die Anklage gegen die Götter, welche das unglückliche Loos der einzelnen tragischen Person verhängt, erhebt sich zur Anklage wider dieselben, weil sie die Existenz einer vernunftlosen oder vernunftwidrigen Welt nicht verhindert oder dieselbe verschuldet haben. Die elegische Klage wie die pathetische Anklage tragen in sich den Keim eines lyrischen Elements, das aber in dem Maß, als das Gefühl des individuellen Elends sich zum Bewußtsein des Weltelends steigert, vom lyrischen Ausbruch des Einzelnen zu einem solchen der von gemeinsamer Stimmung erfüllten Mehrheit wird und im lyrischen Chorgesang austönt.

Mit dem modernen Trauerspiel verglichen, welches das traurige Geschick eines Einzelnen darstellt, hat die antike Tragödie, welche das tragische Loos der ganzen Menschheit schildert, einen unvergleichlich schwungvollern, aber auch ungleich weniger dramatischen Character. Was bei jenem im Hinter-, steht bei dieser im Vordergrunde, die Menschheit als Ganzes, repräsentirt durch den Chor; der tragische Held, der in jenem der Schmid seines eigenen Schicksals ist, — erscheint hier als Träger des Schicksals der Menschheit. Antigone und Prometheus, wie Althäa und Erechtheus sind nur vereinzelte Beispiele des allgemeinen Looses; die Menschheit erkennt in ihnen sich selbst und schwingt sich im Chor, der deren Stelle vertritt, über den mitfühlenden Antheil am Schicksal des Helden hinaus, zu affectvoller Betrachtung ihres eigenen Verhängnisses empor.

Die Chorgesänge Swinburne's sind seiner Vorbilder keineswegs unwürdig. In „Atalanta auf Calydon" ergeht sich der Chor, nachdem Althäa sich entfernt hat, den geliebten Sohn zur Jagd zu waffnen, in einer sophokleisch angehauchten Betrachtung über den Menschen, die hier nach Wickenburg's angesichts der im Text liegenden Schwierigkeiten sehr gelungener Uebersetzung eine Stelle finden mag:

Es kam, eh' die Jahre entstanden,
Zur Erschaffung des Menschen heran:
Die Zeit mit den Thränen zu Handen,
Der Gram mit dem Glase, das rann,
Die Lust mit der Hefe der Qual,
Der Sommer, der Blumen gestreut,
Erinn'rung, vom Himmel ein Stral
Und Wahn, den die Hölle uns beut;
Die Kraft, ohne Hände zum Schlag,
Die Liebe, im Hauche verloht,
Die Nacht, der Schatten vom Tag,
Und Leben, der Schatten vom Tod.

Und die Götter nahmen zur Hand
Das Feuer und Thränen, die fließen,
Und ein Maß von gleitendem Sand,
Von unter der Jahre Füßen;
Die Schäume von salzigen Wellen
Und Staub der wankenden Erden,
Aus des Tods und des Lebens Zellen
Die Körper von Dingen im Werden.

Und es ward die Lust und das Wehe,
Und Abscheu und Liebe zugleich,
Das Leben nachher, wie ehe,
Und Tod in jedem Bereich,
Für 'nen Tag, eine Nacht, einen Morgen,
Daß die Kraft eine Spanne lang währt,
Mit Arbeit und schweren Sorgen —
Dem Geiste des Menschen bescheert.

Sie sammeln die Winde im Rund,
Die gegeneinander streben,
Sie hauchen auf seinen Mund,
In seinen Körper das Leben.
Gesicht und Sprache sie schenken
Für die Schleier der Seele darin,
Und Zeit zur Arbeit, zum Denken,
Zum Dienen und Sünd'gen für ihn,
Das Licht, auf daß er nicht zage,
Und Lieb' und des Frohsinns Macht
Und Schönheit und Länge der Tage
Und Nacht und den Schlaf in der Nacht.

Seine Sprache ist Feuer, das sprüht,
Die Lippe folgt seinem Gebot,
Sein Herz ist von Wünschen durchglüht
Und voraus sieht sein Auge den Tod.
Er webt und ihn kleidet nur Hohn;
Er sät und er erntet nur Kummer,
Sein Leben ist eine Vision,
Ein Wachen von Schlummer zu Schlummer.

In der antiken Tragödie ruht das Schicksal des Helden in den Sternen; in der modernen liegen die „Sterne" in dessen eigener Brust. Dort ist es die über ihn verhängte Situation, hier ist es sein eingeborner Charakter, aus welchem sein Loos sich herausschält. In der Trilogie Swinburne's, welche das Leben Maria Stuart's von ihrer Ankunft in Schottland bis zu ihrer Hinrichtung in England umfassen soll, erscheint als Hebel des Schicksals ihre dämonische Natur, „fit to make all men mad". Chastelard, der französische Dichter, der sie nach Schottland begleitet hat, vergleicht sie mit dem Meerweib mit Haaren wie sie kein Erdenweib trägt, und Lippen, die düster singen:

Kalt in den Wangen, wie ein Spritz der See,
Süß anzufühlen — wer ihr Antlitz schaute,
Ihr leichtes Seufzen hört', das leise Ach,
Das sanfte Schluchzen, das vom Mund sich stiehlt,
Entbrennt nach ihr — doch hat er sie umarmt,
So stirbt er bald darauf. — — —

Er nennt sie eine Venus, „schön, aber furchtbar, aus Schaum geboren, der tödtet“, die alles Sühnwerk Christi nicht reinzuwaschen vermocht hat,

Blutroth bis an den Mund von Männerblut,
Aus Adern schlürfend zwischen winz'gen Zähnen,
Die schmalen Lippen spielend mit dem Tod —
Todbitt're Schönheit, giftgeperlter Mund.

Weiber dieser Art sind nicht dazu gemacht, weichherzig zu sein. Wenn sie hart, falsch, treulos, grausam, erbarmungslos sind, so ist es ihre Natur, die sie dazu treibt. Maria Stuart ist nicht wie andre Weiber:

Was sollt' ein Weib auch alle Gaben einen?
Du hast die Schönheit — laß gemeine Weiber
Barmherzig sein und wahr, sie sind doch nicht
Vollkommen so wie Du. Laß Dich's nicht grämen,
Daß Hände, nicht gemacht zum Seelenfischen,
Almosen spenden, wohlthun, Elend lindern,
Du hast das bessre Theil, Du bist die Schön're;
Sie sind halb schlecht, weil sie mehr gut als schön;
Du bist ganz schön; ganz schön sein ist das Beste.

Diese Worte, die der Dichter dem Liebhaber in den Mund legt, den sie kaltblütig auf's Schaffott schickt, damit er nie in den Fall komme, sich ihrer Gunstbezeugungen zu rühmen, sollen ihre Rechtfertigung enthalten. Ihre psychologische oder besser gesagt, pathologische, nicht ihre moralische. Der Eindruck ihrer männermordenden Schönheit ist so unwiderstehlich, daß sie selbst, die „wollt' es Gott“ gern ein Mann wäre, ihrem Zauber unterliegt. Im Brautgemach vor dem Spiegel versenkt sie sich in die Betrachtung ihres eigenen Bildes:

Ja ich bin froh,
Ich hab' hier keine, die mich eilen machte.
So will ich ruhn denn und mein Haar beschau'n,
Wie's seidig niederwallt von beiden Schläfen
Und auf was Neues sinnen, wie's zu flechten.
Ja, schöner Spiegel, ich gewahr' Dich wohl,
Ich wußt' es längst, ja, ich bin wirklich schön.

Die Trilogie Swinburne's besteht aus drei Theilen. Der erste, „Chastelard“ (1868), behandelt das Schicksal eines, wenn nicht der ersten, doch der hingebendsten ihrer zahlreichen Liebhaber, welcher Marien nach Schottland folgte, von ihr heimlich begünstigt, aber in eifersüchtiger Anwandlung um des ungeliebten Darnley's willen zurückgesetzt, in der Hochzeitnacht sich im Gemach der Königin verbarg, entdeckt, vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt wird. Die Freunde Chastelard's, darunter das Ehrenfräulein, das Marien's Eifersucht rege gemacht und die Feinde der Königin, darunter ihr Gemahl, der ihn in ihrem Gemache gefunden hat, erwarten, daß ihn die Königin begnadigen werde, jene in der Hoffnung, den heimlich Geliebten zu retten, diese in der Hoffnung, die sich selbst verrathende Liebende zu verderben. Der Geliebte kennt sie besser; er will sterben weil für sie zu sterben „süß“ ist, aber er weiß auch, daß sie ihn sterben lassen

wird, weil ihre Liebe „falsch“ und ihr Herz „hart“ ist; sie wird sich nicht sicher fühlen, so lange das Geheimniß ihrer Gunst auf seinen Lippen schwebt —

Als ob ihr meine Lippen wehthun könnten
Auf anderem Weg, als durch zu brünstigen Kuß!

Er weiß, daß in dem Kampf zwischen dem mitleidigen Wunsch, ihn, und dem selbstsüchtigen, sich zu retten, schließlich der letztere die Oberhand behalten wird. Jener bewegt sie mit Mary Barton und ihrem Halbbruder Murray einen Fluchtplan zu entwerfen; dieser dem letztern heimlich einen Mordbefehl zu ertheilen; dieser das ihr von ihrem Gemahl vorgehaltene Todesurtheil unter Scherzen zu unterzeichnen, jener das schon unterzeichnete, obgleich vergebens, ihm zu entreißen; jener vermag sie, mit listiger Rede in der Versammlung der Lords einen Freibrief zu entlocken, dieser, kaum ist das Todesurtheil widerrufen, persönlich in den Kerker des Geliebten zu eilen, um von seiner „Liebe“ den Widerruf des Widerrufs zu fordern.

Königin.

Wollt' Gott, mein Herz wär' größer, doch, weiß Gott,
Ich hab' nicht Herz genug für Furcht und Tod.
Ich kann nicht helfen, Mann, ich weiß, ich sollte
Mich edler zeigen, besser mich bewähren,
Doch wie es steht, so bitt' ich Euch, aus Liebe,
So wahr Euch Ehre höher dünkt als Leben —

Chastelard.

Nun?

Königin.

Keine Weigerung! ich ertrüg' es nicht;
Drum kurz, ich bitt' Euch, gebt mir das zurück!

Chastelard.

Wie? die Begnadigung!

Königin.

Ja! verweigert's nicht,
Um Eurer Willen! ja bei Gott, Ihr wißt,
Wie froh ich wär' an Eurer Statt zu sterben
Für Euren Ruf! Ihr glaubt es ohne Schwur.
Spott hetzt uns Beid' zu Tod, begnadig' ich Euch,
Todt alle Zwei, mit Schmach bedeckt! Nun? Schwör' ich?
Wenn ich Euch küßte! muß ich's Euch entreißen!
Ihr liebt mich nicht, nicht mich, noch Ehre! Kommt,
Ich weiß, Ihr habt es bei Euch; gebt es mir!

Der „Geliebte“ ist dem todbringenden Wunsche zuvorgekommen. Der Pardon liegt zerrissen zu ihren Füßen. Und auf den ungläubigen Ausruf der Königin

— — Gott helf' mir, Herr!
Das thatet Ihr?

antwortet Chastelard:

Ja Herz! was sollt' ich thun?
Kannt' ich Dich nicht bis tief ins Mark, mein Herz?

Der Mord des treuesten Herzens um ihres unbesieglichen Mißtrauens willen wird an der Königin gerächt durch die Untreue des herzlosesten Mannes um seiner grenzenlosen Herrschsucht willen. Der Ruf des Thürstehers, mit welchem das Trauerspiel „Chastelard" schließt:

Gebt Raum dort für Mylord von Bothwell — Raum!
Platz für Lord Bothwell nächst der Königin!

führt zu der Trilogie zweitem Theil hinüber, welcher „Bothwell" überschrieben ist. Ein vom Standpunkt der Bühne aus betrachtet monströses Werk, ein fünfactiges Drama auf 532 enggedruckten Seiten, von dem jeder Act den Umfang eines gewöhnlichen Schauspiels hat. Den Inhalt desselben bildet in streng geschichtlicher Folge der bekannte Vorgang, in dessen erster Hälfte die Königin mit Bothwell's Hilfe ihren Gatten und König schlägt, der seinerseits vorher ihren zweiten Chastelard, den Sänger Rizzio, geschlagen hat, während in dessen zweiter Hälfte die Königin zuerst durch die Untreue Bothwell's, dem sie, wie einst Chastelard ihr, als Mittel zum Zweck dient, und hierauf durch die Macht des Worts und den gerechten Zorn des Volks und der Großen geschlagen wird. Wie in dem Kampfe der weißen und der rothen Rose, liegt in dem Kampfe der Königin mit ihrem lebenden und nach dessen grauenvoller Ermordung mit ihrem todten Gemahl, in dessen Namen Kirche, Adel und Volk gegen die Mörderin aufstehen, das causale Band, welches das Ende mit dem Anfang verknüpft, in der Geschichte vorgezeichnet. Die ehebrecherische Gattin des mit ihrem Willen gemordeten zweiten wird durch den an ihr selbst begangenen Ehebruch des durch ihren Reiz zum Mörder gewordenen dritten Gatten an derselben Stelle verwundet, wo sie selbst verwundet hat. Maria Stuart rächt Rizzio, das Volk rächt Darnley; Bothwell, der ehrgeizige Mann, der über das Herz Maria's wegschreitet, rächt den geopferten Chastelard am Herzen, das blutige Beil in Fotheringhayhall am Halse der Königin. Eine That zeugt die andere, die vorangegangene wird durch die folgende gerichtet; mit der mechanischen Nothwendigkeit einer physischen Reflexbewegung springt der abgedrückte Pfeil unerbittlich auf den Schützen zurück.

Des Aristoteles Ausspruch, daß die Tragödie philosophischer sei als die Geschichte, trifft hier nicht zu. Der Dichter hat nicht nöthig, sich von dem streng erweislichen Gang der geschichtlichen Wahrheit zu entfernen, um die vollkommene dramatische Gerechtigkeit walten zu lassen. Hier wie in Shakespeare's „Historien" reicht es hin, das wirklich Geschehene zu dramatisiren, um ein geschichtliches Drama hervorzubringen.

Aufgabe des Dichters bleibt es, aus der geschichtlichen Masse des wirklich Geschehenen das zum Verständniß und Aufbau der dramatischen Handlung Nothwendige auszuscheiden, das Entbehrliche fallen zu lassen. Swinburne, der seine Trilogie Victor Hugo dedicirt, hat sich in diesem Punkt mehr dessen Cromwell als Shakespeares Historien zum Muster genommen. Staatsreden, Predigten, Monologe, die mehrere Druckseiten lang währen, sind im „Cromwell" wie im „Bothwell" keine Seltenheit. Trockene geschichtliche und staatsrechtliche Auseinandersetzungen werden mit einer Breite und Einförmigkeit ausgesponnen, welche den Leser ermüdet und die theatralische Darstellung unmöglich macht. Dazwischen finden sich Scenen von so gewaltiger dramatischer Kraft und so ergreifender Wirkung eingestreut, daß

man sie dem Schönsten beizählen darf, was die dramatische Poesie neuerer Zeit hervorgebracht hat. Der zweite Act, welcher „Darnley" überschrieben ist, die Schilderung der heimtückischen Verstellung der auf Mord sinnenden Königin und der von Gewissensbissen und Todesahnungen gefolterten Seelenangst des Königs, ist ein poetisches Meisterstück. In den folgenden Acten, wo die politischen Händel der Krone mit den Großen in den Vordergrund treten, nimmt nur die sühnende Qual, welche der Königin durch die Treulosigkeit Bothwell's bereitet wird, noch Theilnahme in Anspruch.

In der Auswahl des dramatisch Nothwendigen aus dem wirklich Geschichtlichen ist, wenigstens in seiner „Königin Maria", Tennyson glücklicher gewesen. Während der Dichter der „Maria Stuart" zu den modernen Franzosen neigt, ist jener der „Königin Maria" seinem englischen Vorgänger näher geblieben. Der nationale Gegensatz zwischen Franzosen und Engländer tritt lebhaft hervor, wenn beide denselben geschichtlichen Stoff dramatisch behandeln. Aus der „blutigen Königin" hat der französische Dichter in seiner „Maria Tudor" eine Ekel und Abscheu erregende Carricatur, der englische Dichter in seiner „Queen Mary" ein neben gerechtem Haß auch menschliches Mitleid einflößendes Weib geformt. Die geschichtliche Maria war, von ihrem fanatischen Religionseifer abgesehen, in ihrem Privatleben eine tadellose Frau, der man höchstens übergroße Liebe zu ihrem kalten und lieblosen Ehegemahl vorwerfen kann, als Königin eine nicht unwürdige Tochter Heinrich's VIII., die den Verlust der Stadt Calais, des Schlüssels von England, an die Franzosen so schwer empfand, daß sie sagte, man werde deren Namen nach ihrem Tode auf ihrem Herzen eingeprägt finden. Hugo hat eine gekrönte Courtisane aus ihr gemacht, die ihren begünstigten Liebhaber, einen aus dem Staube emporgehobenen Abenteurer, der die Staatskasse plündert, von leidenschaftlicher Eifersucht erfaßt auf's Schaffott sendet, aber von unüberwindlicher Neigung getrieben heimlich aus dem Kerker entkommen lassen will, indem sie an seiner Statt einen Unschuldigen kaltblütig dem Henkerbeil überliefert. Tennyson stellt sie von Haus aus weder als blutdürstig noch als wollüstig dar. Tochter einer nach vierundzwanzigjähriger Ehe von ihrem Gatten um einer Schöneren willen verstoßenen schwer gekränkten Mutter und glühende Bekennerin eines von ihrem Vater und Bruder mit Feuer und Schwert verfolgten Glaubens, zeigt sie der Dichter anfänglich wenigstens Regungen der Großmuth und des Erbarmens nicht unzugänglich. Sie schont ihre Gegner, das „Kind" Lady Jane, den eitlen Kronprätendenten Courtenay, die lauernde Schwester Elisabeth, sie bewährt sich mannhaft den Rebellen, staatsklug den zur Vorsicht rathenden Vorschlägen des Cardinallegaten gegenüber. Eine einzige Leidenschaft beherrscht sie, aus der alle unheilvollen Thaten entspringen, um deren willen ihr Andenken von der Geschichte und ihrem Volke verwünscht ist, ihre, der in Jahren vorgerückten unschönen „virgin Mary", von Anbeginn her an Wahnwitz grenzende, durch dessen Kaltsinn und Gleichgiltigkeit, so wie durch die schmerzliche Täuschung ihrer ersehnten Mutterhoffnung schließlich zu wirklichem Wahnsinn gesteigerte Liebe zu dem um eilf Jahre jüngeren Philipp. Mit kluger Berechnung legt der Dichter auf diesen Characterzug Maria's das Hauptgewicht, weil er nicht nur an ihr, sondern an jeder um ihre Liebes- und Mutterhoffnung betrogenen Frau der mächtigste und aus dem Grunde zugleich der verzeihlichste ist. Wenn

sie die Rädelsführer und Mitschuldigen der Rebellion Wyatt's Einen nach dem Andern in den Tower, wenn sie die bis dahin um ihrer Jugend willen verschonte Lady Jane sammt ihrem Gemahl auf's Schaffot schickt, ja selbst ihre Schwester Elisabeth hinrichten lassen möchte, so geschieht es, weil sie gegen ihre Heirath mit Philipp sich erhoben haben, und dieser nicht eher den Fuß nach England setzen will, als bis Jane Gray, Guilford Dudley und Prinzessin Elisabeth aus dem Wege geräumt sind. Ihm zu gefallen, der „Blut und Schweiß der Ketzer am Pfahl für Gottes besten Thau auf dürres Land" erklärt, möchte sie noch mehr Ketzer verbrennen; seiner Staatsraison zu liebe entschließt sie sich selbst, ihrem katholischen Gewissen Gewalt anzuthun, den mit Frankreich verbündeten Papst zu bekriegen und die häretische Elisabeth zur Thronerbin einzusetzen. Als er zuletzt sie und England verläßt, weil er es müde ist, „zwölf Monate" auf den Erben zu harren, mit welchem die Königin sich schwanger zu fühlen glaubt, bricht sie beim Anblick des Bildnisses, das einst ihre Liebe zu Philipp entzündet hat, in leidenschaftliche Wuth aus. „Gieb mir ein Messer!" ruft sie,

— — — dieser Philipp soll nicht
Anstieren mich in meinem Jammerbild.
Alt, elend, krank, ein hingewelktes Weib,
Das niemals Mutter wird. Heraus mit Dir!
(Sie schneidet das Bild aus und schleudert es zur Erde.)
Hier lieg! (schreit) O Gott, getödtet meinen Philipp!

Dieser pathologische Zug im Temperament Marias giebt ihr eine gewisse Verwandtschaft mit der Art, wie Swinburne das dämonische Element im Naturell Maria Stuart's hervorgehoben hat. Beide Frauen büßen die Folgen ihres, wenn auch nach entgegengesetzten Seiten gewendeten Geschlechtscharakters. In beiden Tragödien ist der Keim des Schicksals nicht (in antiker Weise) nach Außen, sondern nach Innen, in der Heldin angeborene Natur verlegt.

Tennyson's „Queen Mary" macht den Eindruck einer Charakterstudie, bei welcher der Dichter nur dem Hauptcharakter volle Beleuchtung zu Theil werden läßt. Von den Nebenfiguren, die meist wie historische Schatten vorüberziehn, heben sich die der Prinzessin Elisabeth, des Erzbischofs Cranmer, des Cardinals Pole und des Rebellen Thomas Wyatt als feinumrissene, im Ganzen genommen mehr wie Büsten denn wie lebensgroße Bildnisse ab. In Sprache und Styl macht sich eine Trockenheit fühlbar, die man am wenigsten bei einem Lyriker wie Tennyson erwartet. Wahrscheinlich um nicht in die naheliegende Falle lyrischer Ueberschwänglichkeit zu gerathen, hat der Dichter (im Gegensatz zu dem wortreichen Rivalen) sich einer Kürze und Knappheit des Ausdrucks beflissen, welche den Abgang des rednerischen Schmuckes fast bedauern läßt. Doch sind einige Erzählungen, wie die des Endes der Jane Gray und des Erzbischofs Cranmer von rührender Schönheit.

In seinem neuesten Werk, dem Trauerspiel „Harold", hat sich der Dichter seiner Vorliebe für Dramatisirung der geschichtlichen Wahrheit bis zur nahezu chronikalischen Geschichtserzählung überlassen. Der Inhalt der Geschichte der Söhne Godwin's, von denen der Tapferste, Harold, in der Gefangenschaft Wilhelm's von der Normandie vor einem Schreine, in welchem, ihm unbewußt, die Gebeine

normannischer Heiligen verborgen sind, den Schwur leistet, den Herzog als Herrn von England anzuerkennen, diesen bricht und „zur Strafe von den Heiligen verlassen" an der Spitze des angelsächsischen Volkes gegen den ausländischen Eroberer tapfer fechtend unterliegt, wird vom Dichter ohne sonderlichen Aufwand plastischer Charakteristik oder spannender Situationen in nüchterner Folge mehr episch als dramatisch untereinander verbundener Scenen in mehr als schmuckloser Sprache vor Augen geführt. Der Hebel der Handlung, der überlegte Meineid Harolds, vermag durch die fadenscheinige Sophistik, mit welcher der „ehrliche" Mann die Vorwürfe seines Gewissens hinwegzutäuschen sucht, weder rechte Bewunderung, noch rechtes Mitleidsgefühl für den und mit dem auch gegen seine Geliebte und gegen sein ungeliebtes Weib treubrüchigen Volkshelden aufkommen zu lassen. Alle übrigen Figuren, mit Ausnahme des rechtgläubigen Königs und des ketzerischen Erzbischofs, sind, namentlich die weiblichen, kaum mehr als Charakterskizzen zu nennen.

Erscheint die Mehrzahl der eben besprochenen Werke durch Form oder Umfang von der theatralischen Darstellung ausgeschlossen, so können doch gegen Dramen wie Swinburne's „Chastelard" und Tennyson's „Queen Mary" diese Gründe nicht angeführt werden. Ohne die anfangs erwähnte tiefe Herabgekommenheit des englischen Theaters müßten inhaltlich bedeutende und ihrer Form nach hervorragende Dichtungen längst den Weg auf die Bretter gefunden oder sich doch auf denselben behauptet haben. Das deutsche Theater aber, das an einheimischen zeitgenössischen Schöpfungen ernster Gattung nichts weniger als reich und in der Entlehnung ausländischer nichts weniger als zurückhaltend ist, hat sich dieselben merkwürdigerweise nicht angeeignet.

Rundschau über die Revuen des Auslandes.

Frankreich.

„Revue des deux mondes." (Januar II. und Februar I.) Der Sohn Coralie's. (Schluß.) Von Adalbert Delpit. — Charles de Mazade. Von Emile Montégut. — Der Thau. Seine Geschichte und seine Rolle. Von J. Jamin. — Die Kinder in Paris. Von Othenin d'Haussonville. — Ein französischer Reisender im südlichen Aethiopien; II. Die Mission des Herrn Arnoux. Von L. Louis. — Die punischen Kriege nach einem neuesten Buche. Von A. Réville. — Eine empfindsame Reise längs der Ufer des Jordan. Von A. Rhodes. — Das Weltliche in der Politik und Kirche im achtzehnten Jahrhundert. Der Cardinal von Bernis. Von Charles de Mazade. — Die Insel Cypern, ihre Rolle in der Geschichte; II. Ausgrabungen und Entdeckungen. Von George Perrot. — Die Marine der Zukunft und die Marine der Alten. III. Die Seeleute von Athen und die Hopliten von Sparta. Vom Vice-Admiral Surien de la Gravière. — Die Konspiration des General Malet, nach ungedruckten Urkunden. Von Albert Duruy. — Der gegenwärtige Socialismus in Deutschland. IV. Die conservativen und die christlichen Socialen. Von Emile de Laveleye. — Die letzten Zwischenfälle der deutschen Politik. Von G. Valbert. — Halbmonatschronik 2c.

„Revue politique et littéraire." (Nr. 29—32. Januar-Februar.) Ein russischer Staatsmann während der französischen Revolution, Semen Woronzoff. Von Alfred Rambaud. — Sorbonne. Frankreichs Geschichte im sechszehnten Jahrhundert. Von Crouslé. — Die ausländische Presse: Gambetta, von einer russischen Zeitschrift beurtheilt. — Das Schweizervolk und seine Geschichte. Von Jules Favre. — Wissenschaftliche Facultät in Montpellier. Marcel Dévic: Die arabische Litteratur. — Die Orientfrage im achtzehnten Jahrhundert. Die An-

fänge der Drei-Kaiser-Alliance. Von Van den Berg. — Verschiedenes. Eine Frage der Motive des Othello. Von Leopold Thézard. — Ein Handbuch der Volkswirthschaft: Die Handelskrisen. Von Paul Lafitte. — Die Verabschiedung des Marschalls Mac Mahon. — Französische Maler: Eugen Delacroix. Von Charles Bigot. — Wissenschaftliche Facultät von Lyon. H. Hignard: Virgil und Horaz. — Die Bewegung in der Philologie. Rundschau der Philologie. Von Edouard Tournier. Die katholische Reform. Die neue gallikanisch-katholische Kirche des Pater Hyazinthe Loyson. Von Paul Passy. — Sorbonne. Fustel de Coulanges: Die Umwandlungen des Grundeigenthums in Frankreich vom dritten bis zehnten Jahrhundert. — Amerikanische Dichter. Edgar Allan Poe. Von Leo Quesnel. — Litterarische Plaudereien 2c.

„Revue Scientifique de la France et de l'Etranger." (Nr. 29—32. Januar-Februar.) Wissenschaftliche Facultät von Toulouse. N. Joly: Die sogenannten primitiven Schädeltypen. Vorgeschichtliche Kinnbacken. — Die Seidenindustrie in Lyon. — Das Begräbnißceremoniell in Japan. Von Massana Maeda. — Das naturhistorische Museum in Paris. Zoologie. — Die vergleichende Mythologie. Nach Girard de Rialle. — Eine transformistische Streitfrage: Virchow und Haeckel. Von Oscar Schmidt. — Die Treibhäuser aus Anlaß der Weltausstellung. — Landwirthschaftliche Rundschau: Die Bewässerungen in der Provence. — Landwirthschaftlicher Central-Verein von Frankreich. M. Bouchardat. Die Phyllorera-inficirten Weinanpflanzungen. — Pariser Facultät der Wissenschaften: C. Viguier: Vergleichende Anatomie des Skeletts der Stelleriden. — George Henry Lewes. Sein Leben und seine Werke. Von J. Delboeuf. — Internationaler anthropologischer und archäologischer Congreß. — Wissenschaftliche Gesellschaft von Frankreich. P. Bert: Die Leistungen Claude Bernard's. — Das Leihhaus in Paris. — Die Industrie in Griechenland. Die Geologie, Metallurgie und die Bergwerke von Laurium. — Militärische Rundschau. Die Explosion des Thunderer 2c.

„Revue Historique." (Januar und Februar.) G. Maspero: Ueber einige Schifffahrten der Aegypter längs der Küsten des rothen Meeres. — A. Gazier: Heinrich Gregor, constitutioneller Bischof von der Loire-et-Cher (1791—1801). — Vermischtes und Urkunden: J. Flammermont: Die Jacquerie im Beauvais'schen. — Historische, kritische Revue 2c.

Schweiz.

„Bibliothèque Universelle et Revue Suisse." (Februar 1879.) Die physische Erziehung. Von Rodolphe Rey. — Die guten Leutchen aus dem Croset. Von T. Combe. II. — Ein belgischer Dichter. Van Happelt. Von Eug. Rambert. (Schluß). — Die erste Erforschung des Coloradoflusses. Von Henri Tallichet. — Fräulein Viviane's Heirath. Erzählung. Von E. C. Grenville-Murray. (Schluß.) — Chronik 2c.

Italien.

„Rivista Europea." Rivista Internazionale. (Januar.) Aufklärungen über den Einundzwanzigsten in Piemont. Von Ant. Manno. — Der Fürst von Sanza. 1635—1640. Von A. Ademollo. — Leo XIII. und die Bildung. — Notizen über die italienische Auswanderungsfrage, ihre Ursachen und Wirkungen. I. Von F. G. A. Campana. — Die italienischen Universitäten im Mittelalter. Von Ettore Coppi. — Theodorich, König der Gothen und Italiener. Von G. Garollo. — Die Lage der Actienbanken in England. Von A. J. Wilson. — Parlamentarisches Leben der Abruzzen-Deputirten im Neapolitanischen Parlament von 1820—1821. Von J. Pasquale Borelli. — Explosiv-Geschosse. Vom Artillerie-Capitain Ara Alberto. — Isotta dei Salimbeni Sienische Geschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert. Von A. Bottoni 2c.

„Nuova Antologia di Scienze, Lettere ed Arti." (Januar.) Istrien und unser östliches Festland. Von Paulo Fambri. — Die verweichlichten Römer zu Horaz' Zeit. Von Valent. Giachi. — Schliemann und die Ausgrabungen in Mycene. Von E. Brizio. — * * * Erzählung. Von Cesare Donati. — Das wirthschaftliche Amerikanerthum in Italien. (Forts.) Von Francesco Ferrara.

— Meine letzten Reisen nach Neu-Guinea. Von L. M. d'Albertis. — Erinnerung an Victor Emanuel, den Gründer der italienischen Nationalität. Von Marco Minghetti. — Das Sonett. Von A. Borgogni. — Cypern's Antiquitäten und der General di Cesnola. Von G. Rigaldi. — Die italienische Expedition nach Schoa. Von A. Brunialti. — Die Diagnose vom Lande und Parlamente. Von Ruggero Bonghi. 2c.

„La civiltà cattolica." Die Mitschuldigen des Mörders Passanante. — Die klassischen Fabeln über das assyrische Reich. — Die materialistische Wissenschaft und ihre Endziele. — Ueber die Verarmung in Italien. — Kapital und Arbeit. — Die transformistische Wissenschaft und Entstehungsgeschichte. — Moderne Chronik.

Spanien.

„Revista de Espana." (Januar.) Das sociale Problem. Von Gumersindo de Azcarete. — Die Kunst in Santiago im achtzehnten Jahrhundert. Von Manuel Murguia. — Nebelflecke in der Geschichte des Staatsvermögens in Spanien. Von Juan Garçia de Torres. — Die mechanische Thätigkeit des Lichtes. Strahlenmesser-Studie. Von José Rodriguez Mourelo. — Die Moral vom gordischen Knoten. Von Francisco Utrilla y Calvo. — Rom's Paläste. Von Eduardo Saco. — Der goldene Fächer. Von Teresa Arroniz. — Bruder Bartolomaeus de las Casas. Von Emilio Castelar. — Der Fortschritt in der Kritik Don Quixote's. Von N. Diaz de Bensumea. — Spaniens Antheil an der Entdeckung der neuen Welt. Von M. G. Lläna. — Die Gebirge und die Colonisation in Australien. Von J. Morphy und Jordana y Morera. — Deutschlands Handelspolitik. Von F. Calvo Munoz 2c.

England.

„The Nineteenth Century." (Februar 1879.) Indien's Finanzlage. Von Prof. Fawcett. — Felix Anton Dupanloup, Bischof von Orleans. Von C. de Warmont, mit Vorwort von Dr. Döllinger. — Thiere und ihre Geburtsländer. Von Alfred R. Wallace. — Bemerkungen eines Schauspielers zum Shakespeare. Von Henry Irving. — Die Freiheit in Deutschland. Von Leonard A. Montefiore. — Die chemischen Elemente. Von J. Norman Lockyer. — Alte Meister auf den Winter-Ausstellungen. Von Prof. Colvin. — Der Arme in Frankreich. Von Rev. W. Walter Edwards. — Persönliches Regiment. Eine Replik. Von Henry Dunckley. — Cooperative Vorräthe. Eine Antwort an die Ladenkaufleute. Von J. H. Lawson. — Die Regierung und die Urtheile über sie. Von Edward D. J. Wilson.

„The Fortnightly Review." (Februar.) Virgil. Von Fred. W. H. Myers. — Das electrische Licht. Von Prof. Tyndall. — Ein Capitel über den Socialismus. Von John Stuart Mill. — Ecce, convertimur ad gentes. Von Matthew Arnold. — Die gedrückte Lage der Landwirthschaft. Von W. E. Bear. — Ein japanesischer Roman. Von Sir David Wedderburn. — Sollen wir Griechenland aufgeben? Von E. A. Freeman. — Wirthschaftliche Methode. Von Henry Sidgwick. 2c.

„The British Quarterly Review." (Januar.) Das Londoner Gas. — Daniel Manin. — Was ist Wissenschaft? — Religiöse Gleichheit und die Theorieen vom Verständniß. — Arnold: Ueber secundäre Erziehung. — „Restaurationen." — Der Vicekönig und der Emir. — Lessing. — Der englische Kirchenstreit. — Das Wiedergeben des englischen Charakters in der englischen Kunst. — Fürst Bismarck. — Unsere Schulen und Schullehrer. — Ist die Volkswirthschaftslehre eine Wissenschaft? — Dr. Smile's Werke über Selbsthilfe. — Rußland und die indische Grenze. — Parteiregierung.

„The Westminster Review." (Januar.) Doctor Johnson: Seine Lebensbeschreiber und Kritiker. — Das Papstthum: Seine frühesten Beziehungen zu römisch-katholischen Staaten. — Die Russen in der Türkei. — Die Familie Cairoli. — Afghanistan. — Niccolo Machiavelli und seine Zeiten. — Indien und das britische Colonialreich. 2c.

„The Contemporary Review.“ (Februar.) Neu-Guinea und Bewohner. Von Alfred A. Wallace. — Professor Geddes über das home Problem. Von Edward A. Freeman. — Römisch-katholischer Rituali und Bekehrte. Von Rev. Pater Ryder. — Frauen und Hospitalpflegeri Von Warrington Haward. — Das Geld im alten Griechenland und Von François Lenormant. — Professor von Holtzendorf über den engli Landedelmann. Von Rev. James Davis. — Ueber die Wanderungen der V Von Dr. August Weißmann. — Cooperative Lager und der gesunde Menf verstand. Von Rev. W. L. Blackley. — Das alte Aegypten. II. Von R. St Poole. — Modernes Leben und Anschauungen in Rußland. Von T. S. &c.

Schottland.

„Blackwood's Edinburgh Magazine.“ (Februar.) John Caldi (Fortsetzung.) — Die gegenwärtige und vergangene Lage des häuslichen Gesindes Ein Medium aus dem vorigen Jahrhundert. Schluß. — Zwei Frauen. (A Jameson und Fanny Kemble.) Gladstone und die nächste Wahl. &c.

Irland.

„The Dublin Review.“ (Januar.) Katholicismus und Cultur. — Armenhilfe in der ältesten Kirche. — Die Leistungen und Bedürfnisse der Kirch England. — Die Kanzel in Bristol in den Tagen Heinrich's VIII. — Afghanis — Die Pariser Ausstellung von 1878. — Eine Prüfung der Herbert Spencer's Psychologie. Theil VII. — Prähomerische Legenden von der Argonautenfahrt. Die Evangelisirung Afrika's. — Die elterliche Autorität in Sachen der Relig — Die Winter-Parlamentssitzung.

Amerika.

„The International Review.“ (Januar 1879.) Täuschung. Ein dicht. Von Edgar Fawcett. — Stimmrecht ein Geburtsrecht. Von Gw. Julian. — Die politische Zukunft Frankreichs. Von Alfred Talandier. Der amerikanische Ausfuhrhandel. Von F. H. Morse. — Die Moralität Frankreich. Von E. de Pressensé. — Erinnerungen an Mazzini. I. Carl Blind. — Im Kampf mit der Wissenschaft. Ein Rückblick auf Tynd Von A. Mechanic. — Die literarische Bewegung in Amerika.

„The North American Review.“ (Januar.) Der Fischerei-Preis. V Senator Edmunds. — Unveröffentlichte Fragmente von der „kleinen“ Perio Von Thom. Sloore. — Die Städte als Einigungen für unsere Politik. V Will. R. Martin. — Die Erhaltung der Wälder. Von Felix L. Oswald. Der „solide Süden“. Von Henry Watterson. — Die Aussprache der latei schen Sprache. Von W. W. Story. — Substanz und Schatten in den Finanz Von George S. Boutwell. — Fahrten des arctischen Schiffes Florence. V Capt. Howgate. — Moderne Dichtung. Von Richard Grant White.

Verlag von Otto Janke in Berlin. Druck der Norddeutschen Buchdruckerei.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. O. Janke in Berlin.

Verzeichniss
der
Mitarbeiter der „Deutschen Revue".

Ständige Mitarbeiter:

Prof. Dr. **Birnbaum** (Leipzig), Geh. Reg. Rath Prof. Dr. **Bluntschli** (Heidelberg), Prof. Dr. **H. Breßlau** (Berlin), Prof. Dr. **v. Buhl** (München), Prof. Dr. **Carrière** (München), Prof. Dr. **Felix Dahn** (Königsberg i. Pr.), Reichstagsabgeordneter Prof. Dr. **Gareis** (Giessen), Prof. Dr. **Huber** (München), Prof. Dr. **G. Jäger** (Stuttgart), Prof. Dr. **Kirchhoff** (Halle a. S.), Dr. **J. Landgraf** (Stuttgart), Prof. Dr. **Laspeyres** (Giessen), Prof. Dr. **K. Möbius** (Kiel), Prof. Dr. **Emil Naumann** (Dresden), Prof. Dr. **F. Reber** (München), Prof. Dr. **E. Reitlinger** (Wien), Dr. **Max Schasler** (Rudolstadt), Geh. Rath Prof. Dr. **v. Schulte** (Bonn), Prof. Dr. **Seitz** (München), **Adolf Strodtmann** (Berlin), Prof. Dr. **J. Wiesner** (Wien), Dr. **Max Wirth** (Wien), Prof. Dr. **K. Zittel** (München).

Mitarbeiter des allgemeinen Theils:

B. Auerbach, E. v. Bauernfeld, J. v. Bebber, F. Bodenstedt, Brugsch-Bey, A. Dochow, K. E. Franzos, Jac. v. Falke, Em. Geibel, v. d. Goltz, R. Hamerling, Ed. v. Hartmann, C. Hennig, Paul Heyse, Wilhelm Jensen, G. A. v. Klöden, F. v. Köppen, F. Kürnberger, F. v. Lesseps, Herm. Lingg, M. v. Pettenkofer, Rich. Pohl, Jos. Rank, Georg Rosen, Daniel Sanders, Daniel Schenkel, Oskar Schmidt, Levin Schücking, K. v. Thaler, J. v. d. Traun, H. Vambéry, H. Viehoff, C. v. Vincenti, F. Wöhler, Robert Zimmermann, K. A. Zittel 2c. 2c.

Druck der Norddeutschen Buchdruckerei, Berlin, Wilhelmstraße 32.